This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓ 91. i. 2.

✓ 91. i. 2.

Martin Luther.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Dr. Julius Köstlin,
Professor und Consistorialrath in Halle.

Zweiter Band.

Elberfeld, 1875.
Verlag von R. L. Friderichs.

Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

lutherischen Kirche.

Herausgegeben von

J. Hartmann, Decan in Tuttlingen, Dr. W. Möller, Pfarrer in Oppin bei Halle a. S., Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Dr. J. Köstlin, Professor in Halle a. S., Dr. K. A. T. Vogt, Professor in Greifswald, Dr. G. Uhlhorn, Professor in Leipzig.

Eingeleitet von

Dr. K. J. Nitzsch,
Probst von Berlin.

II. Theil:

Martin Luther.

2. Band.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1875.

Martin Luther.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Dr. Julius Köstlin,
Professor und Consistorialrath in Halle.

Zweiter Band.

Elberfeld, 1875.
Verlag von R. L. Friderichs.

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Sechstes Buch.

Organisation der Lutherischen Kirche. Streit zwischen Luther und Zwingli. Bis zum Nürnberger Religionsfrieden 1532.

1. Kapitel. Die Reformation und die weltlichen Gewalten 1525—26; Kurfürst Johann, Herzog Georg 1
2. „ Gestaltung der kirchlichen Ordnung nach Luthers Weisungen. Die „deutsche Messe" 13
3. „ Fortsetzung: Kirchenvisitation, Kirchenverfassung 23
4. „ Fortsetzung: Luthers Katechismen nebst Traubüchlein 43
5. „ Luther und Zwingli 65
6. „ Die Reformation und das Reich vom Speierer Reichstag 1526 bis zu dem des Jahrs 1529 112
7. „ Das Marburger Gespräch 127
8. „ Weitere Kämpfe und Arbeiten verschiedener Art 1525—1530 . . . 140
9. „ Persönliches und Häusliches in den Jahren 1525—1530 164
10. „ Vom Marburger Gespräch zum Augsburger Reichstag 179
11. „ Luther auf Coburg und der Augsburger Reichstag 1530 196
12. „ Vom Augsburger Reichstag zum Nürnberger Religionsfrieden. Kurfürst Johanns Tod 246

Siebentes Buch.

Luther unter den Aufgaben und Erfahrungen der Jahre 1523—1540.

1. Kapitel. Ruhigere Jahre, 1532—1535 271
2. „ Friedliche Thätigkeit durchs Wort 1532—35 (deutsche Bibel; Galater-Brief; neue geistliche Lieder) 293
3. „ Polemisches aus den Jahren 1532—1535 305
4. „ Unionsversuche innerhalb des Protestantismus; Wittenberger Concordie 326
5. „ Fortsetzung der Einigungsversuche; die Schweizer 350
6. „ Fortsetzung; Luther und die böhmischen Brüder 358
7. „ Luther in den Verhandlungen mit dem Katholicismus 363
   Luther und der Legat Vergerius S. 371.
8. „ Fortsetzung; Luther in Schmalkalden 376
9. „ Fortsetzung: bis zum Frankfurter Convent und Luthers Schrift von den Concilien 1539 394
10. „ Fortschritte der Reformation; Kurbrandenburg und Herzogthum Sachsen 409
11. „ Luther gegen Erzbischof Albrecht und Lemnius 417
12. „ Luthers sonstige Thätigkeit 1535—1539 425
13. „ Streitigkeiten und Aergernisse innerhalb der Lutherischen Kirche. Cordatus, Schenk, Agricola; Landgraf Philipps Doppelehe . . 443
14. „ Persönliches und Häusliches 473

Seite

Achtes Buch.

Lebensabend 1540—1546.

1. Kapitel. Der Tag zu Schmalkalden und Hagenau. Melanchthons Krankheit. Des Landgrafen Ehe 510
2. „ Verhandlungen in Worms und Regensburg 1541 520
3. „ Fortschritte des Protestantismus. Halle, Naumburg, Braunschweig, Köln, Merseburg u. s. w. Türkenkrieg und französischer Krieg 538
4. „ Zustände und Irrungen innerhalb des Protestantismus 554
5. „ Fortsetzung: Wiederaufleben des Sakramentsstreits 565
6. „ Luthers weitere schriftstellerische Thätigkeit und persönliches Leben 574
7. „ Das letzte Lebensjahr: 1545 und Anfang 1546 584
8. „ Lebensende 601

Sechstes Buch.

Organisation der lutherischen Kirche. Streit zwischen Luther und Zwingli. Bis zum Nürnberger Religionsfrieden 1532.

Erstes Kapitel.

Die Reformation und die weltlichen Gewalten 1525—26; Kurfürst Johann, Herzog Georg.

Der Tod Friedrichs des Weisen erschien vielen Gegnern Luthers ein für ihn und sein Werk verhängnißvolles Ereigniß, und doppelt verhängnißvoll durch das Zusammentreffen mit dem großen Bauernaufstand. Der Fürst, welcher seine schützende Hand über ihm gehalten, alle ihm nachtheiligen Zumuthungen ebenso klug als beharrlich von sich gewiesen, ja schon durch sein persönliches Ansehen Viele auch ihm günstiger gestimmt hatte, war geschieden. Was hatte Luther von seinem Nachfolger zu erwarten? besaß dieser auch bei aller Zuneigung zu Luther die Festigkeit des Charakters und die Macht und Autorität unter den Reichsständen, um ihn gegen fernere Gefahren zu beschirmen? Und nun wurde zur gleichen Zeit der Aufstand der Bauern von den Widersachern der evangelischen Lehre allenthalben zum Beweis dafür gemacht, welche gefährliche, furchtbare Früchte diese hervorbringe, so viel auch Luther gethan hatte, um gegen eine solche Folgerung sich zu verwahren. Es ist nicht zu verwundern, wenn dennoch Viele, die bisher noch geschwankt hatten, jetzt vor der Predigt erschracken, der die Empörer ihren Ruf nach Freiheit entnommen hatten, und wenn überdieß eine Menge solcher größerer und kleinerer Herren, denen die religiösen und kirchlichen Fragen an sich gleichgiltig waren, jetzt gegen den Mann sich aufhetzen ließen, der ihnen, sei's mit, sei's ohne seinen Willen, so große Angst und so schweren Schaden verursacht habe.

Die Stellung der politischen Mächte in Deutschland, welche den äußeren Fortschritt der Thätigkeit Luthers bedingten, gestaltete sich nichts desto weniger gerade in der nächstfolgenden Zeit anders, als jene gehofft und viele Freunde der Reformation, wie besonders auch Melanchthon, befürchtet hatten.

Wir haben bereits der vergeblichen Bemühungen gedacht, welche Herzog Georg bei seinem Vetter, dem neuen Kurfürsten Johann, und seinem Schwiegersohn, Philipp von Hessen, machte, um sie von ihrer Anhänglichkeit an Luther, den Ketzer und Aufrührer, abzubringen.

An Johann schickte er gleich am Tag nach jenem Dessauer Convent, dem 27. Juni 1525, eine neue Beschwerde über Luther, besonders wegen seiner fortgesetzten Angriffe auf die Messe und wegen einer neuen Schrift, die er eben jetzt wieder gegen Messe und Geistlichkeit wolle ausgehen lassen (wir wissen nicht, welche Georg damit meinte und ob überhaupt Etwas daran war). Ferner hatte Erzbischof Albrecht den Brief, in welchem ihn Luther zum Heirathen aufgefordert, dem Herzog gezeigt, und dieser zog jetzt auf Luther los, der sich mit einer verlaufenen Nonne beweibt habe und „gern wolle, daß Jedermann auch also thäte". Johann aber erwiederte umgehends nur, daß er sich in Sachen der Messe als christlicher Fürst gemäß seiner Verantwortlichkeit gegen Kaiser und Reich verhalten werde und Luthers angebliches Büchlein in dessen Verantwortung stehen lasse. Georg steigerte nachher noch seine Anklagen, aber mit gleich wenig Erfolg: er stellte Johann vor, daß Luther ärger als die Bauern, ja das Haupt alles Frevels sei und daß Jener vergebens die bösen Zweige abhaue, so lang die Wurzel bleibe, aus welcher sie immer neu sprossen werden.[1])

Auch an Johanns eigenem Hof kannte Luther „Tyrannen", die jetzt, nach Friedrichs Tod, sogar noch ärger als die „Georgianer" gegen das Evangelium wüthen möchten. Er deutete, ohne Namen nennen oder sonst Näheres angeben zu wollen, auf gewisse adelige Herrn in den kurfürstlichen Landen hin, welche dem Kurfürsten so viel als Herzog Georg zu thun machen und mit den nichtswürdigsten Anschlägen umgehen. Ja er meinte im November 1525 eine Reise nach Altenburg nicht wagen zu dürfen, weil jene ihm auflauern würden, und gab an, daß vor Kurzem Amsdorf in Gefahr unter ihnen gerathen sei. Es seien dieß, sagt er, Männer, von denen er und die Seinigen früher gemeint haben, sie könnten, wenn's Noth thäte, bei ihnen eine Zuflucht finden.[2])

Der Kurfürst aber hielt Stand und bethätigte sogleich mit aller Entschiedenheit seine freundliche, ja eifrige Gesinnung für die angebliche Ketzerei. Spalatin, der jetzt heirathete und nach seinem Wunsch statt seiner bisherigen Stelle bei Hof die erste Pfarrstelle in Altenburg erhielt, von wo Link nach Nürnberg berufen war, blieb Vertrauensperson für Johann wie

für seinen Vorgänger. Im September wurde derselbe nach Wittenberg geschickt, um dort mit anderen fürstlichen Commissären für die Bedürfnisse der Universität zu sorgen. Da wurde der Professorengehalt Melanchthons (bisher 100 Gulden) verdoppelt, der Bugenhagens um die Hälfte erhöht. Melanchthon sollte dadurch ein besonderes Zeichen des fürstlichen Wohlwollens empfangen und zugleich trotz seines Widerstrebens die feste Verpflichtung zu theologischen Vorlesungen erhalten, von denen er noch immer sich loszumachen wünschte; der Kurfürst erklärte jedoch auf ein Schreiben Luthers hin ausdrücklich, daß er seiner Gesundheit halber nicht verbunden sein sollte, dieselben täglich zu halten: er solle den Sold mehr aus Gnaden haben, denn zur Arbeit.[1]) — Mit Luther selbst hatte Johann schon früher zu wiederholten Malen correspondirt und persönliche Zusammenkünfte gehabt, während dieß, wie wir sahen, sein Bruder Friedrich immer vermied. So setzte er auch jetzt einen unbefangenen Verkehr mit ihm, dem Gebannten und Geächteten, fort. — Endlich begann Johann schon im Jahre 1525 auch selbst als Landesherr der kirchlichen Neuerungen, die sein Bruder immer nur hatte gewähren lassen, beziehungsweis auch in Schranken gehalten hatte, positiv sich anzunehmen. Er eröffnete hiermit einen neuen Abschnitt im Aufbau der Reformation und der evangelischen Kirche. Wir haben das Einzelne darüber in unsern nächsten Abschnitten zu besprechen.

Besonders vertraut war das Verhältniß zwischen Luther und dem Sohne seines jetzigen Landesherrn, Johann Friedrich. Dieser hatte als heranreifender Jüngling mit inniger Ueberzeugung und Hingabe die evangelische Lehre in sich aufgenommen und sah in Luther seinen geistlichen Vater. Auch seine Gemahlin Sibylle, eine jülich'sche Prinzessin, die er im Jahre 1526 heirathete, erscheint bald in gar freundlicher, traulicher Beziehung zu Luther und auch zu dessen Ehefrau; wir haben von ihr noch zwei recht gemüthvolle Briefe an ihn aus dem Jahre 1529.[2])

Unter den der Reformation günstigen Reichsständen genoß keiner mehr das persönliche Ansehen wie Friedrich der Weise. War sogar gegen diesen schon die Drohung laut geworden, daß er der Kurwürde wegen des Luthern gewährten Schutzes verlustig gehen sollte, so schien hiermit nun weit leichter Johann gegenüber Ernst gemacht werden zu können. Der Kaiser bestand fortwährend auf dem Wormser Edikt. Das damalige Reichs-Regiment bereitete Vorschläge in diesem Sinn für den nächsten Reichstag vor, den der Kaiser auf Oktober 1525 nach Augsburg ausschrieb. Herzog Georg wies seinen Gesandten für denselben zum Protest gegen jede kirchliche Neuerung an, die nicht von einem Concil bewilligt sei. Der schwäbische Bund zeigte alle Neigung, seinen Sieg über die Bauern in dieser Richtung weiter zu verfolgen. Hingegen schritten jetzt die evangelischen Fürsten Johann und Philipp zu einem Bündniß unter einander, wozu Friedrich in

seiner Scheu vor einer Störung der Reichsordnung und Einheit sich nie hatte entschließen wollen, worin aber katholische Fürsten ihnen ja schon vorangegangen waren. Sie verabredeten sich im November auf dem Jagdschloß Friedewald zu gemeinsamem Eintreten für die Sache des Evangeliums und gingen darauf aus, weitere Gesinnungsgenossen beizuziehen.

In Luther regten sich unter den Gefahren, in welchen seine Sache damals schwebte, merkwürdig kühne Hoffnungen sogar in Betreff der ihm feindseligsten Fürsten. Man kann auf den Gedanken kommen, ob wohl die Erfrischung, welche der Ehestand seinem persönlichen Leben brachte, ihn die Dinge so günstig habe ansehen lassen. Während er an jener Schrift gegen den Erasmus arbeitete, der dem König von England zu lieb die Feder gegen ihn ergriffen hatte, ließ er sich durch Mittheilungen des vertriebenen Dänenkönigs Christian auf den guten Glauben bringen, Heinrich VIII. selbst sei inzwischen dem Evangelium geneigt geworden, und schrieb deßhalb unter dem 1. September einen demüthigen Brief an ihn, auf welchen wir später (in Kap. 8) näher eingehen werden. Dann ließ er sich durch adelige Herren aus dem Herzogthum Sachsen, durch „große feine Leute", wie er sie nennt, bereden, daß er Gutes ausrichten könnte, wenn er an Herzog Georg jetzt einmal freundlich schriebe. Die Gründe, auf welche sie sich stützten, kennen wir nicht. „Sie ersäuften," sagte er später, „mein Gewissen mit großen Fudern voll Vertröstungen, als sollt's dem Evangelium günstig sein, das er [Georg] bisher verfolgte: da fuhr ich daher, ein einfältiger, armer Mensch, ließ mich mein gemacht Gewissen bringen, daß ich ja nicht Ursach' wäre solchen Schadens und Hindernisses." Er schrieb an Georg unter dem 23. Dezember 1525. Da erklärte er ihm: er wolle bei ihm einen Versuch, vielleicht den letzten, machen, mit einer demüthigen, freundlichen Schrift; denn es sehe ihn fast an, als wollte Gott bald den einen und andern von ihnen abrufen. Er falle hiermit dem Herzog zu Füßen und bitte aufs Demüthigste, derselbe wolle doch ablassen von dem ungnädigen Vornehmen, seine Lehre zu verfolgen. Um den Schaden, den die Verfolgung seiner Person bringen könnte, sei's ihm dabei nicht zu thun: er habe ja Nichts als seinen ohnedieß zum Grab eilenden Madensack zu verlieren, behalte durch Gottes Gnade gegen einen größeren Feind, den Teufel und dessen Engel, guten Muth und könne nicht beschreiben, wie trefflich gerade die Verfolgung ihm bisher genützt habe. Aber bei Gefahr seiner Seele müsse er für Georgs Seele sorgen, bitten, flehen und ermahnen. Dieser möge nicht seine geringe Person ansehen, da ja Gott auch eines Elenden Rath (Ps. 14, 6) nicht verschmäht haben wolle und auch einmal durch eine Eselin geredet habe. Auch möge er ihm nicht seiner bisherigen harten, scharfen Schriften wegen jetzt das Gehör versagen: Gott verfluche auch zuerst das Volk Israel durch das schwere Gesetz Moses,

um hernach freundlich zu reden; er selbst habe es bei jenen Schriften besser mit Georg gemeint als dessen Lobredner und Schmeichler. Er wolle gern Alles thun oder lassen, was dem Herzog gefalle, ausgenommen seine Lehre: die könne er nicht lassen vor seinem Gewissen. Im Uebrigen unterwerfe er sich und suche Gnade für Alles, worin er sich verfehlt, wolle auch Jenem Alles seinerseits vergeben und für Alles, was derselbe gegen des Herrn Christi Wort gethan, ihm des Herrn Vergebung erflehen und gewißlich erwerben. Nur in dem Einen Stück möge Georg sich erweichen lassen, daß er Christi Wort freigebe. Zugleich aber warnte Luther, daß der Herzog ihn und die Seinigen nicht nöthigen möge zu Gebeten gegen ihn. „Ew. Fürstl. Gnaden", sagte er, „möchte vielleicht inne werden, daß nicht ein gleich Ding sei, wider den Münzer und wider den Luther streben; es wäre mir aber lieber, Ew. Fürstl. Gnaden müßte das nicht erfahren; ich halte mein und der Meinen Gebet für stärker denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollt' es längst anders um den Luther stehen".

Der Versuch, welchen Luther hiermit machte, war ihm sehr ernst, zeigt uns aber, wie wenig er eine tiefer begründete Ueberzeugung bei seinem fürstlichen Gegner annahm, vielmehr bei ihm nur ein blindes Wüthen voraussetzte, dem vielleicht doch eine solche kurze Ansprache ans Gewissen noch Einhalt thun könnte und welches andernfalls für unheilbare Verstocktheit angesehen werden müßte. Georg erwiederte den Brief sogleich. Seine Antwort war voll alten persönlichen Grolls gegen Luther, besonders im Andenken an jenen Brief desselben an Kronberg vom Jahr 1522, und suchte ihm alles Bittere, was auch sein neues Schreiben enthielt, reichlich zu vergelten; indem vielmehr er ihn jetzt zur Buße, nämlich zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, ermahnt, rückt er ihm sehr gehässig vor, daß wohl Geiz und Ehrgeiz ihn verführt, oder der Stachel des Fleisches ihn zu Fall gebracht, ein schönes Weib ihn betrogen habe. Luthers Brief zeigt doch unverkennbar, daß es ihm im Herzen leid ist um seinen Gegner: nicht so der Brief Georgs. Den Gegensatz der Standpunkte aber, der durch eine Ansprache wie die Luthers sich nicht überwinden ließ und bei welchem wir dem Herzog ein aufrichtiges Ueberzeugtsein nicht absprechen dürfen, drückt seine Antwort richtig aus: er will und kann nicht lassen von der Autorität der Kirche. Auf Luthers Mahnung an einen nahen Tod entgegnet er: wenn er nun das neue Evangelium annähme und so vor Gottes Gericht gestellt werde, so möchte dieser ihn fragen, warum er doch alle Tage sage, er glaube an die christliche Kirche, und nun dennoch Luthern und nicht der Kirche glaube. So erklärt er: „Mein Luther, behalte du dein Evangelium, das unter der Bank hervorgezogen ist; wir wollen bei dem Evangelio Christi bleiben, wie das die christliche Kirche angenommen hat und hält; da soll uns Gott zu helfen." Sehr offen sprach er dann

die Absichten aus, die er gegen Luther hegte: „daß Gott Münzer um seine Bosheit durch uns gestraft, das kann er Luthern auch wohl thun; wir wollen uns auch als ein unwürdig Gezeug gerne dazu nach seinem Willen brauchen lassen." Luther bemerkte darüber seinen Freunden: der Herzog habe ihm mit bäurischer Grobheit geantwortet; sein demüthiges Bezeugen sei bei demselben übel weggeworfen gewesen; er wolle ihm aber Nichts mehr erwiedern.[1])

Mit gewaffneter Polemik aber erhob sich Luther wieder, sobald er von bestimmteren neuen Anschlägen zur Unterdrückung des Evangeliums im deutschen Reich hörte.

Er vernahm in den ersten Monaten des folgenden Jahres von Beschlüssen, welche der Klerus des großen Mainzer Sprengels in diesem Sinne gefaßt hatte. Gegen Weihnachten 1525 nämlich kamen in Mainz, vom dortigen Domkapitel berufen, Abgeordnete aus allen den zwölf mainzischen Provinzen zusammen. Hier wurde verabredet: jedes Domkapitel solle bei seinem Bischof oder Erzbischof darauf dringen und auch selbst nach Vermögen dafür sorgen, daß die aufrührerischen lutherischen Prediger vertrieben werden. An den Papst und an den Kaiser solle eine Botschaft geschickt werden: an den Kaiser, um seine Hilfe für den bedrängten und in seinen Rechten geschmälerten Klerus anzurufen, an den Papst um ihn zu bitten, daß er den Kaiser an seine Pflichten als Schutzvogt der Kirche ermahne. Dabei wollte man dem Kaiser vorstellen: er wisse ohne Zweifel, was Einer, Namens Luther, seit Jahren für aufrührerische Schriften verbreite; die seiner Lehre anhängig gewordenen Obrigkeiten erhalten jetzt Prediger, die wider alle Ordnung predigen, daß die Pfaffen Weiber nehmen, Taufen und Messen deutsch gehalten werden, das Fasten unterbleiben, die Heiligen nicht mehr angerufen werden sollen u. s. w.; von etlichen weltlichen Obrigkeiten werde der Klerus zum Zahlen von Abgaben angehalten; andere eignen den Zehenten und andere geistliche Güter sich selbst zu; die geistliche Jurisdiktion werde von ihnen nicht mehr anerkannt. Solches möge der Kaiser bei hohen Strafen, Acht und Aberacht, denselben verbieten und Exekutoren zur Vollziehung aufstellen. Auch wurde eine Anzahl Fürsten, worunter Georg von Sachsen, Erzherzog Ferdinand und die bairischen Herzoge, ausdrücklich als solche genannt, denen der Kaiser diesen Schutz der Rechte der Kirche auftragen möge.

Eine Abschrift der Mainzer Beschlüsse gelangte in die Hände des Grafen Albrecht von Mansfeld, der sie dem kursächsischen Hof mittheilte, und, vielleicht eben durch Albrecht, auch an Luther. Als Entgegnung auf sie gab dieser im März 1526 ihren ausführlichen Text mit einem Vorwort und Nachwort von seiner Hand in die Presse. Er sah darin, wie er gegen Spalatin äußerte, eine Probe dessen, was der Satan durch die Bischöfe und Herzog Georg anrichten möchte. In dem Vorwort sprach er aus:

der Teufel, der im vorigen Jahre den großen Jammer des Bauernaufstands in deutschen Landen angestiftet habe und täglich das göttliche Wort anfechte und lästere, möchte jetzt zu seinen Werkzeugen gegen dasselbe die Götzenknechte der ganzen mainzischen Rotten und Pfäfferei gebrauchen; aus seinem Anregen haben diese jetzt zwei Bubenstücke sich vorgenommen, erstlich das Evangelium zu lästern als eine aufrührerische Lehre, zum Andern, die Fürsten deutschen Landes in einander zu hetzen und ganz Deutschland in Blut zu ersäufen, damit sie nur ihren Bauch und ihre unchristliche Pracht erhalten. Dazu dürfe er, Luther, nicht stille schweigen, sondern müsse ihren heimlichen Rathschlag, der ihm „wunderlich zugekommen sei", ans Licht tragen und aufdecken. Noch stärker zog er in seinem Nachwort gegen sie los. Die Ursache des Aufstandes, den man ihm Schuld gab, wälzte er, der ja den Bauern in Schriften und durchs mündliche Wort am stärksten entgegen getreten sei, auf der Pfaffen unerträgliche Tyrannei und bübisches Leben zurück, worüber ja auch der weltliche Adel in Worms vor dem Kaiser verhandelt, worin aber jene niemals Etwas haben bessern oder nachlassen wollen, und insbesondere auf das Spiel, welches sie mit ihm und dem Evangelium eben auf dem Wormser Reichstag getrieben haben. „Da", sagt er, „saßet ihr wie die Larven und Götzen um den jüngsten Menschen, Kaiser Karl, der sich nicht auf solche Dinge verstand, mußte wohl thun was euch gefiel, und habt mich ohne alles Recht, wie eure Gewissen meine Zeugen sind, unverhört und unverkannt verdammt; — ihr habt da mit mir ein Stücklein gethan, das ist in Adamant geschrieben und wird nimmermehr ausgelöscht werden, auch nicht schweigen, bis ihr alle Staub werdet, den der Wind verstreuet." Den Wormser Beschluß, auf den der Kaiser fort und fort so eifrig zurückkam, erklärt er jetzt auch vom Standpunkt des Reichsrechtes aus für ungiltig: „es war nicht ein gemein einträchtig Urtheil, wie sichs gebühret, weil die Stände, an welchen am meisten gelegen ist im ganzen Reich, nicht darin haben verwilligt, sondern es war ein Fürsten- und Bischofsrath da, die brauchten des Kaisers zu ihrem Muthwillen." Deßhalb habe das Gebot auch keine Kraft gehabt; denn die Gewissen haben gewußt, daß es Unrecht sei; dasselbe habe auch die Frucht und Erfahrung bewiesen: denn nach diesem falschen Pfaffenurtheil sei seine Lehre erst recht angegangen und weiter gekommen, denn je zuvor. In Betreff des Bauernaufstands hob er noch besonders hervor, daß derselbe nicht in Kursachsen oder Hessen aufgekommen sei, sondern aus dem Frankenland und aus Landstrichen des Herzogs Georg, also aus Ländern, wo das Evangelium verworfen war, und daß, wenn nicht Graf Albrecht als erster im Harnisch dazu gethan hätte, Georg durch das schnelle Feuer in acht Tagen wohl ebenso um seine Macht gekommen wäre, wie die andern Herrn, die dadurch überwältigt wurden.

Doch Kurfürst Johann erfuhr von dieser Schrift, ehe der Druck fertig war, und hielt Luther von ihrer Herausgabe ab. Hauptsächlich fürchtete er von ihr ein neues Aufbrausen Georgs. Dieser erhielt, nachdem ihrem Druck längst Einhalt gethan war, auch selbst ein Exemplar derselben, obgleich keine ins Publikum kamen; er hatte seine besonderen Mittel und Wege, um derartiges vom kursächsischen Hof in die Hände zu kriegen: wie er jetzt — und seltsamer Weise mit den gleichen Worten auch bei einem ähnlichen Fall im Jahre 1529 — vorgab, hatte dem Diener an seiner Silberkammer ein kursächsischer Kammerknecht das Büchlein als eine lesenswerthe Neuigkeit zugeschickt. Er erhob natürlich wieder Beschwerde bei Johann und die Correspondenz darüber zog sich zwischen beiden bis in den November hin. Luthern selbst war es dann lieb, daß die Herausgabe seiner Schrift unterblieben war; denn inzwischen ließ, wie er sagt, Gott den blutgierigen Pfaffen ihren mörderischen Anschlag vor Kaiserl. Majestät zu nichte machen und that mehr, denn vielleicht er mit dem Büchlein hätte ausgerichtet. So schrieb er im November. In der Zwischenzeit hatten sich die Dinge im Reich, nachdem die Evangelischen hier gerade noch aufs stärkste vom Kaiser bedroht worden waren, wirklich so günstig, als damals irgend möglich war, für diese gewendet. [1])

Während jenes Conventes der Geistlichen in Mainz tagte zu Augsburg der Reichstag, wurde jedoch, weil die Stände noch auf keiner Seite schon genügend zu einer Entscheidung vorbereitet und großentheils gar nicht erschienen waren, auf den folgenden Mai (1526) verschoben, wo er in Speier zusammenkommen sollte. Und eben hier schienen nun von Seiten des Kaisers die äußersten Maßregeln gegen die Ketzerei und zur Vollziehung des Wormser Ediktes bevorzustehen. Er hatte seinen Krieg mit Frankreich aufs Glücklichste zu Ende geführt. König Franz, durch die Schlacht von Pavia sein Gefangener geworden, unterwarf sich den Bedingungen, welche er ihm im Madrider Frieden stellte, unterzeichnete diesen am 14. Januar und besiegelte sein Wort mit einem feierlichen Eid. Sofort wollte Karl seine Waffen gegen die gemeinsamen Feinde der Christenheit, die Türken und die von der Kirche abgefallenen Ketzer kehren. Ja eben in jenem Friedensvertrag war auch ausgesprochen, daß Karl und Franz gegen diese beiden Feinde sich verbünden und selbst den Papst zu einer Unterstützung ihres Unternehmens durch kirchliche Mittel auffordern wollten. So durfte Franz am 16. März in sein Reich zurückkehren, nachdem er dem Kaiser nochmals ein treues Halten des Vertrages angelobt hatte. Am 23. März ließ dieser dann in Betreff der „verführerischen, verdammten lutherischen Lehre, dadurch so viel Mords, Todschlags, Gotteslästerung und Zerstörung entstanden," geheime Schreiben an verschiedene geistliche und weltliche deutsche Reichsfürsten ergehen, mit der Ankündigung,

daß er selbst über Rom nach Deutschland kommen und mit ihrem Beirath für gründliche Austilgung der „lutherischen bösen Sache und Irrthümer" sorgen wolle.

Solchen Gefahren gegenüber brachten jetzt Kursachsen und Hessen ihren schon im vorigen Jahre verabredeten Bund zum Abschluß: das sogenannte Torgauer Bündniß, geschlossen zu Gotha gegen Ende Februars, ratifizirt in Torgau am 4. Mai. Am 12. Juni trat eine Anzahl anderer Reichsstände bei, nachdem nun auch jene drohenden kaiserlichen Schreiben bekannt geworden waren. Sie vereinigten sich zu gegenseitiger Hilfleistung gegen die Versuche der Geistlichkeit und ihrer Anhänger im Reich, das göttliche Wort wiederum zu unterdrücken. Ohne Zweifel gedachten sie, auch dahin gehende Reichstagsbeschlüsse zu hintertreiben und im Nothfall dem Vollzug derselben Gewalt entgegenzusetzen.

Luther indessen bestand bei aller seiner Erbitterung gegen die Pfaffen doch, sobald es ums Verhältniß zum Kaiser und der Reichsgewalt sich handelte, einfach auf seinem Grundsatz, daß die Christen die Gewalt der Obrigkeit über sich müssen ergehen lassen. Als ihn Graf Albrecht von Mansfeld, der nachher auch dem Torgauer Bund beitrat, noch i. J. 1525 um ein Gutachten wegen eines Bündnisses gegen die Feinde des Evangeliums ersuchte, gab er zwar zu, daß man „auf unbenannten Unfall" eine Verbindung eingehen und die Gottlosen hierdurch zurückschrecken möge, erklärte aber, daß gegen die Obrigkeit keine Verbindung gelte, ja daß man auch nicht einmal hinter dem Rücken der Obrigkeit sich verbinden dürfe. Nach Abschluß des Torgauer Bündnisses schrieb er an den Mansfeldischen Rath Rühel: „den Bund wider den Kaiser höre ich nicht gerne, denn Menschenanschläge, sorge ich, werden fehlen." Eingehend handelte er ferner von seiner schuldigen Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt in einer Schrift v. J. 1526, zu welcher ihn die Fragen eines Adeligen, Assa vom Kram, veranlaßten, der beim Einzug des neuen Kurfürsten in Wittenberg ihn gesprochen hatte; ihr Titel ist: „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können." Nachdem er hier das Recht des weltlichen Schwertes der Obrigkeit sammt dem dazu gehörigen „Kriegsamt" begründet hat, erörtert er weiter, ob nun auch ein Fall eintreten könne, wo man trotz dieses Rechtes gegen dieselbe streiten und sie absetzen oder binden dürfe. Er kennt keinen solchen Fall. Immer gilt ihm für die Unterthanen das Wort Gottes im Römerbrief: die Rache ist mein, ich will vergelten; sie dürfen sich nicht selbst zu Richtern machen. Die ungerechte Gewalt, die ihnen ja nicht an die Seele gehen könne, sollen sie duldend dem göttlichen Gericht überlassen und, wenn dieselbe das Evangelium verbiete, in ein anderes Land fliehen. Nur wenn Fürsten wahnsinnig werden, findet er ihre Absetzung gerechtfertigt, weil sie dann gar nicht mehr für einen

Menschen zu halten seien; ein wüthender Tyrann aber habe, obgleich man ihn für ärger denn einen Wahnsinnigen halten möchte, doch noch Gewissen und Erkenntniß und könne noch sich bessern und belehren lassen. Nicht einmal da, wo ein Fürst sich seinen Unterthanen verpflichtet hat, nach einer Verfassungsurkunde („nach fürgestellten Artikeln") zu regieren, giebt er die Folgerung zu, daß man demselben, wenn er seinen Eid breche, das Regiment nehmen dürfe: denn es müßte, sagt er, dann eine höhere Obrigkeit da sein, welche beide Theile verhörte und den Schuldigen verurtheilte; in Ermanglung einer solchen habe Niemand von Gott Recht und Befehl, jene Strafe an der Obrigkeit zu vollziehen. Hiebei hat Luther nicht bloß eine Auflehnung des Pöbels im Auge, welchem man, wie er sagt, nicht viel pfeifen dürfe, weil er sonst gern toll werde, und welcher in jedem seiner Mitglieder mehr denn fünf Tyrannen stecken habe; sondern er will damit gleichermaßen Bauern, Bürger, Edelleute, Grafen und Fürsten treffen. Den bösen Obrigkeiten will er übrigens mit dem, was er von der Pflicht der Unterwerfung lehrt, durchaus keine Sicherheit geben: denn die Welt und der große Haufe lasse sich ja nicht durch solche Lehre binden und es sei dann ein göttliches Verhängniß, wenn die Menge gegen die Tyrannen sich erhebe und sie verjage oder erwürge; das Schwert des Damokles hänge diesen immer über dem Kopfe. Dem Herzog Georg soll diese Schrift ohne den Namen des Verfassers und Druckortes und mit wenig Auslassungen aus dem Text in die Hände gespielt worden sein und er sie dann dem Lukas Cranach mit den Worten vorgewiesen haben: „Siehe, da habe ich ein Büchlein, das ist besser denn es der Luther nimmermehr machen könnte." [1])

Aber während Johann und Philipp ihre Verbündeten an sich zogen und Luther vor solchen Mitteln warnte, mußte der Papst selbst die größte Hilfe dazu leisten, daß die Gefahr vorüber ging. Denn bei ihm war die Furcht vor der wachsenden Gewalt des Kaisers doch noch viel größer als die Lust, durch ihn die Ketzer niederwerfen zu lassen. Kraft seiner Autorität als Stellvertreter Christi, wofür Karl zu streiten bereit war, entband er den König Franz des Eides auf den Madrider Friedensvertrag, schloß mit ihm und den italienischen Fürsten am 22. Mai die „heilige Liga" zu Cognac ab, um Karl die Früchte seines Sieges wieder zu entreißen, und wies alle Zugeständnisse zurück, die dieser anbot. Schon im Juni entbrannte aufs Neue der Krieg in der Lombardei.

Zu gleicher Zeit zog der türkische Sultan Soliman, den Franz schon vorher, während seiner Gefangenschaft, um Hilfe angerufen hatte, mit einer Heeresmacht gegen Ungarn heran, gegen welche Karls Schwager Ludwig, der König von Ungarn und Böhmen, nur eine zehnmal kleinere aufzubringen vermochte. Ludwig unterlag dann in der

Schlacht bei Mohacz (am 29. Auguſt) und kam fliehend in einem Moraſt um.

So geſtalteten ſich die Verhältniſſe, als der neue Reichstag gegen Ende Juni's in Speier zuſammenkam.

Zum erſten Mal traten hier die evangeliſchen Fürſten vor den übrigen Reichsſtänden und den Geſandten des Kaiſers ganz offen als Bekenner der verdammten und geächteten Lehre auf. Johann und Philipp ließen je am andern Tag in ihren Wohnungen Gottesdienſt mit evangeliſcher Predigt halten. Johann hatte Spalatin und Agricola als Prediger bei ſich. Die Beobachtung der Feſttage unterließen ſie gefliſſentlich, trotz der Vorſtellungen, welche die Vertreter des Kaiſers ihnen darüber machten. Johann ließ ſein Wappen mit dem Spruch „verbum dei manet in aeternum“ an ſeiner Herberge anbringen.[1])

Dagegen brachten die kaiſerlichen Kommiſſäre anfangs nur in unbeſtimmter Faſſung die Aufforderung an die Stände, über rechte Handhabung des Glaubens und der chriſtlichen Ordnung bis auf ein Concil zu berathſchlagen. Sie fanden bei der Mehrzahl viel mehr Neigung, weiterhin zu vermitteln und gemeinſame Beſchwerden über kirchliche Mißbräuche vorzutragen, als den großen kirchlichen Kampf auszufechten. Vergebens rückten ſie dann mit einer noch aus dem März ſtammenden Inſtruktion hervor, welche das Wormſer Edikt einſchärfte, wie man denn damals auch in Wittenberg von ernſten Drohungen Ferdinands und Anſtrengungen der Biſchöfe hörte. Es wurde ihnen entgegnet, daß ſeit dem Datum der Inſtruktion das Verhältniß des Kaiſers zum Papſt ſich ſehr geändert habe, die Ausführung des Edikts thatſächlich unmöglich ſei, auch die Türkengefahr jetzt keine Störung des Friedens im Reich zulaſſe. Endlich kam der Reichstagsbeſchluß vom 27. Auguſt zu Stande: der Kaiſer ſollte durch eine Geſandtſchaft erſucht werden, in eigener Perſon ſich in die deutſche Nation zu verfügen, ein Einſehen haben und dahin wirken zu wollen, daß ein allgemeines chriſtliches Concil oder wenigſtens ein deutſches Nationalconcil in beſtimmter Zeit vorgenommen werde; mittlerweile wollen die Reichsſtände nach einmüthigem Vergleich in Sachen des Wormſer Ediktes ein jeglicher für ſich alſo leben, regieren und es halten, wie ein jeder Solches gegen Gott und kaiſerliche Majeſtät zu verantworten hoffe und vertraue. Des Kaiſers Stellvertreter Ferdinand gab hiezu ſeine Zuſtimmung.

Luther war mit den diplomatiſchen Verhandlungen dieſes wie der vorangegangenen Reichstage ganz unbekannt geblieben. Er wußte noch am 28. Auguſt an Link Nichts über Speier zu berichten, als daß man dort nach echt deutſcher Weiſe trinke und ſpiele. Ueber den Erfolg des Reichstags haben wir keine Aeußerung von ihm, als etwa die oben angeführte

frohe Aeußerung darüber, daß Gott den mörderischen Rathschlag der Pfaffen vor dem Kaiser habe zu nichte werden lassen. Er sah darin zunächst wohl nur eine Abwendung der augenblicklichen Gefahr durch die Hand Gottes, auf welchen man auch fernerhin allein vertrauen dürfe. In der That aber war der Speiersche Beschluß seit dem Wormser Edikt und eben im Gegensatz zu diesem das wichtigste und auf immer höchst bedeutungsvolle Ereigniß für die äußere Entwicklung der Reformation und einer evangelischen Kirche in Deutschland. Denn jetzt war förmlich und rechtlich die Herstellung eines neuen Kirchenwesens auf Luthers Grundsätzen neben der alten Kirche im deutschen Reich zugelassen, und zwar eine Herstellung durch die einzelnen Reichsstände als solche, also durch die Fürsten, die reichsunmittelbaren Adeligen und die Obrigkeiten der freien Reichsstädte je in ihren Gebieten. Es war der gesetzliche Grund gelegt zur Bildung evangelischer Landeskirchen. Es war dieß freilich nur einstweilen, bis zur Entscheidung eines Concils, zugestanden und es war Nichts darüber ausgemacht, ob nicht ein anderer, künftiger Reichsbeschluß auch abgesehen von einer solchen Entscheidung das Zugeständniß wieder zurücknehmen könnte. Aber es war doch etwas ganz Anderes einen einmal gesetzlich zugelassenen kirchlichen Neubau umstoßen und ihn gar nicht zulassen. In Betreff eines allgemeinen Concils wußte ferner Jedermann, daß gerade damals an ein Zustandekommen desselben am wenigsten zu denken war. Die Berufung eines deutschen Nationalconcils aber wäre nur durch einen Kaiser möglich gewesen, der zum Bruch mit der römischen Kirche, welche es nimmermehr gestatten konnte, sich entschließen wollte.

Für die nächste Zeit konnte der Kaiser und sein Bruder keinesfalls neue Maßregeln in den kirchlichen Angelegenheiten des deutschen Reiches wagen. Ferdinand bekam Sorgen, Arbeiten und Kämpfe in Böhmen und Ungarn. Es gelang ihm, in beiden Ländern zum König gewählt zu werden, aber sein Thron stand noch sehr unsicher, besonders in Ungarn, wo die ihm widerstrebende mächtige Partei Zapolyas eine Stütze für sich in den Türken suchte. An Deutschland war die Türkengefahr nur um so näher herangerückt. — In Italien wurde der Krieg zwischen dem Papst und Kaiser geführt; dieser machte jenem ganz lutherisch klingende Vorwürfe darüber, daß er in grobem Widerspruch gegen die Lehre des Evangeliums seines weltlichen Besitzes wegen Blut vergießen lasse und seine Gewalt zum Verderben des christlichen Volkes gebrauche. Am 6. Mai 1527 wurde Rom von den kaiserlichen Truppen durch Sturm genommen. Während der Papst in der Engelsburg eingeschlossen saß, ließen die deutschen Kriegsknechte in seiner heiligen Stadt ihrem ketzerischen Spott und Hohn gegen ihn den Lauf. Luther schrieb auf die Nachricht hiervon einem Freunde: „Rom ist elendiglich verwüstet worden, indem Christus also regiert, daß

der Kaiser, der für den Papst den Luther verfolgt, für den Luther den Papst verstören muß." Er wünschte jedoch nicht, daß Rom verbrannt würde: denn das dünkte ihm allzuungeheuerlich.[1])

Unter diesen Umständen konnten besonders die Fürsten von Kursachsen und Hessen das Werk der Reformation jetzt weiterführen, wie sie es namentlich seit dem Jahr 1526 in Uebereinstimmung mit Luther gethan haben.

Zweites Kapitel.

Gestaltung der kirchlichen Ordnung nach Luthers Weisungen. Die „deutsche Messe".

Weitere reformatorische Neuerungen wurden vor Allem in Wittenberg selbst vorgenommen. Gerade hier, wo Luther so ganz allmählich vorangegangen war und doch beim Kurfürsten Friedrich noch Widerstand gefunden hatte, bedurfte der Gottesdienst noch einer vollständigeren Umbildung im evangelischen Sinne.

Nach langem Kampf war, wie wir früher (oben B. 1 S. 564) sahen, zu Ende des Jahres 1524 die Winkelmesse in der Schloßkirche gefallen. Andere Anstoß erregende papistische Gebräuche bestanden noch fort. Mit Bezug auf diese Kirche, für deren Ordnung er speziell verantwortlich war, zeigte sich ja Friedrich aufs äußerste bedenklich und empfindlich. Nun aber wurden gerade während sein Nachfolger den Spalatin nach Wittenberg entsandt hatte, jene Dinge, darunter z. B. die Meßgewänder, vollends beseitigt. Am 23. September 1525 wurde, wie dieser erzählt, „der ganze Papst aus der Kirche hinausgeworfen." Beim Gottesdienst derselben sollte besonders auch einem neuen Mißbrauch in Betreff der Messe gesteuert werden. An vorigen Weihnachten war nämlich durchgesetzt worden, daß statt der katholischen Messe ein Abendmahl nur noch am Sonntag und bei Anwesenheit von Communikanten gehalten werde. Zur Stifts- oder Schloßkirche gehörte aber keine Gemeinde, deren Glieder dort zu communiciren gehabt hätten. Nun pflegte, wie es scheint, nach einer Verabredung der noch am Alten hängenden Stiftsherrn seit längerer Zeit je Einer derselben als einziger Communikant zu erscheinen. Die Reformatoren sahen darin nicht ein religiöses Bedürfniß, sondern das Bestreben, hiedurch einen Meßgottesdienst, der doch keine wirkliche Communion sei, im Bestand zu erhalten. Deshalb wollten sie, daß in dieser Kirche nur noch bei Anwesenheit der fürstlichen Personen und Hofleute und auf deren Wunsch Abendmahl gehalten und dazu dann auch die städtische Gemeinde eingeladen werden, sonst aber die Geistlichen der Stiftskirche mit den andern christlichen Brüdern in der Stadtkirche das Abendmahl genießen sollten. Die

Entscheidung war prinzipiell wichtig. Man kann wohl sagen, daß nach Luthers Auffassung die Feier des Abendmahles den Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes bilde; dennoch sollte sie nicht als leere Form festgehalten oder, wie Jene in einem Gutachten aussprachen, „aus einem Gesetz" beobachtet werden.

Spalatin berichtete darüber am 2. Oktober dem Kurfürsten, wies auch darauf hin, daß die Zahl der Kleriker des Stifts allmählich von achtzig auf achtzehn gesunken sei und man die dadurch frei werdenden Gelder für die Aufbesserungen bei der Universität werde verwenden können, bei welchen, wie wir sahen, am meisten Melanchthon bedacht wurde. Der Fürst schickte dann seine Räthe von Doltzig und von Minkwitz nach Wittenberg, um in Sachen der Universität und Kirche Weiteres zu besorgen. Diesen wurde über den Gottesdienst, wie er bei der Stiftskirche bereits neu eingerichtet war, am 10. Oktober ein Entwurf übergeben, den der Probst der Kirche, Jonas, und der Stadtpfarrer und Professor Bugenhagen mit Luthers Beirath verfaßt hatten. Sie waren mit demselben einverstanden, meldeten auch dem Kurfürsten, daß zwei Componisten nach Wittenberg berufen seien, um den zum Gottesdienst gehörigen Gesang einzurichten, und ferner, daß „die Zeremonien werden fürderlich durch den Druck ausgehen zur Besserung der Gemeinde".[1])

Die zuletzt angeführten Sätze bezogen sich auf den Wittenberger evangelischen Gottesdienst überhaupt. Denn auch für die Stadt- oder Pfarrkirche handelte es sich um Neues. Noch immer wurden hier die Gesangstücke des Gottesdienstes (und auch biblische Lesestücke wurden ja gesungen) vom Geistlichen und Chor lateinisch vorgetragen; die Gemeinde sang nur dazwischen einzelne deutsche Lieder; Luthern hatte besonders die Umgestaltung der Musik fürs deutsche Singen Schwierigkeiten gemacht. Jetzt sollte endlich ein ganz deutscher Gottesdienst für die Sonntage hergestellt werden. So wünschte es auch der neue Kurfürst.

Luther selbst führte jetzt jene Umgestaltung durch. Auf seinen, an den Kurfürsten gerichteten Wunsch waren jene beiden Componisten aus Torgau hergerufen worden, nämlich der alte fürstliche „Sangmeister" Konrad Rupf und Johann Walter, der im vorangegangenen Jahr selber ein Büchlein geistlicher Gesänge herausgegeben und solche nicht bloß componirt, sondern auch gedichtet hat. Speziell mit Walter arbeitete Luther zusammen. Drei Wochen lang hielt er ihn bei sich fest. Da hat er, wie Walter später erzählt, mit ihm über die Noten der Choräle, d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauch der liturgischen, vom Geistlichen und von einem Chore vorzutragenden Gesänge mit ihm sich unterredet. Er selbst hat zu den Evangelien, Episteln und Einsetzungsworten des Abendmahls, die nach dem alten Brauch singend vorgetragen werden sollten,

die Noten gemacht, sie jenem vorgesungen und sein Bedenken darüber hören wollen. Er selbst hat ferner zu dem deutschen Gesange, welchen er für das sogenannte Sanctus dichtete (s. unten) die Melodie gemacht. Als Walter sich verwunderte, wie er hier Alles so meisterlich gesetzt, und ihn fragte, woher er Solches verstehe, lachte er und antwortete: „Der Poet Virgilius hat mich Solches gelehret, der also seine Carmina und Worte auf die Geschichte, die er beschreibet, so künstlich appliciren kann; also soll auch die Musika alle ihre Noten und Gesänge auf den Text richten." — Dem Walter erwies Luther bald nachher dadurch Dank, daß er sich mit Melanchthon angelegentlich für ihn beim Kurfürsten verwendete, als dieser die Cantorei, bei der er angestellt war, eingehen lassen wollte, suchte ihm auch später noch ein Einkommen beim Kurfürsten zu verschaffen: für solche Personen, sagte er, würden die Klostergüter nützlich und nach Gottes Willen verwendet. Melanchthon bemerkte, daß Walter, der Componist in der Cantorei, „das Gesang, so jetzo sehr gebraucht wird, gemacht habe," und daß man in der gegenwärtigen Zeit gar sehr solcher Leute bedürfe.[1])

Den Entwurf für einen deutschen Gottesdienst, der so zu Stande kam, legte Luther dem Kurfürsten vor. Am 29. Oktober, dem 20. Trinitatissonntag, wurde der erste Versuch damit in der Pfarrkirche gemacht. Am folgenden Sonntag richtete Luther auch kurze Worte darüber von der Kanzel aus an die Gemeinde: „Ich habe mich," sagte er, „so lang gewehrt mit der deutschen Messe, daß ich nicht Ursach gäbe den Rumpelgeistern, die hineinplumpen unbesonnen, achten nicht, ob es Gott haben wolle; nun aber mich so Viele bitten aus allen Landen mit Geschrift und Briefen, und mich der weltlich Gewalt dazu dringet, konnten wir uns nicht wohl entschuldigen und ausreden, sondern müssen dafür achten und halten, es sei der Wille Gottes; wo nun da Etwas gehet, das unser ist, das soll untergehen und sinken, wenn es gleich ein schön und groß Ansehen hat; ist es aber aus Gott, so muß es fortgehen, ob es sich gleich närrisch läßt ansehen; — darum bitt ich euch, daß ihr den Herrn bittet, wenn es eine rechtschaffene Messe sei, daß sie ihm zu Lob und Ehren fortgehe." Für die Wochengottesdienste sollte übrigens ein Gebrauch der lateinischen Sprache fortwähren.[2])

Die Bitten, welche von auswärts wegen des deutschen Gottesdienstes an Luther gerichtet worden waren, gingen dahin, daß er eine Ordnung gebe, welche überhaupt in den evangelischen Kirchen gebraucht werden könnte und sollte. So arbeitete er die Formen, welche er in der Wittenberger Kirche einführte, auch sogleich zur Veröffentlichung aus, erklärte jedoch im Voraus, daß man nicht meinen dürfe, es sei Gleichförmigkeit nöthig. Seine darauf bezügliche Schrift erschien gedruckt zu Anfang des Jahrs 1526: „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts

zu Wittenberg fürgenommen" (mit den für die Singstücke dienenden Noten).

Er beginnt sie mit den Worten: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes Willen, alle diejenigen, so diese unsere Ordnungen im Gottesdienst sehen oder nachfolgen wollen, daß sie kein nöthig Gesetz draus machen, noch Jemands Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wenn und wie lang es die Sachen schicken und fordern. Denn wir auch Solches nicht der Meinung lassen ausgehen, daß wir Jemand darinnen meistern oder mit Gesetzen regieren wollten, sondern weil allenthalben gedrungen wird auf deutsche Messen und Gottesdienst und groß Klagen und Aergerniß gehet über die mancherlei Weisen der deutschen Messen, daß ein Jeglicher ein Eigenes macht, Etliche aus guter Meinung, Etliche auch aus Fürwitz."

Ferner sprach er gerade jetzt, wo er äußere Formen des Gottesdiensts aufstellen sollte, so nachdrücklich wie kaum je früher aus, daß der christliche Gottesdienst seiner Idee nach ein rein geistiger sei und bei echten, gereiften Christen solche Formen entbehren könnte, ja in der That gar nicht annehmen würde, wenn dieß nicht um der noch Unreifen willen geschehen müßte. Wir stellen, sagt er, solche Ordnungen gar nicht um deren willen, die bereits Christen sind; denn die bedürfen der Dinge keines; sie haben ihren Gottesdienst im Geist. Man müsse sie aber deren wegen haben, die noch Christen werden oder im Christenthum stärker werden sollen. Mit diesen letzteren stellt er übrigens auch sich selbst zusammen, indem er von Jenen sagt: „sie leben um unser willen, die noch nicht Christen sind, daß sie uns zu Christen machen," — indem er also bei Jenen offenbar nur an ein ideales Christenthum denkt, welches schon ganz erreicht zu haben kaum Einer von sich sagen könnte. Aber während äußere Formen überhaupt so durch eine allgemeine Unvollkommenheit des christlichen Lebens auf Erden gefordert sein werden, steigt er bei der Frage, wie sie nun gestaltet werden sollen, noch weiter herab: es soll nicht etwa mit Rücksicht auf denjenigen Standpunkt geschehen, auf welchem er und seinesgleichen doch schon stehen, sondern die Ordnungen sollen gestellt werden „allermeist um der Einfältigen und des jungen Volkes willen". Wie ihm ihr Bedürfniß schon bei seinen ersten Schritten zur Reform des Kultus maßgebend gewesen war, so auch jetzt und so, fügen wir bei, bis ans Ende seiner Thätigkeit. Dazu gehörte ihm vor Allem eine tägliche Uebung und Erziehung in der Schrift und Gottes Wort, mit „Lesen, Singen, Predigen, Schreiben und Dichten." Und ihretwegen wollte er auch Mittel, welche auf die Sinne wirkten, beibehalten und, so weit es ersprießlich schien, neu gestalten: um Solcher willen, sagt er, wollt ich, wo es dazu (zur Uebung

in Gottes Wort und im Glauben) hilflich und förderlich wäre, mit allen Glocken lassen läuten und mit allen Orgeln pfeifen und Alles klingen lassen, was klingen könnte. Christliche Einigkeit will er dann auch mit Bezug auf diese Ordnungen: es soll Keiner dem Andern Aergerniß in ihnen geben; gerade weil an ihnen des Gewissens halber vor Gott Nichts gelegen ist und sie doch dem Nächsten nützlich werden können, sollen die Christen der Liebe gemäß darnach trachten, einerlei hierin gesinnt zu sein und, so gut es sein kann, gleiche Weise und Gebärde anzunehmen. Doch es genügt ihm, wenn nur „in einer jeglichen Herrschaft der Gottesdienst auf einerlei Weise ginge und die umliegenden Städtlein und Dörfer mit einer Stadt gleich parteten; ob die in andern Herrschaften dieselbigen Ordnungen auch hielten oder was Besonderes dazu thäten, soll frei sein." Namentlich verwahrt er sich dagegen, als ob es seine Meinung wäre, daß ganz Deutschland seine Wittenberger Ordnung annehmen sollte; ihr sollen diejenigen nicht reichen, die schon ihre eigenen guten Ordnungen haben oder bessere machen können.

Er macht sodann „dreierlei Unterschiede des Gottesdienstes und der Messe."

Das erste ist eine lateinische Messe, wie er sie früher in seiner Formula Missae dargestellt hatte. Ihr Gebrauch soll auch jetzt frei bleiben. Ja der Jugend wegen möchte er die lateinische Sprache keineswegs ganz in der Kirche abkommen lassen, vielmehr auch griechisch und hebräisch singen und lesen lassen, wenn diese Sprachen so gemein wären wie die lateinische und man so gute Gesänge in ihnen hätte.

Das zweite ist der gegenwärtig von ihm zu behandelnde deutsche Gottesdienst, welcher um der einfältigen Laien willen geordnet werden sollte.

Er hat aber noch von einer andern Art des Gottesdienstes zu reden, ja erst in ihr sieht er den Gottesdienst einer echten Christengemeinde. Jene beiden Weisen nämlich müssen, wie er sagt, öffentlich in den Kirchen unter allem Volke gehalten werden, indem unter diesem Viele noch nicht gläubige Christen seien, sondern der größere Theil dastehe und gaffe, um Etwas Neues zu sehen, grade als ob man unter Türken und Heiden auf einem freien Platz christlichen Gottesdienst hielte. Es sei da noch keine geordnete und gewisse Versammlung, darin man nach dem Evangelium die Christen regieren könnte, sondern erst eine öffentliche Reizung zum Glauben und zum Christenthum. Der bisherige Gottesdienst ist ihm also wesentlich noch gewissermaßen ein Missionsgottesdienst. Und nun fährt er fort:

„Aber die dritte Weise, die eine rechte Art der evangelischen Ordnungen haben sollte, müßte nicht so öffentlich auf dem Platz geschehen unter allerlei Volk, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein

und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Nam
ſich einzeichnen und etwa in einem Hauſe allein ſich verſammeln zum G
bet, zu leſen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andere chr
liche Werke zu üben. In dieſer Ordnung könnte man die, ſo ſich ni
chriſtlich hielten, kennen, ſtrafen, beſſern, ausſtoßen oder in den Ba
thun nach der Regel Chriſti Matth. 18. Hie könnte man auch ein gem
Almoſen den Chriſten auflegen, daß man williglich gäbe und austheil
unter die Armen nach dem Exempel St. Pauli, 2 Kor. 9. Hie bedür
nicht viel und groß Geſänges. Hie könnte man auch eine kurze fei
Weiſe mit der Taufe und Sakrament halten und Alles aufs Wort u
Gebet und die Liebe richten. Hie müßte man einen guten kurzen Katech
mum haben über den Glauben, zehn Gebot und Vater Unſer. Kürzlich, we
man die Leute und Perſonen hätte, die mit Ernſt Chriſten zu ſein begel
ten, die Ordnungen und Weiſen wären bald gemacht."

Der Gedanke, welchen Luther hiemit ausſpricht, war bei ihm ni
bloß eine flüchtige, unbeſtimmte Idee oder ein in der Luft ſchwebend
Ideal. Vielmehr hatte er ja ſchon im Jahre 1523 (oben B. 1 S. 588) d
Wunſch und die Abſicht, eine ſolche Sammlung der willigen, echt
Chriſten herbeizuführen, gehegt und vor ſeiner Wittenberger Gemeinde a
geſprochen. Weiter äußerte er dann im Frühjahr (29. März) 1527 geg
Hausmann die Hoffnung, daß man zu ihr mittelſt der Kirchenviſitation
langen werde. Hauptſächlich für jene Uebung gegenſeitiger brüderlich
Zucht und Vermahnung ſuchte er in ihr den rechten und einzig möglich
Ort. So redet er hiervon in ſeiner „deutſchen Meſſe," und ſo ſchrieb
ſpäter dort an Hausmann: „ſolch Strafen der Perſon gehöret nirgen
hin, denn unter die Sammlung der Chriſten; nun habt Ihr ja noch kei
Sammlung verordnet, wie wir hoffen, daß ſie durch die Viſitation ſoll a
geordnet werden." Was den Gottesdienſt betrifft, ſo dachte er, wie n
ſehen, hier vielmehr an möglichſte Vereinfachung, als an noch reiche
Gliederung der äußeren Formen.[1])

Doch er fügt in der Schrift, bei welcher wir ſtehen, ſofort auch b
„Aber ich kann und mag noch nicht eine ſolche Gemeine oder Verſam
lung ordnen oder anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Pe
ſonen dazu; ſo ſehe ich auch nicht Viele, die dazu bringen. Kommts ab
daß ichs thun muß und dazu gedrungen werde, daß ichs aus gutem G
wiſſen nicht laſſen kann, ſo will ich das Meine gern dazu thun und d
Beſte, ſo ich vermag, helfen. Indeſſen will ichs bei den beſagten zu
Weiſen laſſen bleiben und öffentlich unter dem Volk ſolchen Gottesdien
die Jugend zu üben und die andern zum Glauben zu rufen und zu reize
neben der Predigt helfen fördern, bis daß die Chriſten, ſo mit Ernſt d
Wort meinen, ſich ſelbſt finden und anhalten, auf daß nicht eine Rotte

draus werde, so ichs aus meinem Kopf treiben wollte. Denn wir Deutschen sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leichtlich ist Etwas anzufahen, es treibe denn die höchste Noth."

Des Weiteren also wollte er in seiner Schrift von dem deutschen Gottesdienst fürs „einfältige" Volk handeln, wie er denselben jetzt in Wittenberg eingeführt hatte.

Das Erste, was er auch für diesen Zweck (wie für jene besondere Christengemeinde) für erforderlich erklärt, ist ein guter Katechismus mit den erwähnten drei Hauptstücken: Katechismus aber heiße „ein Unterricht, damit man die Heiden, so Christen werden wollen, lehret und weiset was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christenthum." So lang man noch keine „sonderliche Gemeine" habe, sollen diese Hauptstücke, die enthalten, was einem Christen zu wissen noth sei, zu gewissen Zeiten auf der Kanzel vorgetragen und ausgelegt und daheim in den Häusern den Kindern und dem Gesinde vorgesagt oder gelesen werden, auch diese dabei befragt, was das Einzelne alles bedeute. Luther gibt dafür in seiner Schrift eine kurze Anleitung mit einigen Beispielen, indem er weiter auf seine alte, in sein Gebetbüchlein aufgenommene Erklärung der Hauptstücke verweist. So, sagt er, möge man dann den Kindern die ganze Summe christlicher Erkenntniß, mit Bibelsprüchen ausgedrückt, in zwei Säcklein fassen, in das Goldsäcklein des Glaubens und in das Silbersäcklein der Liebe. Jedes von beiden solle zwei Beutelein in sich halten. Ins erste Beutelein des Glaubens gehören die Sprüche von des Menschen Sünde und Verderben, ins zweite die von der Erlösung durch Christus, ins erste Beutelein der Liebe das Stücklein vom Wohlthun gegen Jedermann, ins zweite das vom Leiden des Unrechts. „Niemand," sagt er, „lasse sich zu klug dünken und verachte solch Kinderspiel; Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden; sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden."

Was Luther über die Einrichtung des Gottesdiensts im Einzelnen zu sagen hat, sagt er nur in der Form eines Berichtes über die Weise, wie man es jetzt zu Wittenberg (in der Pfarrkirche) halte.

Jeden Sonntag wurde jetzt dreimal gepredigt, weil alles Gottesdienstes größtes und vornehmstes Stück die Predigt des Gotteswortes sei, und zwar um fünf oder sechs Uhr frühe über die sonntägliche Epistel, um acht oder neun über das Evangelium, Nachmittags unter der Vesper über das alte Testament nach Ordnung seiner Bücher. Für die Beibehaltung der Perikopen führt Luther an, daß in Wittenberg Viele seien, welche an solchen Orten predigen lernen sollen, wo dieselben noch im Brauche seien und vielleicht bleiben, will jedoch diejenigen nicht tadeln, welche ganze neutestamentliche Bücher durchnehmen. Er fand ferner die

meisten Geistlichen noch sehr ungeschickt zum Predigen und rieth deßhalb, sie lieber Predigten aus „den deutschen Postillen" vorlesen zu lassen: seine eigene, erst bis auf Ostern reichende Postille brachte er, wie wir unten sehen werden, in den folgenden Jahren durch die Hand eines Freundes, der weitere Predigten von ihm zusammenstellte, zum Abschluß. Auch fürchtete er, daß Schwärmer auf die Kanzeln eindringen und daß Geistliche, welchen der geistliche Verstand fehle, je nach ihrem Belieben reden und „anstatt des Evangelii wiederum von blauen Enten predigen" möchten: freilich ein schlimmes Zeugniß seiner Auffassung der damaligen Zustände! Er fügt selber bei: wo der Geist durch die Prediger rede, wolle er ihnen keine Schranken setzen; der Geist lehre wohl baß reden denn alle Postillen.

Der tägliche Gottesdienst bestand in der Wittenberger Kirche seit 1523 fort: an den fünf ersten Wochentagen in der Frühe, am Sonnabend in der Vesper. Es wurde jetzt das ganze Matthäusevangelium nach der Reihenfolge der Kapitel am Mittwoch,[1]) das des Johannes am Sonnabend, die apostolischen Briefe am Donnerstag und Freitag, endlich die Hauptstücke des Katechismus, und zwar neben den drei obengenannten auch die Lehre von der Taufe und vom Abendmahl, am Montag und Dienstag vorgetragen. In diesen Gottesdiensten sangen die Schüler zu ihrer Uebung lateinische Psalmen und lasen Kapitel aus dem Neuen Testament lateinisch und deutsch vor.

Für den sonntäglichen Haupt-Gottesdienst hat Luther jetzt nicht bloß lauter deutsche Texte (ausgenommen das kurze Kyrie) mit den dazu angemessenen Melodien eingeführt, sondern auch einzelne der bisher noch üblichen liturgischen Stücke weggelassen (vgl. dazu oben B. 1 S. 568). Die Ordnung wurde diese: ein geistliches Lied oder deutscher Psalm zum Eingang; das Kyrie, bloß noch aus den Worten bestehend „Kyrie Eleison, Christe Eleison, Kyrie Eleison; kurzes Gebet (Collekte), vom Geistlichen gesungen; Epistel; ein Lied, wie „Nun bitten wir den heiligen Geist;" Evangelium; Glaubensbekenntniß — und zwar aus dem Munde der gesammten Gemeinde in dem Gesang „Wir glauben all an Einen Gott;" Predigt über das Evangelium. Darauf bildet den Uebergang zur Abendmahlsfeier eine Aufforderung an die Gemeinde ihr Herz zu Gott zu erheben im Gebete des Vaterunsers, worauf dieses in einer den Inhalt fürs Volk verdeutlichenden Umschreibung vorgetragen werden soll, und eine Vermahnung zu würdigem und dankbarem Genusse des Sakraments. Dann spricht der Geistliche singend die Einsetzungsworte, wodurch das Mahl consecrirt wird.[2]) Nach der Consecration des Brodes räth Luther, wie schon i. J. 1523, dieses sogleich auszutheilen und darnach erst den Kelch zu segnen. Inzwischen solle man das „Sanctus" (oben B. 1 S. 570) deutsch singen, oder auch das Lied „Gott sei gelobt", oder Hussens Lied „Jesus Christus

unser Heiland" (oben B. 1 S. 576) Als weiteren Gesang fürs Abendmahl nennt Luther das „deutsche Agnus Dei:" diesen alten Meßgesang (nach Joh. 1, 29) hatte kurz zuvor Nikolaus Decius in Braunschweig in unser deutsches „O Lamm Gottes unschuldig" umgearbeitet; unsere Kirche hat darin ihr recht eigentliches Abendmahlslied erhalten. Jenes „Sanctus" wandelte Luther in einen deutschen Gesang nach Jesaia 6, 1—4 um: „Jesaia, dem Propheten, das geschah, daß er im Geist den Herren sitzen sah u. s. w." Er componirte es, wie wir oben erwähnten, auch selbst so, daß sein Freund Walther über seine Geschicklichkeit staunte. Nach der Austheilung des Abendmahles schloß der Gottesdienst kurz ab mit Collekte und Segen.

Wir haben hierin diejenigen Grundzüge, welche dann für den lutherischen Kultus stehen geblieben sind. Jener umschreibende Vortrag des Vaterunsers kam jedoch nicht weiter in Aufnahme, und jener Wunsch Luthers in Betreff der getrennten Consecration von Brod und Wein drang nicht durch. Von kleineren Bestandtheilen, welche hier bei Luther weggelassen, sonst aber beibehalten worden sind, ist namentlich das Gloria (oben B. 1 S. 568) zu nennen, das nachher gleichfalls durch Decius in einen unserer werthvollsten deutschen Kirchengesänge, „Allein Gott in der Höh sei Ehr," umgedichtet worden ist. — Jenes Vaterunser-Gebet und jene Vermahnung nach der Predigt setzte Luther an die Stelle eines anderen Brauches, welchen er vorfand: der Geistliche pflegte da auf der Kanzel ein „gemein Gebet" (mit allgemeinen Fürbitten) zu sprechen und sodann ein allgemeines Beichtbekenntniß mit Absolution oder eine „öffentliche" Beichte und gemeine Absolution vorzutragen. [1]) Das allgemeine Kirchengebet behielt dann meist in den lutherischen Kirchen diese Stelle, und an manchen Orten hat sich auch jene Beichtform noch bis heute erhalten (Luther selbst widersprach, wie wir sehen werden, später bei einem in Nürnberg ausgebrochenen Streit den Theologen, welche sie gegen den Wunsch der Gemeinde abschaffen wollten).

Von den Meßgewändern, den Altären in ihrer bisherigen Form und den Lichtern sagt Luther: „wir lassen sie bleiben, bis sie alle werden oder uns gefället zu ändern; wer aber hie anders will fahren, lassen wir geschehen; aber in der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volke kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl gethan hat; nun, das erharre seiner Zeit." Wir heben dies neueren Theorieen gegenüber hervor, welche im Gegentheil das, daß der Geistliche bei gewissen liturgischen Akten sich dem Altar zuwendet, zu einem wesentlichen Moment lutherischer Liturgie machen wollten. — Noch größer ist Luthers Gegensatz gegen solche liturgische Theorien darin, daß es ihm ganz gleichgiltig ist, ob jenes Vaterunser und jene

Vermahnung von der Kanzel oder dem Altar aus gesprochen werde; er sagt darüber: „ich laß frei einem Jeglichen seine Willkür.“ Auch später war ihm nie an solchen Fragen gelegen.

Zum Schluß will er, daß diese Ordnungen abgethan werden sollten, sobald ein Mißbrauch aus ihnen entstände und sie nicht mehr zur Förderung des Glaubens und der Liebe gereichen sollten. Denn, sagt er, „es steht und gilt keine Ordnung von ihr selbst Etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen geachtet sind gewesen, sondern aller Ordnung, Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Brauch: sonst gilt und taugt sie gar Nichts.“

Damit, daß seine Ordnung nicht Andre binden oder in den bereits von ihnen vorgenommenen Einrichtungen stören solle, war es ihm so Ernst, daß er in demselben Augenblick, wo er jene herausgab, z. B. den Reutlinger Prediger Alber warnte, doch ja nicht nach ihr den dort neu geordneten Kultus wieder umzuändern. — Im Uebrigen erinnert er fortwährend am meisten daran, daß man alte Bräuche nicht unnöthigerweise abschaffen möge, räth wohl auch, wo man zu weit darin gegangen sei, einzelne Zeremonien wieder herzustellen. Das Bestimmende aber ist hiebei immer für ihn die Rücksicht auf Kinder, Schwache und Einfältige, — daß man ihnen kein Aergerniß gebe und Alles, was ihnen dienlich sei, belasse.[1])

Im gleichen Jahre 1526 aber änderte er selbst noch weiter an seinen Anweisungen für die Taufe in einem neuen „Taufbüchlein:“ jetzt hat er nämlich den Brauch des Salzes, Speichels, Oeles (oben B. 1 S. 579) ganz ab; den Exorcismus behielt er bei, verkürzte jedoch die frühere längere Ansprache an den „unreinen Geist“ oder „leidigen Teufel“ bis auf wenige Worte. Die bleibende Taufform der lutherisch evangelischen Kirchen war hiemit hergestellt.[2])

Für den Kirchengesang setzte Luther während der nächsten Jahre noch drei weitere alte Gesangstücke ins Deutsche um, nämlich die kurze Antiphone „Da pacem Domine,“ den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum laudamus) und die Litanei. Dem Bedürfniß der Gemeinde entsprechend faßte er den Inhalt der beiden ersteren, während sie im Lateinischen nicht metrisch gestaltet sind, deutsch in Verse: „Verleih uns Frieden gnädiglich“ und „Herr Gott, dich loben wir.“ In deutscher Prosa waren sie schon vorher evangelischen Gesangbüchern einverleibt worden. Die sogenannte Litanei, der die allgemeinen Bitten und Fürbitten umfassende Gesang, welchen der Priester vortrug und in welchen die Gemeinde mit ihrem „Eleison“ einstimmte, reinigte Luther in ihrem lateinischen Text, der in Wittenberg für den Samstagsgottesdienst beibehalten wurde, und ließ sie in deutscher Uebersetzung des Mittwochs in der Kirche gebrauchen, wo zwei Knabenchöre sie sangen; die letztere schickte er

gedruckt mit Noten im März 1529 an Hausmann.[1]) Die erwähnten drei Stücke erschienen zusammen in dem Wittenberger (bei Klug gedruckten) Gesangbuch desselben Jahres, die Litanei wohl vorher schon im kleinen Katechismus. In diesem Gesangbuch stand endlich auch das auf Psalm 46 sich gründende „Ein feste Burg ist unser Gott," auf dessen Ursprung wir später zurückkommen.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung: Kirchenvisitation, Kirchenverfassung.

Die wichtigste Sorge für den Reformator aber war jetzt die Erhaltung, Herstellung, Ordnung und Pflege eines evangelischen Kirchenthums, evangelischer Predigt, Volkserziehung und Gemeindebildung für die weiteren Kreise, hauptsächlich für ganze Landeskirchen, zunächst für die kursächsische.

Evangelische Prediger und Hirten wurden fortwährend in großer Zahl zu Wittenberg herangebildet. Im Jahr 1527 eröffnete Landgraf Philipp auch eine evangelische Universität in Marburg, mit den Theologen Lambert von Avignon und Erhard Schnepf, deren wir schon früher erwähnt haben, und dem bisherigen Prediger Adam Kraft oder Crato zu Fulda, welchen Luther bereits bei dessen Eintritt in Fulda als Evangelisten begrüßt hatte.[2])

Die Weihe derer, welche auf evangelische Predigerstellen berufen wurden, fürs geistliche Amt machte keine Schwierigkeit. Denn während ihnen natürlich die katholischen Bischöfe die Ordination verweigerten und diese nach katholischer Lehre nur durch Handauflegung der Bischöfe als Nachfolger der Apostel verliehen werden kann, hatte Luther ja längst erklärt, daß man dieser bischöflichen Weihe und angeblichen apostolischen Succession nicht bedürfe. Die rechte Weihe war nach ihm in der an Einen ergehenden ordentlichen Berufung zu einem Kirchendienste gegeben. Dazu sollte demselben der Segen Gottes erfleht und nach einem angemessenen menschlichen Brauch auch die Hände aufgelegt werden, — aber keineswegs nothwendig durch einen Bischof. So wurde in Wittenberg am 14. Mai 1525 zum ersten Mal eine evangelische Ordination an Georg Rörer vollzogen.[3]) — Luther hätte übrigens auch jene bischöfliche Weihe, wenn er irgend Etwas Sonderliches auf sie gehalten hätte, mit Leichtigkeit auf die neuen Prediger übertragen können: waren ja doch zwei Bischöfe, untadelhafte Träger jener apostolischen Succession, in Preußen zum Evangelium übergetreten. Er dachte jedoch nicht daran, Geistliche anderwärts her die Ordination bei ihnen holen zu lassen.

Aber die Zustände der Gemeinden und des bisher bei ihnen be-

stehenden kirchlichen Amtes waren auf den Gebieten, wo das Ansehen der römisch-katholischen Kirche und ihrer Bischöfe dahingesunken war, in große Verwirrung und Verwahrlosung gerathen. An Orten, wo man nach Luthers Meinung schon so viel Kunde vom Evangelium haben konnte, daß nur dieses noch zugelassen und nach demselben der Gottesdienst eingerichtet werden sollte, widerstrebten noch katholische Kleriker. Von andern Pfarrern sah man noch nicht, welchen Standpunkt sie haben. Bei Vielen, welche die Aufforderung zur Predigt des reinen Worts und die neuen Kultusformen sich ohne Widerstreben gefallen ließen oder schon freudig annahmen, fragte sich doch sehr, wie viel sie von dem Allem verstehen und wie weit besonders fürs Predigen ihre Begabung und schlechte Vorbildung reichen werde. Neben solchen älteren Pfarrern gaben neue Prediger durch unreifes Wesen und unruhiges Treiben zu Besorgnissen, Beschwerden und Skandalen Anlaß; der Bauernaufstand zeigte, wie gefährlich sie werden könnten. — Tüchtige Geistliche klagten über Gleichgiltigkeit und Stumpfsinn, den sie beim Landvolk und häufig auch bei Städtern finden, über Zuchtlosigkeit, die mit dem Bruch des römisch-kirchlichen Jochs einreiße, über den Eigennutz und Geiz, mit welchem die Leute den kirchlichen Abgaben sich zu entziehen suchen. Bei vielen Pfarrstellen waren die materiellen Mittel für ihren Bestand nicht mehr aufzubringen. — Während ferner Luther bei einem Theil der Adeligen seines Landes noch Widerwillen und Feindschaft gegen die Sache der Reformation wahrnahm, machten andere sich dieselbe dazu nütze, daß sie die Gelder und Güter der eingehenden Klöster und anderer Stiftungen an sich zogen.

In den selbständigen großen Städten, welche mit der Reformation voran gingen, waren hierin von Anfang an die Häupter der bürgerlichen Gemeinden oder die Magistrate als leitende und verfügende Gewalt thätig. So wurden hier mit gesetzlicher Autorität Verfügungen über die Predigt des lauteren Wortes erlassen, Kultusformen geändert, lutherisch gesinnte Prediger angestellt. Aehnlich verfuhr im neuern Fürstenthum Preußen der Landesherr in Gemeinschaft mit den beiden übergetretenen Bischöfen. Dagegen hatte gerade im Mutterland der Reformation, in Kursachsen, Friedrich der Weise die Reformation wesentlich nur insofern unterstützt, als er sie unter seiner schützenden Hand sich selbst weiter entwickeln ließ. Er hatte die Rückkehr der Prediger von den kirchlichen Satzungen zum Evangelium, das Fallen des Meßkultus, den Laienkelch u. s. w. nur zugegeben, nicht gesetzlich sanktionirt, geschweige denn selbst eingeführt; wie es näher dabei gehalten werden sollte, hatten die Reformatoren nur durch die Kraft ihres frei wirkenden, überzeugenden Lehrwortes und ihrer Ermahnungen bestimmt. Ein ordentlicher Aufbau der evangelischen Kirche aber forderte Maßregeln und Festsetzungen, welche für die Gemeinschaft als allgemeines Gesetz gälten,

und eine oberste Behörde, welche sie aufstellte und durchführte. Von den deutschen Bischöfen, welche, wenn sie das Evangelium anerkannt hätten, hiezu nach Luthers Meinung von Amts wegen berufen gewesen wären, war dafür Nichts zu erwarten. So traten jetzt dafür die evangelischen Fürsten mit ihrer landesherrlichen Gewalt ein.

Wir haben oben gesehen, wie Luther, der zunächst Alles nur auf die Wirksamkeit des Wortes in den Herzen hatte bauen wollen, doch da, wo nach seiner Ueberzeugung dasselbe bei den Gemeinden obgesiegt hatte und nur noch einzelne verstockte Gegner auf ihrem papistischen Götzendienst bestanden, gegen diese schon unter Kurfürst Friedrich die landesherrliche Gewalt anrief und ihr ein Einschreiten zur Pflicht machte. Wir sahen ferner, wie in Wittenberg der Magistrat in Gemeinschaft mit der Universität — ähnlich wie die Magistrate der Reichsstädte, — kirchliche Einrichtungen für die Gemeinde und in ihrem Namen beschloß, indem die unmittelbare Einheit der bürgerlichen und religiösen Gemeinde schlechthin vorausgesetzt wurde. Hatte Luther anfänglich die christlichen Obrigkeiten, Fürsten und Adelige nur dazu aufgefordert, eine Reform der Kirche durch die höchsten kirchlichen Organe selbst, nämlich durch ein Concil, herbeizuführen, so war er, da dies unmöglich erschien, schon jetzt dahin weiter gegangen, innerkirchliche Maßregeln direkt durch jene Häupter der städtischen und territorialen Gemeinwesen verfügen zu lassen.

Andererseits finden wir auf demselben Standpunkt schon zu Friedrichs Lebzeiten seinen Bruder Johann oder wenigstens dessen Sohn Johann Friedrich, der aber hierin der Zustimmung seines Vaters sicher sein mußte. Dieser Prinz sprach nämlich schon am 24. Juni 1524 Luthern den Wunsch aus, er möchte einmal durch Thüringen ziehen und die untauglichen Pfarrer entfernen: dieß konnte natürlich rechtlich und faktisch nur möglich erscheinen, wenn dabei dem Reformator die fürstliche Gewalt ihre Hand bot.[1])

Dem Kurfürsten Johann wurde dann zuerst durch Nikolaus Hausmann zu Zwickau in einer ausführlichen Zuschrift, welche er noch unmittelbar vor Friedrichs Tod an ihn richtete, eine eingreifende reformatorische Thätigkeit ans Herz gelegt: zunächst für die unter dem Bisthum Naumburg stehende Landschaft, wo die bischöflichen Offiziale und der Land-Adel dem Volk keine evangelischen Prediger gestatten und dasselbe fortwährend von jenen geschunden werde. Hausmann stellte dem Fürsten vor, was später gar oft bei den Evangelischen wiederholt wird: auch alttestamentliche Könige, wie Josaphat, haben ja dadurch, daß das weltliche Regiment ihr Beruf sei, sich nicht abhalten lassen, sondern selbst Priester und Leviten zur Unterweisung des Volks durchs Land geschickt. Johann möge selber eine Visitation veranstalten, die Kirchendiener in Betreff ihres Glaubens und Verständnisses der Wahrheit prüfen lassen, ihnen befehlen,

wie sie mit dem armen Volk umgehen und was sie studiren sollen u. s. w. Er lag Luthern an, daß dieser gleichfalls dahin wirken möge.[1])

Luther hatte damals in Betreff der Mitglieder des Altenburger Stifts einen ähnlichen Handel, wie bis zu Ende des Jahrs 1524 mit jenen Stiftsherrn der Wittenberger Stiftskirche. Während in der Altenburger Gemeinde das Pfarramt mit evangelischen Predigern, Link, Brisger, Spalatin, besetzt und der Gottesdienst nach den evangelischen Grundsätzen geändert war, beharrten die Herrn des Stiftes hartnäckig auf ihrem Meßopfer und ihren papistischen Zeremonien und polemisirten gegen die Männer der neuen Lehre. Luther aber bat den neuen Kurfürsten, ihnen, wenn sie bei ihm um Bestätigung ihres herkömmlichen unchristlichen Wesens nachsuchen werden, dieß „gnädiglich abzuschlagen" und sie aufs Wort Gottes und aufs Vorbild anderer christlichen Gemeinden zu verweisen. Da hatte denn doch Spalatin Bedenken, ob es Sache des Fürsten sei, den götzendienerischen „Gräueln" Einhalt zu thun: man werde von Seiten der Gegner einwenden, daß ja Niemand zum Glauben und Evangelium gezwungen werden solle und daß die fürstliche Gewalt nur auf die äußeren Dinge sich erstrecke. Luther dagegen führte jetzt mit Bestimmtheit die Grundsätze aus, mit welchen er das Einschreiten der Landesherrn auch fernerhin rechtfertigte. Während man auf Seiten der Gegner die Leute nicht bloß zur Theilnahme an den äußern Gräueln, sondern auch zu Unglauben und Gottlosigkeit des Herzens nöthigen wolle, nöthige auf evangelischer Seite die Obrigkeit nicht zum Glauben, sondern steure nur den äußerlichen Gräueln; eben auf die äußeren Dinge gehe ja auch nach der Behauptung der Gegner das Recht der Fürsten; die Fürsten sollen den öffentlichen Verbrechen und Schandthaten, dem Meineid, der offenbaren Lästerung des göttlichen Namens Einhalt thun, ohne doch mit Bezug darauf, ob die betreffenden Personen glauben oder nicht glauben und heimlich lästern oder nicht, einen Zwang auszuüben: nur öffentliche Lästerung solle verhindert werden. Luther berief sich hiefür darauf, daß ja Christus auch mit der Geißel die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben habe. In einem weiteren Gutachten an den Kurfürsten erklärte Luther, daß es für einen Fürsten wenigstens Pflicht sei, solchen Gräueln seinen Schutz zu entziehen und jene Personen namentlich auch im Genuß ihrer weltlichen Einkünfte nicht mehr zu beschirmen. Zugleich aber machte er gegen ihre Duldung den weiteren Grund geltend: ein weltlicher Regent dürfe nicht gestatten, daß seine Unterthanen in Uneinigkeit und Zwiespalt durch widerwärtige Prediger geführt werden, woraus zuletzt Aufruhr und Rotterei zu besorgen wäre, sondern an Einem Orte solle auch nur einerlei Predigt gehen. Mit diesem Grund, sagt Luther, haben die Nürnberger die Mönche zum Schweigen gebracht und die Klöster geschlossen. Johann

erwiederte hierauf (am 13. Febr. 1526): er habe dieses Bedenken Luthers gnädiglich vermerkt und wolle sich demnach in diesen Dingen „fürder christlich und unverweislich zu erzeigen wissen." So wurde jetzt auf evangelischer Seite so gut wie auf katholischer der Grundsatz maßgebend, daß in den Städten und Staaten nur Ein Kultus zulässig und ein öffentlicher Widerspruch gegen denselben durch die obrigkeitliche Gewalt zu verbieten sei; in der Frage welches der richtige sei, sollte nach der katholischen Auffassung die weltliche Obrigkeit den römisch kirchlichen Autoritäten sich schlechthin unterwerfen, nach der lutherischen vermöge eigener Prüfung auf Grund des göttlichen Wortes sich entscheiden. Unter den übrigen Vertretern der Reformation erhob sich, wie wir schon früher bemerkten, hiegegen nirgends eine Einsprache; sie erscheinen im Gegentheil hierin noch mehr als Luther von vorn herein durch die hergebrachten Anschauungen gebunden.[1])

In Betreff der positiven Einwirkung eines evangelischen Landesherrn auf die Neugestaltung der Kirche stimmte Luther dem Wunsche Hausmanns nach einer Visitation bei. Für ihn kamen dabei vor Allem die äußeren Mittel für den Fortbestand der Pfarrereien in Betracht, wofür er aber nur in einer gesetzlichen Anordnung der Obrigkeit Hilfe sah. Er trug am 31. Oktober 1525 dem Kurfürsten vor, wie die Pfarreien elend daliegen, Niemand mehr Etwas bezahlen wolle, der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer achte, und gab sodann (am 30. November) seine Meinung näher dahin an: der Fürst möge alle Pfarreien besehen lassen und wo man fände, daß die Leute evangelische Prediger haben wollten und das Pfarrgut zu deren Unterhalt nicht genüge, den Gemeinden eine jährliche Zahlung an dieselben befehlen; die Visitation möge also geschehen, daß das Fürstenthum in vier oder fünf Kreise getheilt und in jeden zwei Männer, etwa Adelige oder Amtleute, ausgesandt würden, um nach jenen Verhältnissen sich zu erkundigen und das Erforderliche zu verfügen. Zugleich aber wünschte er, daß man auf die alten oder sonst untüchtigen Pfarrer Acht habe und diejenigen, welche sonst fromm und dem Evangelium nicht abgeneigt, jedoch zum Predigen unfähig wären, zum Vorlesen oder auch Vorlesenlassen der Evangelien nebst der Postille verpflichte; man dürfe sie, wenn sie dem Evangelium nicht feind seien, wenigstens nicht ohne einen Ersatz verstoßen. Hinsichtlich derjenigen also, welche der evangelischen Lehre widerstrebten, setzte er voraus, daß sie allerdings einfach sollten entlassen werden.[2])

Kurfürst Johann erließ schon i. J. 1525 ein Ausschreiben, daß die Priester sich der Unzucht enthalten, das Evangelium predigen und die Sakramente nach Christi Einsetzung verwalten, also das Meßopfer aufgeben und den Kelch auch den Laien austheilen sollten. Am 18. Februar 1526

wies er durch ein weiteres Mandat die Geistlichen des Fürstenthums an, die so eben durch Luther herausgegebene Ordnung des Gottesdienstes zu beobachten.[1]) Er that hierin schon mehr, als Luther bis dahin beantragt hatte. Durch den Reichstagsbeschluß von Speier, wonach die einzelnen Reichsstände in den streitigen kirchlichen Dingen also leben und regieren sollten, wie sie's verantworten könnten, waren sodann eben den Fürsten, Reichsständen und reichsunmittelbaren Adeligen die hierauf bezüglichen Verfügungen anheimgegeben. Es war durch ihn nicht bloß, wie wir sagten, für die Bildung von Landeskirchen, sondern bestimmter noch für eine durch die Obrigkeiten vorzunehmende Gestaltung derselben das reichsrechtliche Fundament gegeben.

Die Sache der Visitation war inzwischen liegen geblieben. Im November 1526 regte sie Luther aufs Neue an. Die Klagen der Pfarrer über die Bauern waren, wie er sagt, über alle Maßen gestiegen. Ihm ists jetzt, wenn von den Alten Nichts mehr zu hoffen sei, um so mehr wenigstens um die Jugend zu thun: als ihr oberster Vormund möge der Kurfürst die Städte und Dörfer zwingen, Schulen und Predigtstühle zu halten, so wie man mit Gewalt Abgaben für Brücken und Wege und andere Landesnothdurft eintreibe; wo Jene nicht wollen, möge man sie immer zum Teufel fahren lassen, die Versäumniß der Jugend aber falle der Obrigkeit zur Last. Er beantragte jetzt die Aussendung von vier Visitatoren, zweien, die auf die Zinsen und Güter, und zweien, die auf die Lehre und Personen verständig seien. Der Kurfürst gab umgehends eine günstige Zusage und zwar wollte er zwei der Visitatoren aus der Mitte der Universität nehmen. Doch verzögerte sich die Ausführung noch fernerhin. Luther war nicht minder als über die Bauern auch über adelige Herrn erbittert, welche, nachdem sie erst gegen das Evangelium intriguirt, jetzt auf Beute an den Klöstern aus seien und lachend sich bereichern. Als Johann um jene Zeit einmal in Wittenberg verweilte, drang Luther, ohne sich durchs Hofpersonal zurückhalten zu lassen, allein in sein Schlafzimmer, um ihm die Beschwerden vorzuhalten, und schrieb dann an Spalatin: er wolle durch eine an den Kurfürsten gerichtete öffentliche Schrift Jene noch zur Schaam zu bringen versuchen; von Johann lasse sich nicht hoffen, daß er wie sein Bruder Friedrich selbst das Regiment führe: er sei zu treuherzig unter allen den verschlagenen Menschen, die ihn umgeben; die Welt brauche einen Schurken zum Regenten und einen Tyrannen zum König.[2])

Endlich begann im Juli 1527 die Visitation im Thüringer Landestheil, und zwar durch die Theologen Melanchthon, Mykonius aus Gotha und Menius aus Erfurt und durch drei weltliche Räthe des Fürsten. Melanchthon erschien dazu von Jena aus, wohin damals die Universität (ohne Luther) wegen einer Pest übergesiedelt war. Die Unordnung und Ver-

wahrlosung der Gemeinden, welche hiebei an den Tag trat, übertraf noch die Erwartungen. An manchen Orten gingen die alten Bräuche fort, an anderen lagen alle gottesdienstlichen Uebungen darnieder, an anderen wirkten noch carlstadtische und wiedertäuferische Einflüsse. Nicht bloß die Gemeinden, sondern auch die Geistlichen bedurften erst noch einer Unterweisung in den Anfangsgründen der christlichen Lehre.[1])

Hiegegen erhielten nun die Visitatoren eine sehr weitgreifende fürstliche Instruktion.[2]) Der Kurfürst schritt auch hier bereits über das, um was Luther ihn ersucht hatte, mit Anschluß an das von diesem Vorgebrachte hinaus. Nicht bloß sollten die Geistlichen, welche es mit Wort und Sakrament nicht in der durch die Visitatoren vorzuschreibenden Weise halten wollten, ihre Stellen verlieren; sondern es sollten auch Laien, welche hinsichtlich der Sakramente oder sonst im Glauben Irrthums verdächtig seien, befragt und darüber unterrichtet werden und, wenn sie solchen Unterricht nicht annehmen, binnen einer bestimmten Frist, in der sie ihre Güter zu verkaufen hätten, das Land räumen. Die letztere Bestimmung wurde mit vornehmlicher Beziehung darauf gegeben, daß, wie man fand, „an etlichen Orten mancherlei Sekten, besonders wegen der Sakramente, einwurzeln wollten." Der Kurfürst erklärte dabei: „denn wiewohl unsere Meinung nicht ist, Jemand zu verbinden, was er glauben und halten soll, so wollen wir doch zur Verhütung schädlicher Aufruhre und andererer Unrichtigkeiten keine Sekten noch Trennung in unseren Landen dulden."

Für die Anweisung der Pfarrer mit Bezug auf die vorzutragende Lehre und die kirchlichen Einrichtungen setzte Melanchthon nach den Erfahrungen der ersten Visitation, die nur einige Wochen währte, Artikel auf, welche fernerhin bei den Visitationen gebraucht werden sollten. Der Kurfürst wollte sie drucken und unter seiner landesherrlichen Autorität publiciren lassen, nachdem erst auch Luther und Andere darüber berathen. Es handelte sich also hier um die erste offizielle Aufstellung einer Lehrform fürs evangelische Kirchenwesen und einer fürs ganze Land geltenden Kirchenordnung. Melanchthon verfaßte, während die öffentliche Schrift auch den Gottesdienst und die ganze geistliche Amtsverwaltung, ferner die Einrichtung der Schulen umfassen und in deutscher Sprache erscheinen sollte, zunächst eine kurze lateinische Darstellung der evangelischen Hauptlehren: er schrieb diese noch während der Visitation für die Pfarrer, mit welchen er zu thun hatte, ohne sie für den Druck zu bestimmen. Auch seine größere Schrift war schon bis Mitte Augusts im Entwurfe fertig: am 18. erhielt sie Luther vom Kurfürsten; er fand Alles schön, wenn es so, wie es in ihr aufgestellt sei, zur Ausführung komme. An ihr ließ dann der Kurfürst Luther und andere Theologen wie Spalatin und Bugenhagen in Gemeinschaft mit seinen Räthen noch weiter arbeiten. Im Lauf des Septembers

waren deßhalb Luther, Bugenhagen und Melanchthon bei einer Conferenz in seiner Residenz Torgau, wo noch eine wiederholte Revision durch die zwei erstgenannten beschlossen wurde. Die Fortsetzung der Visitation selbst wurde ausgesetzt, bis diese Grundlage für dieselbe mit aller Sorgfalt festgestellt sei.[1])

Inzwischen rief schon die Kunde von dem, was Melanchthon bei der ersten Visitation gelehrt und anbefohlen habe, eigenthümliche Gerüchte bei den katholischen Gegnern hervor. Schon am 19. August hatte Luther den Spalatin darüber zu beruhigen, daß diese lügenhafter Weise sich jetzt rühmen. Es hieß nämlich, Melanchthon lehre jetzt anders als Luther, oder beide lenken ein und „kriechen zurück". Schon das mochte auffallen, daß bei der Visitation vielmehr einfach die Heilslehre ans Herz gelegt und vor Mißbrauch des Evangeliums und fleischlicher Freiheit gewarnt, als gegen das Papstthum geeifert wurde. Ferner betonte Melanchthon den Werth kirchlicher Ordnungen, wenn sie gleich nicht zum Zwang für die Gewissen werden dürfen, empfahl die einträchtige Feier gewisser Feiertage, die an einzelnen Orten eingegangen waren, suchte wohl auch manche Stücke der Liturgie wieder herzustellen. Das Alles geschah nach Grundsätzen, welche längst auch Luther vorgetragen hatte, während freilich seine römischen Widersacher hierauf nicht hatten achten wollen. Hinsichtlich der Lehre wurde mit Staunen vermerkt, wie sehr Melanchthon vor einem Ankündigen der Sündervergebung ohne vorangegangene Buße warne, wie er vielmehr vor Allem Buße, und zwar auf Grund des die Sünde strafenden Gesetzes gepredigt haben wolle. In seinem lateinischen Schriftchen erklärte er: wenn man einen Glauben ohne Buße und Lehre des Gesetzes predige, so erzeuge man beim Volk eine fleischliche Sicherheit, welche schlimmer sei als alle Irrthümer unter dem Papstthum. Auch verband er mit der Lehre von der Buße die Aufforderung zu einer Beichte vor dem Pfarrer, ohne die man Niemand zum Abendmahl gehen lassen sollte: übrigens gleichfalls in Uebereinstimmung mit den uns längst bekannten Empfehlungen der Beichte durch Luther. Jenes Gerede ging auch noch im folgenden Jahre fort, wo der östreichische Hofprediger, nachherige Wiener Bischof Faber dem Melanchthon, dessen deutsche Schrift seither veröffentlicht war, sogar als Preis für seinen gehofften Abfall eine Stelle bei König Ferdinand anbot; ja wegen seines Dringens auf die Beichte soll damals Ferdinand selbst geäußert haben: man müsse sich katholischerseits vorsehen, um nicht um die Freiheit, die man hier (thatsächlich — trotz der kirchlichen Satzungen) genieße, gerade durch die Evangelischen gebracht zu werden.[2])

Und auch unter den Genossen der Reformatoren meinten Einige sogleich Verdacht hegen und sogar gegen einen Melanchthon die Waffen für das reine Evangelium ergreifen zu müssen: so wenigstens Agricola und

der Saalfelder Prediger Aquila. Jener war damals über seine Stellung in Eisleben, die ihm zu untergeordnet schien, verstimmt. Luther mußte ihn schon am 31. August zurückhalten, daß er nicht mit Disputationen gegen die Visitation losbreche, sondern wenigstens Geduld habe, bis die Visitationsschrift erscheine. Melanchthon erfuhr von ihm auf jener Torgauer Conferenz, daß er ihm vorwerfe, bei der Kircheninspektion „alte Ritus zu renoviren," und berief sich in einem Schreiben an ihn auf Luthers Billigung seiner Schrift. Der erste offizielle Akt in der evangelischen Landeskirche wurde so auch schon ein Anlaß zum ersten Hader, ja zu einer Verketzerung innerhalb des engsten Kreises der reformatorischen Theologen Wittenbergs.[1])

Auch der Kurfürst wurde bedenklich durch das Frohlocken der Papisten über den „Bußbericht", mit welchem die Reformationsordnung ausgehen solle, indem sie's dahin deuten, als ob man von den vorigen Lehren wieder in ihre Mißbräuche zurückfiele; er wünschte, daß Luther wenigstens den Unterschied zwischen dem Sinn dieser Ordnung und dem der Papisten klar machte.[2])

Luther aber erwiederte dem Fürsten, nachdem er die Schrift mit Bugenhagen dem Torgauer Beschluß gemäß revidirt hatte, am 12. Oktober ruhig: „Wir haben wenig darinnen geändert; denn uns Alles fast wohl gefällt, weil es für den Pöbel aufs Einfältigste ist gestellet; daß aber die Widerwärtigen möchten rühmen, wir kröchen wieder zurück, ist nicht groß zu achten: es wird wohl still werden; wer was Göttlichs fürnimmt, der muß dem Teufel das Maul lassen, dawider zu plaudern und zu lügen, wie ich bisher hab thun müssen."[3])

Doch Agricola trieb die Sache weiter. Er warf sich auf jene lateinische Schrift Melanchthons, die ohne dessen Wollen und Wissen in Wittenberg gedruckt worden war, und griff jetzt in einer Kritik, die er handschriftlich verbreitete, bestimmter seine Auffassung der Buße an. Der Sünder, sagte Melanchthon, müsse, ehe er durch Glauben an Gottes vergebende Gnade der Rechtfertigung und des neuen Lebens theilhaftig werde, erst über seine Sünden zerknirscht werden durchs göttliche Gesetz und seine Strafdrohungen; dieß sei das erste und vornehmliche Stück der Buße. Agricola entgegnete: nicht aus der Furcht vor den Strafen gehe die Buße hervor, sondern, wie Luther mit Recht gelehrt habe, aus Liebe zur Gerechtigkeit; und nicht das Gesetz oder die Predigt von Gottes Zorn und Gericht wirke sie, sondern das Evangelium oder die frohe Botschaft vom Heiland, welche das Herz des Sünders rühre; so erst entstehe auch die zur Buße gehörige Gottesfurcht, in welcher man Gott nicht der Strafen wegen, sondern um seiner selbst willen fürchte. Melanchthon wollte in einer Lehrausführung, welche für Anfänger in der christlichen Erkenntniß bestimmt sei und nicht den Großen feste Speise, sondern den Kleinen Milch geben

wolle, auf eine solche Unterscheidung zwischen beiden Arten von Gottesfurcht sich überhaupt nicht einlassen; er hatte, wie er sagt, bei seiner Schrift die Absicht, daß nur das Nothwendige in den Kirchen gelehrt und die Streitfragen, welche unverständlich seien oder für die Frömmigkeit Nichts austragen, bei Seite gelassen werden sollten. Agricola aber sah in Melanchthons Darstellung wieder eine Verleugnung des Evangeliums und der Wahrheit, daß das Heil allein von Christus und der göttlichen Gnade komme. Er machte deßhalb aus Melanchthon, wie dieser klagt, einen Kapitalverbrecher, einen zwiefachen Papisten.

Was nun Luther betrifft, so wissen wir, welch ungemeine Bedeutung für ihn, für seine eigene christliche Erkenntniß und für seine reformatorische Lehre das rechte Verständniß der Buße von Anfang an gehabt hat. In einer Umkehr des Herzens und des ganzen sittlichen Lebens, nicht in den äußern kirchlichen Strafbüßungen und Genugthuungen sollte sie bestehen; das Treibende sollte dabei nicht wieder der Egoismus sein mit der Furcht vor Gottes Zorn und Strafe, sondern echte, uneigennützige Liebe zu Gott und der göttlichen Gerechtigkeit; und solche Liebe und die Kraft zum siegreichen Kampf mit der Sünde konnte nach ihm in den Herzen der Sünder erst entstehen durch die Erfahrung der erbarmenden Liebe Gottes gegen uns im Evangelium und die gläubige Aufnahme des Heiles und Heilandes. Dennoch theilte Luther darum nicht den Standpunkt Agricolas. Gerade er vielmehr lehrte stets, ohne daß Agricola bisher ihm zu widersprechen rathsam fand, eine Wirksamkeit des den Sünder strafenden und demüthigenden Gesetzes, welche dem Wirken der göttlichen Liebe und Liebesbotschaft vorangehen und die Herzen dafür zubereiten müsse. In diesem Sinne stellte er z. B. in einer seiner verbreitetsten populären Schriften, seiner „kurzen Form der zehen Gebote, des Glaubens u. s. w." und seinem Gebetbüchlein das Gesetz voran, erklärte sich darüber deutlich gegen Carlstadt, nahm auch einen Pfarrer in Schutz, der schon i. J. 1524 von anderen Evangelischen wegen Gesetzespredigt angegriffen worden war.[1]) Und auch diese Seite seiner Bußlehre war ihm sehr wichtig: der Sünder könne in den Genuß der göttlichen Gnade nicht treten, bevor er den heiligen Ernst Gottes gegen die Sünde verspürt habe, werde, ehe er hiedurch gedemüthigt worden sei, auch den Eindrücken der erbarmenden Liebe auf sein Herz sich nie wahrhaft hingeben. Indessen kam allerdings seine eigene Auffassung auch in jenen Sätzen Melanchthons nicht zu vollem und scharfem Ausdruck: denn jene Erschütterung des Gewissens, welche auch nach ihm den Wirkungen der Heilsbotschaft vorangehen muß, war nach ihm von einer echt sittlichen und christlichen Reue und Zerknirschung und gar von einer wirklichen Ueberwindung und Abtödtung der Sünde in den Herzen wohl zu unterscheiden; zu dieser kommt, wie gesagt, nach ihm der Sünder

allerdings erst, sofern er auch bereits im Evangelium die Liebe Gottes in Christo erfährt, sich ihr gläubig öffnet und diesen Gott zu lieben und nicht mehr knechtisch sondern kindlich zu fürchten beginnt. Und auch diese Unterscheidung, die wir dort bei Melanchthon vermissen, ist ja praktisch wie theoretisch wichtig genug. Allein für den Zweck, für welchen jetzt jene Schrift abgefaßt werden sollte, hielt nun doch auch Luther solche schärfere Distinktionen nicht für nothwendig. Hinsichtlich des Unterschieds zwischen der Furcht vor Strafen und der echten Gottesfurcht bemerkte er selbst, daß derselbe leichter in Worten sich ausdrücken, als in den wirklichen Empfindungen eines Menschen sich erkennen lasse. Gegen Ende Novembers veranstaltete der Kurfürst, den der Streit anfocht, zwischen ihm, Bugenhagen, Melanchthon und Agricola ein Gespräch darüber in Torgau. Hier bestand Melanchthon darauf, daß die Herzen, ehe sie die Rechtfertigung erlangen, jene Schrecken empfunden haben müssen und daß darin die Liebe zur Gerechtigkeit und die Furcht vor Strafen schwer zu unterscheiden sei. Agricola gab jetzt zu, daß sie zunächst durch die göttlichen Drohungen müssen zerknirscht werden, wollte jedoch auch so festhalten, daß die Buße mit Glauben beginnen müsse, nämlich mit einem Glauben an diese Drohungen. Und Luther erledigte nun den Streit damit, daß er diesen Glauben als allgemeinen Glauben (fides generalis) oder Glauben im weiteren Sinne von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben unterschied, in welchem der Sünder unter jenen Schrecken die göttliche Heilsbotschaft und Gnade ergreife und welchem erst in Wahrheit der Name Glauben zukomme. Agricola fügte sich dem und hatte weiter in der Visitationsschrift Nichts mehr anzufechten. Nur fing er mit Melanchthon über der Mahlzeit in leisem Privatgespräch auch deßhalb noch zu streiten an, weil dieser noch den Dekalog lehren lasse, während unter Christen nicht mehr dieses Gesetz, sondern nur noch die Gebote der apostolischen Briefe vorgetragen werden sollten. Seltsamer Weise kann man noch bei heutigen Theologen hin und wieder hören, daß er auch hierin auf frühere Aeußerungen Luthers sich habe stützen können, nach welchen Moses Gesetz für die Christen nicht mehr galt. In dieser Beziehung hatte Luther doch recht deutlich sich erklärt: gelten sollte es nicht mehr als das mosaische, den Juden gegebene Gesetz, wohl aber in soweit, als sein Inhalt mit dem des ewigen, allen Gewissen sich kundgebenden Sittengesetzes eins war und diesen — namentlich im Dekalog — auf praktische, besonders fürs Volk passende Weise zusammenfaßte; und in keinem andern Sinn wollte auch die Visitationsschrift, wie bisher Luther, den Dekalog der Gesetzesunterweisung zu Grunde legen.

Luther war gerade in den Tagen dieses widerwärtigen Haders und der Torgauer Zusammenkunft auch wieder von schweren Gemüthsleiden

gepeinigt, so daß es Melanchthon doppelt leid war, ihn mit dieser neuen Sorge beschwert zu sehen. So aber gelang es ihm, die Sache friedlich und kurz abzumachen. Mit Dank gegen Gott schrieb er an Jonas, daß sie jetzt begraben sei und die Visitationsschrift demnächst zum Drucke kommen werde. Doch Agricola war innerlich nicht zur Ruhe gebracht. Er rühmte sich, über Melanchthon gesiegt zu haben. Mit seinem Eifer für die reine Gnadenlehre gab er im folgenden Jahr zum Vorwurf Anlaß, daß er mit viel Rhetorik und Prahlerei den Satz aufstelle, der Glaube könne ohne Werke sein; Luther warnte ihn da, daß er gegen die Versuchungen Satans vorsichtig sein und nicht mit einem kleinen Funken ein böses Feuer anfachen möge, brachte ihn hiemit auch noch einmal zur Ruhe. Später werden wir ihn mit seinem alten Widerspruch gegen die Anwendung des Gesetzes neu und in voller Kampfeslust sich erheben sehen.[1])

Jene Schrift erschien übrigens dem Kurfürsten noch immer nicht zur Publikation reif. Luther sollte sie mit einem Vorwort einführen. Ueber den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, auf welchen die Schrift drang, machte er noch einen Zusatz: wo Schwache seien, die noch nicht genug Unterricht und Stärkung im Evangelium empfangen haben und also ohne Halsstarrigkeit des Gewissens halber den Kelch nicht nehmen können, möge man sie eine Zeitlang noch Eine Gestalt genießen und diese ihnen durch die evangelischen Pfarrer reichen lassen. Er war es, der doch in so weit die Freiheit der Gewissen wahren wollte. Dem Kurfürsten erschien es bedenklich, den Zusatz mit zu veröffentlichen. Luther aber führte ihn noch weiter aus und nahm in ihn die Motivirung auf: „dieweil Niemand zum Glauben zu zwingen, noch von seinem Unglauben mit Gebot oder Gewalt zu bringen ist, sintemal Gott kein gezwungener Dienst gefällt und er eitel freiwillige Diener haben will," — so wolle man noch jene Rücksicht nehmen. Ferner verhandelte der Kurfürst mit Luther und Anderen noch über die Frage, ob die in jener Schrift enthaltenen Sätze über das Eherecht publicirt werden sollten, welche verschiedene durchs päpstliche Recht aufgestellte Beschränkungen, namentlich in Betreff der verbotenen Verwandtschaftsgrade bestritten. Sie wurden dann weggelassen, um die Leute nicht mit dem kaiserlichen Recht, das diese anerkannte, in Conflikt zu bringen und das Weitere künftigen Anordnungen anheimgegeben. Luther hatte über die erwähnten Fragen noch im Januar 1528 seinem Fürsten ein Gutachten abzugeben.[2])

Die so reiflich überlegte Visitationsordnung war endlich zu Anfang Februars unter der Presse, der Druck wurde aber durch Mangel an Papier noch verzögert und erst gegen Ostern fertig. Sie ging aus mit dem Titel: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstenthum zu Sachsen."[3])

Luthers Vorwort, mit welchem sie publicirt wurde, handelt von Bedeutung und Recht einer solchen Visitation, wie sie jetzt vorgenommen wurde. Besonders wichtig ist darin seine Erklärung über die Behörde, von welcher sie vorzunehmen sei und jetzt vorgenommen werde. Er sagt: es sei, wie schon das Alte und Neue Testament zeige, ein göttlich heilsam Werk, die Pfarren und christlichen Gemeinden durch verständige, geschickte Leute zu besuchen. In der christlichen Kirche seien dazu ursprünglich die Bischöfe und Erzbischöfe für kleine oder große Kreise bestellt gewesen; denn eigentlich heiße ein Bischof ein Aufseher oder Visitator, indem jeder Pfarrer seine Pfarrkinder besuchen und ihrer warten sollte, und ein Erzbischof sei ein Besucher und Aufseher solcher Bischöfe (unter „Bischöfen" sind also eigentlich, wie Luther auch sonst erklärt, schon alle Pfarrer zu verstehen). Das Bischofsamt sei aber eine weltliche prächtige Herrschaft geworden, das Besuchsamt an faule Offiziale und deren bübische Sendboten gekommen und also das theure edle Werk verfallen, bis Nichts übrig geblieben sei, als daß man die Leute des Geldes und zeitlichen Gutes wegen vorlade und banne. Darüber sei der Glaube erloschen, die Liebe in Zank und Streit verwandelt, das Evangelium unter die Bank gesteckt worden. „Demnach," fährt Luther fort, „so uns jetzt das Evangelium durch überreiche Gnade Gottes hell wieder aufgegangen ist, dadurch wir gesehen, wie die Christenheit verwirrt, zerstreut und zerrissen, hätten wir auch dasselbige rechte Bischofs- und Besuchamt, als aufs höchste vonnöthen, gerne wieder angerichtet gesehen; aber weil unser keiner dazu berufen oder gewissen Befehl hatte und St. Petrus nicht will Etwas in der Christenheit schaffen lassen, man sei denn gewiß, daß es Gottes Geschäft sei, hat sichs keiner vor dem andern büren unterwinden [d. h. keiner getraute sichs, fand sich dazu befugt.[1])] Da haben wir des Gewissen wollen spielen [d. h. sichern Weg einschlagen wollen] und zur Liebe Amt, welches allen Christen gemein und geboten, uns gehalten und demüthiglich mit Bitten angelanget den Durchl. Fürsten Herrn Johann, Herzog zu Sachsen, — als des Landes Fürsten und unsere gewisse weltliche Obrigkeit, von Gott verordnet, daß S. Kurf. Gnaden aus christlicher Liebe (denn Sie nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig sind) und um Gottes willen, dem Evangelio zu gut und den elenden Christen in Sr. Kurf. Gnaden Landen zu Nutz und Heil gnädiglich wollten etliche tüchtige Personen zu solchem Amt fordern und ordnen: welches denn Sr. Kurf. Gnaden also gnädiglich durch Gottes Wohlgefallen gethan und angerichtet haben und Solches den vier Personen befohlen, nämlich dem — Edlen von der Planitz, dem — Hieronymo Schurf, dem — Asmus von Haubitz [=Haugwitz] und dem — Philippo Melanchthon. Gott geb', daß es ein selig Exempel sei und werde, allen andern deutschen Fürsten fruchtbarlich nachzuthun." — Weiter bemerkt die Vorrede, daß in

dieſer Schrift dem Gerede der giftigen, unnützen Mäuler gegenüber, welche ſich eines Widerrufs der Evangeliſchen rühmen, daß Alles, was die Viſitatoren ausgerichtet und ſchriftlich dem Fürſten vorgetragen haben, jetzt öffentlich an den Tag gegeben werde, und erklärt dann: „Und wiewohl wir Solches nicht als ſtrenge Gebote können laſſen ausgehen, auf daß wir nicht neue päpſtliche Dekretales aufwerfen, ſondern als eine Hiſtorie oder Geſchichte, dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unſeres Glaubens, ſo hoffen wir doch, alle frommen, friedſamen Pfarrherrn — werden ſolchen unſeres Landesfürſten Fleiß, dazu unſere Liebe und Wohlmeinen nicht — verachten, ſondern ſich williglich ohne Zwang nach der Liebe Art ſolcher Viſitation unterwerfen; — wo aber etliche ſich muthwillig dawider ſetzen würden und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, — müſſen wir dieſelbigen ſich laſſen von uns wie die Spreu von der Tenne ſondern: wiewohl wir auch hierin unſeres gnädigſten Herrn Hilfe und Rath nicht wollen unbeſuchet laſſen; denn obwohl Sr. Kurf. Gnaden zu lehren und geiſtlich zu regieren nicht befohlen iſt, ſo ſind Sie doch ſchuldig, als weltliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr ſich unter den Unterthanen erheben, wie auch Kaiſer Conſtantin die Biſchöfe gen Nicaä forderte, — — und hielt ſie [an] zu einträchtiger Lehre und Glauben.“

Die Artikel des „Unterrichts“ behandelten in einfacher, praktiſcher Weiſe die evangeliſchen Grundlehren, wie ſie dem Volke ſollten vorgetragen werden. Hinſichtlich jener Streitfrage über Buße und Glauben erklärten ſie gemäß der von Luther zu Torgau gegebenen Entſcheidung: Buße und Geſetz gehören zwar auch zum „gemeinen Glauben“ (zur fides generalis), ſofern man glauben müſſe, daß ein gebietender, drohender Gott ſei; um aber den gemeinen groben Mann über dem Wort Glauben nicht irre zu machen, behalte man dieſes Wort beſſer jenem rechtfertigenden Glauben an Chriſtus vor. Die nachdrückliche Mahnung gegen ein leichtfertiges Verkündigen der Sündenvergebung ohne vorangehende Bußpredigt blieb ſtehen. Vor ſubtilem Disputiren und unnützen Fragen wurde hier und auch weiterhin gewarnt. — Der Artikel über den Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten wurde mit jenen Sätzen Luthers aufgenommen; beigefügt wurde aber, daß man, während man ſo die Schwachen noch dulde, den Halsſtarrigen gar keine Geſtalt reichen, ſondern ſie fahren laſſen ſolle. — In Betreff des Meßgottesdienſtes wurde den Pfarrern geſagt, daß ſie ſchon aus anderen Schriften wiſſen, wie ſie es mit dem Meßkanon zu halten haben: hiemit wurde ihnen der fernere Gebrauch deſſelben, alſo die Darſtellung des Sakramentes als eines Opfers unterſagt. Weiter heißt es: „iſt auch nicht von nöthen, den Laien davon viel zu predigen;“ für die Gemeinden alſo ſollte jetzt einfach die evangeliſche Auffaſſung und Uebung

des Abendmahls an die Stelle des katholischen Opferdienstes gesetzt werden. — Unter den „menschlichen“ kirchlichen Ordnungen lehrte die Schrift diejenigen, mit welchen man Gnade erwerben und für Sünden genug thun wolle, wie die katholischen Fastengebote, von denjenigen unterscheiden, welche nur der Ordnung und des Friedens wegen gemacht und nützlich seien. Jene verwarf sie. Von diesen sagte sie: so sollen auch fernerhin „die Feiertage, als Sonntage und etliche mehr“ gehalten werden, namentlich auch Christfest, Epiphaniä, die Passionswoche, Ostern u. s. w. Während sie mit Bezug auf deren Feiern zur Eintracht ermahnte, war sie sehr darauf bedacht, dieselben doch nur in soweit, als der angegebene Zweck es mit sich bringe, vorzuschreiben: sie nennt die Sonntage und Feste Zeiten, welche dafür geordnet seien, „daß die Leute wissen, wann sie zusammen kommen und Gottes Wort lernen sollen, nicht daß vonnöthen sei, eben solche Zeit zu halten, oder daß Sünde sei, daran Handarbeit zu thun; „die Leute sollen unterrichtet werden, daß solche Feiern allein darum gehalten werden, daß man daran Gottes Wort lerne, und ob einem Handarbeit vorfiele, mag er dieselbige thun; denn Gott fordert solche Kirchenordnung von uns nicht anders denn um Lehrens willen.“ Auch dieß war ganz im Sinne Luthers, der nachher in seinem Katechismus das Gebot der Heiligung des „Feiertags“ für Christen nur dahin auslegt, daß wir „die Predigt und Gottes Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen.“ (vgl. auch oben B. 1 S. 308). — Wiederholt haben wir Luthers Wunsch gehört, daß eine gemeindliche Zucht nach Christi Vorschrift zu Stande kommen möchte. Die Visitationsordnung sprach in dieser Beziehung aus: es wäre gut, daß man die Strafe des rechten und christlichen Bannes, davon Matth. 18 geschrieben stehe, nicht ließe abgehen; darum solle man denjenigen, welche in öffentlichen Lastern, als Ehebruch, täglicher Völlerei und dergleichen liegen und davon nicht lassen wollen, nach wiederholter Vermahnung den Zutritt zum Abendmahl versagen; eine bestimmtere Form für dieses Verfahren stellte sie nicht auf und gab es so einfach den gegenwärtigen Hirten der einzelnen Gemeinden, d. h. den Pfarrern, anheim.

Mit der Visitation wurde auch ein ständiges kirchliches Aufsichtsamt, das der Superintendenten, hergestellt. Schon die fürstliche Instruktion für die Visitatoren v. J. 1527 führte dasselbe ein. Weiter redet davon unsere Visitationsordnung. Die Pfarrer der vornehmsten Städte sollten die Aufsicht über die Geistlichen des umliegenden Bezirkes führen, über Amtsführung, Lehre und Leben derselben wachen. Geistliche, die einer Zurechtweisung durch sie keine Folge geben, sollten von ihnen den fürstlichen Amtleuten und durch diese dem Landesherrn angezeigt werden.

Das letzte Hauptstück der Visitationsordnung bezog sich auf die Schulen, auf deren fleißigen Besuch die Pfarrer bei den Eltern hin-

arbeiten sollten. Der Hauptgesichtspunkt war hiebei, wie ja auch in den früher angeführten Ermahnungen Luthers, das Bedürfniß, „daß man Leute aufziehe, geschickt zu lehren in der Kirchen und sonst zu regieren." So weist dann die Ordnung zur Einrichtung solcher Schulen an, in welchen Latein getrieben wird. — Luthers Meinung war indessen nicht, daß man nur Kinder, die man bereits zu gelehrten Studien bestimme, an diesem Unterricht theilnehmen lassen, sondern vielmehr, daß man alle möglichen Kinder in dieselben schicken und dann hier erst zusehen solle, wie viele derselben für jene weiteren, zur Vorbereitung auf ein öffentliches Amt dienenden Studien sich geschickt zeigen. So wollte er denn derartige Schulen wo möglich auch aller Orten haben, wozu besonders die bisherigen Klostergüter benützt werden sollten. „In allen Städten und Flecken," sagt er einmal, „sollen gute Kinderschulen zugerichtet werden, aus welchen man erwählen könnte die zur hohen Schule tüchtig, daraus man Männer für Land und Leute ziehen mag." — Luther blieb ferner auch für Mädchenschulen besorgt, obgleich auf sie in der Visitationsschrift kein Bezug genommen war. Er selbst lud i. J. 1527 ein adeliges Fräulein, von Kanitz, ein, auf eine Zeit lang nach Wittenberg zu kommen, um hier junge Mägdlein zu lehren und durch ihr Exempel andere zu gleichem Werk anzuregen, und wollte sie in sein eigen Haus und an seinen Tisch nehmen. Im genannten Jahre bestand bereits auch zu Eisleben eine „deutsche Mädchenschule." [1])

Erst nachdem die Visitationsschrift auf diese Weise fertig geworden war, sollte die Visitation selbst wieder aufgenommen und nun über das ganze Land ausgedehnt werden.

Auch dieß verzögerte sich noch. Als die Schrift fertig war, wurde der Kurfürst in Folge der (unten zu besprechenden) Mittheilungen des herzoglich sächsischen Rathes Pack durch die Sorge für einen ihm drohenden Krieg in Anspruch genommen.

Unter dem 25. Juli 1528 erfolgte die Bestellung der Visitatoren durch den Kurfürsten. Auch Luther gehörte zu ihnen. Das Land wurde in vier Bezirke getheilt, für deren jeden ein paar Theologen und weltliche Räthe oder Amtleute mit der Visitation beauftragt wurden. Das Gebiet, welches Luther, und zwar in Gemeinschaft mit Probst Jonas, zugewiesen erhielt, bestand aus dem Kurkreis, dessen Mittelpunkt Wittenberg bildete, und aus den zum Kurfürstenthum gehörigen meißnischen Aemtern Torgau, Grimma, Eilenburg, Hainichen und Düben. In Thüringen sollte Melanchthon seine Arbeit fortsetzen. Die andern Bezirke waren das Voigtland mit dem Amt Altenburg, wo Spalatin und Hausmann, und das Fränkische, wo die Prediger Kindt von Eisfeld und Balthasar (Baltzer) von Koburg zu Visitatoren ernannt wurden (statt Hausmanns trat jedoch — aus uns unbekannten Gründen — nachher ein Anderer ein.)

Erst gegen Ende des Oktobers begann Luther diese Thätigkeit. Seine weltlichen Collegen waren Hans von Taubenheim, Hans Metzsch, fürstlicher Hauptmann von Wittenberg, und Benedikt Pauli, Lizentiat der Rechte daselbst. Jonas scheint hier noch nicht theilgenommen zu haben. Laut der noch vorhandenen Protokolle war die Commission am 28. Oktober in Kemberg und Schmiedeberg, am 11. November in Zahna, dann gegen Jahresschluß in Stettin. Der Kurfürst hatte die Größe der Aufgabe so unterschätzt, daß er meinte, sie könnten sie bis zum Elisabethtag, den 19. Nov., erledigen, und wollte da den Taubenheim bereits zu anderen Geschäften abrufen. Ihre Arbeit ging aber weit langsamer voran und erlitt auch verschiedene Störungen. Nachdem sie am 8. Januar 1529 dem Kurfürsten aus Schweinitz berichtet hatten, von wo sie nach Herzberg weiter fahren wollten, mußten Metzsch und Taubenheim weggehen, um den durchs Land reisenden Markgrafen Georg von Brandenburg im Namen des Kurfürsten zu geleiten, und Luther wurde über 14 Tage lang unwohl. Bei der Universität empfand man unterdessen die üble Folge von seiner und Melanchthons Abwesenheit, daß mehr als hundert Studenten wegzogen, was Kanzler Brück und Melanchthon dem Fürsten vorstellten. So verfügte dieser dann (unter dem 12. März), daß Luther fernerhin in Wittenberg bleiben, dagegen neben Jonas auch der Pfarrer Fuß von Kolditz an der Visitation theilnehmen solle. In Torgau nahm übrigens wieder Luther selbst mit diesen die Visitation vor, vom 20. April an; er beantragte hier unter Anderem ein „kleines Söldlein" für einen Organisten, um zu erhalten „die göttliche, löbliche Kunst Musica": sein Freund Walther bekam diese Stelle. In Grimma, wo Jonas visitirte, ließ er der Magdalena Staupitz „zu Ehren und Dank ihrem Bruder Dr. Johann Staupitz" ein Häuslein des Mönchsklosters einräumen, indem sie zugleich „zur Schulmeisterin der Mägdelein" gesetzt wurde, und verwandte sich später für sie energisch und erfolgreich beim Kurfürsten, als die fürstlichen Sequestratoren das Haus wegnehmen wollten. — Im folgenden Dezember waren, nach neuen Unterbrechungen, innerhalb des ihm und Jonas zugewiesenen Gebietes noch die Kreise Eilenburg, Bitterfeld und Belzig zu visitiren übrig. Er erwirkte da beim Kurfürsten den Befehl, das Werk vollends auszuführen, und war auch selbst wenigstens noch in Belzig (am 14. Januar 1530) bei demselben thätig, wollte jedoch nach acht oder zehen Tagen heimkehren und bat, dann vollends Bugenhagen an seiner statt zu verwenden. — Nebenher war Luther während dieser ganzen Zeit auch mit Angelegenheiten beschäftigt, welche aus den andern Visitationsbezirken an ihn gebracht wurden.

Bei der Visitation wurden überall die Geistlichen mit Bezug auf ihre christliche Erkenntniß und Lehre geprüft und zur Verwaltung des Predigtamts und der Seelsorge angewiesen, auch zu fleißigem Lesen des Visitations-

büchleins ermahnt, die Gemeinden über das bisherige Leben und Verhalten ihres Geistlichen und das, was sie etwa an ihm auszusetzen hatten, in einer Versammlung der Familienhäupter befragt, die ökonomischen Verhältnisse jeder Pfarrei untersucht und festgesetzt. Von Predigten, welche die Visitatoren vor den Gemeinden gehalten hätten, hören wir nicht. Wohl aber erzählt Mathesius, daß Luther bei der Visitation die „armen Bäuerlein" über das Beten und die christlichen Hauptstücke befragt und unterrichtet habe; dabei berichtet er aus Luthers Munde, wie einer der Bauern, der das Glaubensbekenntniß von „Gott, dem Allmächtigen," hersagte, auf Luthers Frage, was allmächtig heiße, geantwortet habe: „Ich weß nicht," und hierauf Luther erwiedert: „Ja, mein Mann, ich und alle Gelehrte wissens auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist; glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber, treuer Vater ist, der will, kann und weiß dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöthen zu helfen." Niemand sollte fernerhin zur Communion zugelassen werden, der nicht wenigstens jene Hauptstücke, die zehen Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser kenne. Die Küster wurden angehalten, die Kinder wenigstens diese und dazu auch deutsche Gesänge lernen zu lassen, ohne daß in den Dörfern schon von weiterem Schulunterricht die Rede wäre.

Von einem Widerstreben Altgesinnter gegen die neuen evangelischen Ordnungen erfahren wir aus Luthers Visitationsdistrikt beinahe Nichts und auch aus den übrigen sehr Weniges. Nur in Einem Dorfe des Kurkreises, dem Filial eines zum Erzbisthum Magdeburg gehörigen Pfarrdorfs, wollte der Pfarrer nicht den Laien den Kelch reichen, weßhalb dasselbe jetzt zu einer andern Parochie geschlagen wurde. Außerdem fanden sich z. B. im Altenburgischen unter beinahe hundert Pfarreien nur noch vier, wo die Messe nach altem Brauch gefeiert wurde. Aber groß war die Zahl der Geistlichen, welche ohne tiefere Erkenntniß und Ueberzeugung die neuen Formen nur so mechanisch wie vorher die alten handhabten, der Vorbildung für ein evangelisches Prediger- und Hirtenamt ermangelten, auch wegen Alters und geistiger Untüchtigkeit Nichts Besseres mehr hoffen ließen. Man übte gegen sie alle mögliche Nachsicht, wofern sie nur keinen bösen Leumund bei ihren Gemeinden hatten und sich willig zeigten, die Weisungen der Visitatoren anzunehmen. Einer langen Reihe derselben wurde vorgeschrieben, „des Sonntags das Evangelium nach Inhalt der Postillen D. Martini zu predigen," weil man ihnen selbständiges Predigen nicht zutraute. Andererseits bedurften übrigens die neuen evangelischen Geistlichen auch schon der Warnung vor zu vielen und langen, ermüdenden Predigten, die ihnen Melanchthon mehrmals ertheilte. Für die sittlichen Zustände ist bezeichnend, daß den Pfarrern verboten werden mußte, Bier auszuschenken. Daß die Visitationsprotokolle auffallend wenig Beschwerden über Trunksucht

der Gemeindeglieder sowohl als der Geistlichen enthalten, würde erfreulich erscheinen, wenn nicht bei der sonst constatirten Verbreitung dieses Lasters der Verdacht sich erhöbe, daß in dieser Hinsicht das Urtheil auf beiden Seiten ein ziemlich laxes gewesen sei. Zur Bestellung neuer Pfarrer fehlte es an tüchtigen Candidaten, zumal an vielen Orten, wo die Pfarreien den Klöstern incorporirt worden waren, auch neue Pfarrstellen gestiftet werden mußten. Luther fürchtete, daß, wenn Gott nicht Mittel schaffe, bald ein großer Nothstand und eine traurige Verödung der Kirchen eintreten werde.

Insbesondere aber gab die Rohheit, der Stumpfsinn und vorzüglich der Geiz des Landvolks Luthern zu immer neuen Klagen Anlaß. Er berichtet an Spalatin: „bei den Gemeinden siehts überall kläglich aus, indem die Bauern Nichts lernen, Nichts wissen, Nichts beten, Nichts thun als der Freiheit mißbrauchen, nicht beichten, nicht communiciren, als wären sie ganz frei geworden von Religion; so haben sie ihr päpstlich Wesen nicht geachtet, so verachten sie das unsrige.“ In Betreff der vielen Ehehändel erklärt er Jenem einmal: „ich habe nachgerade beschlossen, den Undank der Bauern und des Volkes damit zu strafen, daß ich sie, wo nicht fromme Leute mit einem Handel beschwert sind, wieder zu den Offizialen schicke und die Todten ihre Todten begraben lasse.“ Nicht besser urtheilte Melanchthon über die „unerträglich bösartigen“ Bauern, über welche nur allzubald Gottes schweres Strafgericht kommen werde.

Bald beginnen bei Luther auch bittere Beschwerden über die kirchlichen Eingriffe und Gewaltthätigkeiten der fürstlichen Amtleute und Hofschranzen, die viel gelehrter und gewaltiger als der Landesfürst selbst seien, so daß sie sich unterstehen, zu urtheilen und zu ändern, was dieser ihnen zuschicke.

Luthers Anschauung von jenen Zuständen des Volkes wirkten mächtig auf sein Urtheil darüber ein, was demselben fernerhin für kirchliche Einrichtungen dargeboten werden können und müssen. Seine Erfahrungen bei der Visitation kamen jetzt zu jenen trüben Eindrücken hinzu, welche schon der Bauernaufstand ihm hinterlassen hatte. Die ganze Gestalt, welche die Verfassung der neuen Kirche annahm und behielt, war hiedurch bedingt.[1])

Es wird angemessen sein, bei dem Punkte, bei welchem wir angelangt sind, die Grundsätze, nach welchen Luther bei den bisher dargestellten kirchlichen Maßregeln verfuhr und welche sein kirchliches Handeln fernerhin leiteten, überhaupt in ihrem innern Zusammenhang uns noch genauer zu vergegenwärtigen.

Die Grundvoraussetzung bei dem kirchlichen Bau, welcher mit Hilfe der Visitation hergestellt werden sollte, war und blieb die, daß die Landesobrigkeit, obgleich zum Glauben Niemand gezwungen werden dürfe, doch

verpflichtet sei, den Aergernissen und der Lästerung des Evangeliums zu wehren. Für Luther ergab sich hiemit, daß sie nur diejenige öffentliche Religionsübung, welche sie für die von Gott verordnete erkenne, im Lande zu dulden habe: der katholische Kultus erschien dieser gegenüber als ein götzendienerischer, und leicht konnte auch jeder andere, der menschliche Lehren oder Satzungen an die Stelle der göttlichen Wahrheiten und Stiftungen setze, unter die Kategorie solcher Aergernisse und Gräuel gebracht werde. Mit dieser unmittelbaren Verpflichtung der Obrigkeit gegen Gott haben wir ferner bereits den andern Gesichtspunkt sich verbinden sehen, daß sie um des Friedens und der Ruhe willen, für welche sie bei ihren Unterthanen zu sorgen habe, keine zwiespältige Predigt und kirchliche Sitte zulassen dürfe. Während hieraus zunächst ein negatives Einschreiten nach der einen oder andern Seite folgte, fügte dann Luther hiezu wenigstens mit jenem Hinweis auf die unter landesherrlicher Vormundschaft stehende Jugend die positive Verpflichtung, die Herstellung von „Schulen und Predigtstühlen" gesetzlich zu verfügen. Darnach also wurde jetzt verfahren. Noch forderte Luther wie wir sahen, eine Gewährung des Abendmahls unter Einer Gestalt für die Schwachen; noch scheint der Kurfürst auch jenen Altenburger Stiftsherrn, gegen welche Luther eiferte, nicht geradezu ein Verbot aller ihrer papistischen Bräuche, sondern nur eine ernstliche Vermahnung ausgesprochen zu haben. Aber das sollte doch nur noch eine Duldung auf kurze Frist sein. Hinsichtlich der Gemeinden haben wir Luther noch i. J. 1525 so sich äußern hören, als ob ihre Verpflichtung zur Annahme und Erhaltung evangelischer Pfarrer von ihrem eigenen Wunsch abhängig gemacht werden sollte:[1]) bei der Visitation war davon nicht mehr die Rede.

Insoweit lag nun in dieser Auffassung der obrigkeitlichen Befugnisse noch nicht nothwendig, daß die Obrigkeit auch im Einzelnen beim Aufbau der für evangelisch erkannten kirchlichen Ordnungen Hand anlegen, diesen selbst in die Hand nehmen und fernerhin das oberste Regiment über die kirchlichen Angelegenheiten in ihrer Hand behalten sollte. Schon bisher hatten, wie auch Luther bemerkt, „Kaiser und Könige Gottesdienst befohlen und gestiftet in ihren Ländern;"[2]) sie hatten es gethan als Schutzherrn der bereits bestehenden, mit eigenen höchsten Organen ausgestatteten Kirche, wie ja auch gerade damals Kaiser und Reich dieses Amt weiter ausüben wollten: die Festsetzung dessen, was zum Bestand und Leben der Kirche gehöre, hatten sie jenen Organen überlassen und zur Durchführung davon ihnen ihre Gewalt zur Verfügung gestellt. Man könnte fragen, ob nicht bei der Gründung des neuen evangelischen Kirchenwesens auch sofort neue selbständige kirchliche Organe, denen dann die weitere Ordnung und Leitung der Kirche zu überlassen gewesen wäre, irgendwie hätten hergestellt werden können und sollen.

Statt dessen aber ließ jetzt also der Landesherr selbst durch die von ihm ernannten und in seiner Autorität handelnden Commissäre die Kirchenvisitation vornehmen und die neuen Ordnungen einführen. Er selbst übernahm es, durch sie jenes „rechte Bischof- oder Besuchsamt" auszuüben, das Luther wieder angerichtet zu sehen wünschte. Die wichtigste Erklärung, welche wir zur Begründung hiefür von Seiten Luthers erhalten, ist diejenige, welche oben aus seiner Vorrede zum Visitationsbuch ausgehoben worden ist. Sie hat jedoch schon verschiedene Deutungen erhalten und bedarf so selbst noch einer näheren Erörterung. Von sich und seinen Collegen sagt Luther dort, es habe sichs, in Ermanglung besonderen Berufes, keiner vor dem andern dürfen unterwinden: die Enthaltung, welche er hier als Theolog unter den andern Theologen mit Bezug auf bischöfliche Thätigkeiten übt, entspricht der Forderung, welche er auch hinsichtlich des gewöhnlichen Predigtamts aufstellte, daß von denen, welche sich dazu etwa befähigt finden möchten, doch keiner ohne eine besondere Berufung vor den Anderen sich eindränge. Wie aber konnte er dann die Bestellung der Visitation dem Landesherrn in die Hand geben, während, wie er sagt, dieser doch dazu „nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig war"? Wie konnte er dafür speziell an die „christliche Liebe" des Fürsten sich wenden, während er doch zugleich sagt, der Liebe Amt sei allen Christen gemein? Offenbar sind hier in seinem Gedankengang Mittelglieder zu ergänzen, wie solche aus seinen sonstigen Anschauungen und Aeußerungen sich ergeben. Die höchsten Träger der weltlichen Gewalt sollten ja nach ihm doch als Christen auch den reinen Gottesdienst durch landesherrliches Gesetz schützen, ferner als Vormünder der Unmündigen für deren rechte religiöse Erziehung besorgt sein. So führte sie doch ihr eigentliches Amt auch schon auf das kirchliche Gebiet. Innerhalb dieses Gebietes aber lag jetzt ein Nothstand vor, zu dessen Abhilfe eben auch wieder eine höhere, über alle Einwohner sich erstreckende gesetzliche Gewalt erforderlich schien. Denn es sollte ja nicht mehr bloß das göttliche Wort verkündigt und eine Gemeinde freier Bekenner durch dasselbe gewonnen und gestaltet, sondern es sollten äußere kirchenregimentliche Maßregeln mit gesetzlicher Geltung für das ganze Land durchgeführt werden. Vordem geschah Solches durch die Autorität der Bischöfe. Jetzt bestand im Land keine geordnete höchste äußere Autorität als die landesherrliche. So geschah jetzt von jener allgemeinen schützenden Fürsorge aus, welche die Obrigkeit der Kirche sollte angedeihen lassen, der Schritt dazu, daß sie des vorliegenden Bedürfnisses wegen auch jenes Aufsichtsamt innerhalb der Kirche übernahm und die innerkirchlichen Maßregeln, welche die Reformatoren riethen und welche ihr selbst gut und erforderlich erschienen, mit ihrer Autorität als giltig für alle Unterthanen ausgehen ließ. Eine Liebesthat des Fürsten war dieß nach Luther insofern, als es

an sich nicht zum Amt der weltlichen Obrigkeit gehörte, der Kirche diesen Dienst zu thun. Wenn er dabei zugleich auf das „allen Christen gemeine" Amt der Liebe sich beruft und doch um diesen Liebesdienst nur eben den Landesherrn angeht, so liegt hiefür die Erklärung darin, daß die Liebe Jeden treiben soll, alles Mögliche auch über die Aufgaben des besonderen Amtes hinaus für die christlichen Brüder zu thun, zu dem hier erforderlichen Liebeswerk aber eben speziell der Fürst vermöge seiner sonstigen Stellung befähigt erschien. So aber wurde dasselbe für diesen auch zur wirklichen christlichen Pflicht, obgleich er dazu nicht durch das weltliche Amt an sich, sondern erst durch die ihm als Christen inwohnende Gesinnung mit Rücksicht auf den vorliegenden Nothstand verpflichtet war. — In der That ließ sich auch nicht absehen, wie, wenn einmal die neuen kirchlichen Ordnungen allgemein verbindlich fürs Land sein sollten, sie anders als durch die fürstliche Autorität und Gewalt sollten eingeführt werden. Melanchthon äußerte damals: „Wenn der Hof nicht für unsere Verfügungen eintritt, was werden sie Anderes werden, als, um ein griechisches Sprichwort zu gebrauchen, platonische Gesetze?" [1]) — Ferner mußte Luthern auch für die Nothwendigkeit dieser obrigkeitlichen Thätigkeit im Innern der Kirche wieder jene Rücksicht darauf in Betracht kommen, daß, wie er sagt, der Fürst schon als weltliche Obrigkeit Zwietracht und Rotten fern zu halten habe. — Mit jenem Auseinanderhalten dessen übrigens, was an sich zum Amt der Obrigkeit gehöre, und dessen, was erst der gegenwärtigen Umstände halber Pflicht für sie werde, unterschied sich Luther immer noch von andern Männern der Reformation. So sprach Brenz in der Schwäbisch-Haller Kirchenordnung v. J. 1526 vielmehr ohne Weiteres aus: die Obrigkeit sei als christliches Glied schuldig, denen, welche der weltlichen Gewalt nach ihre Unterthanen und Christo nach ihre Mitbrüder seien, zu gut und frommen Alles zu ordiniren, was Christus in einer christlichen Versammlung zu thun befohlen habe. So nahm in der Zwingli'schen Reformation die Obrigkeit von Anfang an die kirchlichen Einrichtungen ohne Weiteres in ihre Hand.

Weiterhin möchte man etwa fragen, ob nicht gemäß Luthers Prinzipien der Landesherr wenigstens nachdem er die neue Ordnung eingeführt hatte, selbständigen kirchlichen Organen das fernere Regiment in der Kirche hätte überlassen können und sollen. Aber wieder müßten wir fragen, wie diese, wenn ihre Maßregeln gesetzliche Geltung für alle Unterthanen als solche behalten sollten, Solches ohne die landesherrliche Autorität hätten ausrichten können; und daß der Landesherr ihre Maßnahmen einfach als solche ohne eigenes Prüfen und Gutbefinden zum Gesetz hätte erheben sollen, wie das die katholischen Organe von den Fürsten forderten, war nicht mehr denkbar bei der Berechtigung und Verpflichtung zu eigenem

christlichen Urtheil, welche Luther so nachdrücklich den christlichen Obrigkeiten zuerkannt hatte. Wir möchten endlich die Frage dahin stellen, ob nicht durch irgend ein Zusammenwirken der Obrigkeit mit der ganzen christlichen Gemeinde des Landes, deren Glieder ja Luther alle für Priester erklärt und zum christlichen Urtheil berufen hatte, ein eigentlich kirchliches Regiment nach evangelischen Prinzipien sich herstellen ließ. Allein hier trat nun als hochwichtiges, entscheidendes Moment der Widerspruch ein, in welchem zu jener evangelischen Idee der aus von Gott gelehrten Christen und Priestern bestehenden Gemeinde der thatsächliche Zustand der Bevölkerung stand, wie derselbe besonders eben bei der Visitation grell an den Tag trat. Daß aber Luther dennoch die neue evangelische Kirche ohne Weiteres aus dieser ganzen, erst noch zum Christenthum zu erziehenden Volksmasse gebildet haben wollte, hängt wieder mit jener, aus der vorreformatorischen Zeit stammenden Grundvoraussetzung von einem Landeskirchenthum zusammen, das die Obrigkeit herstellen und neben welchem sie keine andere religiösen Gemeinschaften und Kultusformen dulden dürfe.

Wohl scheinen sich noch andere Aussichten für die Neugestaltung der Kirche zu öffnen, wenn wir auf jene Idee einer „Sammlung" echter und frei bekennender Christen zurückblicken, welche Luther noch kurz zuvor in seiner Schrift von der Deutschen Messe öffentlich vorgetragen und an welcher er, laut des dort angeführten Briefes an Hausmann, noch bei der Veranstaltung der Visitation festgehalten hatte. Allein mit den Erfahrungen der Visitation war sie, so weit wir sehen, zu Grabe getragen. — Daß die neu gebildete Kirche dennoch die echt christliche sei, hielt Luther nichts desto weniger um des willen fest, weil ja doch die göttlichen Gnadenmittel ihr erlösend und heiligend Werk jetzt fort und fort in ihr übten und trotz der Masse der erst noch zu erziehenden und noch todten oder gar widerstrebenden Glieder eine Gemeinde echter Glieder Christi den lebendigen Kern in ihr bildeten. Auf der weiteren Wirksamkeit jener Gnadenmittel, zumeist des Wortes, stand alle seine Hoffnung,

So haben wir nach Luthers eigenen Grundsätzen die Entstehung der lutherischen Kirchenverfassung geschichtlich zu begreifen. Von der größten Bedeutung war für sie ferner, ohne daß jedoch Luther hierauf eigens Rücksicht nähme, jene Stellung, welche der speiersche Reichstagsbeschluß v. J. 1526 den Landesobrigkeiten zugewiesen hatte: eben ihnen war es durch diesen anheimgegebenen, auf eigene Verantwortung hin die kirchlichen Dinge zu ordnen. Im Anschluß hieran wurde auch zwischen dem sächsischen und hessischen Landesherrn und dem Mainzer Erzbischof und Domkapitel ein förmliches Abkommen getroffen, wornach jenen bis auf ein zu hoffendes Concil die kirchliche Jurisdiktion überlassen sein und sie hingegen dem Mainzer Clerus nur die ihm zustehenden Einkünfte belassen sollten. So

gingen die kirchenregimentlichen, bischöflichen Thätigkeiten auch auf dem Wege des öffentlichen Rechtes an die Fürsten über.[1])

Hinsichtlich der Freiheit des Glaubens und der Lehre verblieb Luther auch späterhin dabei, daß zwar hierin dem Gewissen keines Menschen Etwas aufgezwungen, daß aber doch Lästerung der rechten Lehre nicht geduldet werden dürfe. Er gestand auch den katholischen Fürsten zu, daß sie auf ihre eigene Verantwortung hin hiernach gegen evangelisch gesinnte Unterthanen verfahren: nur freien Abzug aus den Orten, wo die evangelische Predigt nicht geduldet würde, wollte er für diejenigen, welche dieser anhingen. Er selbst wollte den Mönchen innerhalb evangelischer Gebiete das etwa noch zugeben, daß sie so, wie man es auch den Juden erlaube, in verschlossenen Synagogen noch ihre Lästerung treiben. — Gegen rohe Lästerer des Evangeliums erklärte er sogar einmal, daß man sie, obgleich man sie zum Glauben nicht zwingen dürfe, dennoch in die Kirche treiben möge zu dem Zweck, daß sie hier aus der Predigt der zehen Gebote wenigstens das äußerliche Werk des Gehorsams lernen. — Dieselben Grundsätze, wie gegen die Papisten, wandte er gegen die Wiedertäufer und Schwärmer an. Während jedoch Jene wegen ihrer Versündigung gegen das allgemein christliche Gnadenmittel und zugleich wegen ihrer politisch gefährlichen Grundsätze und wegen des Widerspruchs, der unter ihnen besonders gegen das gemein christliche Grunddogma von der Trinität sich erhob, nicht bloß auf katholischen, sondern auch evangelischen, deutschen und schweizerischen Gebieten mit dem Tod (in Zürich mit Ersäufen) bestraft wurden, warnte Luther hievor 1528 in einem Gutachten für Nürnberg, das besonders von Umtrieben solcher „falscher Propheten" heimgesucht war: er gehe, sagt er, überhaupt schwer an ein Bluturtheil, auch wo es überflüssig verdient sei; in dieser Sache fürchte er ferner die Folgen, welche ein solches Verfahren unter schlimmen Obrigkeiten auch für Unschuldige haben möchte, wie ja bei den Papisten damit bereits der ärgste Mißbrauch getrieben werde; deßhalb könne er die Hinrichtung von Irrlehrern nimmermehr zugeben; es sei genug sie auszuweisen. Er ist der Einzige unter den großen reformatorischen Männern, der so sich erklärt hat. Auch das Strafrecht des deutschen Reiches forderte Hinrichtung der Wiedertäufer, worauf zu Anfang des genannten Jahrs ein kaiserliches Edikt aufs Neue ernstlich drang.[2])

Was das geistliche und weltliche Regiment betrifft, so wollte er beides doch auch fernerhin geschieden halten. Die Fürsten waren ihm bei ihrer Ausübung jener kirchlichen Thätigkeiten doch nur „Nothbischöfe". Aber er wußte nicht anders, als ihnen dieselben zu belassen.[3])

Prinzipiell erklärte er ferner nachdrücklich, nachdem die evangelischen Landesherrn durch ihr Gesetz jene kirchlichen Ordnungen eingeführt hatten,

dennoch in Betreff der kirchlichen Regenten überhaupt, daß sie der christlichen Gemeinde Nichts ohne deren Zustimmung auferlegen dürfen. Er sagt: „die christliche Kirche hat Macht, Sitten und Weise zu stellen, die man halte in Fasten, Feiern, Kleidern u. s. w.; — christliche Kirche aber heißt der Haufen der Getauften oder Gläubigen, so zu einem Pfarrherr oder Bischof gehören, es sei in einer Stadt oder in einem ganzen Land oder in der ganzen Welt". Nur in Gemeinschaft mit dem ganzen Körper dieser Gemeinde will er Bischöfe oder Pfarrer solche Anordnungen je nach den zeitlich vorliegenden Bedürfnissen auf eine Zeitweile treffen lassen. Allein in den evangelischen Kirchen begnügte man sich den von den Theologen gutgeheißenen Verfügungen der Nothbischöfe gegenüber mit einem stillschweigenden Consens der Gemeinde.[1])

Fürs innere gemeindliche Leben hatte Luther, wie wir längst bemerkten, großen Werth auf eine Sittenzucht gelegt, die nach Christi Vorschrift Matth. 18, 15 ff. durch die Gemeinde selbst geübt werde. Aber erst jene „Sammlung" konnte ja, wie Luther wiederholt erklärte, der rechte Ort dafür sein. Und von ihr war nicht mehr die Rede. Statt dessen suchte also jetzt die Visitationsordnung wenigstens die Geistlichen mit einer Abweisung notorischer Sünder vom Tisch des Herrn zu beauftragen. In einem der folgenden Jahre zeigt uns eine Weisung Luthers an seinen Freund Pfarrer Stiefel, wie er doch auch so noch jener Vorschrift einigermaßen genügt haben wollte: der Pfarrer, sagt er, solle einen hartnäckigen Sünder zuerst privatim ermahnen, dann zwei Zeugen dazu nehmen, endlich vor der Gemeinde erklären, daß derselbe einem Heiden gleichzuachten sei.[2]) — Das Meiste, was die Pfarrer für Zucht thaten, bestand ohne Zweifel darin, daß sie, wie schon die kurfürstliche Instruktion der Visitatoren vorschrieb, die Sünder den weltlichen Amtleuten und Richtern überwiesen.

Jene Kirchenordnung von Schwäbisch-Hall hatte bereits 1526 versucht, die apostolische Zucht durch Aelteste wieder herzustellen: sie wollte den Pfarrern etliche redliche Leute aus der Bürgerschaft beigeben, welche die Unchristen ermahnen sollten, vom ärgerlichen Leben abzustehen, sowie in der apostolischen Zeit Aelteste mit einem Episkopus oder Wächter zusammen einen Synodus gebildet haben, der nach der Ordnung Christi gegen die Sünder verfahren sei. Das ist die erste Anregung des Aeltesteninstituts in der Reformation; sie geschah durch Brenz, den treuen Freund Luthers. Allein sie hatte keinen Erfolg, ja kam, wie es scheint, nicht einmal in Hall zur Ausführung.[3])

Ein durchgreifender Neubau der Kirche und zwar wesentlich auf Grund der von Luther bisher vorgetragenen Sätze war ferner in dem genannten Jahr auf einer Synode entworfen worden, zu welcher Land-

graf Philipp die sämmtlichen Geistlichen seines Landes nebst Abgeordneten des Adels und der Städte nach Homberg berufen hatte. Verfasser des Entwurfs war ohne Zweifel jener neue Marburger Professor Lambert. Hier wurde ausgesprochen: nachdem das Wort Gottes eine Zeit lang gepredigt sei, solle auf einen bestimmten Sonntag an den einzelnen Orten eine Versammlung ausgeschrieben und in dieser ein Jeder einzeln vom Bischof, d. h. Pfarrer, befragt werden, ob er die neuen Ordnungen der Kirche annehmen und insbesondere auch der Zucht nach Gottes Wort sich unterwerfen wolle. Die Zustimmenden sollen in ein Verzeichniß eingetragen werden; wo die Männer nicht wollen, mögen doch die Frauen, Kinder und Knechte sich eintragen lassen. Wären ihrer auch nur wenige, so dürfe ihnen das nicht bange machen. Die, welche nicht zustimmen, solle man draußen lassen und für Heiden ansehen. Die also gebildeten Gemeinden sollten dann regelmäßige Zusammenkünfte halten und in diesen namentlich das von Jesus Matth. 18. vorgeschriebene Verfahren gegen öffentliche Sünder befolgen. Ihren Geistlichen oder Bischof sollte jede selber sich wählen, weil es Sache der Gemeinde sei, über die Stimme der Hirten zu urtheilen. Ferner sollte zur Leitung der gesammten Landeskirche eine jährliche Synode stattfinden, die aus den sämmtlichen Geistlichen und einem Deputirten jeder Gemeinde bestehen, in der jedoch auch der Landesfürst und die Adeligen oder ihre Vertreter eine Stimme haben sollten. Dieselbe sollte einen Ausschuß aus ihrer Mitte wählen und drei Visitatoren einsetzen, welche die Oberaufsicht über die Gemeinden führen und von deren Bestätigung insbesondere auch die von den Gemeinden erwählten Geistlichen abhängen sollten. — Zugleich wurden Vorschriften über den Kultus aufgestellt, mit Hinweis auf Luthers „Deutsche Messe".

Man hat die Grundgedanken dieses merkwürdigen Entwurfs aus verschiedenartigen Quellen herzuleiten versucht: sehr klar haben wir ihre Quelle in den oben mitgetheilten Aeußerungen Luthers, vorzüglich in seiner deutschen Messe; diese wird ja in dem Entwurf auch ausdrücklich citirt. Als ihm nun aber ein solcher Plan zur Verwirklichung seiner eigenen Ideen vorgelegt wurde, erwiederte er darauf dem Landgrafen am 7. Januar 1527 also: „Auf die Ordnung, so mir Ew. Fürstl. Gn. zugeschickt, antwort ich zwar nicht gerne, weil uns zu Wittenberg Viele Schuld geben, als wollten wir Niemand vor uns lassen Etwas gelten, so wir doch, das weiß Gott, wohl wünschen, daß Jedermann ohne uns das Allerbeste thäte. Aber Ew. Fürstl. Gn. zu Dienst, und weil solche Ordnung möchte mit dem Geschrei ausgehen, als wäre mein Rath auch dazu kommen, ist mein treuer und unterthäniger Rath, daß Ew. Fürstl. Gn. nicht gestatte, noch zur Zeit diese Ordnung auszulassen durch den Druck; denn ich bisher kann auch noch nicht so kühne sein, so einen Haufen Gesetze mit so mächtigen Worten

bei uns vorzunehmen. Das wäre meine Meinung [daß] . . . . Ew. Fürstl. Gn. zuerst die Pfarren und Schulen mit guten Personen versorgte und versuchte zuvor mit mündlichem Befehl oder auf Zeddel gezeichnet, und das Alles aufs kürzeste und wenigste, was sie thun sollten; und welches noch viel besser wäre, daß der Pfarrherrn zuerst einer, drei, sechs, neune unter einander anfiengen eine einträchtige Weise in einem oder drei, fünf, sechs Stücken, bis [es] in Uebung und Schwang käme, und darnach weiter und mehr, wie sich die Sache wohl selbst werde geben und zwingen . . . . Denn ich wohl weiß, daß, wenn Gesetze zu früh vor dem Brauch und Uebung gestellt werden, [sie] selten wohl gerathen; die Leute sind nicht darnach geschickt, wie Die meinen, so da sitzen und malens mit Worten und Gedanken ab, wie es gehen sollte; Vorschreiben und Nachthun ist weit von einander . . . darum ist diese Maß zu halten: kurz und gut, wenig und wohl sachte und immer an . . . Solches ist meine Meinung, mich damit zu verwahren; denn Ew. Fürstl. Gn. und der Prediger in Ew. Fürstl. Gn. Lande will ich hiemit weder Ziel noch Maß stecken, sondern sie Gottes Geist befehlen."[1])

Gegen die Prinzipien des Entwurfs an sich also wandte Luther Nichts ein. Der Grund, weshalb er ihn ablehnte, war das Bedürfniß allmählicher Entwicklung im Gegensatz zur plötzlichen gesetzlichen Durchführung umfassender Ideen, für welche die Gegenwart nicht vorbereitet sei. Wie viel davon doch in jener allmählichen Weise verwirklicht werden könnte und sollte, das ließ er stillschweigend dahingestellt. Nach demselben Grundsatz verfuhr er dann selbst in der sächsischen Visitationsordnung mit möglichstem Anschluß an das Bestehende und an das, was bisher in einer großen, ja der größten Zahl der Gemeinden bereits thatsächlich abbestellt und neu eingeführt worden war. Der Landgraf aber folgte seinem Rathe, ließ jenen Entwurf nicht in Kraft treten, nahm vielmehr nachher auch für sein eigenes Land das sächsische Visitationsbüchlein an. Diese kursächsische Ordnung wurde so in ihren Grundzügen eine Norm für die Kirchen der lutherischen Reformation überhaupt. Wie wohl Luther die Schranken, in denen sie sich hielt, bedacht hatte, erhellt besonders gerade aus seinem Verhalten gegen den Homberger Entwurf.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung. Luthers Katechismen nebst Traubüchlein.

Von der Organisirung einer Kirche auf Grund jener Ideen seiner „Deutschen Messe" sah Luther bei den Zuständen seines Volkes in der Gegenwart ab: und eben aufs Volk im Großen hielt er den Blick gerichtet. Desto mehr aber sollte an dieser vom Christenthum und Evan-

gelium noch so wenig durchdrungenen Masse durchs Eine Hauptmittel des göttlichen Wortes gearbeitet, der Inhalt desselben wenigstens Allen faßlich vorgelegt werden. Und wenn auch hiemit bei den Alten nicht mehr viel zu erreichen war, so wollte Luther wenigstens ein neues Geschlecht durch solche Unterweisung heranziehen. Wir haben hier — in innerem und äußerem Zusammenhang mit dem Visitationswerk — speziell noch von seinem, für jenen Zweck bestimmten Großen und Kleinen Katechismus zu reden.

Von nöthen, so sagte er in der „Deutschen Messe", sei „ein grober, schlechter, einfältiger, guter Katechismus". Er fügte bei: er wisse diesen Unterricht nicht schlechter (einfacher), noch besser zu stellen, als derselbe bereits gestellt sei in den herkömmlichen drei Stücken, den Zehn Geboten, dem Glauben (apostolischen Glaubensbekenntniß) und dem Vater Unser; in diesen dreien stehe schlecht und kurz, was einem Christen zu wissen noth thue. Katechismus heißt ihm hier zunächst nicht ein Buch oder Büchlein als solches, sondern der Unterricht selbst, in welchem man diejenigen, die erst noch Christen werden sollen, den in diesen Stücken zusammengefaßten Inhalt lehre, — entsprechend der Bedeutung, welche das Wort Katechismus im altkirchlichen Sprachgebrauch hatte. Geschehen sollte, wie wir ihn dort weiter sagen hörten, dieser Unterricht in der Weise, daß die genannten Stücke „auf der Kanzel, zu etlichen Zeiten oder täglich, wie das die Noth fordere, vorgepredigt werde und daheim in Häusern des Abends und Morgens den Kindern und Gesinde, so man sie wolle zu Christen machen, vorgepredigt und vorgelesen", — und zwar „nicht allein also, daß sie die Worte auswendig lernen und reden, sondern daß man von Stück zu Stück frage und sie antworten lasse, was ein jegliches bedeute und wie sie es verstehen".

Eine kurze, für den gemeinen Mann berechnete Auslegung jener Stücke durch Luther war schon seit d. J. 1520 in seiner „kurzen Form der zehn Gebote u. s. w." und sodann in seinem Gebetbüchlein vorhanden und weit verbreitet (s. oben B. 1 S. 309, 581, 613). Er selbst verwies darauf in seiner Deutschen Messe mit Bezug auf die beim Katechismus anzuwendenden Fragen: man möge, sagt er, diese aus seinem Gebetbüchlein entnehmen oder selbst machen; das Büchlein, obgleich nicht in Fragen gefaßt, bot doch mit seinen Auslegungen den Stoff zu solchen Fragen und Antworten dar.

Für den Zweck, zum Unterricht in jenen Hauptstücken anzuleiten und deren Inhalt denen, die „erst noch Christen werden sollten", faßlich auseinanderzusetzen, genügte ihm jetzt jene seine frühere Schrift nicht. Es ist gleichfalls schon oben (S. 581) erwähnt worden, wie er im Februar 1525, also noch vor Abfassung der Deutschen Messe, dem Hausmann berichtete, daß Jonas und Agricola mit Abfassung eines Katechismus für Knaben

beauftragt seien; er wiederholte diese Nachricht gegen Ende März. Ein halbes Jahr nachher schrieb er dann dem nämlichen Freunde, nachdem er zuvor über die ihm obliegenden Arbeiten für die Visitation geredet: „den Katechismus verschiebe ich, denn ich möchte gern in Einem Werk Alles abmachen". Hiernach hatte er also jetzt die Aufgabe des Katechismus sich selbst zugedacht und wünschte denselben zusammen mit einer solchen Visitationsschrift, wie sie nachher durch Melanchthon verfaßt wurde, herauszugeben. [1]) Mit dem Namen des Katechismus meint er hier überall eine jenem Unterricht zu Grund zu legende kurze Lehrschrift, und zwar hatte er wohl schon eine Schrift im Sinne, welche selbst jenen Inhalt auch in Fragen und Antworten fassen sollte. Mit dem Beispiel einer solchen Fassung waren die böhmischen Brüder in dem Katechismus, den sie ihm schon 1521 zuschickten (oben S. 671) vorangegangen. Und wie sehr man das Bedürfniß eines solchen auch in den deutschen evangelischen Kirchen fühlte, zeigt sich darin, daß das Büchlein der Böhmen in verschiedenen hoch- und niederdeutschen Bearbeitungen hier verbreitet worden ist; so erschien eben jetzt, 1525, eine vom lutherisch evangelischen Standpunkt aus verfaßte zu Wittenberg im Druck: mit reichem Inhalt, aber für Kinder weit nicht schlicht und durchsichtig genug. [2])

Was bei Jonas und Agricola aus ihrem Auftrage geworden ist, wissen wir, wie schon oben gesagt wurde, nicht. Das Vorhaben, welches Luther nachher von sich aussprach, läßt schließen, daß er keine oder keine befriedigende Arbeit von ihnen bekam. Er selbst aber fand in den nächsten Jahren noch keine Zeit, seine Absicht zu vollführen. Indessen erschienen einige Katechismen Anderer, welche schon weit besser als jene Schrift den rechten Ton fanden; namentlich einer von Brenz 1527 oder 1528; auch Agricola gab jetzt einen heraus: ein „Kinderbüchlein" für seine lateinische Schule in Eisleben 1526 und ein kürzeres für die dortige Mädchenschule 1527: seine Arbeit konnte aber in formaler Beziehung nicht genügen und zeigte in ihrem Inhalt bereits den eigenthümlichen Standpunkt des Verfassers, vermöge dessen er um jene Zeit gegen Melanchthon losbrach. [3])

Das Bedürfniß eines Unterrichts, wie Luther sich ihn dachte, machte sich ihm dann bei der kursächsischen Visitation vollends recht fühlbar. Während dieselbe in dem ihm zugewiesenen Kreis eine Unterbrechung erlitt, arbeitete er, wie er am 15. Januar 1529 einem Freund meldet, an einem „Katechismus für die rohen Bauern". Weiter berichtet er am 3 März: derselbe sei noch nicht vollendet, werde aber bald fertig sein. Kurz darauf erschien er im Druck: denn schon im Mai wurde derselbe durch einen Anderen auch ins Latein übersetzt. Und zwar ist dies der „**Große Katechismus**" Luthers: der nachfolgende „Kleine" bezieht

sich in seiner Vorrede auf den Großen schon zurück, während dieser in seinem Vorwort noch gar nicht auf eine kürzere und in Fragen gestellte Ausführung des Lehrstoffes, die Luther entworfen hätte, hindeutet. Der Große erschien mit dem einfachen Titel: „Deudsch Katechismus".[1])

Im Vorwort zu diesem Katechismus erklärt Luther: „Diese Predigt ist dazu geordnet und angefangen, daß es sei ein Unterricht für die Kinder und Einfältigen, darum sie auch von Alters her auf griechisch heißet Katechismus, das ist eine Kinderlehre, so ein jeglicher Christ zur Noth wissen soll, also daß, wer Solches nicht weiß, nicht könnte unter die Christen gezählet und zu keinem Sakrament zugelassen werden, gleichwie man einen Handwerksmann, der seines Handwerks Recht und Gebrauch nicht weiß, auswirft und für untüchtig hält." Deshalb, sagt er, solle man junge Leute die Stücke, welche in diese Kinderpredigt gehören, fertig lernen lassen und mit Fleiß darin üben, auch jeder Hausvater wenigstens einmal in der Woche seine Kinder und Gesinde umfragen, was sie davon wissen oder lernen. Dasselbe wiederholt Luther am Schlusse. So will er nun in seinem Büchlein die hergehörigen Stücke „nach einander vornehmen und aufs deutlichste davon reden, so viel noth ist". Seine Absicht war, durch eine solche deutliche, längere Ausführung den Pfarrern behufs ihrer über die Hauptstücke zu haltenden Predigten und ihrer sonstigen Unterweisung des Volkes und ferner den schon reiferen Gemeindegliedern, die jene Pflicht an ihren Angehörigen üben sollten, eine Anleitung dafür zu geben, wie sie selbst hiebei jenen Stoff zu verstehen und den Ihrigen deutlich zu machen hätten. Der Katechismus war nicht zur Lektüre für die „rohen Bauern" selbst, wohl aber zu solcher mittelbaren Handreichung für sie und überhaupt für die noch Unmündigen bestimmt. Eine Fassung des Stoffes in Fragen und Antworten gibt er noch nicht, sondern nur an einzelnen Punkten Anweisung, wie man sie etwa stellen möge. Im Weiteren überläßt er es denen, die den Katechismus mit dem „jungen Volk" zu treiben haben, dies so zu thun, daß die Kinder auch auf Fragen fein richtig antworten lernen. Als das, was diese „von Wort zu Wort" sollen hersagen lernen, bezeichnet er noch nicht bestimmt formulirte Antworten über den Inhalt der Hauptstücke, sondern nur den Text dieser selbst.

Fortwährend sind ihm diese Hauptstücke die zehn Gebote, der Glaube und das Vater Unser, deren Zusammenhang unter einander er ebenso wie schon in jener „kurzen Form" v. J. 1520 bestimmt: nachdem die Gebote gezeigt, was Gott von uns gethan und gelassen haben wolle, lege der Glaube uns Alles vor, was wir von Gott gewarten und empfahen müssen, und eben dies solle uns dazu dienen, daß wir thun können, was wir laut der Gebote sollen; endlich, da kein Mensch die Gebote vollkommen halten könne, ob er gleich zu glauben angefangen, sei Noth, Gott immerdar mit

Bitten in den Ohren zu liegen, daß er den Glauben und Erfüllung der zehn Gebote uns gebe, erhalte und mehre und Alles, was im Weg liege, hinwegräume. Zu jenen drei Stücken aber fügt er jetzt als viertes die Taufe mit den Textesworten Matth. 28, 19 Mark. 16, 16 und als fünftes das Abendmahl mit dem Text 1 Korinther 11, 23—25. Er läßt die Ausführung über sie als über die „zwei Sakramente, von Christus eingesetzt", ohne die kein Christ sein könne und durch welche man (wie übrigens durchs ganze Evangelium) die im Glaubensbekenntniß genannte Vergebung erhalte, auf jene „drei Hauptstücke der christlichen Lehre" folgen, ohne indessen den Uebergang zu ihnen weiter zu erläutern. Im Abschnitt von der Taufe spricht er auch von dem bisher so genannten dritten Sakramente der Buße, indem diese in Wahrheit nur ein Wiederhinzutreten zur Taufe, eine Wiederholung des in ihr Angefangenen und ein neues Empfangen der durch sie zugetheilten Vergebung sei.

Einer zweiten Ausgabe dieses Katechismus, welche noch 1529 erschien, fügte Luther auch eine „kurze Vermahnung zur Beichte", nämlich eine praktisch lehrhafte Ausführung über ihr Wesen und ihre Bedeutung bei. Er wollte davor warnen, daß man nicht, nachdem er das Beichten zu etwas Freiem gemacht, nunmehr meine, desselben nicht mehr zu bedürfen, empfahl vielmehr fortwährend die „heimliche Beichte", in welcher man sonderliche Anfechtungen und Anliegen „einem Bruder klage, Rath, Trost und Stärke zu holen, wenn und wie oft wir wollen"; denn Christus selbst habe „die Absolution seiner Christenheit in den Mund gelegt" und wolle das Trost begehrende Herz durch einen Menschen von Sünden entbinden lassen. Wie geflissentlich aber redet er in dieser Vermahnung fortwährend nur von christlichen „Brüdern", bei denen man solchen Trost und Absolution sich holen dürfe und solle, nicht von den vermöge besonderen Amts dazu bestellten Geistlichen: diese thun ihm doch nur, was kraft Christi Zusage jeder Bruder dem Bruder thun darf, und thun es selbst nur als Brüder, nicht als Richter oder priesterliche Mittler.

In einer weiteren Ausgabe des Großen Katechismus v. J. 1530 stellte Luther auch vor die oben erwähnte Vorrede noch eine längere, welche von da an mit jener in seinem Buch sich erhalten hat. Er rechtfertigt in ihr den Werth, den er auf das Treiben des Katechismus, d. h. jener eine „kurze Summa der ganzen heiligen Schrift" bildenden Hauptstücke legt, gegen hochmüthige Verächter desselben als einer schlechten, geringen Lehre. Da bekennt er: „Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben: noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe, die zehn Gebote, Glauben, das Vater

Unser, Psalmen u. s. w.; und muß noch täglich dazu lesen und studiren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gerne wollte, und muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben und bleibs auch gerne."

Inzwischen hatte Luther der ersten Ausgabe dieses Katechismus — wohl höchstens nach ein paar Monaten — seinen „Kleinen" folgen lassen. Hier wollte er nun selbst auch bestimmt formulirte Sätze an die Hand geben, in welche man für Kinder und Einfältige die Auslegung jener Textstücke so, wie es ihrem Verständniß angemessen sei, zusammenfassen möge. Und er gibt jetzt diesen kurzen Erklärungen des Textsinnes die Gestalt von Fragen und Antworten. Seine Absicht dabei, über welche man neuerdings gestritten hat, war nach seinen eigenen Aeußerungen einfach die, daß die Kinder so behufs richtigen Verständnisses der Hauptstücke die Erklärung auswendig lernen und darüber mittelst der Fragen abbehört werden sollten. Wenn sie so weit gebracht seien, sollte man ihnen dann, wie er den Pfarrern und Predigern in der Vorrede sagt, nach der Anleitung, die er im Großen Katechismus gegeben habe, das Einzelne noch weiter auseinander legen, — ihnen „noch reicheren und weiteren Verstand geben". — Für die Textstücke und auch für die auswendig zu lernende Erklärung rieth Luther immer die gleichen Worte zu gebrauchen: denn wenn man „das junge und alberne Volk nicht mit einerlei gewissem Text und Formen lehre," werde es leicht irre. Er wollte indessen nicht etwa diejenige Form, welche er selbst hier vortrug, den Andern aufnöthigen. Vielmehr sagt er den Pfarrern in Betreff der deutschen Fassung des Dekalogs, Vater Unsers u. s. w., wie in Betreff der darüber zu stellenden Fragen und Antworten: „erwähle dir welche Form du willst", — „nimm vor dich dieser Tafeln Weise oder sonst eine einige Weise, welche du willst." Nur immer eine einige, bestimmte, streng festzuhaltende Weise sollte es sein; man sollte sie, wenn man sie einmal angenommen, mit keiner Sylbe mehr verrücken. — Hinsichtlich jener weiteren Ausführung der Texterklärung ermahnt er die Geistlichen, insonderheit diejenigen Gebote und Stücke am meisten zu treiben, die bei ihrem Volk jedesmal am meisten Noth leiden, z. B. das Gebot vom Stehlen bei Handwerkern, Händlern, auch Bauern und Gesinde. Anweisungen und Muster dafür, wie man auch diese weitere Ausführung fragweise behandeln möge, den Geistlichen und Hausvätern zu geben oder etwa seine ganze Erklärung selbst noch in weiteren Fragen und Antworten auseinanderzulegen, hielt er auch jetzt nicht für nothwendig oder angemessen. Sein Katechismus wollte nicht ein Handbüchlein des Katechesirens in diesem Sinne des Wortes sein. Andere haben dann, zum Theil noch zu seinen Lebzeiten, Katechismen erscheinen lassen, welche in solcher Form den Katechismusstoff noch weiter zu erläutern versuchten.

Bestimmt hat Luther auch den Kleinen Katechismus, wie den Großen,

zunächst für die Pfarrer und Prediger. Zu ihnen spricht er in der Vorrede. Aber wie er im Großen fordert, daß jeder Hausvater die Hauptstücke seine Kinder und Gesinde lernen lasse und abhöre, so wollte er jetzt daß die Hausväter dies auch mit der kurzen Erklärung in Fragen und Antworten thun sollten, welche sein Kleiner Katechismus enthielt. So lauten hier die Ueberschriften der Haupttheile: „die zehn Gebote, — der Glaube, — das Vater Unser u. s. w., wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich fürhalten soll". Die Aufgabe der Geistlichen war, eben dies denselben zur Pflicht zu machen und ihrerseits in Katechismuspredigen sowie bei eigenem Befragen der Kinder dazu auch jene weiteren Erläuterungen zu geben.

Die Kenntniß des im Kleinen Katechismus zusammengefaßten Lehrstoffes sollte dann namentlich Bedingung für die Zulassung zum Sakrament und zur Pathenschaft, überhaupt zu den Rechten und Freiheiten eines evangelischen Christen werden. Wer die Gebote, den Glauben u. s. w. nicht lernen wolle, der, sagt Luther, solle „schlecht dem Papst und seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst heimgewiesen sein"; ja noch mehr: „dazu sollen ihnen die Eltern und Hausherrn Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürst aus dem Land jagen wolle; denn wiewohl man Niemand zwingen kann noch soll zum Glauben, so soll man doch den Haufen dahin halten und treiben, daß sie wissen, was Recht und Unrecht ist bei denen, bei welchen sie wohnen, sich nähren und leben wollen; denn wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, deß er genießen will, Gott gebe er gläube, oder er sei im Herzen für sich ein Schalk oder Bube". Wir erinnern uns hier der oben angeführten Aeußerung, daß und weshalb man die rohen Leute mit Zwang sogar zu den Predigten in die Kirche treiben möge.

Dies der Zweck und allgemeine Inhalt des kleinen und doch so bedeutungsvollen und wirkungsreichen Büchleins.

Herausgegeben hat es Luther schon im Jahre 1529 zweimal: bereits das erste Mal mit Zugaben, welche dem großen Katechismus noch fehlten, und das zweite Mal noch mit weiterer Bereicherung. Eine neue Ausgabe vom Jahre 1531 gab ihm vollends die Gestalt, welche es, Kleinigkeiten abgerechnet, dann behielt. [1])

Die erste Ausgabe (welche wir nicht mehr im Wittenberger Original, sondern nur noch in einem Erfurter und einem Marburger Nachdruck besitzen) trug den Titel: „Der Kleine Katechismus, für die gemeinen Pfarrherrn und Prediger"; darüber setzten die späteren noch: „Enchiridion" („Enchiridion. Der Kl. Katechismus u. s. w.").

Das Vorwort, welches sich an „alle treue, fromme Pfarrherrn" wendet, bezeichnet als Veranlassung für die Abfassung der Schrift die

„klägliche, elende Noth", die Luther bei der Visitation erfahren habe: es sei ein Jammer gewesen, zu sehen, wie der gemeine Mann, sonderlich auf den Dörfern, so gar Nichts von der christlichen Lehre wisse und auch viele Pfarrer zum Lehren so ungeschickt seien, — wie die Leute vom Vater Unser Geboten u. s. w. Nichts wissen, ja dem lieben Vieh gleich dahin leben.

Der Kleine Katechismus enthielt von Anfang an dieselben fünf Hauptstücke wie der Große. Beim Vater Unser fehlte in ihm anfänglich — auffallenderweise und vielleicht durch ein bloßes Versehen des rasch arbeitenden Luther — die Anrede; sie kam mit Erklärung erst in die Ausgabe des Jahres 1531. Beim Abendmahl ist die Frage „wie kann leiblich Essen — — solch groß Ding thun?" noch nicht in die erste Ausgabe aufgenommen, obgleich schon hier die entsprechende Frage und Antwort bei der Taufe stand, jedoch schon in die zweite vom Jahre 1529.

Zu jenen Stücken aber fügte der Katechismus gleich Anfangs ein Morgen- und Abendgebet und ein Gebet vor und nach Tisch (Benedicite und Gratias), das ein Hausvater die Seinigen lehren solle, ferner eine „Haustafel etlicher Sprüche für allerlei heilige Orden und Stände", um sie ihres Amtes und Dienstes zu ermahnen, nämlich für Pfarrer und Prediger, weltliche Obrigkeit, Eheleute, Eltern, Kinder, Knechte, Mägde und Arbeiter, Hausherrn und Hausfrauen, die gemeine Jugend, die Witwen, mit der schließlichen allgemeinen Mahnung zur Liebe Röm. 13, 9 und Fürbitte 1 Tim. 2, 1 und dem Sprüchlein: „Ein Jeder lern sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn." — Endlich war dem Katechismus ein „Traubüchlein für die einfältigen Pfarrer" angehängt.

In der zweiten Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1529 folgt auf diesen Inhalt der ersten, in welchem die oben genannte Frage zum Abendmahl sowie eine Erklärung zum ersten Tischgebet eingeschaltet ist, ein neuer Abdruck des Taufbüchleins, eine kurze Anweisung zur Beichte vor dem Geistlichen, bestehend in zwei Formen eines Sündenbekenntnisses, und die früher von uns besprochene Litanei, welche Luther wohl hier zum ersten Mal drucken ließ. Den ersten drei Hauptstücken waren Bilder in Holzschnitten beigegeben, z. B. dem ersten Gebot das Bild der Anbetung des goldenen Kalbes, dem ersten Artikel des Glaubens eine Abbildung des Schöpfungsaktes, dem Eingang zum Vater Unser ein Bild der Verkündigung des göttlichen Wortes, vermöge dessen Gott uns glauben lehrt, er sei unser rechter Vater.

Im Jahr 1531 erschien statt jener Anweisung zum Beichten eine längere im Katechismus, die nämliche, mit welcher dieser später in die gesammelten Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche übergegangen ist, und zwar erhielt sie ihre Stelle zwischen dem Hauptstück von der Taufe

und dem vom Abendmahl. Sie lehrt, wie man die Sünden bekennen und beim Beichtiger die Vergebung mit festem Glauben als wahrhafte Vergebung von Seiten Gottes empfangen solle; dazu bemerkt sie, daß diejenigen, welche besondere Beschwerung des Gewissens haben, der Beichtvater wohl wissen werde noch mit besonderen Sprüchen zu trösten und zum Glauben zu reizen. Die Litanei fiel jetzt und fernerhin weg: Luther konnte schon eine genügende Bekanntschaft der Gemeinden mit ihr voraussetzen, wie sie ja 1529 auch schon durch sein Gesangbuch verbreitet wurde.

Nicht durch Luther, sondern erst durch eine spätere Hand sind hernach noch einige besondere Fragen über das Amt der Schlüssel als die „sonderbare Kirchengewalt, die Christus seiner Kirche auf Erden gegeben, den bußfertigen Sündern die Sünden zu vergeben u. s. w." unter dem Titel eines sechsten Hauptstückes in den Kleinen Katechismus gekommen. Auch eine Reihe kurzer Fragen speziell für diejenigen, welche zum Tisch des Herrn gehen wollten, hat man demselben noch beigefügt („Glaubest Du, daß Du ein Sünder bist?" u. s. w.).

Ueberblicken wir Inhalt und Anordnung der Hauptstücke Luthers, so bedürfen die Motive, nach welchen er diese, und zwar in dieser Reihenfolge, zusammengestellt hat, keiner weiteren Beleuchtung. Es genügt, auf das von ihm selbst Gesagte zurückzuweisen. — Wenn er über die Bedeutung, welche dem Gegenstand des vierten und fünften neben dem Inhalt der drei ersten zukomme, sich — auch im Großen Katechismus — nicht näher erklärt, so ist daraus zu ersehen, daß er für die Kinder und den gemeinen Mann weniger eine lehrhafte Erörterung angemessen fand, als vielmehr nur ein einfaches Hinüberführen von der christlichen Heilswahrheit überhaupt zu den besonderen sakramentalen Akten mit einer kurzen Erklärung Dessen, was diese nach Christi Einsetzung enthalten. Wie weit eine solche Darstellung für Fortgeschrittenere ausreiche, haben wir hier nicht zu untersuchen.

Im Verlauf der drei ersten Hauptstücke knüpfte er die Ausführung der gesammten sittlich-religiösen Grundwahrheit des Christenthums an den Text des Dekalogs, des die großen Heilsthatsachen kurz zusammenfassenden „Glaubens" und des Vater Unsers, also an Texte, die dem Volk durch die heilige Schrift und den kirchlichen Gebrauch vor allen anderen dargeboten und für Jeden leicht erlernbar waren, in so durchsichtiger, schlichter und zugleich reich gedrängter Weise an, daß jene für einen Christenmenschen nöthige „Summa" sich wirklich auch den Schwachen zeitlebens einprägen und auch den Starken ein Stoff steten weiteren Nachdenkens, wie steter Erbauung werden konnte. Den Inhalt des eine Reihe einzelner Momente vorführenden Glaubensbekenntnisses concentrirte er bei seiner Auslegung in die drei Artikel von der Schöpfung und Gott dem Vater, als Schöpfer,

von der Erlösung und Christus, als dem erlösenden Gottessohn, von der Heiligung und dem heiligen Geist: hier führt seine Auslegung gerade dadurch, daß sie nicht bloß auseinanderlegt, sondern zusammenfaßt, ins Verständniß des Gegenstandes ein. Diese ganze Anknüpfung und Disponirung des Unterrichts kann an vielen Punkten, z. B. gleich beim Beginn mit dem ersten Gebot, d. h. mit unserer Verpflichtung gegen den Gott und Herrn, welcher als Gegenstand des Glaubens dann erst weiter durchs Glaubensbekenntniß vorgeführt wird, den Bedürfnissen einer streng systematisch fortschreitenden Lehrweise zwar nicht entsprechen: für diejenigen Bedürfnisse aber, welche Luther hier im Auge hatte, hat sie sich stets trefflich bewährt.

Für den echt christlichen, evangelischen Geist, in welchem Luther jene Texte auszulegen bedacht war, haben wir besonders auf seine eigenthümliche Behandlung des Dekalogs und Glaubens aufmerksam zu machen, während das aus Christi eigenem Geist und Mund hervorgegangene Vater Unser einer zum Texteswort hinzutretenden Eigenthümlichkeit evangelischer Behandlung ja nicht erst bedurfte.

Bei der Auslegung jener mosaischen Gebote erhebt er sich ganz entsprechend demjenigen, was er auch sonst über die Anwendung derselben innerhalb der Christenheit lehrte, von Anfang an über die Form des alttestamentlichen Buchstabens, indem er jede Verpflichtung auf die Eine Grundpflicht der Furcht und Liebe Gottes zurückführt, mit dem dort Verbotenen die positiven sittlichen Forderungen verbindet und den Geboten und Verboten diejenige umfassende Ausdehnung gibt, welche Jesus in der Bergpredigt ihnen gegeben haben wollte. Wie frei er das Sabbathgebot für Christen auslegte, haben wir schon früher aus Anlaß des Visitatorenunterrichts bemerkt.[1]) Bei der Wiedergabe des Textes erlaubte er sich auf Grund dessen, was er als wirklichen Sinn Gottes erkannte, eine Abweichung vom Alten Testament darin, daß er diejenige Ankündigung der göttlichen Strafe und Gnade, welche dort (2. Mos. 20, 5 f.) ans erste Gebot oder vielmehr ans Verbot des Bilderdienstes sich anschließt, an den Schluß aller Gebote gestellt hat; schon im Großen Katechismus hatte er erklärt, sie sei, obgleich dem ersten Gebot angehängt, doch um aller Gebote willen gesetzt. Das Gebot „Du sollst dir kein Bildniß machen u. s. w.", welches bei Moses an das „Du sollst nicht andere Götter haben" sich reiht, hat Luther nach dem herkömmlichen kirchlichen Brauch weggelassen und seiner auch im Großen Katechismus nicht gedacht. Man hat, ihm deshalb ein Hintansetzen des göttlichen Wortes gegen die kirchliche Tradition vorgeworfen. Aber er schloß sich hier an den kirchlichen Brauch nur vermöge derjenigen Freiheit an, mit welcher er die mosaische Fassung des göttlichen Willens überhaupt aufnahm. In seinen Predigten über 2 Mos. Kapp. 19 und 20, welche das Jahr zuvor gedruckt erschienen,

ſtand wieder zu leſen, was wir ihn längſt lehren hörten: ſo weit auch bei Moſe durch dieſes „andere Stück im erſten Geſetz“ die Bilder den Juden verboten worden ſeien, habe doch Gott nur dem „groben jüdiſchen Volk“ die äußerlichen Bilder gewehrt, daß ſie ihrer nicht mißbrauchten, verſtändige, vom Geiſt erfüllte Chriſten aber bedürfen ſolcher Gebote nicht; die allgemeine Bedeutung jenes ganzen erſten Gebotes ſei nur, daß man Gott ehren und ihm dienen ſolle innerlich und äußerlich [1]). Des Weiteren verweiſen wir zurück auf ſeine ganze frühere Erklärung gegen die neuen Judaiſten darüber, weshalb und wie weit das moſaiſche Geſetz überhaupt mit ſammt dem Dekalog für die Chriſten noch gelte. Nach dem nämlichen Prinzip verfuhrt er auch jetzt: zu einer ausdrücklichen Erörterung des Prinzips war ihm ein Katechismus nicht der Ort.

Für Luthers Erklärung des Glaubensbekenntniſſes iſt die durchgängige Beziehung charakteriſtiſch, in welche der Glaubende und Bekennende ſein göttliches Objekt zu ſich ſelbſt, ſeiner eigenen Perſon und ſeinem Leben ſetzen ſoll. Von Anfang an will Luther Gott, den Vater und Schöpfer, den Sohn und Heiland und den heiligen Geiſt eben in dieſer Beziehung aufgefaßt haben. Das erſt heißt ihm „glauben an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer u. ſ. w.“, daß ich glaube, Gott habe *mich* geſchaffen ſammt allen Kreaturen und erhalte, verſorge, behüte mich täglich, und das Alles aus lauter väterlicher Güte und Barmherzigkeit ohn all mein Verdienſt und Würdigkeit, deß ich ihm zu danken und ihm dafür zu dienen ſchuldig bin. Das heißt ihm „glauben an Jeſum Chriſtum, ſeinen einigen Sohn u. ſ. w.“, daß ich glaube, Jeſus Chriſtus, wahrhaftiger Gott und Menſch, — ſei *mein* Herr, der *mich* verlornen Menſchen erlöſt hat, auf daß ich ſein eigen ſei u. ſ. w. Glauben iſt ihm ſo nicht ein bloßes Fürwahrhalten, ſondern ein perſönliches, herzliches Vertrauen zu Gott, das zu dankbarer Hingabe wird. Zu einem ſolchen Glauben will er in ſeinem Katechismus anweiſen, und eben hiermit zeigt dieſer nun auch den evangeliſchen Standpunkt im Gegenſatz zum katholiſchen, obgleich er jeder ausdrücklichen polemiſchen Aeußerung gegen den Katholizismus ſich enthält: er lehrt in ſeiner Erklärung des objektiven, im Bekenntniß liegenden Inhalts das Subjekt alſo glauben, daß es ohne Anſpruch auf eigenes Verdienſt ſich hinſichtlich ſeines Heiles und Lebens ganz nur auf dieſen Gott und Heiland gründe und zugleich ihm ſich weihe. Im Uebrigen ſind bei dieſer Auslegung des altkatholiſchen Glaubensbekenntniſſes die Zuſätze und Entſtellungen, welche die Subſtanz des chriſtlichen Glaubens nach Luthers Ueberzeugung im Verlauf der Zeit erlitten hatte, nur einfach ſtillſchweigend abgethan, — die Jugend und der gemeine Mann nur einfach poſitiv zu einem echt chriſtlichen Glauben an den in Gottes Wort geoffenbarten Glaubensinhalt angewieſen. Dieſes Fernhalten der Polemik von den

Katechismusschülern ist bei Luther um so bedeutsamer, je offener und schärfer gerade er in Bekenntnissen, welche die evangelische Kirche im Großen vor der Welt abzulegen hatte, den Gegensatz gegen die römisch-katholischen Satzungen und Ansprüche jederzeit ausprägte.

Daneben hielt er auch in seinen eigenen Erklärungen gute alte Traditionen für den evangelischen Unterricht fest. Wie er bei der Erklärung des Vater Unsers ausspricht, daß Gottes Name „zwar an ihm selbst heilig sei" u. s. w., so ähnlich schon der alte Kirchenlehrer Cyprian, dessen Worte Luther auch schon in seiner alten Auslegung des Vater Unsers ausdrücklich angeführt hatte, und schon vor Jenem Tertullian. Derselbe Gedanke war auch in spätere katholisch-kirchliche Schriften übergegangen und namentlich in die älteste uns bekannte deutsche Auslegung des Gebetes aus dem 8. Jahrhundert (der Name Gottes, heißt es hier, war allzeit heilig und ist's allezeit u. s. w.). Es ist möglich, daß neben jenen alten lateinischen auch mündliche deutsche Ueberlieferungen solcher Art hier — und vielleicht auch noch an einigen anderen Stellen in Luthers Erinnerung waren [1]).

In der Fassung des Textes der Hauptstücke behielt er, um keine unnöthigen Irrungen zu veranlassen, auch solche herkömmliche Formen bei, welche ihm an sich nicht die richtigsten schienen.

Er fuhr fort, mit dem überlieferten Glaubensbekenntniß von Auferstehung des „Fleisches" zu reden, während er selbst im Großen Katechismus erklärt, daß man besser Auferstehung des „Leibes" sagen würde. Der Ausdruck „Gemeinschaft der Heiligen" ist nach ihm ein übel und unverständlich Deutsch; gut deutsch sollte man vielmehr „eine Gemeinde der Heiligen" oder noch klärlicher „eine heilige Gemeinde" sagen und darunter eine Erklärung des Wortes „Kirche" oder Ecclesia verstehen, während die Einfältigen bei „Kirche" nicht an eine Versammlung oder Gemeinde, sondern an ein geweihtes Haus zu denken gewohnt seien; doch will er sich mit einer richtigen Deutung der undeutschen Worte begnügen: denn diese seien so in die Gewohnheit eingerissen, daß sie schwerlich wieder herauszureißen seien, und man werde einem eine Aenderung derselben leicht zur Ketzerei machen.

Den lobpreisenden Schluß des Vater Unsers, der nach sicheren alten Zeugnissen dem ursprünglichen evangelischen Text nicht angehörte und so auch nicht in die lateinische kirchliche Uebersetzung, die Vulgata, gekommen war, von Luther aber in seine Bibelübersetzung aufgenommen und mit Bezug auf Echtheit nicht bezweifelt worden ist, haben seine beiden Katechismen gemäß dem an die Vulgata sich anschließenden kirchlichen Brauch dennoch weggelassen.

Daß man beten solle „Vater Unser" und nicht „Unser Vater",

und „erlöse uns von dem Uebel" nicht „von dem Bösen" ist bekanntlich später für lutherische Eigenthümlichkeit im Unterschied von der reformirten angesehen worden. Jene Wortstellung „Vater Unser" aber, die nicht etwa vermöge grob buchstäblicher Uebersetzung sondern nach einer allgemeinen Regel der alten deutschen Sprache (nämlich: das Fürwort im Vokativ hinter das Substantiv zu stellen) aufgekommen und bis dahin im Volksgebrauch verblieben war, hatte Luther in seiner Bibelübersetzung längst verändert und beharrte hier bei dieser Aenderung, obgleich ihm Emser ein Vergehen gegen den Grundtext ihretwegen vorwarf; es versteht sich, daß er volle Freiheit lassen wollte, die liebgewordene, auch gewichtig klingende alte Sprachform fortzuführen oder nach der neueren deutschen Sprachweise zu reden. Hinsichtlich des „erlöse uns u. s. w." bemerkt er in seinem Großen Katechismus, daß es im Grundtext laute „von dem Argen oder Boshaftigen" und vom Teufel geredet scheine, gegen welchen, als unsern Hauptfeind, so die Summa alles Gebetes sich wende; eingeschlossen sei jedoch darunter Alles, was uns Böses widerfahren möge. In seinen übrigen Auslegungen des Vater Unsers gab Luther einfach nur diese letztere umfassende Deutung, ohne persönliche Beziehung auf den Satan, und ließ dazu überall, auch in seiner Bibelübersetzung, den Ausdruck „Uebel" stehen. Sein intimer Freund Bugenhagen indessen setzte in die Abendmahlsliturgie der von ihm verfaßten Kirchenordnungen: „vom Bösen", und so wurde das Vater Unser namentlich auch in der Wittenberger Pfarrkirche laut der Ordnung v. J. 1533 vorgetragen. — Mit Anschluß an die gewöhnlichste herkömmliche Form setzte Luther im Katechismus auch noch „verlasse uns unser Schulde", wofür man nachher doch auch in der lutherischen Kirche „vergib" zu setzen pflegte. — Indem wir von diesen kleinen Dingen zu reden hatten, denen später ungebührliche Wichtigkeit beigelegt worden ist, bemerken wir endlich noch, daß gerade in solchen Kreisen, welche den Buchstaben Luthers besonders hoch halten, dennoch bei der Fassung der zuletzt genannten Bitte gegen den Sinn wie gegen den Ausdruck des ursprünglichen Katechismus Luthers wie seiner Bibelübersetzung gefehlt, nämlich statt „vergib (oder: erlaß) uns unsere Schulden" gesprochen wird: — „unsere Schuld"; denn Luther an beiden Orten, und ebenso auch z. B. jene Wittenberger Agende, hat geschrieben „Schulde", was eine alte, ihm auch sonst geläufige Pluralform ist; die Aenderung rührt davon her, daß man diese Form nicht mehr verstand, daß die neuere deutsche Sprache abstrakte Ausdrücke wie Schuld im Sinn sittlichen Verschuldetseins nicht mehr pluralisch zu gebrauchen pflegt und daß man dem gegenüber auch die bildliche Beziehung auf materielle Schulden, welche der biblische Ausdruck ursprünglich hatte, nicht mehr beachtete. Wir wiederholen aber, daß Luther selbst, für dessen Buchstaben man so oft gestritten hat,

ohne ihn auch nur recht zu verstehen, am wenigsten der Mann war, der in diesen Dingen das Freie hätte binden wollen.

Den eigentlichen Inhalt dessen, was er den christlichen Katechismus nennt, bildeten für Luther immer jene Textstücke des Dekalogs, Glaubens und Vater Unsers nebst den biblischen Stiftungsworten für Taufe und Abendmahl. Von ihnen sagte er auch fernerhin, sie seien der feine, richtige, kurze Weg der ganzen christlichen Religion und könnten nicht feiner, tröstlicher und kürzer gestellt sein; der Katechismus sei die rechte Laienbibel; die zehn Gebote seien die Lehre über alle Lehren, daraus erkannt werde, was Gott von uns haben wolle und was uns fehle, das Glaubensbekenntniß die Historie über alle Historien, welche uns die unermeßlichen Wunderwerke der göttlichen Majestät von Anfang bis in die Ewigkeit vortrage, das Vater Unser das allerhöchste Gebet, worin der allerhöchste Meister alle geistliche und leibliche Noth begriffen habe, die Sakramente die höchsten Zeremonien, welche Gott selbst gestiftet und uns darin seiner Gnade versichert[1]). Mit seiner Auslegung derselben wollte er nur nach Kräften das Seinige für ihr Verständniß bei der Jugend und dem gemeinen Mann beitragen, ohne dadurch andern Arbeitern und Arbeiten für diese hochwichtige Aufgabe vorzugreifen. Sie ist aber nicht etwa bloß durch das Gewicht seines Namens, sondern vor Allem durch die Tüchtigkeit, in welcher sie sich selbst bewährte, ein Hauptbuch für seine Kirche geworden. Der möglichst kurz gefaßte „Kleine Katechismus" steht so in erster Reihe unter den Schriften des Reformators.

Neben dem Kleinen Katechismus haben wir hier endlich noch einmal des Traubüchleins zu erwähnen, das Luther zuerst als Anhang zu jenem veröffentlicht hat; nachher erschien es auch in besonderen Ausgaben[2]).

Luther eröffnet dasselbe mit der Erklärung, daß Hochzeit und Ehestand etwas Weltliches, ein weltlich Geschäft sei und demnach die Geistlichen jeder Stadt und jedem Land ihre Ordnungen und Bräuche darin überlassen mögen; so man aber von ihnen begehre, die Ehepaare vor der Kirche oder in der Kirche zu segnen, über sie zu beten oder sie auch zu trauen, so seien dieselben schuldig, Solches zu thun, und deshalb wolle er hie für diejenigen, welche es nicht besser wissen und welche gern einträchtige Weise darin hielten, die gegenwärtige Weise stellen. So geht er auch jetzt ausdrücklich wieder vom Wesen der Ehe als einer Ordnung des natürlichen Lebens aus. Sofort aber wiederholt er auch: dieser weltliche Stand habe Gottes Wort für sich, sei nicht von Menschen erdichtet, sondern von Gott gestiftet, solle daher hundertmal eher denn der Stand der Mönche und Nonnen für geistlich geachtet und herrlich geehrt, gesegnet und geziert werden. Dann wendet er sich namentlich gegen die Unsitte des jungen Volkes, bei diesem „göttlichen Werk und Gebot" Narrheit zu treiben mit Lachen,

Spotten und anderer Leichtfertigkeit, als ob Hochzeitmachen ein Scherzspiel wäre. Solche Possen wurden damals vom Volk gerade auch beim Kirchgang der Brautleute getrieben: die aber, sagt Luther, welche diesen eingeführt, haben denselben gewiß für großen Ernst angesehen, indem sie hier den Segen Gottes und das gemeine Gebet haben holen wollen, und wer des Pfarrers Gebet oder Segen begehre, der zeige ja hiemit selbst an, in was für Fahr und Noth er sich begebe und wie hoch er des göttlichen Segens und gemeinen Gebets für seinen neuen Stand bedürfe. Er geht dann zu seiner Anweisung über mit den Worten: „So wollen wir nun auf diese Weise an dem Bräutigam und Braut, wo sie es begehren und fordern, handeln".

Bei dem kirchlichen Akt zur Einweihung der Ehe war also für Luther die Hauptsache der Segen und das Gebet. Davon unterscheidet er das Trauen selbst oder das Zusammensprechen oder Zusammengeben der Eheleute, indem er redet von einem Segnen und Beten „oder auch Trauen" durch den Geistlichen. Daß gute Christen diesen kirchlichen Akt nachsuchen sollten, versteht sich nach seiner Aeußerung über das Ehren und Segnen des von Gott gestifteten Standes von selbst. Aber er zeigt kein Streben, daraus ein Gesetz zu machen; er will nur zur Vollziehung des Aktes bei solchen Brautleuten, welche selbst ihn „begehren und fordern", anweisen und zugleich davor warnen, daß man ihn nicht durch jene „Narrheiten" entweihe. Die Geltung der Ehe macht er nicht von ihm abhängig; das Weitere will er den bürgerlichen Sitten und Gesetzen anheimgeben. — Von den Grundsätzen und Bräuchen, welche er in Betreff der Eheschließung vorgefunden hatte, war schon oben bei seiner eigenen Heirath die Rede; eben dort haben wir auch schon auf die Anweisung hingedeutet, die er selbst nun in seinem Traubüchlein ertheilt.

Zuerst gibt er eine kurze Form für die Proklamation der Brautpaare auf der Kanzel: Bestimmungen darüber, daß und wie oft ein Aufgebot geschehen sollte, wollte er die Obrigkeiten aufstellen lassen. — Bei der Schließung der Ehe hält er, wie wir schon oben bemerkten, jenes Zusammensprechen der Eheleute (das nach dem Obigen sonst auch durch Laien geschehen konnte) und den weiteren kirchlichen Weiheakt auch noch äußerlich getrennt. Ja er verlegt jenes vor die Kirche, d. h. in den Eingang des Gotteshauses, erst dieses in die Kirche vor den Altar. Ohne Zweifel folgte er darin einem Herkommen, konnte aber so nur thun von der Anschauung aus, daß beide Akte, der durch welchen der Ehebund geschlossen wurde und die Segnung, auch ihrem Wesen nach aus einander zu halten seien. Vor der Kirche also möge der Geistliche Braut und Bräutigam, „Hans und Grete", fragen, ob sie einander zum ehelichen Gemahl haben wollen, sie die Trauringe wechseln lassen, ihre

rechten Hände zusammen fügen und sprechen: „Was Gott zusamm
füget, soll kein Mensch scheiden"; sodann weiter: „weil denn Hans
und Grete N. einander zur Ehe begehren und solches hie öffentlich
Gott und der Welt bekennen, darauf sie die Hände und Trauringe
ander gegeben haben, so spreche ich sie ehelich zusammen, im Nam
des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." Den Akt
dem Altar pflegte die katholische Kirche mit einer Messe zu verbind
Luther gibt ihm einfach folgenden Inhalt: der Geistliche lese ü
Bräutigam und Braut das Wort Gottes 1 Mos. 2, 18. 21—
darnach lasse er sie hören das Gebot Gottes über den Ehestand Ephes.
22—29, das Kreuz, das Gott auf denselben gelegt hat, 1 Mos. 3, 16—
und den Trost, daß derselbe vor Gott angenehm und gesegnet sei n
1 Mos. 1, 27. 28. 31 und Sprichw. 18, 22; dann recke er die Hä
aus und bete über sie, daß Gott sein Werk, Ordnung und Segen gnä
bewahren möge.

Dies blieben die einfachen Grundzüge für das Handeln der ev
gelischen Kirche bei der Eheschließung: nur daß die beiden dort getrenn
Akte bald zu einem einzigen, am Altar zu vollziehenden, verbunden wor
sind (Weiteres über Ehe und Verlöbniß s. unten, am Schluß unse
8. Kap.).

Unter schweren Sorgen und Klagen über die Zustände seines Vol
hat Luther an den neuen Ordnungen für die Kirche gearbeitet und se
Schriften ausgehen lassen, welche der Pflanzung und Pflege des göttlic
Wortes unter demselben dienen sollten. Aber mit Dank gegen Gott u
frohem Muth sah er nun auch auf die Erfolge in dem, was ihm u
Allem das Erste und Wichtigste war. So tröstete er im folgenden J
seinen Kurfürsten, den die Angriffe auf die Sache des Evangeliums
fochten: „Der barmherzige Gott erzeiget sich wohl noch gnädiger, daß
sein Wort so mächtig und fruchtbar in E. K. F. G. Lande macht; de
freilich E. K. F. G. Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer u
Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt; — es wächset j
daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechis
und Schrift so wohl zugerichtet, daß mirs in meinem Herzen sanft th
daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr bet
glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und n
alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es
fürwahr solches junge Volk in E. K. F. G. Land ein schönes Parad
desgleichen auch in der Welt nicht ist, als sollt er sagen: Wohlan, lie
Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Pa
deis, du sollst Vater über sie sein."[1])

Fünftes Kapitel.

Luther und Zwingli.

Im Verlauf der Jahre seit 1525 hat so, wie wir gesehen haben, der geordnete Bau deutscher evangelischer Landeskirchen nach den Grundsätzen der lutherischen Reformation begonnen. Eben diese Jahre aber haben zugleich zu der schroffen Scheidung, ja Feindschaft geführt, welche auf dem Gebiet der Reformation im Großen zwischen Luther und Zwingli, zwischen den beiderseitigen Formen evangelischer Lehre und den beiderseitigen Kirchen eingetreten und für die ganze äußere und innere Geschichte des Protestantismus so bedeutungsvoll und so verhängnißvoll geworden ist.

Es war der Kampf mit Carlstadt und den „himmlischen Propheten", in welchem Luther unter andern Gegnern zum ersten Mal auch auf den Züricher Theologen Zwingli stieß. Auf Luthers Auffassung des ganzen Zwingli ist dies für immer vom größten Einfluß geblieben: er sah in ihm von vorne herein einen Mann desselben Geistes.

In Wittenberg war Zwinglis Persönlichkeit und sein Wirken in der fernen, vom deutschen Reich fast ganz abgelösten schweizerischen Stadt bis dahin, soweit wir wahrnehmen, überhaupt sehr wenig beachtet und gar nicht Gegenstand näherer Bekanntschaft geworden. Auch in der Schweiz selbst sah man in Zwingli Anfangs vielfach nur einen der zahlreichen Männer, die an Luther, den Urheber der Einen großen reformatorischen Bewegung, sich angeschlossen haben. Vollends war man in Wittenberg auf ihn als eine selbständige, hervorragende reformatorische Persönlichkeit nicht aufmerksam geworden. Luther stellte zu Anfang des Jahrs 1524 das, was durch ihn in Zürich geschehen war, mit den Erfolgen des Evangeliums in Breslau zusammen als Beweis dafür, daß nicht der ohnmächtige Mensch Luther, sondern Christus Solches wirke. Im Jahr 1522 hatte Melanchthon mißbilligend bemerkt, daß man in Zürich, ähnlich wie damals die Wittenberger Neuerer, zu viel Wesen aus Fasten oder Fleischessen mache, war übrigens mit Zwinglis Auftreten in dieser Frage zufrieden. Sonst scheint man, wie gesagt, dort ungemein wenig Notiz von ihm genommen zu haben, bis er in dem durch Carlstadt angeregten Streit über das Abendmahl auf dem Kampfplatz erschien. Da rechnete dann Luther auch ihn neben Carlstadt, Oecolampad und Anderen unter die Männer, die von Christus und dem Evangelium Nichts Tüchtiges gewußt hätten, „wo der Luther nicht zuvor hätte geschrieben", und die mit ihrer eigenen Kunst in die Freiheit und an das Licht sich nicht würden gewagt haben; so sagt

er nachher einmal, die Kinder seines eigenen Leibes, diese Absalome, seien seine wüthendsten Gegner geworden, und führt gleich nachher als Gegner die drei vorhin genannten Männer an.[1])

So verhielt es sich nun doch mit Zwinglis ursprünglicher Beziehung zu ihm nicht. Selbständig war dieser, ehe der Name und die Schriften des Wittenberger Reformators sich verbreiteten, von den herkömmlichen kirchlichen Lehr- und Lebenssatzungen auf das biblische, evangelische Wort zurückgegangen, hatte dieses lauter zu predigen versucht und zugleich mit alten Kirchenlehrern und zwar ebenfalls vornehmlich mit Augustin sich bekannt gemacht und wirkte nun seit d. J. 1519 in Zürich auf seine eigene Weise mit der ihm eigenthümlichen männlichen Kraft, Sicherheit, Entschiedenheit und zugleich Vorsicht. Durch ihn war dort nicht bloß ein evangelischer Gottesdienst hergestellt, sondern seit 1525 auch schon eine Einrichtung für Sittenzucht, zunächst mit Bezug aufs eheliche Leben und weiter mit Bezug auf öffentliche Sünden und Aergernisse überhaupt, welche von der Theilnahme am Abendmahl ausschließen sollten: ein Fortschritt also, zu welchem man in Wittenberg nicht kam. Unstreitig war den Schriften und Thaten Luthers auch er Dank schuldig, wie er denn auch selbst dessen große Leistungen anerkannte. Aber er konnte für sich auf ein Werk hinweisen, das von selbständigen eigenen Gaben und eigenem Beruf thatsächliches Zeugniß gab, und hatte hievon ein starkes Bewußtsein.

Dabei nahm auch seine religiöse und theologische Anschauung von Anfang an, und zwar nicht etwa bloß mit Bezug auf die Abendmahlslehre, eine der lutherischen gegenüber eigenthümliche Richtung, während er doch mit Luther in dem gemeinsamen evangelischen und reformatorischen Glaubensgrund zusammenstimmte, daß wir mit Ausschluß jeden Verdiensts eigener Werke allein in dem Mittler, Erlöser und Versöhner Jesus Christus und in seiner Gerechtigkeit das Heil zu suchen haben und daß keine menschlich kirchlichen Autoritäten zwischen ihn und seine Gläubigen sich stellen dürfen, die Kirche im wahren Sinne des Wortes vielmehr Nichts Anderes als die Gemeinde dieser mit ihm verbundenen Gläubigen selbst sei. Die Eigenthümlichkeit, mit welcher er auf diesem Standpunkt doch von Luther abwich, wäre auch sehr ungerecht charakterisirt wenn wir, wozu allerdings Luther immer geneigt war, in ihr einfach den Carlstadtschen Geist wiederfinden wollten. Sie näherte sich diesem nach gewissen Seiten hin, unterschied sich aber nach anderen ebenso stark und noch stärker von ihm, als Zwingli von Luther sich unterschied.

Wir haben, um seine Eigenthümlichkeit neben der Luthers zu würdigen, weniger mit ausgeprägten Dogmen zu thun, als mit dem unmittelbaren sittlich religiösen Bewußtsein und dem religiösen, sittlichen und allgemein geistigen Leben. Sagt man, daß die Unterschiede, welche wir hier

ausheben, wohl weittragende, aber doch bloß relative, schwebende seien, so können wir nur erwiedern, daß sie in Wirklichkeit keine andere waren.

Luther hatte zu jenem Erlöser vor Allem denjenigen Anfechtungen gegenüber sich geflüchtet, welche das Gefühl seiner Verschuldungen vor Gott ihm bereitete und welche nur um so mächtiger und furchtbarer für ihn geworden waren, je mehr er dem heiligen Richter durch eigene Leistungen genug zu thun sich bemüht hatte. Christus als der Versöhner, durch welchen die Schuld getilgt ist und dessen Gerechtigkeit für uns eintritt, wird so der feste Mittelpunkt seiner Predigt und Theologie; in ihm, im immer neuen gläubigen Greifen nach ihm und der in ihm sich erschließenden Gottesliebe möchte sein Herz zur Ruhe kommen. Er freut sich dankbar, daß das unendlich erhabene und dem Sünder furchtbare göttliche Wesen in diesem Heiland so unendlich tief zur Menschheit sich herabgelassen, sich ganz in sie versenkt habe: in dieser innigsten Einigung mit ihr, die ihm kein Denken menschlicher Vernunft aus einander reißen soll, will er seinen Gott erfassen. Und die Vergebung und das Heil, das in diesem Christus ruht, sieht er nun durch die herablassende Gottesgnade gemäß dem Bedürfniß der schwachen und sinnlichen Menschennatur auch durch sinnliche Vermittlung, durchs sinnliche Wort, durch die Predigt, durch die private Absolution, durch die mit dem Wort verbundenen Sakramente einem jeden einzelnen Menschen so recht nahe gebracht und für jeden Moment, wo ers bedarf, zugesichert und dargeboten, so daß wir eben nur zuversichtlich zuzugreifen haben: keines dieser Mittel der reichen Gottesgnade darf in seiner Bedeutung und Kraft abgeschwächt werden. Hiemit also hängt für ihn der Werth zusammen, den er namentlich auch auf die Realität der im Abendmahl dargereichten Gnade legt, — hiemit die Hartnäckigkeit, womit er, der doch anderen Stücken und Aussprüchen der Schrift gegenüber eine gar freie Stellung einnahm, bei den Abendmahlsworten einen möglichst buchstäblichen Sinn festhielt, damit nicht unter der Freiheit bildlicher Deutung dieses kostbare Verheißungswort und mit ihm die Zeugnisse anderer göttlicher Gnadenthaten für uns überhaupt unsicher würden. Ist dann im Gebrauch dieser Gnadenmittel das Herz zur Versöhnung mit Gott und Gotteskindschaft gelangt, so ist für Luther dem tiefsten religiösen Drange genügt. Der Christ darf und kann dann nicht etwa träg ausruhen, soll vielmehr eben jetzt, je reicher er selber in Gott ist, desto mehr mit allen seinen Gütern in dienender Liebe den Nächsten sich mittheilen. Aber dies soll geschehen, indem der Geist der Gotteskindschaft dazu frei von innen heraus jeden Einzelnen treibt: auf eine äußere Organisation des sittlich christlichen Lebens und namentlich Gemeinlebens dringt Luther nicht weiter. Er hätte sich wohl gefreut, wenn darin die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen mehr geleistet, wenn sie insbesondere zu einer reinigenden

Zucht gegen Unchristen und schlechte Christen in ihrer Mitte sich organisirt hätte; aber unter den praktischen Schwierigkeiten, welche er hiefür vorfand, genügte ihm auch, wenn nur jene Gnadenmittel in der Kirche fortwährend ausgespendet werden und die einzelnen echten Christen je für sich und in ihrem nächsten Kreis jenen Geist der Kindschaft frei bethätigen.

Zwingli hat, so bestimmt auch er von Christus als dem Versöhner redet und nur in ihm mit Verzicht auf alles menschliche Verdienst das Heil suchen lehrt, doch nie so wie Luther dieses Grundmoment der Vergebung und Versöhnung betont. Er ist nicht von solch tiefem Schuldbewußtsein ausgegangen, hat nicht jene gewaltigen Gewissenskämpfe durchgemacht, hatte übrigens auch nie so wie der Erfurter Mönch Luther mit eigenen Leistungen vor Gott gerecht zu werden versucht. Die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit, für welche wir der Erlösung bedürfen, kommt ihm mehr in Betracht mit Bezug auf die Macht, welche sie ohne Gottes erlösende Thätigkeit über den Menschen besitzt, als mit Bezug auf die Schuld. Und weiter kann man mit Recht bei ihm fragen, wie weit die Unfähigkeit der Menschen, von sich aus das Gute zu wollen und zu thun, in einer sündhaften Verderbniß oder wohl schon in einer Schwäche des Geschöpfes als solchen ihren Grund habe. Die Erlösung selbst wird ihm dann sofort überwiegend zu einer Ueberwindung dieser Macht der Sünde und dieser Unfähigkeit überhaupt, zu einer Herstellung neuen sittlichen Lebens in rüstiger Erfüllung des göttlichen Willens; der Erlöser Christus stellt sich sofort als Lehrer und Vorbild dieser Sittlichkeit dar; die Gerechtigkeit, die von ihm kommt, soll sofort wesentlich auch neue Rechtbeschaffenheit und Rechtverhalten der erlösten Subjekte selbst sein: er gab, indem er die Gerechtigkeit in diesem Sinn und die Gerechtigkeit im Sinn der Gerechtigkeit, die rein dem Glauben vermöge der Versöhnung durch Christus zu theil werde, nicht wie Luther aus einander hielt, zu dem Vorwurf Anlaß, daß er die wahre evangelische Lehre vom Heilsweg nicht kenne. Bei diesem neuen sittlichen Leben richtet er ferner seinen Blick sogleich auf die Gemeinschaft, zu der die Christen darin verbunden sind, auf die sittliche Gestaltung des gemeindlichen, sozialen Lebens und zwar nicht bloß aufs eigentlich religiöse und kirchliche Gebiet, sondern zugleich auf die bürgerlichen und politischen Zustände und Aufgaben des Einen, für ihn in kirchlicher und bürgerlicher Beziehung untheilbaren freistädtischen Gemeinwesens, dem er als Bürger wie als Christ mit ganzer Seele angehörte. Während Luther zunächst nur das Wort frei wollte wirken lassen, ging Jener von Anfang an, und doch ohne das stürmische Zufahren der von Luther bekämpften Wittenberger Neuerer, auf die Herstellung neuer, von allen papistischen Elementen gereinigter kirchlicher Ordnungen aus und brachte sie zu consequenter Durchführung. Die Uebung christlich sittlicher und kirchlicher Zucht,

welche er im weiteren Verlauf der Reformation bei der Züricher Gemeinde zu Stand brachte, ging so weit, daß nicht bloß grobe Sünder vom Abendmahl ausgeschlossen, sondern z. B. auch alle Bürger zum Kirchenbesuch angehalten und der Zutritt zu den höchsten städtischen Aemtern von der ordentlichen Theilnahme am Abendmahl abhängig gemacht wurde; und es war in Zürich eine sehr weit verbreitete sittliche Leichtfertigkeit, mit welcher es zu kämpfen galt. Bekannt ist, wie der Reformator als Patriot und Politiker besonders dem Fortlaufen der Gemeindeglieder in fremde Kriegsdienste und dem Beziehen fremder Pensionen wehrte. An der Politik der Stadt nahm er später sogar als ordentlicher Beisitzer des sogenannten heimlichen Rathes Antheil. Luther hat nach den so weitgreifenden Ideen für Reform des allgemeinen öffentlichen Lebens, die er besonders dem deutschen Adel einst vortrug, doch ein eigenes weiteres Wirken dafür nie für seinen Beruf erachtet; es fand hierin ein Unterschied nicht bloß in der Begabung, sondern in der prinzipiellen Richtung der beiden Reformatoren statt.

In der Betrachtung und Ausführung der religiösen Wahrheiten und Fragen überhaupt steht Luther einzig da mit der Originalität, der Tiefe und dem Reichthum seiner Ideen, mit der eindringenden Energie, womit sein Geist, Herz und Gemüth mit den schwersten Problemen ringt, mit der Kühnheit, womit er die ihm einmal gewiß gewordenen Wunder der göttlichen Gnade gegen alle Einreden menschlicher Reflexion versicht. Verglichen mit ihm zeigte Zwingli wirklich den Geist nüchterner Verständigkeit, wegen dessen er zu allen Zeiten ebenso von Gegnern herabgesetzt, wie von Anhängern belobt worden ist; und zugleich wirkten auf sein wissenschaftliches und theologisches Denken die humanistische Bildung und gewisse Erzeugnisse des neueren philosophischen Strebens ein. In die von der Kirche überlieferten Dogmen ferner, die er nun zum Gegenstand seiner Prüfung machte, hatte er vordem nie so sich vertieft und gebannt, wie dies früher bei Luther der Fall gewesen war; diese seine Denkart und seine vorangegangene Entwicklung, verbunden mit einer weit leichteren Gemüthsart, als die Luthers war, ließ ihn in der Kritik stetig und unbesorgt voranschreiten, wo Luther unter tiefen Kämpfen nicht bloß mit den Gegnern sondern auch mit sich selbst theils mehr heftig und stoßweise vorging, theils weiteren Schritten, weil sie leichtsinnig und seelengefährlich wären, fest und mit gleicher Heftigkeit sich widersetzen zu müssen glaubte. Immer aber, wie man auch in dieser Hinsicht sonst über Zwingli urtheilen mag, muß man ihm einen mächtigen und aufrichtigen sittlichen Trieb nach der ganzen und vollen Wahrheit und eine religiöse Gewissenhaftigkeit zuerkennen, die den Gründen bloß menschlichen Denkens nimmermehr Etwas preisgeben wollte, was er selbst im Worte des schriftlichen göttlichen

Offenbarungswortes begründet fand. Ja er hat Lehren, wie die von der göttlichen Dreieinigkeit und von den beiden Naturen Christi in der hergebrachten kirchlichen Formulirung festgehalten, ohne auch nur diese Formulirung in ihrem Verhältniß zu den Schriftaussagen einer Kritik zu unterziehen. Haben Neuere theils als Verehrer theils als Gegner von ihm behauptet, daß er consequenterweise dergleichen Lehren eigentlich nicht in sein System habe aufnehmen, oder daß sie wenigstens keine wirkliche Bedeutung mehr für ihn haben behalten können, so mag man dies wohl sagen, wenn man nur auf Eine Seite seiner Geistesrichtung sieht; aber die geschichtliche Thatsache ist, daß er selbst nie solche Consequenzen gezogen noch zugelassen hat; so sehr überwog bei ihm doch eine andere Seite; er ist, modern geredet, ein schriftgläubiger strenger Supranaturalist geblieben. — Seine verständige Richtung nun werden wir auch darin wahrnehmen, daß er beim lebendigsten Bewußtsein von Gottes Allwirksamkeit im Endlichen und von der Wirksamkeit seines Geistes in den zu erlösenden Menschen nicht zugeben wollte, daß Gott das erleuchtende und erlösende Wirken seines Geistes so, wie Luther lehrte, durch jene dem Kreatürlichen entnommenen Mittel der Gnade bedingt sein lasse, ja an sie binde. Er hielt vielmehr Gott und das Endliche aus einander; auch in seiner Auffassung des Erlösers wollte er jene beiden Naturen, die in der Person desselben geeint seien, doch unter einander geschieden halten. Es wirkte jedoch auch hiezu bei ihm nicht etwa bloß ein rationelles, sondern ein sittlich religiöses Interesse: die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das auf keine Weise ins endliche Leben und Wesen dürfe herabgezogen werden. — Wir sind hiemit bereits auf den Gegenstand gekommen, über welchen sich zwischen ihm und Luther der große Kampf erhob: das Abendmahl und die Sakramente und Gnadenmittel überhaupt. Jenes subjektive Bedürfniß, um deß willen Luthern die Realität der sakramentlichen Gabe so überaus wichtig und werth war, fühlte Zwingli nicht wie dieser. Wo dieser eine wunderbar gnädige Darbietung Gottes in niedrig scheinenden sinnlichen Elementen sah, da Zwingli einen Akt, der des göttlichen, erhabenen, frei und geistig wirkenden Wesens unwürdig wäre und dessen weder Gott noch der Mensch bedürfe. Diejenige Erhebung der Menschheit und des Leibes Christi zu einer göttlichen Weise des Seins, welche Luther seiner Erklärung der Gegenwart dieses Leibes im Abendmahl zu Grunde legte, vertrug sich nicht mit jener Auffassung Zwinglis vom Verhältniß der beiden Naturen. Und — was er selbst immer zum einzigen entscheidenden Grund seines Widerspruchs gegen die Annahme jener Gegenwart machte — er fand dieselbe eben auch in den Einsetzungsworten Christi keineswegs nothwendig ausgesprochen und durch andere Aussagen Jesu und der übrigen heiligen Schrift vielmehr eine andere Deutung jener Worte geboten. Nur um deß

willen wollte er dasjenige nicht zugeben, was ohnedies für unser menschliches Denken ganz unbegreiflich und unverständlich wäre: er selbst wenigstens hat sehr nachdrücklich dagegen sich verwahrt, daß er die menschliche Vernunft für sich zur Richterin über die große Streitfrage machen wolle. Für ihn erhalten dann die Sakramente ihre wesentliche Bedeutung nicht darin, daß Gott durch sie Gnadengüter darbietet, sondern darin, daß sie Akte des Bekenntnisses, Dankes und der Verpflichtung sind, mit welchen die Gemeinde sich Gotte darstellt und die einzelnen Glieder die Zugehörigkeit zu ihr ausdrücken. Das Gewicht, welches hiebei auch er auf sie und auf die Betheiligung und würdige Theilnahme der Einzelnen an ihnen legte, hing mit jenem Grundstreben Zwinglis nach würdiger äußerer Darstellung und Organisation der christlichen Gemeinde und ihres Gemeinlebens zusammen. Nach Luthers Anschauung freilich würde es sich mit dem Wesen, und zwar gerade mit dem wahrhaft geistigen Wesen des Neuen Bundes nicht vertragen, daß Handlungen von einem solchen bloß zeremoniellen Charakter ein solcher Werth belassen werden sollte, ja eine solche Werthschätzung wäre sogar wieder ein Rückfall in katholische Aeußerlichkeit und Hochhalten eigener, äußerlicher Werke. Bekanntlich hat übrigens die reformirte Kirche, vornehmlich Calvin, doch sogleich wieder darnach gestrebt, auch ihrerseits den Sakramenten vielmehr die Bedeutung göttlicher Stiftungen zu wahren, bei welchen die Gemeinde den Gaben von oben gegenüber empfangend sich verhalte.

In welchem Sinne nun Luther die Richtung Zwinglis mit der Carlstadts und der „himmlischen Propheten" gleichartig finden konnte, ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Er selbst faßte seine Meinung treffend in dem Worte zusammen: der Satan wolle jetzt eitel Geist sein.[1]) Und er konnte nach seiner Art auch bei Zwingli weiter sagen: der Geist werde auch hier wieder fleischlich, — mit dem Eifern um äußerliche Dinge, wie die Bilder in den Kirchen, und um unnöthige Aenderungen im Kultus. Aber in Betreff der Heilslehre hat er doch selbst nie behauptet, daß Zwingli so wie Carlstadt an die Stelle der objektiven Versöhnungsthat Christi die Selbstabtödtung, Reinigung und Vergöttlichung des Subjektes setze. Und zu jenem trüb schwärmerischen, phantastisch mystischen, fanatisch excentrischen Treiben der neuen Propheten bildet Zwinglis ganzes Verhalten vielmehr einen Gegensatz. Gewissenhaft und besonnen wollte er ans Schriftwort sich halten, wenn er gleich nach späteren Aeußerungen ein Wirken göttlichen Geistes auch bei von Gott auserwählten Heiden annahm; nie gab er unmittelbare göttliche Offenbarungen neben der Offenbarung jenes Wortes und über sie hinaus bei Christen zu. Die Reformen wollte er seinem Prinzip nach weiter führen als Luther; aber was ihm im Prinzip bereits feststand, war er doch nur mit aller Vorsicht und Umsicht

durchzuführen bedacht: wir erwähnten schon früher, daß sogar erst i. J. 1525 das evangelische Abendmahl in Zürich an die Stelle der katholischen Messe trat. Streng und scharf hielt gerade er auf ein geordnetes Vorgehen und sodann auf die Wahrung der neuen Ordnungen gegen jede Störung durch angeblich freiere christliche Geister, wie besonders die Wiedertäufer; eben dies gehörte mit zu seinem kirchlichen Prinzip. Und die feste Hand der Obrigkeit war es, der gerade er von Anfang an das reformatorische Werk übertrug und deren Autorität und Schwert er gegen alle Störer gebrauchte. Er hat auch in Zürich ebenso wenig, als dies in den an Luther sich anschließenden deutschen Städten geschah, je die Gemeinde im Ganzen bei der Reformation mitwirken lassen. Anstatt der „gemeinen Kirche" Zürichs ließ er einfach den aus den Zünften hervorgegangenen großen Rath der Stadt, die sogenannten Zweihundert, verfügen und regieren, und als das Begehren sich regte, daß einmal wirklich die christliche Gemeinde selbst zu den kirchlichen Berathungen beigezogen werde, erklärte er dies für unnöthig und den stillschweigenden Consens der Gemeinde für genügend: diese, sagte er, habe ja bisher „mit heimlichem Verwilligen" die Erkenntnisse der Zweihundert angenommen. Gegen die Wiedertäufer erging 1526 mit seiner Zustimmung das schon oben erwähnte Mandat, daß sie, wenn sie zu taufen fortfahren, „ohne Gnade ertränkt werden" sollten, und kurz darauf wurde an einem ihrer Häupter, ohne daß die ihm vorgeworfenen aufrührerischen Grundsätze zu Thaten oder Versuchen der That geworden wären, die Strafe auch wirklich vollzogen. Wir sahen, daß Luther solchen Schwärmgeistern gegenüber doch ein milderes Verfahren anrieth (oben S. 46).

Die wirkliche Differenz zwischen Luthers und Zwinglis ganzem Standpunkt und Richtung war indessen an sich schon groß genug, um jenen, welchem seine im Streit gegen Papismus und Schwärmerei ausgebildeten Ueberzeugungen als ein streng geschlossenes einheitliches Ganzes feststanden und jede Abweichung von ihnen die schwer errungene Heilswahrheit zu gefährden schien, mit Mißtrauen gegen Zwingli zu erfüllen. Die Leichtigkeit, mit welcher Zwingli die ihm selbst so werthvolle göttliche Gabe des Abendmahls aufgab, ließ ihn die schlimmsten Fortschritte auf einer solchen Bahn fürchten. Jenes praktische Wirken Zwinglis fürs Gemeinleben, worin wir zumeist die eigenthümliche Bedeutung des Züricher Reformators erkennen, hatte für ihn einen sehr zweifelhaften Werth, wenn es an den Grundlagen des seligmachenden Glaubens fehle. Zu dem aber müssen wir darauf zurückkommen, daß er zu einem unbefangenen Ueberblick über das wirkliche Denken und Trachten dieses seines Gegners nicht gelangte, ihn vielmehr immer nur in dem Lichte betrachtete, in welchem der bis dahin wenig von ihm Beachtete

zuerst als Fürsprecher und Vertheidiger der Carlstadtischen Irrlehre vor ihn getreten war.

Weitere Momente noch sind für das persönliche Verhalten der beiden Männer in ihrem Streit mit einander und namentlich für das Luthers in Betracht zu ziehen. Luther war, während gerade sein Gemüth stets nach Frieden und Stille sich sehnte, seinem ganzen Naturell nach aufs Tiefste und Heftigste erregbar. Nach einer herben Kindheit war sein Inneres von Stürmen durchwühlt worden, deren Nachwehen ihn fort und fort noch erschütterten. Er, der so schwer von seiner Mutterkirche sich losriß, war seit seinen ersten, so gemäßigten Reformversuchen von ihr zum Hauptketzer gemacht, verflucht und mit dem Tod bedroht. Den Kampf mit schwärmerischen, kirchlichen und bürgerlichen Umsturzmännern hatte, während auch Zwingli mit ihnen Nichts gemein haben wollte, doch eben er wieder als der Hauptkämpfer und als der Hauptgegenstand ihrer Erbitterung und Vorwürfe zu bestehen gehabt. Gerade jetzt hatte er auch die Fehde mit Erasmus durchzufechten, die ihm einen großen Theil der einflußreichen Humanisten entfremden mußte. Zwingli war nicht bloß mit einem weit ruhigeren Temperament gesegnet und auf weit leichterem Weg in stetigem Fortschritt zu seinen evangelischen Ueberzeugungen hingeführt worden, sondern auch der Gang, den er als Reformator bisher gehen durfte, war, so tapferen Muth er wohl auch für härtere Kämpfe gehabt hätte, doch weit weniger schwer, erschütternd und aufregend als der Luthers. Die Umstände, unter denen er auftrat, die Gesinnung seiner nächsten kirchlichen Vorgesetzten und politische Rücksichten, welche der Papst auf besondere schweizerische und Züricher Verhältnisse zu nehmen hatte, fügten es so, daß die Predigt gegen einen Ablaßkrämer, mit der auch er 1518 begann, ihm ohne kirchlichen Tadel hinging, daß er sogar ein päpstliches Ehrenamt erhielt, ja daß er Anfangs noch in Zürich eine päpstliche Pension fortbeziehen konnte, während hernach, als die Kirche seinem reformatorischen Wirken Einhalt thun wollte, die Obrigkeit demselben sicheren Schutz gab und Bahn machte. Den Schwärmern und Aufrührern gegenüber brauste er nicht so auf wie Luther, wurde aber auch nie so die spezielle Zielscheibe ihrer Angriffe und Vorwürfe, und jenes Mandat z. B., das gegen die Wiedertäufer erging, während ihr gefährlichster Anlauf schon vorüber war, wurde ihm von der Welt nicht so verdacht wie Jenem seine harten Worte im gefährlichsten Moment des Bauernaufstandes. Erasmus, welcher bei ihm keine minder strenge Auffassung von Gottes Allwirksamkeit als bei Luther finden konnte und welcher über ihn in privaten Briefen an Andere wegen gefährlichen, umstürzenden Treibens bitter sich ausließ, hielt doch vor dem Publikum ein friedliches, freundliches Verhältniß zu ihm aufrecht. — Kein Wunder, wenn Luther durch den neuen Kampf, der für ihn mit Zwingli

sich erhob, weit heftiger als dieser erregt wurde. Auch daß er darin auf Grund dessen, was er bisher gethan und bestanden, ein noch größeres Selbstgefühl als Zwingli zeigte, der übrigens das seinige doch genugsam kundgab, ist zum mindesten leicht erklärlich.

Anhänger Luthers und Zwinglis und desgleichen Theologen, welche hinsichtlich der streitigen dogmatischen Fragen irgend einen höheren Standpunkt als beide einzunehmen versuchten, haben sehr häufig, ja wohl gar meistentheils, der geschichtlichen Darstellung dieses wichtigen und bis in die Gegenwart und Zukunft fortwirkenden Kampfes ihre eigenen zustimmenden und tadelnden dogmatischen Urtheile eingefügt. Aber der Verlauf des Streites selbst wird zeigen, daß, wie man auch sonst die Aufgabe historischer Darstellungen ausdehnen oder abgrenzen mag, es jedenfalls hier um Fragen sich handelte, über deren wahre Lösung und richtige Behandlung überhaupt man nur in einer eingehenden Erörterung des ganzen Zusammenhanges der christlich religiösen Wahrheit mitsprechen darf und kann, wofür hier jedenfalls der Ort nicht ist. — Was wir im Vorstehenden der Ausführung des Kampfes vorangeschickt haben, sollte nur dem geschichtlichen Verständniß und der geschichtlichen Würdigung des Gegensatzes und der beiden Gegner dienen.

Vom 16. November 1524 stammte, wie wir (oben B. 1 S. 719) sahen, Zwinglis erste Erklärung gegen Luthers Abendmahlslehre, welche an die Oeffentlichkeit gekommen ist, sein Brief an Alber in Reutlingen. Auch sie war übrigens damals noch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern nur zur Verbreitung unter Freunden und Bekannten, von denen er hoffen konnte, daß er bei ihnen Eingang mit seinen Gründen finden werde. Eine Abschrift derselben schickte er namentlich auch an die Straßburger, und zwar unter dem Datum des 16. Dezembers, also beinah am gleichen Tag, an welchem Luther an diese seine Warnung gegen Carlstadt und Genossen richtete (dem 15. Dez.). Ein offenes und direktes Aufeinanderstoßen der beiden Männer konnte da natürlich nicht lang ausbleiben, obgleich Zwingli es noch zu meiden schien. Kurz darauf erschien Luthers Schrift wider die himmlischen Propheten: den Sätzen gegenüber, mit welchen Luther hier Carlstadts Auffassung des Abendmahls bestritt und verdammte, war für Zwingli vollends keine längere Zurückhaltung möglich, wenn er nicht seine eigenen Ueberzeugungen verleugnen oder nur durch versteckte Mittel weiter für sie wirken wollte.

Im März 1525 gab er sein Buch „von der wahren und falschen Religion" heraus, wo er nun seine Lehre mit eingehender und zusammenhängender Ausführung und Begründung offen, übrigens in

ateiniſcher Sprache, vortrug; ſeine Polemik in Betreff der Auffaſſung des Abendmahles wandte ſich auch jetzt nicht direkt gegen die Luthers, ſondern gegen die der katholiſchen Kirche, ſollte aber jene mit treffen. Zur gleichen Zeit ließ er ſeinen Brief an Alber gedruckt erſcheinen. Im Auguſt folgte noch eine kleine Schrift als Nachtrag oder „subsidium“ zu der in jenem Buch gegebenen Begründung; auch ſie nannte Luther noch nicht, ſo deutlich ſie es mit Gegengründen und Vorwürfen auf ihn abgeſehen hatte. Im Februar 1526 endlich behandelte er den Gegenſtand auch deutſch in ſeiner „klaren Unterrichtung vom Nachtmahl Chriſti“.

Sehr eifrig verwahrte ſich Zwingli beſonders in ſeinem „subsidium“ gegen den Namen eines Carlſtadtianers und gegen eine Gemeinſchaft mit der gewaltſamen Deutung, welche Carlſtadt den Abendmahlsworten gebe. Sein exegetiſcher Blick war, was man auch ſonſt davon urtheilen mag, jedenfalls ſo umfaſſend und ſein Verfahren ſo methodiſch, wie bei keinem der bisherigen katholiſchen oder ſchwärmeriſchen Gegner Luthers. Der Hauptſtützpunkt, von dem er ausging, waren Jeſu eigene Reden im 6. Kap. des Johannes-Evangeliums: ſo ſchon im Brief an Alber und ebenſo im ganzen nachfolgenden Streit. Jeſus nennt dort ſich das Brod des Lebens, bezeichnet dann weiter als das Brod, das er geben werde, ſein Fleiſch, welches er geben werde für das Leben der Welt, und verheißt, daß, wer ſein Fleiſch eſſe und ſein Blut trinke, das ewige Leben habe. Zwingli meint nun nicht, daß dieſe Worte vom Abendmahl ſelbſt handeln ſollten, wohl aber, daß nach ihnen auch fürs Abendmahl ein Eſſen des wirklichen Leibes Chriſti nicht angenommen werden dürfe. Denn Jeſus meine und kenne dort nur ein Eſſen, welches mit dem Glauben an ihn und ſein Wort identiſch ſei; was er nämlich meine, erkläre er ja ſelbſt in dem Ausſpruch: „wer an mich glaubt, wird nimmermehr dürſten, — wer an mich glaubt, hat das ewige Leben“ (Vers 36. 47); ſein Fleiſch eſſen, heiße Nichts Anderes, als glauben, daß ſein Leib für uns getödtet ſei; er wolle dort ſeine Zuhörer mit allem Nachdruck von einer Speiſe des Leibes, an welche ſie dachten, zu einer rein geiſtigen Erquickung der Seele hinführen. Ausdrücklich erkläre er vollends Vers 63: „das Fleiſch iſt kein nütze“. Wie könne man nach dieſem Ausſpruch nun noch an ein Eſſen ſeines eigentlichen Leibes im Abendmahl denken? da müßte ja Chriſtus im Abendmahl Etwas gegeben haben, was „kein nütze“ ſei. — Denjenigen, welche noch ein anderes Eſſen des Fleiſches als jenes Eſſen im Sinne des bloßen Glaubens an Chriſtus oder Vertrauens auf ihn annehmen möchten, wollte Zwingli gar die Conſequenz ziehen, daß es für ſie zwei Wege zur Seligkeit, nämlich den des Eſſens und den des Glaubens gäbe und daß nach ihnen die Jünger Jeſu ſchon vermöge ihres Eſſens des Abendmahles ſofort

Kinder des ewigen Lebens gewesen wären. Das indessen hatte Luther doch von Anfang an deutlich genug erklärt, daß das bloß leibliche Essen des Herrenmahls ohne Glauben nicht selig mache und daß eben der Glaube selbst, der selig mache, durch die Abendmahlsgabe noch weiter solle gefördert werden. — Weiter stellte sodann Zwingli der Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament diejenigen Aussagen der heil. Schrift entgegen, wonach Christus vermöge seiner Himmelfahrt die Welt verlassen hat und zur Rechten Gottes sitzt, um erst am Ende der Tage sichtbar wieder zu den Seinigen zu kommen. Wenn nun derselbe Christus dennoch sagt, er werde bei den Seinigen alle Tage bis an der Welt Ende sein, so will Zwingli dies nur auf seine göttliche Natur beziehen. Ein Gegenwärtigwerden des Leibes Christi ist ihm nur denkbar, wenn es ein sichtbares wäre, — wenn Christus nach dem Worte, das die Engel bei seiner Himmelfahrt Apostelgesch. 1,9 zu den Jüngern sprachen, so wiederkäme, wie sie ihn gen Himmel fahrend gesehen haben. Ein Leib ist ihm überhaupt gar kein wahrer, wesentlicher Leib, wenn er nicht Gegenstand der Empfindung, der sinnlichen Wahrnehmung sei; dies gehört ihm zum Wesen des Leibes, wie ihn Gott selbst geschaffen, so nothwendig, daß er auch keine Einrede, Gott seien alle Dinge möglich, hier duldet: denn wie es unmöglich sei, daß das von Gott geschaffene Licht nicht ein wesentlich, empfindlich Licht wäre, so sei es auch unmöglich, daß das Fleisch nicht empfindlich da sein sollte. Nun aber habe im Sakrament „kein Mensch nie empfindlich Fleisch gegessen". — Bloßer Menschentand ist ihm vollends der Gedanke, daß Christi Leib überall gegenwärtig wäre oder sein könnte. Allgegenwart komme nur der göttlichen Natur zu. Und mit dergleichen Annahmen hebe man die Wahrheit der menschlichen Natur so sehr auf und mache sie zu einem bloßen Schein und Christi Leib zu einem gespenstigen Phantasma, daß auch das Leiden Christi nicht empfindlich gewesen wäre. Man gerathe in den Irrthum des alten Ketzers Marcion und thue Christo, der so bitterlich für uns arme Sünder gelitten habe, die größte, schändlichste Schmach an.

So soll nach Zwingli durch den klaren Inhalt des göttlichen Wortes und der christlichen Glaubenswahrheit die Annahme schlechthin verwehrt sein, daß Christi wirklicher Leib im Abendmahl zur Speise gegeben und überhaupt vor seiner Wiederkunft auf Erden gegenwärtig werde. Wie verhalten sich nun hiezu die Einsetzungsworte dieses Mahles selbst? Sie sind ihm zufolge keineswegs an und für sich schon deutlich, müssen vielmehr nach den anderen, helleren Worten erklärt werden, da Gottes Wort sich nicht widersprechen könne. Und aus jenen anderen Worten folgt nach ihm eben, daß man sie nicht buchstäblich oder „grob fleischlich" verstehen darf. So haben denn auf die Frage, wie hier Christi Leib gegessen werden sollte, die „rechten frommen Lehrer und Evangelisten" geantwortet: er

habe „nicht seinen leiblichen Leichnam zu essen gegeben, sondern mit Wein und Brod ein Bedeutniß seines wahren Fleisches und Blutes eingesetzt, welche er wahrlich gehabt und in den Tod gegeben habe". Die Worte seien figürlich zu verstehen; das „ist" stehe für „bedeutet". — Wiederum aber ist es nach Zwingli die heil. Schrift selbst, welche auch positiv zu solcher figürlichen Auslegung berechtigt, indem sie „allenthalben figürlicher Reden voll ist". Er hält denen, welche beim sogenannten einfältigen, eigentlichen Sinn der Worte Christi bleiben wollten, wieder absurde Consequenzen vor: so müsse ihnen Christus „ein Rebholz, ein unvernünftig Schaf, eine Thür sein" (Joh. 15, 1 ff. 1, 29. 10, 7); sie hatten freilich zu erwiedern, daß sie ein häufiges Vorkommen figürlicher Rede in der Schrift immer so gut als er gekannt, aber eben beim Abendmahl die Annahme einer bloßen Figur nicht gerechtfertigt gefunden haben. Natürlich wurde es ihm auch leicht, Beispiele solchen Redens aufzuzählen. Nur nimmt er es dabei mit seinem eigenen Ausdruck, seinem Setzen von „bedeutet" für „ist", in logischer Beziehung nicht eben genau; so wenn er (im Brief an Alber) diesen Ausdruck auch z. B. bei jenem Wort Jesu „ich bin der rechte Weinstock" anwenden und dafür setzen wollte: „ich bedeute den Weinstock".

Gründe menschlicher Vernunft greifen bei Zwinglis Beweisführung am meisten da ein, wo er von den unveräußerlichen Attributen der menschlichen Leiblichkeit und der Unübertragbarkeit göttlicher Eigenschaften auf die menschliche Natur redet. Entscheiden aber sollten, wie wir sehen, bei ihm doch nur die „hellen" Zeugnisse des göttlichen Offenbarungswortes; eben auch durch diese, sagte er, werde Nichts ausgesprochen, was einen Widerspruch gegen jene Gründe rechtfertigen würde. Dagegen lehnte er bei Wundern, welche so klar in der Schrift bezeugt seien, wie z. B. Jesu Geburt von einer Jungfrau, jede Einrede menschlichen Sinnes und Verstandes ab. Der Berufung auf Gottes Allmacht, vermöge deren Gott wohl machen könne, daß das Brod zugleich wahres Brod und wahres Fleisch (Christi) sei, hielt er nicht entgegen, daß Gott keine solche Wundermacht habe, sondern nur, daß aus dem Können Gottes das Geschehen eines solchen Wunders noch nicht folge und daß in der heil. Schrift nirgends ein Fall sich finde, wo zwei unter sich verschiedene Substanzen Eine und dieselbe Substanz wären. — Auf die herkömmliche kirchliche Lehre von einer vollständigen göttlichen und einer vollständigen menschlichen Natur, die in Christi Person unvermengt geeinigt seien, stützte gerade auch er sich, ohne der Möglichkeit nachzufragen. Vom Sitzen Christi mit seiner menschlichen Natur und Leiblichkeit zur Rechten Gottes bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft sprach er so, daß gerade bei ihm auch diese Rechte Gottes ganz räumlich vorgestellt erscheint und auf alle weitere Fragen über das

Verhältniß dieser Räumlichkeit zu Gottes Allgegenwart oder über das Verhältniß jener beschränkten leiblichen Gegenwart Christi im Himmel zu seinem persönlichen allgegenwärtigen Wirken und Dasein nach seiner göttlichen Natur völlig verzichtet wird. Wir werden da bei Luther neben aller Berufung aufs Schriftwort viel mehr eigenen spekulativen Trieb finden, dessen Ergebnisse dann eben Zwingli als „menschlichen Tand" abwies.

Daneben finden wir indessen bei Zwingli doch auch einen einzelnen schwärmerischen Zug wenigstens in der Art, wie er auf eine seiner biblischen Belegstellen, nämlich 2 Mos. 12, 11, gerathen zu sein berichtet (zuerst in seinem „Subsidium"). Er müsse, sagt er, kund thun, was ihm der Herr geschenkt, ob man ihn auch darüber schmähe und verlache. In der Frühe des 13. Aprils 1525 nämlich, nachdem er eines bevorstehenden Disputes wegen angelegentlich solche Stellen gesucht und auch noch im Schlafe damit sich beschäftigt habe, sei ihm im Traum plötzlich gewesen, als ob ein Mahner bei ihm stünde und ihn fragte, warum er denn nicht seinen Gegnern jene Stelle bei Mose vorhalte, wo es (nach der Vulgata) heißt: „denn es ist Passah, das heißt das Vorübergehen des Herrn". Sogleich sei er erwacht und habe alsbald von diesem Worte als Beleg für das Stehen des „ist" im Sinne von „bedeutet" einen siegreichen Gebrauch gemacht. Er gebrauchte es auch fernerhin mit Vorliebe. Das Wort bezieht sich dort auf das Lamm, welches die Israeliten beim Auszug aus Aegypten aßen und mit dessen Blut sie ihre Thürpfosten bestrichen, damit Gott es sehe, wenn er, die Aegypter schlagend, vorübergehe. Zwingli nahm das Wort „Passah" als Ausdruck für das Vorübergehen selbst, der also nicht buchstäblich genommen werden, sondern nur den Sinn haben könne, daß das Lamm das erst nachfolgende Vorübergehen Gottes bedeute (im Grundtext heißt es vielmehr: es ist Passah dem Herrn, und Passah steht da nicht fürs Vorübergehen selbst, sondern bezeichnet schon unmittelbar das von Jehova verordnete, zu schlachtende und zu genießende, mit Bezug auf sein Vorübergehen so genannte Passah-Lamm). Zwinglianer sahen dann in jenem „Mahner" wirklich eine besondere göttliche Offenbarung, Lutheraner waren vielmehr geneigt, den Bösen in ihm zu sehen. Bei Zwingli nimmt sich das Gewicht, in welchem er die Sache vorträgt, neben seiner sonstigen, nüchternen, verständigen Art seltsam aus; der Zug steht auch, wie gesagt, sonst vereinzelt bei ihm da, gehört aber doch mit zu seiner Charakteristik Luthern gegenüber.

In allen jenen Schriften befleißigte sich Zwingli sichtlich einer ruhigen, maßvollen Haltung. Nur um so schärfer und nur um so verletzender aber klingen dann aus diesem Tone heraus schon jetzt andere Aeußerungen. So erklärte er in seinem Brief an Alber, daß seines Erachtens nie Jemand

wirklich des Glaubens gewesen sei, Christum leiblich zu essen, ob auch Alle eifrig aus ängstlicher Befangenheit oder aus Heuchelei so gelehrt haben. Er nennt es Dummheit, wenn man das Figürliche in Jesu Rede nicht verstehe. Jene Berufung auf Gottes Allmacht ist, wie er sagt, bäurisch roh, ja dummer, als alles Geschwätz der Sophisten. Wenn Gegner sagten, man schmähe Gott, wenn man nicht zugebe, daß er seines Sohnes Leib vom Himmel herunter darbieten könne, so erwiederte er: sie selbst schmähen ihn und machen ihn zum Lügner, weil Christus laut des göttlichen Wortes jetzt die Welt verlassen habe. Mit solchen Aeußerungen traf er auch Luther in den Schriften, in welchen er ihn zu nennen vermied. Seine „Klare Unterrichtung vom Nachtmahl" zeigte ihre Spitzen schon auf dem Titel; sie sei, heißt es hier, geschrieben um der Einfältigen willen, damit sie „mit Niemands Spitzfindigkeit hintergangen werden mögen". Von anderer Art war dann freilich die Polemik Luthers, der von Anfang an rückhaltslos sein erregtes Inneres gegen ihn entlud und die Stiche mit groben Schlägen ohne Maß erwiederte.

Zugleich mit der Frage über das Abendmahl traten dann auch schon andere Punkte heraus, welche Gegenstand des Streites zwischen den beiden Reformatoren wurden. Auf die verschiedene Auffassung der Lehre von Christi Person und Naturen führte uns bereits der unmittelbare Zusammenhang derselben mit jener Frage. Bei seinen Erklärungen über jenes Wort Jesu von sich als dem himmlischen Lebensbrod sprach Zwingli auch aus, daß Christus für uns heilbringend sei vermöge derjenigen Seite seiner Person, mit der er vom Himmel gekommen, nicht vermöge derjenigen, nach welcher er aus der unbefleckten Jungfrau geboren sei, wiewohl er mit dieser habe leiden und sterben müssen. Seiner Abendmahlslehre entsprach ferner seine Auffassung von der Taufe, wie er sie 1525 in einer durch die Wiedertäuferei veranlaßten Schrift „Vom Tauf" u. s. w. und auch schon in seinem Buch von der wahren und falschen Religion vortrug: die Taufe sei ein bloßes Zeichen des Bundes und der Verpflichtung für die Mitglieder des Gottesvolkes, zu vollziehen auch schon an ihren Kindern, weil auch diese schon Gott zugehören; eine Wirkung auf die Täuflinge legte er ihr nicht bei; er fand, daß mit Bezug hierauf alle Lehrer seit der Apostel Zeit geirrt haben. Eben jene Schrift über die Taufe enthielt auch Ausdrücke über die Erbsünde, welche zu Argwohn und Vorwürfen Anlaß gaben: sie sei Nichts Anderes als der von Adam her stammende „Brest", und Brest sei ein Mangel, den einer ohne eigene Schuld von der Geburt her oder durch andere Zufälle habe; auch er übrigens erklärte sie für Nichts Geringeres als für ein „Abfälliggewordensein von der göttlichen Art" in viehisches, selbstsüchtiges Wesen, leitete sie nicht von der ursprünglichen Natur, sondern von einem Fall Adams her und wollte nur von

Kindern des Gottesvolkes aussagen, daß sie nicht verdammlich sei, während sie sonst, obgleich mit keiner persönlichen Schuld verbunden, doch auch nach ihm wegen ihres Widerstreits gegen Gottes Gesetz die Verdammniß mit sich führt.

An Zwingli schloß nun auch Oekolampad in Basel öffentlich sich an. Er erschien selbst mit einer ausführlichen Schrift über die Abendmahlsworte im September 1525 auf dem Kampfplatz. Seine Schrift hat neben den Zwinglischen nicht viel eigenthümlichen Gehalt, steht diesen auch in Schärfe des Denkens und der Darstellung nach. Sein Auftreten im Bund mit Zwingli aber mußte in Deutschland besonderen Eindruck machen, weil er hier bisher weit mehr als dieser bekannt und angesehen war und zu den ursprünglich durch Luther angeregten und um ihn sich schaarenden Theologen gehörte, auch von ihm selbst hoch geschätzt wurde.

In seiner Auffassung der Worte „das ist mein Leib" traf er der Sache nach ganz mit Zwingli zusammen. Nur formell war seine Erklärung eine andere. Er wollte nämlich nicht das Wort „bedeutet" für „ist" nehmen, sondern die Worte „mein Leib" für „Zeichen" oder „Bild (figura) meines Leibes", und glaubte so seine Ansicht vom Abendmahl bei Tertullian wiederfinden zu können, der das Brod „Figur des Leibes Christi" genannt hat. Er wollte jedoch selbst auf diesen seinen Unterschied von Zwingli kein Gewicht gelegt haben, da der Sinn der Rede Jesu doch der gleiche bleibe. Lutherischerseits wurde dann freilich schon dies, daß beide in der sprachlichen Begründung des bildlichen Sinnes nicht einig seien, als Beweis für die Unsicherheit und Willkürlichkeit der bildlichen Erklärung überhaupt hingestellt.

Seine eigene Argumentation gegen die Richtigkeit und Zulässigkeit des buchstäblichen Sinnes stützt sich im Allgemeinen wie bei Zwingli darauf, daß, während der bildliche eine Menge analoger anderer bildlicher Ausdrücke und Darstellungsweisen in der heiligen Schrift für sich habe und zur ganzen Situation der Abendmahlsstiftung passe, mit dem buchstäblichen sich hier unlösbare Schwierigkeiten verbinden würden. Er ging noch mehr als Zwingli darauf aus, Ungereimtheiten aufzuweisen, in welche man mit diesem gerathe. Widersinnig ist so auch für ihn, daß der Leib Christi an vielen Orten zugleich gegenwärtig und doch ein wahrer menschlicher Leib sein sollte; widersinnig findet er, daß der verherrlichte Christus sein Fleisch der Erniedrigung aussetzen sollte, mit Zähnen zerbissen zu werden, und mancherlei Anderes, was er ohne strenge Methode vorführt. Besonders eingehend erörtert er sodann hier, was denn der im Brod gegenwärtige Leib des Herrn bringen oder leisten sollte: weder durch diesen Leib an sich, noch durch das Essen desselben würde uns zu unserm Heil Etwas geschenkt, was uns nicht auch ohne ihn zu Theil werden könne und werde.

an sage zwar, es sei ein großes Zeichen der göttlichen Huld, daß sie s mit Christi Fleisch speise, und fromme Seelen verlangen in glühender be darnach: aber nicht Liebe wäre dies, sondern hündische Gier. Der ere Mensch sei es, der gespeist werden müsse, und ihn speise Gott mit r lebendigen Speise seines Wortes. Nicht dadurch nütze uns Christi eisch, daß wirs leiblich essen, sondern dadurch, daß es für uns in den od gegeben und wir durch Christi Tod der göttlichen Gnade versichert rden; und eben hieran mahne uns nun das im Abendmahl gestiftete ichen. Oekolampad faßt indessen dann von hier aus das Sakrament ht bloß wie Zwingli wesentlich als einen Akt von Seiten der Gemeinde f, sondern legt ihm eine Wirkung bei, welche Gott eben durch dieses ichen in Kraft seines Geistes auf den Geist der Gläubigen ausüben olle: Wunderbares wolle Gott allerdings hier in den Gläubigen wirken, s nur die verstehen, welche es in sich erfahren.

Eigenthümlich ist endlich bei Oekolampad der durch seine ganze chrift sich hinziehende und schon in ihrem Titel angekündigte Versuch es Nachweises, daß jene Annahme der leiblichen Gegenwart erst durch e Scholastik zur Kirchenlehre geworden, die alten Kirchenlehrer dagegen ugen für seine eigene Auffassung seien. Derselbe war für ihn, wie kein nner der Dogmengeschichte mehr bestreiten wird, nur durch eine gewalt- me, obgleich ehrlich gemeinte Auslegung dieser Lehrer möglich. Richtig indessen, daß namentlich Augustin eine geistige Auffassung des Leibes hristi im Abendmahl vertritt, welche nicht bloß der katholischen Lehre, ndern auch der lutherischen entgegengestellt werden durfte, so sehr ande- rseits ihr mystischer Gehalt sie von der Zwinglischen unterschied. In der hat war der Anfang, welcher hier mit den geschichtlichen Untersuchungen macht wurde, der wichtigste Beitrag, den diese Schrift Oekolampads für n Abendmahlsstreit gegeben hat.

Was Beziehungen zu Luther anbelangt, so ging Oekolampad in Ent- ltung noch weiter als Zwingli in seinen ersten Schriften. Als Objekt, gen welches er sich richten wolle, stellt er im Eingang nur jene schola- stische Lehre hin, und wer von Luther und seiner Lehre Nichts wüßte, nnte meinen, es handle sich überhaupt nur um katholische Gegner, wäh- nd in der That doch überall in die Polemik gegen sie die Sätze nd Beweisgründe Luthers aufgenommen sind. Oekolampad sagte nachher, ls man ihm dies vorwarf, er sei aus Liebe zum Frieden so verfahren. atürlich aber gelangte Luthers Lehre, von der römischen nicht unterschie- en, in ein nur um so übleres Licht und nirgends zu einer Würdigung rer Eigenthümlichkeiten und eigenthümlichen Motive.

Der Inhalt der Zwinglischen Abendmahlslehre und die Hauptgründe, elche Zwingli nebst seinen Genossen für sie und gegen die lutherische auf-

gestellt haben, liegen uns schon in den bisher aufgeführten Schriften voll ständig vor, ohne daß die weitere Controverse wesentlich neue Moment zu Tage förderte.

Mit Energie und Gewandtheit suchte diese Lehre jetzt in Deutschland zunächst im Südwesten, vorzudringen. Oekolampad gab seinem Buch ein öffentliche Zuschrift an die evangelischen Prediger Schwabens bei. Beson ders rührig, zuversichtlich, mitunter auch heftig arbeitete hier Zwingli selbs durch Briefe. So schrieb er, nachdem er und Oekolampad hier hauptsäch lich bei Brenz (siehe unten) festen Widerstand gefunden hatten, an den gleichfalls ihm noch widersprechenden, jedoch bereits schwankend gewordenen Rhegius, den theologisch bedeutendsten unter den Augsburger Predigern im März 1526: „Warum trittst du zu der Partei, welche mehr an den Irrthum der Menschen als an Gottes Orakel sich hält? . . Wir verbitten uns immer und überall den Krieg; wünschen aber gewisse Leute unser Krallen, die wir nur so zögernd ausstrecken, durchaus kennen zu lernen so ist das jetzt uns leid, nachher möchte es jenen selbst leid werden, wenn sie dieselben verspürt haben; darum kommt zur Vernunft ihr Rhegiusse Brenze u. s. w.“ [1])

Zur gleichen Zeit erhob sich in Schlesien der Adelige Caspar Schwenkfeld, einer der ersten eifrigen Freunde der Reformation in Schlesien und einflußreicher Rathgeber des ihr gleichfalls ergebenen Herzogs von Liegnitz, mit einem neuen Versuch, die Gegenwart des Leibes Christ aus den Abendmahlsworten wegzudeuten, und mit mystischen, den Carlstadt schen verwandten Grundsätzen, mit welchen die durch Luther behauptete ob jektive Bedeutung der Gnadenmittel überhaupt sich nicht vertrug. Der Theolog und Geistliche Valentin Krautwald stand ihm zur Seite und ihre Lehre und Richtung griff stark um sich. Entgegen stand ihnen beson ders Luthers Freund Heß in Breslau und sein College Moiban. Schwenk feld kam persönlich zu Luther und lag ihm mit Schriften an. Heß schrieb an denselben: bisher seien es nur „eitel faule Teufel gewest“, mit denen man zu thun gehabt, jetzt erst kommen die rechten. [2]) — Die Deutung welche jene Beiden dem Worte „Das ist mein Leib“ gaben, klingt seltsam Subjekt des Satzes sei „mein Leib“; Christus habe sagen wollen, daß sein Leib nämlich sofern dieser für die Seinen in den Tod gegeben werde, Brod nämlich rechte, wahrhaftige Speise, d. h. Speise der Seele zum ewigen Leben sei Offenbar wirkten hier die Erklärungen auf sie ein, womit Luther die Ana logien zurückwies, welche man ihm aus anderen bildlichen Worten der Schrift für die bildliche Fassung der Abendmahlsworte hatte vorbringen wollen. Man hatte den Ausspruch, 1 Kor. 10, 4 angeführt: „Der Fels war Christus“; Luther hatte erwiedert: ja, Christus ist wirklich der Fels nämlich der rechte geistliche Fels. Man berief sich, wie Zwingli, auf Jesa

Wort: „Ich bin der Weinstock“, oder: „Das Wort ist der Same“; das hieß ja aber, wie Luther bemerkte, nicht, Christus bedeute einen Weinstock, sondern sei der rechte Weinstock, der Weinstock im geistlichen Sinn und das Wort sei rechter, nämlich geistlicher Same. Demnach also sollte nun Jenen zufolge der Leib Brod sein, aber in dem bezeichneten geistlichen Sinne; gegessen sollte der Leib werden, indem man die Erlösung durch Christi dahingegebenen Leib und die darin enthaltenen Heilsgüter mit innigem Glauben erfasse. An die seltsame Deutung schloß sich eine tiefere, mystische Auffassung des Heilsprozesses an. So erklärt sich auch der weitgreifende Einfluß, den Schwenkfeld auch in nichtschlesischen Kreisen gewonnen und mit welchem er Luthern fortgesetzt zu schaffen gemacht hat.

So war ein neuer Kampf über das Abendmahl unmittelbar nach dem Erscheinen von Luthers großer Schrift gegen Carlstadt und die „himmlischen Propheten“ eröffnet und dehnte sich schnell auch äußerlich über ein bedeutendes Gebiet unter den Evangelischen aus. Während aber Zwingli schon seit dem Frühjahr 1525 so hervortrat und thätig war, behielt Luther dieser Lehre und Bewegung gegenüber, die gerade ihm so unchristlich, ja widerchristlich erschien, zunächst eine eigenthümliche Ruhe. Die Frage über das Abendmahl wollte er, schon ehe Zwinglis Schriften erschienen, sich zum Gegenstand fortgesetzter Arbeit machen: er hatte, während er sein Buch gegen Carlstadt herausgab, schon Freunde ersucht, ihm die Aussprüche der alten Kirchenlehrer, auf welche man gegnerischerseits sich berufen möchte, zusammenzustellen. Gegen jene Schriften aber enthielt er sich lange einer öffentlichen Kundgebung. Die Ursache kann nicht sein, daß ihr Inhalt ihn durch Neuheit überrascht hätte: ihre Grundgedanken hatte ja im Wesentlichen schon jener Brief des Honius angeregt, mit welchem er bereits 1522 sich beschäftigte; die Ansicht, daß das Sakrament des Brodes nicht der Leib Christi sei, sondern ihn nur bedeute, hatte er schon in seiner Schrift vom Anbeten des Sakraments 1523 geflissentlich vorgenommen. Vielmehr lag die Ursache wohl in einer Geringschätzung der innern Kraft der so drohend auftretenden Irrlehre, wie er eine solche um das Ende Septembers 1525, noch während seiner Arbeit an der Schrift gegen Erasmus, dem Amsdorf gegenüber aussprach: „Zwingli und Oekolampad gehen wider uns los, aber das werde Andern überlassen, oder vielmehr *verachtet*; der Satan tobt überall, aber Christus ist weise und stark.“ Bald darauf äußert er in einem andern Brief: Zwingli und Oekolampad haben dieselbe Meinung, welche zuerst Carlstadt vorgebracht, und verwerfen zwar dessen Gründe und wollen sie mit anderen vertheidigen, bringen aber in der Hauptsache nur Jenes Argumente neu vor; das sei ihm ein lächerlicher Geist. Als auch die beiden Schlesier dazu kamen, war ihm der Widerstreit, in welchen die Anhänger des Irrthums vom Sakrament bereits unter

einander gerathen seien, ein weiterer Beweis dafür, daß ihre Lehre von Satan komme: der Irrthum habe schon drei Secten durch Carlstadt Zwingli und Krautwald. Bald nachher zählte er gar sechs unter sich zwiespältige Häupter der „Sakramentirersache" auf, nämlich neben Carlstadts ursprünglicher Erklärung der Einsetzungsworte und neben Zwingli und den Schlesiern als besonderes Haupt die Meinung Oekolampads, eine späteren, etwas modifizirten Deutungsversuch Carlstadts, endlich die der Melanchthon eben damals zugekommene Theorie eines gewissen Petrus Florus zu Cöln. — Ueber Oekolampad sprach er jetzt und fernerhin schmerzliche Bedauern aus, daß auch dieser edle, von Gott reich für die Sache des Evangeliums begabte, mit Recht in vielen Stücken angesehene Mann von der Pest angesteckt sei, und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß Gott ihn wieder zurecht bringen werde. [1])

Inzwischen nahmen Freunde und Gesinnungsgenossen in öffentliche Schriften den Kampf auf. Bugenhagen ließ einen Sendbrief „wider den neuen Irrthum beim Sakrament u. s. w." drucken, den er auf des Wunsch des damals in Wittenberg anwesenden Breslauer Pfarrer Moiba abfaßte und an Heß richtete. Der „Irrthum", den er meinte, war der Zwinglis. Dieser beeilte sich, ihm in einer vom 23. October 1525 datirten Gegenschrift zu antworten. — Gegen Oekolampads Buch und Zuschrift an die schwäbischen Prediger richteten vierzehn von diesen eine längere Entgegnung, welche Brenz zum Verfasser hat; sie erschien (lateinisch) unter dem Titel eines „Syngramma" im Spätherbst des gleichen Jahres. Zwingli nahm in seiner oben erwähnten „Klaren Unterrichtung" schon mit auf ihren Inhalt Bezug. [2]) Oekolampad schrieb gegen sie sogleich ein Antisyngramma. — Im Badischen schrieb der uns von früher her (als Eisenacher Prediger) bekannte Jakob Strauß „wider den unmilden Irrthum Zwinglis"; dieser gab sofort eine Antwort, in welcher er sich nicht enthielt, Strauß als denjenigen zu kennzeichnen, der wohl die „gar aufrührerischen Sätze vom Zinsnehmen und weltlichen Gut vor etlichen Jahren publizirt habe.

Die Straßburger Prediger Capito und Butzer meinten noch im Oktober 1525 den hell ausgebrochenen Streit, in welchem sie deutlich auf Zwinglis Seite sich stellten und diesen auch in einem Brief an Bugenhagen in Schutz nahmen, durch friedfertiges Zureden bei Luther dämpfen zu können und schickten deshalb den jungen Casel an ihn ab. Er selbst, sagten sie, habe ja doch sonst erklärt, daß Alles nur am Nutzen des Sakraments gelegen sei und dieser nur vom Glauben abhänge. So sei ihr Grundsatz den Ihrigen einzuschärfen nicht was, sondern wozu die Sakramente seien und die Grübeleien und Quälereien über die „Einbrodung" des Leibes Christi von ihnen fern zu halten. Man möge den Frieden wahren, indem

jeder Theil dem andern seine Ueberzeugung lasse und das Schmähens und Verdammens sich enthalte.[1])

Luther erwiederte mündlich dem Casel und schriftlich in einem Brief vom 5. November, welchen er diesem mitgab[2]): Schweigen sei für ihn und die Seinigen nach Zwinglis und Oekolampads Schriften nicht mehr möglich. Seien seine Gegner ihrer Sache so gewiß, als sie behaupten, so sollen sie ihren Widerspruch gegen ihn auch vor ihren Gemeinden nimmermehr verhehlen. Gut sei es, der Schmähungen sich zu enthalten. Aber erwiedern könne man nicht, wenn man nicht die Irrlehren auch verdammen dürfe. Und ob denn das keine Schmähung sei, wenn jene angeblich so bescheidenen, gemäßigten Leute ihm und den Seinigen öffentlich vorhalten, daß sie „Fleischfresser" seien, einen Gott zum Essen haben, einen „eingebrodeten" Gott verehren u. s. w.? — Der Unterschied aber zwischen dieser schmähenden Polemik seiner Gegner und seiner eigenen zeigte sich nun auch hier wieder sogleich darin, daß, wo sie mit Hohn und Entrüstung von Vornirtheit und hartnäckigem, unchristlichem Aberglauben redeten, er immer schon den äußersten sittlich religiösen Gegensatz vor sich sah. So schrieb er: „Summa, die Einen oder die Andern müssen Satans Diener sein, entweder sie oder wir". — Zugleich machte er jetzt die Straßburger Theologen auch darauf aufmerksam, „wie weit Zwingli in der Erbsünde gehe"; er meinte dessen oben erwähnte Sätze über dieselbe. — Jene hatten ihm Oekolampads und Zwinglis sittliche Trefflichkeit und die Gemeinden dieser Männer gerühmt. Er antwortete: darüber werde sich ja füglich ein Jeder freuen; er verstehe jedoch nicht recht, was jene damit meinen. „Wir", sagt er, „wagen von uns Nichts Solches zu behaupten, und o, daß Ihr ohne uns herrschetet" (vgl. 1 Kor. 4, 8)!

Kurz darauf schickte er auch den Reutlingern, von welchen Abgesandte bei ihm waren, eine Warnung vor dem Irrthum im Sakrament und den „Schwärmgeistern und Rotten" zu.[3])

Den beiden Schlesiern, Krautwald und Schwenkfeld, antwortete er im April 1526 auf ihre ihm zugeschickten Schriften freundlich, aber nur kurz und unbedingt ablehnend.[4])

Butzer brachte ihn dann vollends dadurch gegen sich auf, daß derselbe einer lateinischen Uebersetzung seiner Kirchenpostille eine Vorrede beigab, in welcher er seine eigene, Zwinglische Auffassung des Abendmahls vortrug, ferner verschiedene Anmerkungen zum Text, welche Luthers Auslegungen zu berichtigen suchten. Luther verwahrte sich dagegen in einem Brief an die Buchdrucker vom 13. Septemb. 1526,[5]) der bald nachher auch durch die Presse veröffentlicht wurde und eine Entgegnung Butzers hervorrief. Kurz und heftig erklärte er sich darin auch über die vorgeblichen Beweise für die gegnerische Lehre, über das Gebundensein seines eigenen Gewissens

an den Wortlaut der Abendmahlsstiftung, über die schwere Bedeutung, welch der Streit für den ganzen Glauben an Christus und seine Wahrhafti keit habe.

Auf der Kanzel hatte Luther ohne Zweifel schon längst nicht gesäum öffentlich sein Urtheil „über den neuen Irrthum" auszusprechen. In ein durch den Druck erhaltenen Predigt von Ostern 1525 sprach er au schon von der ketzerischen Scheidung, welche die „neue Sekte der Sakr mentirer" zwischen den beiden Naturen Christi überhaupt mache und na welcher Gott und Mensch nicht mehr Eine Person im Erlöser geworde wäre und Gott nicht — nämlich nach dem Fleisch — für uns gelitt und durch sein Leiden und Auferstehen Leben und Seligkeit wiedergebrac hätte.[1])

Vor der Leserwelt nahm er zunächst nur das Wort in einer Vorrede einer von Agricola verfaßten, im Jahr 1526 erschienenen deutschen Ausga jenes schwäbischen Syngramma. Er hatte eine große Freude d diesem Büchlein, so daß er Anfangs selbst es zu verdeutschen beabsichtigt Mit seiner Vorrede wollte er, während er noch keine Zeit habe, gegen d neuen hohen Geister Etwas insonderheit zu schreiben, einstweilen sein Glauben bezeugen und vor den Lästerern warnen, die, wie er sagt, „unse Gott heißen einen gebackenen Gott, einen brödernen Gott, und uns heiß sie Gottesfleischfresser", während sie indessen geduldige, sanfte, verfolgte Leu sein wollen. Seine Haupteinwendung gegen ihre Beweise ist, daß sie di selben nicht aus den Einsetzungsworten selbst führen. Die „Gründe ihr Irrthums" faßt er, mit spezieller Beziehung auf Oekolampads Schrift, die zwei zusammen, daß die Gegenwart des Leibes Christi „bei der Ve nunft fast ungeschickt Ding sei", und daß sie unnöthig sei. Darnach, sa er, kommen sie mit solchen gemalten Brillen vor den Augen zur Schr getrollt und suchen, wie sie ihren Sinn hineintragen.[2]) Das Syngramm selbst, welchem er seine freudige Zustimmung mitgab, enthielt indessen de keineswegs völlig seine eigene Auffassung. Wohl eifern hier die Schwab mit ihm gegen eine figürliche Deutung der Worte, für eine wahre Gege wart des Leibes, um welche der Teufel die Gläubigen bringen möch Wohl schließen sie bei der Frage, wodurch dieser Leib gegenwärtig werd sollte, an seine Berufung auf die göttliche Verheißung sich an, kraft der dies geschehen und geglaubt werden müsse; ihr Hauptgedanke ist bestim ter dieser: die göttlichen Heilsworte bringen das, was sie anzeigen, imm auch wirklich mit sich: so habe Christus als er sprach, „Friede sei mit Euch seinen Jüngern den Frieden gebracht, — so mit dem Worte „die Sünd sind dir vergeben" die wirkliche Vergebung ertheilt, — so gebe er n dem Worte „das ist mein Leib" wirklich seinen Leib. Allein in dieser Z sammenstellung des im Abendmahl gegenwärtigen Leibes mit jenen ideal

Gütern, jenen Heilsgaben für den innern Menschen, mit Vergebung, Friede u. s. w. war Luthers Meinung doch nicht getroffen, der vielmehr dem inneren Menschen auch im Abendmahl die Vergebung durchs Wort dargeboten werden, diese aber durch den realen, unserem Munde dargegebenen und mit dem Mund zu genießenden Leib Christi gleichsam verpfändet sein läßt. Und jene Theologen reden nun auch von gar keinem Empfang dieses Leibes mit dem Munde; sondern wie die Aufnahme alles des Heiles, das durch Gottes Wort an den Menschen gebracht wird, im Glauben geschehen muß, so kann nach ihnen jener Leib auch nur im Glauben geistlich, für Herz und Gemüth, empfangen werden. Sie selbst nun wollten darunter zwar keineswegs bloß das, was wir eine nur ideale Vergegenwärtigung nennen, verstehen, — während ihnen Oekolampad dann vorhielt, daß er eine solche Gegenwart ja auch annehme und deshalb ihr Streiten keinen Sinn habe; sondern sie behaupteten recht geflissentlich, daß auf jene geistliche Art des Glaubens doch der wirkliche Leib Christi von den Gläubigen empfangen werde, so wenig sie diesen ihren Gedanken klar machten. Immer aber bleibt es dabei, daß sie ein Genießen des gegenwärtigen Leibes durch den Mund der Communikanten und vollends einen Genuß desselben auch durch den Mund ungläubiger Abendmahlsgäste nicht kennen. Später ist gerade dieser Satz, daß Christi Leib, weil er real und leiblich gegenwärtig sei, auch mündlich und von allen, auch den unwürdigen und ungläubigen Communikanten genossen werde, lutherischerseits zu einem Schibboleth der reinen Lehre gemacht worden. Hier nun hat Luther, der so strengen Blick auf jede neue Regung des „sakramentirerischen" Irrthums richtete, sicherlich die Abweichung von dem, was ihm die volle Wahrheit war, nicht übersehen. Er muß also, indem er nichtsdestoweniger dem Syngramma solchen Beifall gab, dennoch in dieser Wahrheit zwischen dem, was die Hauptsache ausmache, und dem, was man daneben noch hingehen lassen könne, unterschieden haben. Ja die Wahrnehmung hievon ist bei seinem Verhalten zum Syngramma einerseits und der von ihm und den Schwaben gemeinsam bekämpften Lehre andererseits für unsere geschichtliche Betrachtung das Wichtigste.

Auf seine Vorrede zum Syngramma ließ er endlich seine erste eigene Gegenschrift gegen Oekolampads und Zwinglis Lehre folgen: seinen „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi, wider die Schwärmgeister", 1526. [1]) Eingehend besprach er darin eben jene beiden Punkte, welcher er schon in jener Vorrede als die zwei Hauptgründe des Irrthums der Schrift Oekolampads entnommen hatte. Oekolampad antwortete indessen auf jene Vorrede, und jetzt erst machte sich Luther an eine größere Arbeit, — glühend, wie er sagt, vor Verlangen, seinen Glauben gegen jene zu bekennen und ihren Tand aufzudecken, woran es

bisher an Muße ihm gefehlt und der Satan ihn verhindert habe; dies sein Buch: „Daß diese Worte Christi, „das ist mein Leib", noch feststehen, wider die Schwärmgeister"; er schrieb daran vom Januar bis Ende März 1527. [1])

Es sind überall wenige Grundgedanken, welche Luther aus den Argumentationen seiner Gegner heraushebt, um sie zu bekämpfen, seine eigenen Sätze entgegenzustellen und aus ihnen nachzuweisen, wie Jene damit ihrem ganzen Standpunkt und Verfahren nach von der Wahrheit abgefallen, ja dem Teufel verfallen seien.

Der ganze Gang seiner Deduktion ist von vorne herein dem der ihrigen entgegengesetzt. Gingen jene davon aus, daß die streitigen Worte Jesu an und für sich noch nicht klar genug seien, sondern der Erklärung durch andere Aussprüche der Schrift und Momente der christlichen Glaubenswahrheit bedürfen und daß man ihnen keinen Sinn beilegen dürfe nach welchem sie mit diesen in Widerspruch gerathen würden, so behauptet er vielmehr, daß jene Worte an sich mit ihrem nächstliegenden, unfigürlichen Sinn keinem Christen, der dem göttlichen Wort einfach zu glauben bereit sei, Recht oder Anlaß zu Zweifeln und Umdeutungen geben, daß ferner alles jenes Vorgeben von Widersprüchen nicht aus einer gläubigen Aufnahme von biblischen Wahrheiten, sondern nur aus willkürlichen und anmaßenden Voraussetzungen und Schlüssen der menschlichen Vernunft hervorgehe.

Was die Einsetzungsworte betrifft, so geht sein Sermon so weit, zu sagen: wenn sie nicht klar seien, so wisse er nicht, wie man deutsch reden solle; verstehe es doch Jedermann, wenn man ihm eine Semmel vorlege und sage: nimm hin und iß, das ist weiß Brod. — In seiner zweiten Schrift nimmt er die Bibelsprüche vor, in welchen auch sonst das „ist" für „bedeutet", oder das von einem Subjekt ausgesagte Prädikat für eine bloße Figur der genannten Sache stehen sollte. Er leugnet nicht, daß die Bibel oft bildlich rede, aber er bestreitet, daß sie hiebei je so sich ausdrücke, wie es in den Einsetzungsworten geschehe. Den Sinn jener angeblichen Beispiele stellt er vielmehr so zurecht, wie schon in seiner früheren Schrift von der Anbetung des Sakraments: Christus rede z. B. in dem Ausspruch Joh. 15 „ich bin ein rechter Weinstock", vom rechten geistlichen Weinstock, und der sei er wirklich; Moses meine an jener Hauptstelle Zwinglis 2 Mos. 12 mit dem „Passah des Herrn" (wie auch Luther übersetzt) einfach den Tag des Vorübergehens Gottes in Egyptenland und rede ebenso, wie wenn man sage: iß Fleisch, denn es ist Sonntag. — Den Versuch der Schwärmgeister aber, dennoch den klaren Sinn wegzudeuten, erklärt er für so frech, wie wenn Einer, der mit heidnischen Philosophen die Schöpfung leugne, aus den Worten 1 Mos. 1, 1 „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde"

en Text alſo machen wollte: Gott ſolle ſo viel heißen als Kukuk, ſchuf o viel als fraß, Himmel und Erde ſo viel als Grasmücken. Es iſt dies ines der ſtärkſten Exempel dafür, wie ſeine Polemik zwiſchen wirklich ſcharfe logiſche Bemerkungen oder zwiſchen tiefe, ob auch kühne theologiſche Gedanken hinein oft in Ausfälle losbricht, denen Niemand ein rühmendes Prädikat wird geben können, ſondern in welchen man nur plumpe Entladungen einer tiefen, ſeis gerechten, ſeis ungerechten Erbitterung ſehen kann. — Er freilich zürnte und ſchalt in dem Gedanken, daß, wenn man die Willkür Zwingliſcher Schriftdeutung irgend zuließe, im göttlichen Offenbarungswort überhaupt Nichts mehr ſicher bleiben würde. Der Satan, ſagt er, ſei ſchon zu den Zeiten der altchriſtlichen Kirche durch etliche ſeiner Kreaturen in die heilige Schrift eingeſchlichen, habe ein Gerümpel in ihr gemacht und dadurch Ketzereien und Sekten in der Chriſtenheit angeſtiftet, bis die Schrift zu einem zerriſſenen Netz geworden und die Chriſten zu den Concilien und Geboten der Väter geflüchtet und von jener ganz abgekommen ſeien. Jetzt, nachdem die Schrift unter der Bank wieder hervorgebracht ſei, fange Jener aufs Neue an. Schon habe er mit Bezug auf die Sakramente die Schrift in Löcher und Ausflüchte zerriſſen und werde fortfahren und mehr Artikel angreifen; er funkle ſchon mit den Augen, daß die Taufe, Erbſünde und Chriſtus Nichts ſeien. Doch nicht Zweifel und Unglaube iſt das Letzte, was Luther von ihm für die Kirche fürchtet: er werde es vielmehr, wenn die Welt länger ſtehen bleibe, dahin bringen, daß man zum Schutz gegen Zwietracht und aus Ueberdruß an der Schrift die Leute wieder durch Menſchengeſetze binde: „Wollen wir in die Schrift, ſo ſchafft er ſo viel Hader drinnen, daß wir der Schrift müde werden; wollen wir auf Menſchen-Concilia und Rathſchläge, ſo verlieren wir die Schrift gar und bleiben des Teufels eigen mit Haut und Haar“.

Ungereimtheiten und innere Widerſprüche ſollten den Gegnern zufolge bei der Annahme einer Gegenwart des Leibes im Abendmahl ſich erheben. Es ſoll ſich, ſagt Luther, nach ihnen nicht ſchicken, nicht reimen, daß Chriſti Leib und Blut im Brod und Wein ſei, — daß ferner der Leib da verborgen ſei, ohne geſehen, noch gefühlt zu werden. Dagegen führt Luther vor, was Gott ja auch ſonſt in ſeinem Heilswerk und in der Natur thue, während wir meinen möchten, es ſei unmöglich und ſchicke ſich nicht. Möchte man dies doch auch ſagen, wenn Gott vom Himmel komme und ein Kind werde im Mutterleib, oder wenn Chriſtus, der König der Ehren, ſich wie den ärgſten Uebelthäter ans Kreuz hängen laſſe. Jenen ſei es ein groß Wunder, daß der einige Leib Chriſti an hunderttauſend Orten zugleich ſein ſollte: aber auch die Seele des Menſchen ſei ja in ſeinem ganzen Körper und jedem einzelnen Glied. Ja Wunder, die wir nicht erklären können, ſeien in allen Kreaturen, nur halten wir ſie nicht dafür, weil wir

daran gewöhnt seien und die Kreaturen nicht recht darauf ansehen: wer erkläre nur, wie aus dem Einen Korn die volle Aehre wachse, oder wie in dem Einen Menschen das Denken, Reden, Hören, und zugleich das Verdauen u. s. w. vor sich gehe, oder wie eine schwache menschliche Stimme so viele Ohren fülle und in so viele Herzen dringe? und Christi verklärter Leib sei ja etwas viel Herrlicheres als unsere leibliche Stimme. Ja durch solche Stimme werde der wahrhaftige Christus selbst in die Herzen gebracht, welche das Wort von ihm fassen; man könne nicht sagen, wie dies zugehe; das Herz aber fühle wohl, daß er gewißlich da sei. Mit reicher, lebensvoller Anschauung führt Luther solche Beispiele auf, freilich ohne präciser zuzusehen, um was es bei jedem dieser verschiedenartigen Vorgänge sich eigentlich handle und ohne genauer auf des Gegners Gründe, namentlich auf die Frage nach dem eigentlichen Wesen eines Leibes, sich einzulassen. — Die Haupteinwendung aber, daß deswegen, weil Christus jetzt im Himmel sei, sein Leib nicht da und dort auf der Erde sein könne, trieb ihn dazu, jetzt vielmehr mit aller Bestimmtheit und Zuversicht seine eigene Auffassung von der Existenzweise des erhöhten Herrn zu behaupten und zu entfalten. Wie er schon dem Carlstadt das Wort Ephes. 1, 20 f. von dem Alles erfüllenden Christus entgegengesetzt hatte, so führt er diese Gedanken jetzt weiter aus. Auch nach seiner Menschheit sei Christus hienach ein Herr aller Dinge und überall gegenwärtig. Mit seinem Auffahren gen Himmel gehe es nicht zu, wie die Gegner davon reden, nämlich nicht wie wenn einer mit einer Leiter in ein Haus hinaufsteige; sondern sein Aufgefahrensein heiße, daß er über allen Kreaturen und in allen und außer allen Kreaturen sei; nur ein Wahrzeichen hiefür habe seine äußere Himmelfahrt sein sollen. Das Wort der Schrift, daß Christus, der Menschensohn, jetzt zur Rechten Gottes sitze, dieses Hauptargument Zwinglis, wurde von Luther jetzt gerade als Hauptbeweisstelle gegen ihn gewendet. Zwingli bezog dieses Sitzen recht nachdrücklich auf den Menschensohn, auf Christus hinsichtlich seiner menschlichen Natur: eben deswegen könne Christi Leib nicht auch auf Erden sein. Hiegegen spottet Luther in seiner Schrift „daß diese Worte u. s. w." also: „Wenn wir die Schwärmer hie fragen, was sie Gottes rechte Hand heißen, da Christus sitzt, acht' ich, sie werden uns daher schwärmen wie man den Kindern pflegt vorzubilden einen Gaukelhimmel, darin ein güldener Stuhl stehe und Christus neben dem Vater sitze in einer Chorkappe und güldenen Krone; — — aus welchen kindischen Gedanken muß denn weiter folgen, daß sie auch Gott selber an einen Ort im Himmel auf denselben güldenen Stuhl binden, weil, wo Christus ist, die Gottheit ganz und gar ist, wie Paulus sagt Koloss. 2, 9; — — aus dem will noch weiter folgen, daß auch wir und alle Kreaturen in demselbigen Stuhl Gottes sitzen, vielleicht

die die Läuſe und Flöhe in ſeiner Chorkappe, weil Paulus ſagt Apſtgeſch. 7, 28: in ihm leben, weben und ſind wir“. „Die Schrift aber“, ſagt er, „lehret uns, daß Gottes rechte Hand nicht ſei ein ſonderlicher Ort, ſondern die allmächtige Gewalt Gottes, welche zugleich nirgend ſein kann und doch an allen Orten ſein muß; — ſie kann und mag nicht an einem Ort abgeſchloſſen und abgemeſſen ſein; denn ſie iſt unbegreiflich und unmäßlich, außer und über Alles, das da iſt und ſein kann.“ Er ſpricht ſo weiter vom innigſten Durchwirktſein und Durchwaltetſein aller Dinge durch dieſe göttliche Gewalt und vom Innewirken und Innewohnen Gottes ſelbſt: Gott ſchicke keine Amtleute aus, um zu ſchaffen und zu erhalten, ſondern Alles ſei ſein Werk, er müſſe ſelbſt dabei ſein; in jeglicher Kreatur, um und um, durch und durch, unten und oben, in ihrem Inwendigſten und Auswendigſten könne Nichts Gegenwärtigeres noch Innerlicheres ſein, denn Gott ſelbſt mit ſeiner Gewalt, die göttliche Majeſtät, ſo groß ſie ſei, ſei in einem jedem einzelnen Körnlein inwendig und auswendig, gegenwärtig und weſentlich. Man könnte da auch nicht ſcheiden zwiſchen Gottes Gewalt und zwiſchen Gottes Weſen und rechter Hand; denn die Gottheit ſei an ſich einig und einfältig, — Gottes Gewalt, Arm, Weſen, Angeſicht, Geiſt, Weisheit u. ſ. w. alles Ein Ding. Eben mit jenem Wort vom Sitzen zur Rechten Gottes begründet dann alſo Luther auch die Gegenwart des Leibes Chriſti: die Rechte Gottes ſei an allen Enden, ſomit auch im Brod und Wein, wo aber ſie ſei, müſſe auch Chriſti Leib und Blut ſein. Auf die Frage, wie das zugehe, antwortet er: „es iſt uns nicht zu wiſſen“; die Vernunft verſtehe auch nicht, wie Gott in jeder Kreatur ſein ſollte; habe aber Gott die Weiſe gefunden, in dieſer, und zwar in allen Kreaturen und in jeder beſonders zu ſein, ſo werde er auch eine Weiſe wiſſen, wie Chriſti Leib an vielen Orten zugleich ſei. Ja er meint, die Vernunft müßte noch mehr daran ſich ſtoßen, daß Gott, welcher nicht Leib, ſondern Geiſt, ja über Geiſt und Leib ſei, doch zugleich in einem jeglichen Leib ſein ſollte, als daran, daß Chriſti Leib im Brod ſei, da ja auch das Brod ein Leib ſei und „Leib mit Leib ja noch eine Vergleichung habe und ſich möge zuſammenreimen“. Der Frage, wie ein überall gegenwärtiger Leib noch unter den ſonſt geltenden Begriff eines Leibes ſich ſtellen laſſe, gibt er auch hier keinen Raum; uns wird wohl auch die weitere Frage nahe liegen, ob nicht doch nach dem, was wir ſonſt unter einem Leibe und unter einem geiſtigen Weſen und dem göttlichen Geiſtesweſen zu denken haben, jenes Innewirken und Inneſein des abſoluten Geiſtes in den leiblichen Kreaturen ſich leichter „reime“, als dieſes Sein eines Leibes in einem andern und allen Leibern. — Er hat nun aber inſoweit mehr ausgeſagt, als zum Nachweis der Gegenwart des Leibes im Abendmahl erforderlich ſcheint, ja ſo viel, daß es ſcheinen konnte, als ob neben jener allgemeinen Gegenwart des Leibes Chriſti

die im Abendmahl ihre besondere Bedeutung verlöre. Allein er sagt weiter: darauf komme es an, daß wir diesen gegenwärtigen Christus auch unsererseits sicher ergreifen, erfassen, uns aneignen können. „Es ist", sagt er, „Etwas Anderes, wenn Gott da ist, und wenn er dir da ist; dann ist er dir da, wenn er sein Wort dazu thut und bindet sich damit an und spricht: hier sollst du mich finden; wenn du nun das Wort hast, so kannst du ihn gewißlich greifen und haben und sagen: hier hab ich Dich wie Du gesagt hast." So bescheide uns Christus zu einem sonderlichen Tisch durch sein Wort und weise uns selbst durch sein Wort an das Brod, da wir ihn essen sollen.

Unnöthig und unnütz sollte nun, namentlich nach Oekolampad, diese besondere Gabe des Abendmahls sein. Christus sollte es gar selbst erklärt haben nach jener Haupthweisstelle Zwinglis Joh. 6: „Das Fleisch ist kein nütze". Luther weist zunächst, in seinem Sermon, den Einwand Oekolampads einfach damit ab, daß man Gott nicht meistern dürfe: „Gott weiß es wohl, wie oder warum es so sein solle und müsse; wenn er sagt, daß es noth ist, so schweigen alle Kreaturen". Die Vernunft möge eben so gut noch eine Menge anderer Fragen über Gottes Thun in der Natur und in seinem Heilswerk aufbringen. Positive Antworten gibt er in der zweiten Schrift. Den ungläubig Genießenden bringe freilich dieser Schatz des Abendmahls nicht Nutzen, sondern Schaden. Die Gläubigen aber wissen und erfahren wozu er nütze sei. Christi Fleisch sei voll Gottheit, ewiges Gutes, Lebens u. s. w. Sein Leib, gläubig genossen, stärke eben vermöge dieses Glaubens die Seele und auch unser Leib solle seinen Nutzen davon haben, daß er ewiglich lebe und am jüngsten Tag zur Seligkeit auferstehe. Wahr sei nun, daß Leben und Seligkeit auch außerhalb des Sakraments durchs Evangelium uns ausgespendet werden. Aber wenn man deshalb die Gabe des Sakramentes unnöthig finde, so könnte man auch z. B. sagen, das Lesen des Evangeliums sei deswegen unnöthig, weil man dasselbe schon in der öffentlichen Predigt habe. Statt Gott Weise und Maß zu setzen, sollte man vielmehr vor Freuden springen, daß Gott es thue, auf welcherlei Weise er wolle, — daß er die Welt fülle und mit so mancherlei Weise sich uns gebe, um mit Worten und Werken uns zu helfen und zu stärken. Nun aber werde man dessen satt und überdrüssig und wolle nur diejenige Weise leiden, die einem gefalle; das sei ein schwarzer verzweifelter Teufel! — Hinsichtlich jenes Ausspruches bei Johannes bestreitet Luther wieder, wie gegen Carlstadt, das Recht, darunter Christi Fleisch zu verstehen und nicht vielmehr fleischlichen Sinn oder fleischliche Vernunft, Wille, Worte u. s. w. Wollte mans aber von Christi Fleisch verstehen, so fragt er, ob denn nun dieses Fleisch Christi auch bei seiner Menschwerdung, Kreuzigung u. s. w. unnütz sein solle und weiter bei seinem Sitzen zur Rechten Gottes,

wohin ihn ja auch die Gegner mit ſeiner Leiblichkeit erhöht ſein ließen. In Betreff des Genuſſes dieſes Fleiſches aber erklärt er, wie wir ſchon gehört haben: ein bloßes leibliches Eſſen desſelben ohne Glauben ſei freilich unnütz, ja giftig; es müſſe aber nach Chriſti Willen zugleich geiſtlich gegeſſen werden, mit dem Herzen, im Glauben: was nämlich unſer Leib thue, das geſchehe dann, wenn Gottes Wort dazu komme und es im Glauben an dieſes Wort geſchehe, zugleich geiſtlich; und eben durch dieſes geiſtliche Eſſen werde nun auch das leibliche nütze.

Nur nebenbei nimmt Luther andere Gegengründe, wie den des Oekolampad vor, daß Chriſtus, der König der Ehren, durch die Dargebung ſeines Leibes ins Sakrament, ja auch in den Mund der Gottloſen, zu ſehr erniedrigt würde. Er findet ſolches „faules, nichtiges Geſchwätz" eines Münzeriſchen Heiligen würdig und erklärt dagegen: „Es iſt wahr, nach Oekolampads Klugheit hat Chriſtus keine andere Ehre, denn daß er zur Rechten Gottes ſitze auf einem Sammetpolſter und laſſe ihm die Engel ſingen, geigen, klingen und ſpielen und ſei unbeladen mit der Mühe des Abendmahls; — — unſeres Gottes Ehre aber iſt die, ſo er ſich um unſer willen aufs Allertiefſte heruntergibt, ins Fleiſch, ins Brod, in unſeren Mund, Herz und Schooß, und dazu um unſer willen leidet, daß er unehrlich behandelt wird, beide auf dem Kreuz und Altar, wie St. Paulus ſagt 1 Kor. 11, daß Etliche unwürdig eſſen von dieſem Brod."

In der zweiten Schrift beſpricht er im Gegenſatz gegen Oekolampad auch die Aeußerungen der alten Väter über das Abendmahl, die, wie er ſagt, von jenen „allerfeinſten Lehrern" ſchlecht nach ihrem Gefallen gloſſirt, gelenkt und gebogen worden ſeien; in Wahrheit ſei nicht ein Spruch, noch Buchſtabe in der Welt, der den Schwärmern beiſtehe.

Aus dem theologiſchen Inhalte der Ausführung Luthers haben wir die wichtigſten Momente hiemit ausgehoben. In dem, was er ſo poſitiv ausführt, wird der Reichthum und die Lebendigkeit der religiöſen Anſchauungen und Ideen und namentlich auch ſchon das allgemeine, warme, innige Bewußtſein von Gottes Weſen und Verhältniß zu uns, von ſeiner alldurchdringenden Macht und Gegenwart und ſeiner unendlich herablaſſenden Liebe auch ſolche tiefere religiöſe Geiſter und Gemüther, die ſeinen Schlüſſen nicht zu folgen wagen, doch immer und immer wieder ergreifen und anſprechen. — Auch die Art aber, wie er ſeine Gegner behandelt, iſt ſchon aus unſern bisherigen Mittheilungen zu erſehen. Er will, während gerade Zwingli fort und fort auf ſeine innere Glaubensgewißheit ſich berief, ihnen nicht einmal die Feſtigkeit ſubjektiver Ueberzeugung zugeſtehen. Wären ſie, meint er, in ihrem Gewiſſen ſicher, ſo würden ſie ihre Anſichten vielmehr „dürr und friſch herausſagen". Ja er meinte ihnen anzumerken, daß ſie, wenns möglich wäre, lieber den ganzen Handel ungeſchehen machen würden: „Sie

handeln mit so blödem, verzagtem Gewissen, daß mich dünkt, sie wollten, es wäre das Bier wieder im Fasse; und hätten sie es nicht angefangen, halt ich, sie solltens nun wohl lassen anstehen".

Zwingli und Oekolampad fallen ihm unter die allgemeine Kategorie der Schwärmgeister. Er hatte vernommen, daß man ihm auf dieser Seite auch sein hartes Schreiben gegen die Bauern im Bauernkrieg zum Vorwurf mache. Dagegen ruft er jetzt den Rathsherren zu Basel und Straßburg und allen, welche solche „Sakramentsrotten" bei sich haben, zu: „Ihr lieben Herren möget euch solche ihre Rede wohl warnen lassen, daß ihr die Augen nicht in den Beutel steckt, sondern des Spiels wohl acht habt; der Münzer ist todt, aber sein Geist ist noch nicht ausgerottet; — ich achte wohl, daß die Prediger, dawider ich schreibe, noch Nichts Böses im Sinn haben; aber, lieber Gott, sie sind ihrer selbst nicht mächtig, der Geist hat sie verblendet und gefangen, darum ist ihnen nicht zu trauen; — ich warne, ich rathe, hüte dich, siehe dich für, Satan ist unter die Kinder Gottes kommen".

Zu derselben Zeit aber, als Luther seine Streitschrift „Daß diese Worte — feststehen" abfaßte, war Zwingli mit einer Schrift beschäftigt, in welcher er zum ersten Mal offen und direkt an ihn und gegen ihn sich wenden, Alles, was gegen seine Lehre von ihm bisher an verschiedenen Orten vorgebracht worden war, niederschlagen und, falls Jener nicht nachgäbe, ihm einen entschlossenen, wohlgerüsteten, ja bereits siegesgewissen weiteren Kampf ankündigen wollte. Er nannte seine, wieder lateinisch geschriebene Schrift eine „freundliche Auslegung oder Auseinandersetzung des Handels vom Abendmahl an Martin Luther" (Amica exegesis etc.). Die Zuschrift an Luther, welche er ihr voranschickt, ist datirt vom 28. Februar, wo der Druck begann. Mit einem anderen, geschriebenen Briefe, vom 1. April, schickte er ein Exemplar des Buches an Luther selbst. In seiner Schrift nahm er der Reihe nach die bisherigen Aeußerungen Luthers vor: jenen Brief an die Drucker von Butzers Postillenübersetzung, Luthers Zustimmung zum schwäbischen Syngramma, seine Schrift gegen Carlstadt und die himmlischen Propheten, auch noch seine frühere Schrift vom Anbeten des Sakraments, endlich seinen neuerdings erschienenen Sermon vom Sakrament wider die Schwärmgeister, auch seine Briefe an die Straßburger und Reutlinger. Gegen den genannten Sermon verfaßte er außerdem zu Ende März eine besondere, deutsche „fründliche Verglimpfung und Ableinung".

Seine positive Ausführung, die er in jener größeren Schrift vortrug, bewegte sich wieder um den Gebrauch, welchen das Bibelwort von der bildlichen Redeweise mache, und um das Recht, eine solche auch für die Einsetzungsworte anzunehmen. Seine Entgegnung gegen Luther weist die angeblichen Analogien ab, welche Luthers Sermon für die Gegenwart des

Einen Leibes an vielen Orten vorbrachte, indem ſie beſonders dagegen ſich verwahrt, daß man, was einem Geiſt vermöge ſeines geiſtigen Weſens zukomme, auf einen Leib übertrage. Das wichtigſte Neue, was ſie bringt und was ſofort weiterer Gegenſtand des Streites wurde, iſt ihre Deutung derjenigen Schriftſtellen, nach welchen Luther für Chriſtus mit Bezug auf ſeine ganze Perſon, d. h. auch auf ihn als Menſchen göttliche Attribute, wie die Herrſchaft über Alles, das Sein und Wirken in Allem u. ſ. w. in Anſpruch nahm, und überhaupt derjenigen Ausdrucksweiſe, in welcher die heilige Schrift von Chriſtus rückſichtlich ſeiner beiden Naturen rede. Er bringt überall den Unterſchied zwiſchen dieſen beiden an, auch wo Jeſus ohne jede Hindeutung auf verſchiedene Seiten ſeines Seins und Weſens ſchlechthin von ſich als dieſer Einen Perſon, die lebendig vor ſeinen Jüngern daſtand, redet: ſo z. B. wenn er ſeine innere, lebendige Gemeinſchaft mit dem Vater damit ausdrückt, daß der Vater in ihm ſei und er im Vater, — was er nach Zwingli nur von ſeiner Gottheit geſagt hat. Und weiter erklärt nun Zwingli: Jeſus ſpreche auch mit Ausſagen, wo er ſich eigens als „Menſchenſohn" bezeichnet, doch oft Etwas von ſich aus, was nur ſeiner göttlichen, und, wo er ſich Gottesſohn nenne, Etwas was vielmehr ſeiner menſchlichen Natur zukomme. Ja ſogar wenn Jeſus von ſeinem „Fleiſche" redet, ſoll er nach Zwingli unter Umſtänden vielmehr ſeine göttliche Natur gemeint haben, wie in dem Ausſpruch: „Mein Fleiſch iſt die rechte Speiſe" (Joh. 6, 55). So weiſt Zwingli dann alle diejenigen Ausſagen, welche Luther auf die ungetrennte Perſon Chriſti und hiemit auch auf ſeine vom Göttlichen durchdrungene menſchliche Natur bezog, einfach nur der „Gottheit" in Chriſto zu. Jene Redeweiſe, ſagt er, ſei die Redeform der Alloſis oder die überſpringende Rede. Das Bedenken, daß ſie, in dieſer Art angewandt, eine ſeltſam undeutliche wäre, kennt er nicht: es ſteht ihm eben von vorn herein feſt, wie weit die menſchliche Natur überhaupt und ſo auch beim einzigartigen Menſchenſohn Jeſus durch göttliche Mittheilung bereichert werden könne oder nicht könne, und darnach ſcheint ihm auch klar, was Jeſus ungeachtet dieſes freien, beliebigen Ueberſpringens von den einen zu den andern Benennungen jedesmal für eine Natur meine, — während Luther für die Erhebung der menſchlichen Natur zu göttlichen Gaben und göttlicher Seinsweiſe, die er in ſolchen, dem Einen Chriſtus geltenden Gottesworten bezeugt fand, keine durchs menſchliche Denken zu ſteckende Schranken zuließ. Hatte die alte katholiſche Orthodoxie mit den Beſtimmungen des Concils von Chalcedon eine ganz göttliche und eine ganz menſchliche Natur ohne Erklärung, wie ſie doch in Einer Perſon zuſammengedacht werden ſollten, in dem Gottmenſchen Jeſus neben einander geſtellt, ſo ſchloß ſich nun alſo gerade Zwingli hier an dieſelbe an, wie er denn Luthern eine unerhörte Lehrneuerung vorwarf, und ſtellte die Exe-

gefe mit seiner Allöosis in ihren Dienst. Luther war es, der hier weiter strebte — nach vollster, innigster Einigung beider Seiten; aber die Form, in welcher er sie dachte, rief freilich nothwendig die Frage hervor, ob denn die menschliche Natur des Heilandes in dieser ihrer Vergöttlichung überhaupt noch eine menschliche heißen könne. Eine weiter gehende Erörterung des Problemes, das beide in vollem Glauben ans große, unbegreifliche Wunder, aber der eine mit verständig reflektirender, der andere mit kühn theosophischer und mystischer Geistesrichtung erfaßten, finden wir bei Keinem der beiden, weder jetzt noch später. Was übrigens speziell die Frage nach der Leiblichkeit Jesu betrifft, so mag hier die Meinung eines neueren schriftgläubigen Theologen über die von Beiden ausgegangenen Confessionen angeführt werden: „sie setzen Eigenschaften des verklärten Leibes Christi fest, von denen wir Nichts wissen können, indem die Einen seine räumliche Eingeschlossenheit im Himmel, die Andern seine göttliche Allgegenwart auf Erden dogmatisch behaupten.“[1]) — Die Kühnheit, mit welcher Zwinglis Exegese den Gebrauch der Allöosis anwandte, war natürlich nicht geeignet, die Befürchtungen abzuschwächen, welche Luther schon bisher wegen der ihr vorgeworfenen Willkürlichkeit hegte.

Zwingli verhehlte nicht, wie sehr er sich von Luther gekränkt fühle — durch die Ausfälle, welche dieser da und dort schon vor jenen Streitschriften auf ihn gemacht, durch die verächtliche Miene, mit der er seine Gründe so lang gar keiner Erwiderung gewürdigt, durch die Vorwürfe, welche er gegen seinen sittlichen Charakter, vornehmlich seine Wahrhaftigkeit sich erlaubt, durch die Tyrannei, mit der er jede Abweichung von seinem eigenen Standpunkt niederzuschlagen versucht habe. Er wußte dennoch auch hier wieder in seiner ganzen Haltung und Sprache ein festes Maß zu halten. Ja er hat wohl nirgends mehr als in den beiden erwähnten Schriften gezeigt, wie sehr er im Unterschied von Luther sich in der Gewalt habe. Auch wo er sichtlich tief grollt und mit Absicht scharf und spitzig wird, geräth er nicht in den Ton leidenschaftlichen Eifers, sondern redet vielmehr die ruhige, urbane Sprache eines humanistisch gebildeten Mannes, welche gerade auch mit diesem ihrem Charakter die Ueberlegenheit über den Gegner bewähren will, und gibt dabei doch nirgends ein Recht zum Argwohn, als ob er seiner Ueberzeugung, wie Luther meinte, in Wahrheit nicht sicher wäre und nur künstlich und des Scheines halber jene Haltung angenommen hätte. Seine Polemik bildet so einen völligen Gegensatz zu derjenigen, welche zur gleichen Zeit Luther in der Schrift „daß diese Worte“ u. s. w. gegen ihn führte. Allein sie hat denn doch, wie schon in seinen früheren Auslassungen gegen seine Gegner, auch wieder ihre anderen Seiten. Sie vergißt, indem sie verletzende, schmähende Aeußerungen von Seiten Luthers sich verbittet und ihm ein Vorbild friedliebenden Auftretens geben will, wie viel kränkende

Reden sie früher schon geführt hatte, die Luther, obgleich sie ihn dort nicht nannte, nothwendig auf sich beziehen mußte. Mit ausgesuchten Worten der Geringschätzung redet sie von den Verfassern und dem Inhalt des Syngramma, welchem Luther zugestimmt habe. Er selbst wird besonders wegen jenes Briefes gegen Butzer ganz im Ton eines Hofmeisters zurechtgewiesen, erhält sehr deutliche Winke über Zorn, Trotz, Eifersucht, Frechheit und andere Laster, die sehr häufig unter vorgeblicher Tapferkeit, Beharrlichkeit u. s. w. versteckt seien, und bekommt auch hin und wieder direkte Vorwürfe wie die, daß seine Gründe kindisch seien, daß er da oder dort phantasirt oder gefaselt habe u. s. w. Schon hiernach waren diese neuen Schriften Zwinglis keineswegs so „freundlich", wie beide schon in ihrem Titel zu sein behaupteten. Noch wichtiger ist für uns, daß irgend ein Sinn für tiefere, wahrhaft religiöse Motive, die doch auch ein Luther bei seinem Widerspruch gehabt haben möchte, bei Zwingli ebenso wenig zu finden ist als umgekehrt bei Luther ihm gegenüber. Luther hatte auf sein Gewissen sich berufen, das durch die Worte Christi gebunden sei, und geklagt, daß seine Gegner es nicht für werth achten, auf die Angst seines Gewissens zu hören. Zwingli antwortet darauf mit Spott: „Ihr meint, wir wollen den Angstschrei eurer Gewissen nicht hören? aber wir trachten ja vielmehr nur darnach, euch Rath für eure Gewissen zu schaffen, zumeist eben dir, dem ich gern zugebe, daß du seiest der erste Vorkämpfer des Evangeliums, der Diomedes, der auf die Venus von Rom loszugehen, [1]) der Jonathan, der das Lager der Philister allein anzugreifen gewagt hat; — da wir euch aber gezeigt haben, daß es euch wie Träumenden gehe, die etwa eine Wunde zu haben meinen und auch nach dem Erwachen die Einbildung nicht los werden, stürzt ihr plötzlich auf uns los gerade wie ein Wahnsinniger auf seinen Arzt." Insoweit sieht er bei Luther eigensinnige Verblendung, während Luther bei ihm sogleich einen teuflischen Geist. Aber weiter nennt auch er Luthers Lehre gottlos und eine das Evangelium verwüstende Pest. Zum Schluß seiner „freundlichen Auslegung" hebt er vier Sätze derselben aus und erklärt von jedem derselben feierlich: „Das ist Irrthum und, wenn man dabei beharrt, Gottlosigkeit." Wer konnte auch nach dieser Zwinglischen Erklärung an die Möglichkeit einer Versöhnung und Einigung denken, wofern nicht der eine oder andere Theil völlig seine Ueberzeugung aufgab? Auch sonst läuft Zwinglis Schrift keineswegs auf einen Wunsch christlicher Bruderschaft bei verschiedenen Lehrmeinungen hinaus, sondern nur auf die Ankündigung eines Kampfes bis zur völligen Ueberwindung des Gegners und auf den Ausdruck der eigenen festesten Siegesgewißheit; er ruft Freunden und Feinden zu: „Siegen, siegen wird zweifellos unsere Lehre, ob auch der Widerstand den Kampf mühsamer macht, — ja ob auch darüber der Sieger selbst weinen muß."

Das Schreiben, welches Zwingli seinem Buch an Luther mitgab, konnte keinenfalls die Schärfe des Kampfes mindern. Er beginnt zwar darin mit der Versicherung, diesen bisher so hoch geachtet zu haben, daß er einen Vater nicht höher hätte achten können. Aber indem er dann erklärt, jetzt recht offen mit ihm reden zu wollen, wirft er ihm sofort vor, daß er, der früher so fleißig die Schrift erforscht und Alles vors Urtheil der Gemeinden habe bringen wollen, jetzt jener Lehre vom Abendmahl mit allen Mitteln den Zugang zu den Gemeinden verwehre und, während er früher das Toben der Papisten verdammt habe, jetzt die Fürsten und diejenige Menschenklasse, welche ohnedies gern mit Feuer und Schwert gegen arme Sklaven wüthe, nicht bloß gegen Aufrührer, sondern auch gegen eine schuldlose Menge aufhetze, ja nicht minder als ein Eck und seines Gleichen jetzt die Fürsten anstachle, in den Glaubenssachen mit dem Schwert zu entscheiden. So verbindet er mit dem alten Vorwurf über Luthers Schriften gegen die Bauern, bei welchem er es mit Luthers wirklichen Aeußerungen mindestens nicht genau nimmt, jetzt einen neuen, noch ungleich schwereren. Er beruft sich dabei auf das, was über Luther „geschrieben und erzählt" werde, auch auf ein Schreiben Luthers an den Landgrafen Philipp: seine Nachrichten darüber müssen sehr ungenau gewesen oder von ihm ungenau aufgefaßt worden sein; denn das Einschreiten mit dem Schwert, von welchem er redet, hat Luther nie gebilligt, noch weniger gefordert: wir müssen namentlich auch wieder an seine Warnung vor der Hinrichtung von Wiedertäufern erinnern, gegen die man gerade in Zürich kein Bedenken hegte. Zwingli fährt dann fort: „Da du nichts vorbringst, was deiner und der christlichen Religion werth wäre, und da die Erkenntniß der Wahrheit von Tag zu Tag zunimmt, bei dir aber nicht Milde und Menschlichkeit, sondern Dreistigkeit und Grausamkeit zunehmen, so gibt es sehr Viele, welche meinen, es gehe mit dir so Etwas vor wie mit denjenigen, die vom Herrn verworfen werden"; er fügt indessen die Hoffnung bei, Luther werde vielmehr noch zur nöthigen Selbsterkenntniß gelangen. Weiter belehrt und versichert er ihn, daß seine Lehre trotz all seines Ansehens unhaltbar sei, — beifügend, daß er selbst eine Minderung seines Ansehens nicht wünsche und seine Gelehrsamkeit und Geisteskraft wohl kenne. Der Brief schließt: „Sei überzeugt, daß wir beständig von Hochachtung gegen dich erfüllt bleiben werden, wofern auch du bleibst, was dein Name besagt, nämlich lauter und von Selbstsucht gereinigt, und daß wir den Schmutz der Schmähreden weniger als Nichts fürchten werden. Nochmals leb wohl, und nur ja Nichts Unbedachtes! Huldreich Zwingli, von Herzen der Deinige, so lang Dir aufrichtige Liebe zur Wahrheit im Herzen wohnt."

Wenn Zwingli bei diesem Schreiben immer noch einen glücklichen Erfolg für möglich hielt, so konnte er dies nur, weil er bei Luther eines-

theils eben nur Eigensinn und Verblendung als Ursache des leidenschaftlichen Widerstandes sich zu denken wußte, anderntheils ihn doch noch nicht als einen darin untergegangenen Mann ansehen konnte und wollte. Sein Versuch, ihn nun durch eine solche Mischung von Strenge und Freundlichkeit, Verweis und Achtungsbezeugung zurecht zu bringen, hatte dann vielleicht etwas Naives.

Luther dagegen fühlte sich, während seiner Ueberzeugung die sachlichen Gründe Zwinglis Nichts galten, durch den Brief nun auch erst recht noch persönlich beleidigt. Er fand, wie er seinen Freunden berichtet, darin Nichts als Hochmuth, Haß, Verläumdung: so tobe, drohe und wüthe Zwingli gegen ihn mit der größten Mäßigung! [1])

Inzwischen war auch Luthers Schrift „Daß diese Worte u. s. w.“ erschienen, und Zwingli säumte nicht mit seiner Entgegnung, und zwar einer gleichfalls deutsch geschriebenen. Er gab ihr den Titel: „Daß diese Worte Jesu Christi, das ist mein Leichnam u. s. w., ewiglich den alten einigen Sinn haben werden und M. Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papstes Sinn gar nicht gelehrt, noch bewährt hat.“ So besteht er in ihr von vorn herein darauf, daß, wie er von Anfang an behauptete, Luthers und des Papstes Sinn derselbe sei. Er dedicirte sie dem sächsischen Kurfürsten; seine Zuschrift an diesen ist vom 20. Juni 1527 datirt; gleich darauf muß sein Buch veröffentlicht worden sein. Er schickte es auch selbst wieder an Luther und schrieb an diesen einen neuen, wie Luther sagt, grimmigen und drohenden Brief (derselbe ist uns nicht erhalten).

Indem er den Kurfürsten bittet, seine Antwort zu lesen, welche nicht sein, sondern Gottes selbst sei, weil aus Gottes Wort genommen, will er seine Lehre davor schützen, daß sie so grausamlich für ketzerisch und aufrühreriſch verschrieen und die Obrigkeiten verleitet werden, sie unverhört zu verdammen.

Gegen Luther tritt er jetzt durchweg eben so scharf wie fest auf, nicht mehr mit jener Mischung freundlicher Ansprachen und ätzender Polemik wie in seiner vorangegangenen „freundlichen Auslegung“. Man wird darin einen Vorzug seines gegenwärtigen Buches sehen dürfen: der Ton ist natürlicher und entspricht besser derjenigen Stellung, welche die beiden Gegner in Wahrheit auch schon vor jener früheren Schrift zu einander eingenommen hatten.

Dabei erklärt er gleich zum Eingang, daß er doch mit so „unmäßigen Worten“, wie von Luther ihm angehängt worden seien, diesen ganz und gar nicht belasten wolle; denn Gottes Wort werde die Oberhand gewinnen und nicht Scheltworte wie „Schwärmer, Teufel, Schalk, Ketzer, trotz, plotz, Blitz, Donner u. s. w.“ Freilich will er, wie er offen beifügt, es nicht

unter die Scheltworte gerechnet haben, wenn er selbst z. B. sagen werde: „hie verkehrst du unser Wort, hie lügest du uns an, hie fälschest du die Schrift, hie verstehst du sie nicht"; denn ob er gleich nicht so wüthend sei, um solcher Ausdrücke sich nicht enthalten zu können, müsse man doch die frechen unbescheidenen Worte, mit denen jener die Unwahrheit so stark darthue, ihm einmal kräftig hervorziehen und vor Augen legen, um ihm aus seinen eigenen Worten Selbsterkenntniß beizubringen. Er läßt es dann wirklich an dergleichen Ansprachen nicht fehlen. Auch mit Spott zieht er häufig los: und zwar nicht mehr in dem Stile des Humanismus, von welchem wir aus seiner früheren Schrift in der Vergleichung Luthers mit Diomed und Jonathan und mit geisteskranken Träumern ein Beispiel gegeben haben, sondern in derb volksthümlichem Schweizerdeutsch; so gibt er auf eine Aeußerung Luthers, daß die Schriften der Gegner ihn erst recht stark und freudig gemacht haben, die Antwort: ja, Jener sei fröhlich wie der Pfarrer, den die Magd so gerauft habe, daß er gegreint, der aber zu den herzulaufenden Nachbarn gesagt habe, daß er der Bratwurst lache, welche die Katze vom Rost weg gestohlen. Eine artige und anständige Polemik nach unserem Sinn also ist bei keinem der Gegner zu finden. Vergleichen wir freilich beide mit einander, so gilt doch auch bei dieser Schrift Zwinglis noch, was wir oben über seine größere Ruhe und Gewalt über sich selbst gesagt haben.

An Ideen und Argumenten brachte Zwingli hier Nichts Neues vor. Er sagt auch selbst: er habe Alles das, was Luthers jüngste Schrift gegen ihn vortrage, schon in seinem Latein, d. h. in seiner Amica exegesis, genugsam beantwortet und wolle es nun mir auch ins Deutsche bringen für diejenigen, welche das Latein nicht lesen.

Insbesondere entwickelt er wieder seine Lehre von den beiden Naturen Christi und von der Allöosis, und zwar auch jetzt wieder ohne zu erörtern, ja auch nur zu fragen, wie die beiden, nachdem er sie fein verständig gesondert, nun doch zu einer Person zusammengehen sollten. Ganz unbefangen redet er z. B. davon, daß Christus zugleich vermöge der einen Natur Allwissenheit und nach der andern ein menschliches beschränktes Wissen habe, während freilich mit derjenigen Uebertragung der göttlichen Herrlichkeit auf Jesu menschliche Natur, welche Luther behauptete, die klaren Selbstaussagen Jesu über die Beschränktheit seines Wissens sich gar nicht mehr vertrugen. Für die Abendmahlslehre hatte Luther gerade darauf sich gestützt, daß Christus, des Menschen Sohn, jetzt in den Himmel erhöht, zur Rechten Gottes sitze: denn nicht räumlich entfernt und eingegrenzt sei er hiemit, wie Zwingli meine, sondern überall gegenwärtig und zwar eben auch als Mensch mit seiner Leiblichkeit. Zwingli aber beruft sich auch jetzt wieder auf dieses Sitzen des Menschensohnes, indem er erklärt: daß Gottes rechte

Hand mit seiner Kraft identisch und überall gegenwärtig sei, wisse er auch; auch sei Christus allerdings nach seiner göttlichen und menschlichen Natur zur rechten Hand Gottes; dennoch sei er vermöge seiner leiblichen Auffahrt dorthin als Mensch von uns geschieden; aufgefahren nämlich sei er nur nach seiner menschlichen Natur, indem er als Gottessohn nach seiner göttlichen Natur immer dort gewesen sei; und während er jetzt mit beiden Naturen zur Rechten Gottes sei, sei er es doch nicht gleichförmig mit beiden, sondern nur nach der göttlichen sei er allenthalben, wo Gottes Rechte sei. Darüber, wiefern dennoch auch seiner menschlichen ein Sein zu dieser Rechten zukomme, erhalten wir keine Auskunft. — Die Art, wie die beiden Naturen in Christus unvermischt zusammen bestehen, meint er durch die Vergleichung mit dem Verhältniß zwischen Leib und Seele deutlich machen zu können. Der Vergleich reicht natürlich in keiner Weise dazu aus, zu verdeutlichen, wie ein doppeltes Selbstbewußtsein, das göttliche und menschliche, gesondert von einander in Christi Person zusammen sei und die nach ihm zur Menschennatur gehörige Beschränktheit zusammen mit der Unendlichkeit des zu keiner wahren Mittheilung an sie fähigen göttlichen Wesens. — Wir bemerken dies nicht, um gegen die Lehre Zwinglis Vorwürfe zu erheben, die gar nicht bloß sie, sondern Hauptsätze der herkömmlichen Kirchenlehre treffen würden, wohl aber um dem falschen Urtheil vorzubeugen, als ob das Problem, an welchem Luther in anderer Richtung arbeitete und zu anderen Einwendungen Anlaß gab, von Jenem schon irgendwie gelöst oder auch nur genügend untersucht gewesen wäre.

Zwinglis Stärke aber lag eben in denjenigen Einwendungen, welche er gegen die Fassung jener neuen Idee der Mittheilung des Göttlichen ans Menschliche bei Luther vorbrachte. Er fragt der Unendlichkeit gegenüber, welche dieser der Menschheit und Leiblichkeit Christi beilege, ob es denn nun ein zweifaches Unendliches geben solle, ob denn nicht vielmehr das Unendliche eben mit dem göttlichen Wesen als solchem eins sei. Und er wiederholt besonders den Vorwurf, daß bei ihm mit der wahren Menschheit Christi die Bedeutung derselben fürs Heilswerk hinfällig werde, — daß Luther in die marcionitische Ketzerei gerathe. Luther hatte jene Erhebung der Menschheit Christi zu göttlicher Allgegenwart und Herrlichkeit nicht erst für den durch Tod und Auferstehung vollendeten Christus behauptet, sondern schon auf sein ganzes Leben vom Moment seiner Menschwerdung an ausgedehnt. Dagegen sagt Zwingli: wenn Christus schon während seines irdischen Lebens und Leidens im Himmel gewesen sei, so habe er ja da keine Mängel und Mühen an seinem Leib gehabt und man müßte folgern, daß dieser auch auf Erden nicht gelitten habe. Er ruft: „Wehr', wehr', Luther, wehr', Marcion will dir in Garten“!

Luthers Abendmahlslehre hat er übrigens fort und fort in sehr wesentlichen Punkten ungenau wiedergegeben und in dieser Form als groben Irrthum verdammt. Besonders stellt er den Satz, daß „Christi Leib, leiblich gegessen, die Sünde hinnehme" und „unsern Leib zur Urstände (Auferstehung) erhalte" einfach als Behauptung Luthers hin. Luther hatte doch namentlich auch wieder in seiner jüngsten Schrift sehr bestimmt und nachdrücklich erklärt, wie aller Nutzen des leiblichen Essens dadurch bedingt sei, daß es im Glauben an das göttliche Gnadenwort von der Versöhnung durch Christi Tod geschehe und daß der Gläubige eben auch durch die besondere Gabe des Sakramentes in solchem Glauben sich anregen und stärken lasse; wir vernehmen ferner gerade wieder aus dieser Schrift, wie andererseits die Vergebung keineswegs an diese besondere Gabe gebunden, sondern für den Glauben überall auch ohne sie in jenem Worte zu finden sei.

Von einem tieferen Verständniß des gegnerischen Standpunktes und von einer Gabe, sich in denselben hineinzuversetzen, zeigte die neue Schrift Zwinglis überhaupt so wenig als seine früheren, und, dürfen wir beisetzen, so wenig als die Schriften des weit erregteren Luthers. Es war das die Kehrseite der männlichen Festigkeit, mit welcher Zwingli bei der einmal von ihm angenommenen, selbständig erwogenen Wahrheit verblieb, — die Kehrseite des gewaltigen Feuergeistes, mit welchem Luther alle Fragen und Controversen über die Heilswahrheit sogleich auf letzte, tiefste, göttliche und widergöttliche Prinzipien zurückbezog und da, wo er Sätze der letzteren Art vor sich sah oder zu sehen glaubte, keine Grenzen des Eifers mehr kannte.

Mit seiner Bemühung, andere Theologen, auch von Luthers Seite weg, für seine Ansicht zu gewinnen, fuhr Zwingli emsig fort. So wandte er sich an Osiander in Nürnberg, an Heß in Breslau. Es dünkte ihn nach seinen Briefen ganz unbegreiflich, wie ein echter Christ und Theolog auf jenes „fleischliche Essen" einen Werth legen könne, und er bezeichnet dies wieder als einen Rückfall ins unevangelische Wesen, der aufs Neue zur „größten Gottlosigkeit" führen werde. Von Einigungsversuchen ist auch hier bei ihm nirgends die Rede, sondern statt dessen nur vom sicheren Sieg seiner Sache. „Nicht drei Jahre", sagt er, „werden vergehen, bis Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland auf unsere Seite tritt." — Aus Schlesien erschienen Gesinnungsgenossen in Basel und Zürich. Dort war der Herzog von Liegnitz der neuen Richtung sehr geneigt. — Die wichtigsten Hoffnungen für Zwinglis Sache eröffneten sich bei Philipp von Hessen: man vernahm, daß er sehr mit der Streitfrage sich beschäftige und seine Zweifel gegen Luthers Lehre nicht verhehle.[1]) — Auf einer Disputation, welche in Bern am 6. Januar 1528 zur Bekämpfung der katholischen Lehren eröffnet und auch von süddeutschen evangelischen Theologen besucht

wurde, verwarfen die Vorkämpfer der evangelischen Lehre auch den Satz von der wirklichen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, obgleich der aus Nürnberg anwesende evangelische Prediger Althammer neben den Katholiken für denselben stritt. Die Vertreter der evangelischen Kirchen von Straßburg, Constanz, Lindau, Ulm standen mit den evangelischen Schweizern zusammen, an der Spitze aller Zwingli.

Eine Gegenschrift gegen Luthers Buch „Daß diese Worte u. s. w." gab um die gleiche Zeit mit Zwingli auch Oekolampad heraus.

In Wittenberg langten Exemplare von Zwinglis und Oekolampads Schrift erst nach geraumer Zeit an — nicht vor dem 21. August.

Luther hatte zuvor einen seiner heftigsten Krankheitsanfälle durchgemacht, bei welchem furchtbare psychische Beklemmungen mit der leiblichen Affektion sich verbanden; eine längere schwere Leidenszeit schloß sich daran (Weiteres hievon unten in Kap. 9.). Auch kamen gerade damals über Wittenberg die Schrecken einer Pest, unter welchen die Universität weggverlegt wurde, Luther jedoch bei seiner Gemeinde ausharrte.[1])

Er kam auch, als er jene beiden Schriften erhalten hatte, Anfangs wegen Krankheit noch nicht dazu, sie zu beantworten. Noch längere Zeit blieb es ihm unmöglich, Etwas Zusammenhängendes zu arbeiten und zu schreiben. In der Streitsache aber und im Urtheil über die Gegner machten ihn seine äußern und innern Leiden nicht weicher und milder. Ueber sich selbst sprach er unter den schwersten Anfechtungen, unter denen er seine Freunde um Fürbitte bei dem barmherzigen Gott für sich anrief, doch das getroste Bewußtsein aus, daß er jedenfalls Gottes Wort rein gelehrt und nie aus Ruhmsucht gefälscht habe. Den Sakramentirern und ebenso dem Erasmus wünschte er, daß sie nur eine viertel Stunde lang erfahren könnten, was sein armes Herz leide: denn er sei gewiß, daß sie durch solches Leiden aufrichtig bekehrt würden; jetzt aber seien sie stark und wohlauf und laden auf ihn, den Gott geschlagen habe, Schmerz über Schmerz. Ueber jene Schriften äußerte er, noch ehe er sie gelesen, gegen Freunde: er hoffe, diesen Satan verachten und überwinden zu können; noch Ein Mal wolle er, wenn Gott es verleihe, darauf antworten und dann diese Gegner fahren lassen; denn sie selbst werden doch nur immer ärger; schon durch sein letztes Büchlein habe er genug gegen sie gethan, auch viele Christen aus ihrem Rachen gerissen und in der Wahrheit gestärkt. Nachdem er Zwinglis Buch gelesen, schrieb er an Melanchthon: „Ich glaube sogar, Zwingli verdient heiligen Haß, er, der so nichtswürdig mit dem heiligen Worte Gottes umgeht." Mit Verachtung redete er von der Grammatik und Dialektik desselben. Gegenüber Zwinglis übermüthiger Siegeszuversicht und gegenüber dem Triumph, der ihm in Bern bereitet worden sei, sprach er seinerseits die Gewißheit

aus, daß dieser Ruhm bald ein Ende in Scham und Verderben nehmen werde.[1])

Ein gewisser Hans Mohr in Koburg, der im militärischen Dienste des Kurfürsten stand und, wie dieser an Luther berichtete, für die Lehren Carlstadts und Zwinglis und gegen die verordneten kirchlichen Formen polemisirte, erhielt auf ein Gutachten Luthers hin den Befehl, still zu schweigen und, als er sich nicht fügte, die Entlassung.[2])

Zu gleicher Zeit rührte sich Carlstadt wieder, ließ kund werden, daß er auf seiner alten Ansicht vom Abendmahl feststehe, correspondirte insgeheim mit Gegnern Luthers, besonders den Schlesiern und suchte wieder eine Stätte für sich außerhalb Sachsens, das er endlich noch i. J. 1528 verließ.

Besonders tief berührte der Streit über das Abendmahl auch Melanchthon in seinem Innern. Als er, der wegen der Pest von Luther getrennt mit der Universität in Jena sich aufhielt, im November 1527 mit ihm zu Torgau zusammen kam, besprachen sie auch diese Sache mit einander. Melanchthon disputirte, wie er selbst erzählt, schüchtern darüber. Er freute sich aber, daß Luther so fest von seiner Ansicht überzeugt zu sein erklärte, wollte dann zwar nicht selbst in den öffentlichen Streit sich einlassen, schloß sich jedoch in Briefen an Freunde mit Entschiedenheit an Luthers Gründe an, daß man Christus nicht wie Homer den Zeus an einen bestimmten Ort im Himmel setzen und seine Menschheit und Gottheit nicht auseinander reißen dürfe. So erklärte er sich später, im April 1529, auch in einem freundlichen Briefe gegen Oekolampad; als Hauptgrund, weshalb er noch nicht öffentlich zur Feder darüber gegriffen, gab er diesem die Befürchtung an, man möchte wegen seines Verhältnisses zu Luther seinem Zeugniß als einem parteiischen keine Geltung beilegen.[3])

Während des Winters 1527 auf 28 führte endlich Luther, noch immer leidend, seine beabsichtigte Schrift aus, die, wie er auch während ihrer Abfassung und in ihr selbst wiederholte, seine letzte Widerlegung der Irrlehre sein sollte: „Vom Abendmahl Christi, Bekenntniß Mart. Luther" (sein sogenanntes „Großes Bekenntniß vom Abendmahl"). Sie erschien im März 1528.[4])

Drei Stücke wollte Luther, wie er zum Eingang ankündigt, in diesem Büchlein vornehmen. „Erstlich", sagt er, „will ich die Unsern warnen mit Anzeigung, wie gar nicht dieser Schwärmergeist auf meine Gründe geantwortet habe." Nochmals nimmt er hier die Hauptpunkte durch, um welche der Streit mit Zwingli sich drehte, und sodann die Argumente Oekolampads. Nächst ihnen gedenkt er auch seiner „Nachbarn", nämlich jener Schlesier, — „auf daß sie nicht dächten, ich verachtete ihre Kunst und ihren Geist"; nur in dieser Schrift hat er sie einer speziellen Widerlegung

gewürdigt. Weiter unternimmt er hier eingehender, als er bisher auch im Streit mit den Katholiken es gethan hatte, eine logische Untersuchung der Frage über das Verhältniß, in welchem bei den Einsetzungsworten Subjekt und Prädikat zu einander stehen. Von hier aus hatten die Scholastiker ihren Satz begründet, daß das Brod im Sakrament gar nicht mehr da sein könne, weil der Satz „das ist mein Leib" mit dem Subjekte „das" nicht ein seiner Natur nach ander Ding besagen könne als im Prädikat ausgesagt sei; „die Hochschulen", sagt Luther, „haben sich damit so lange gebläuet in aller Welt, bis sie dahin sich selbst gedrungen haben, daß sie lehren, im Sakrament bleibe kein Brod wesentlich, sondern allein die Gestalt." Luther weist diese logische Einwendung ab, da im Abendmahl Brod und Leib so geeinigt seien, daß Christus eben vermöge dessen aufs Brod deutend habe sagen können, es sei sein Leib. So wahrt er sich gegen die Transsubstantiationslehre nicht minder als gegen die Entleerung des Sakraments, welche er Zwingli vorwirft, und zwar zeigt er in dieser Entgegnung gegen die Scholastiker selbst eine nicht geringe Uebung in scholastisch-logischen Subtilitäten.

In einem zweiten kürzeren Theil seiner Schrift gibt und begründet er seine eigene positive Auslegung der aufs Sakrament bezüglichen Schriftstellen.

„Zum Dritten", sagt er, „will ich bekennen alle Artikel meines Glaubens wider diese und alle andere neue Ketzerei, damit sie nicht dermaleins oder nach meinem Tode rühmen möchten, der Luther hätte es mit ihnen gehalten, wie sie schon in etlichen Stücken gethan haben." Den dritten und letzten Theil des Buches bildet so ein kurz und kräftig gefaßtes Glaubensbekenntniß; es erschien bald auch in besonderem Abdruck und wiederholten Auflagen.

Luthers gegenwärtige Schrift ist nicht bloß dem Umfange nach die größte, welche er im Streit über das Abendmahl herausgab, sondern sie ist offenbar auch mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Die Gegner beurtheilt er darin nicht glimpflicher als früher; aber er enthält sich, so, wie er früher öfters gethan, ihre Gründe kurz mit geringschätzigen Worten oder höhnischen Consequenzen und Vergleichungen wegzuwerfen. Seine positive Ausführung im zweiten Theil zeichnet sich durch ruhiges und feines Eingehen ins Schriftwort vor allen seinen früheren aus.

Mit großem Scharfsinn, den auch kein anders denkender Theolog wird leugnen können, erörtert er namentlich wieder die angeblichen Belegstellen für den Gebrauch von „ist" im Sinne von „bedeutet", um zu zeigen, daß sie nicht leisten, was behauptet werde. Dagegen wird wenigstens Eine Behauptung, mit welcher er einen bildlichen Charakter der Einsetzungsworte bestreitet, auch Anhängern *seines* Standpunktes doch be-

denklich sein. Er erklärt nämlich mit großer Bestimmtheit, daß in den Einsetzungsworten bei Paulus 1 Kor. 11, 24 die Worte „dies ist mein Leib, der für euch gebrochen ist" nicht auf die Tödtung des Leibes am Kreuze hindeuten und das beim Mahl gebrochene Brod zu einem Sinnbild hiefür machen wollen, sondern daß darunter das Brechen oder Austheilen des Leibes im Abendmahl zu verstehen sei. Jenem Wort entspricht das andere von dem Blute, welches „für euch vergossen wird" (Luk. 22, 20); Luther aber war jetzt sehr geneigt, auch hier die klare Beziehung auf den Tod Christi aufzugeben und vielmehr an die Austheilung des Blutes im Abendmahlskelch zu denken.

Das dogmatisch Bedeutendste der Schrift sind ihre neuen Ausführungen über das Einssein von Gott und Mensch in Christi Person, während Luther über den Nutzen, welchen Zwingli dem Fleisch des Gottmenschen absprach, diesmal nur kurz sich äußert, dabei übrigens Zwinglis Darstellung seiner Lehre, als ob nach ihr der Genuß dieses Fleisches für sich nütze und nicht vielmehr ohne Glauben Gift und Tod sei, für öffentliche, unverschämte Lüge erklärt.

Der Gebrauch, welchen jener für die Aussagen über die Person Christi von der Allöosis machte, ist ihm vollends das Uebermaß Zwinglischer Willkür. Er sagt darüber: „wer sich will warnen lassen, der hüte sich vor dem Zwingli und meide seine Bücher als des hölliſchen Satans Gift; denn der Mensch ist ganz verkehrt und hat Christum rein ab verloren; die andern Sakramentirer bleiben doch auf Einem Irrthum: dieser bringt kein Buch herfür, er schütte denn neue Irrthümer aus, je länger je mehr." Er selbst weist sogar fürs Leiden Christi diejenige Scheidung ab, welche Zwingli zwischen den beiden Naturen machte. Zwingli hatte ihm aus seinen Aussagen über jene Einigung der beiden Naturen die Consequenz gezogen, daß man dann kein wahres Leiden des Menschensohnes mehr annehmen könnte. Luther dagegen will vielmehr, daß das Leiden ernstlich als Leiden der ganzen Person genommen und nicht etwa jener Allöosis gemäß gesagt werde, bei Christus habe allein seine menschliche Natur für uns gelitten. „Die Allöosis", sagt er, „richtet zuletzt einen solchen Christum zu, nach dem ich nicht gern wollt' ein Christ sein, nämlich, daß Christus hinfort nicht mehr sei noch thue mit seinem Leiden und Leben denn ein anderer Heiliger"; — „in Wahrheit ist Gottes Sohn für uns gekreuzigt, das ist die Person, die Gott ist." Er setzt freilich sogleich selber hinzu: „denn sie, die Person, ist gekreuzigt nach der Menschheit", und erklärt sich darüber, wiefern doch die Gottheit mitbetheiligt sein sollte, nicht weiter; nur Vergleichungen bringt er bei, wie die, daß man einen Königssohn wund nenne, wenn auch nur sein Bein wund sei oder den Absalon weise, wenn auch nur seine Seele weise sei. Sichtlich bestand

hier zwischen seiner und Zwinglis Anschauung ein sehr bedeutsamer Unterschied; derselbe gelangt jedoch zu keinem klaren lehrhaften Ausdruck.

Ueber Luthers Vorwürfe in Betreff einer schlechten sinnlichen Vorstellung von Gottes Sitz im Himmel war Zwingli, obgleich natürlich auch er von Gottes Allgegenwart genug zu wissen erklärte, nur sehr kurz weggegangen. Ja er hatte dem Hohne Luthers über jenen Gaukelhimmel, über Gottes Chorkappe u. s. w. Nichts entgegengestellt als eine Berufung auf diejenigen sinnlichen Schilderungen, welche wir von Gottes Thron in den Visionen des Jesaias (Kap. 6), des Ezechiel und der Offenbarung Johannis erhalten. Dabei wollte er bleiben. Deshalb, sagt er, bedürfe er Luthers Chor- oder Hundekappe nicht; dieser solle sie heimnehmen und sich selbst anhängen. — Luther dagegen fährt fort, über die Gegner zu spotten, denen nur das der Himmel heiße, auf was man mit Fingern und Augen zeigen könne, — wo Sonne und Mond stehe und wo also Christus erst nicht werde still sitzen können, weil ja diese nicht stehen bleiben. Er selbst erklärt: „Was in Gott ist und vor Gott ist, das ist im Himmel"; so sei allerdings des Menschen Sohn nach Joh. 3, 13 schon im Himmel gewesen, während er noch auf Erden wandelte; so könne derselbe auf Erden leiden, während er schon im Himmel sei. Während aber in diesem Sinne auch den echten Christen (nach Ephes. 1, 3. 2, 5 f., Col. 3, 3) ein Sein im Himmel zukommt, leitet er Christi allgegenwärtiges Sein mit Gott über Allem und in Allem bestimmter davon her, daß dieser mit Gott Eine Person sei. Den Gegnern wirft er wieder vor, daß sie auch dieses Sein nur grob sinnlich sich denken können — in äußerlicher räumlicher Ausdehnung. Nebenher gibt er auf ihren Einwand, daß er Christi Leib zu Etwas Unendlichem mache, die eigenthümliche Entgegnung, daß ja auch die Welt selbst nicht unendlich sei, also aus der Allgegenwart jenes Leibes in ihr nicht die Unendlichkeit desselben folge.

Alle möglichen Einwendungen aber gegen die Gegenwart dieses Leibes an vielen oder allen Orten will er damit abschneiden, daß Gott jedenfalls gar mancherlei Weisen, an einem Orte zu sein, habe und wisse. Schon von den Sophisten d. h. den Scholastikern, seien drei Arten der Gegenwart unterschieden worden. Irdische, sinnliche Dinge seien so gegenwärtig an einem Orte, daß sie den Raum füllen und dieser sie in sich einschließe: so der Leib Christi während seines irdischen Wandels. Ein Ding könne aber auch an einem Orte im Raume sich befinden, ohne selbst räumlich ausgedehnt und eingeschlossen zu sein: so sei der Leib des auferstandenen Jesu durch verschlossene Thüren gegangen, ohne hier einen Raum einzunehmen, und nicht minder könne nun sein Leib auch im Brode des Abendmahles sein. Fürs Dritte komme Gott eine Gegenwart zu, vermöge deren er an allen Orten sei und Himmel und Erde fülle, ohne

doch an einem Ort abgemessen und begriffen zu werden, und auch an dieser göttlichen Weise der Gegenwart habe Christus, der Gottmensch, mit seiner Menschheit Theil. Ja, Gott könne wohl auch noch mehr Weisen haben und wissen, wie Christi Leib irgendwo sein könne; die bisher erwähnten Weisen sollen nur deswegen erwähnt sein, um zu zeigen, was für grobe Köpfe die Schwärmer seien, welche für Christi Leib nur die zuerst genannte räumliche Daseinsweise zugeben wollen. Endlich sagt Luther: selbst, wenn man zugestehe, daß Christi Leib an einem bestimmten Orte sei, etwa im Mittelpunkt aller Kreaturen, so könnte derselbe dennoch auch von hier aus beim Abendmahle sich wahrhaft darstellen und darbieten; er will damit ein Bläslein in Mitten eines Krystalls vergleichen, das dem Beschauer an jedem Orte des Krystalls gegenwärtig werde, — oder die Stimme eines Predigers, die von Einem Orte ausgehend, auf einmal in viel tausend Ohren sei. Luther will doch auch so jenes Zugeständniß nicht machen. Diejenigen Vergleichungen jedoch, welche er für die von ihm selbst behauptete Art der Gegenwart Christi vorbringt, sind großentheils wesentlich gleichartig mit denjenigen, welche er für den Fall jenes Zugeständnisses machen wollte: auch das reale Gegenwärtigwerden des Leibes Christi nämlich vergleicht er mit der Art, wie unser Auge mit seinem Sehen an vielen Orten zugleich sei, oder wie ein Ton durch Lüfte und Wände dringe, oder wie das Eine Bild der Sonne in einem See vor einer jeden einzelnen der an den Ufern befindlichen Personen stehe. Wir sehen: er strebt und ringt, jene wunderbare Gegenwart, die ihm nicht bloß vermöge seines Glaubens an die Einsetzungsworte, sondern auch vermöge seiner ganzen lebendigen und innigen Auffassung der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo ein Gegenstand unerschütterlicher Ueberzeugung ist, auch irgendwie unserer auf irdische Gleichnisse beschränkten Vorstellung nahe zu bringen. Eben diese Gleichnisse aber berechtigen uns doch zu der Frage, ob er denn nun wirklich die von ihm behauptete Sache selbst scharf gefaßt, — ob er namentlich das, was wir den Unterschied zwischen realer und bloß dynamischer Gegenwart nennen, bestimmt und klar zum Gegenstand des Denkens und der Untersuchung für sich gemacht habe. — Auf die Frage, welche Bestimmungen zum Wesen eines Leibes gehören, damit er überhaupt noch in Wahrheit ein Leib heißen könne, kommt er auch in dieser ideenreichen Schrift nicht zu reden.

Doch er schließt diese seine Ausführung mit der Erklärung: er wolle hiemit aufhören; denn den Einfältigen sei genug an Christi einfältigem Worte „das ist mein Leib", weil die Schwärmer Nichts Gewisses, noch Beständiges dawider aufzubringen vermögen. — In den übrigen Schriften, in welchen er nachher und auch schon jetzt neben jenen Streitschriften über das Abendmahl sich ausgesprochen hat, zieht er jene Sätze von Christi All-

gegenwart, mit welchen er hier die Einwendungen der Gegner zu widerlegen suchte, überhaupt nicht bei. Da genügen ihm vielmehr eben die Einsetzungsworte. Das Hauptgewicht legte er ferner beim Genuß des Abendmahles fort und fort, wie schon früher, auf die Verheißung, welche in dem Worte „für euch gegeben" uns ertheilt, auf die Vergebung der Sünden, welche durch dieses Wort zusammen mit der Gabe des gegenwärtigen Leibes Christi uns dargeboten werde und welche der Glaube ergreifen müsse, wenn nicht der Genuß dieses Leibes uns unnütz, ja verderblich werden solle. Kurz sagt sein kleiner Katechismus: „Essen und Trinken thuts freilich nicht, sondern die Worte, so da stehen: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden; — wer denselbigen glaubt, der hat, was sie sagen, nämlich Vergebung der Sünden"; und: „wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit". Daneben bleibt ihm das Abendmahl fortwährend zugleich ein Akt der Gemeinde, welche darin das Gedächtniß ihres Herrn und Heilandes dankend feiert: sie soll dieses aber eben nicht so thun wie nach Zwingli, daß sie aus dem Sakrament ein bloßes Symbol und Zeichen ihres Bekenntnisses mache, sondern so, daß sie Gott und dem Heiland danke gerade beim Genuß jenes Leibes Christi, in welchem sie der Frucht seines Leidens, der Vergebung und Seligkeit gewiß werden soll. Auch den Gesichtspunkt, daß das Sakrament des Abendmahls „die Einigkeit der Christen in einem geistlichen Leibe Christi, durch einerlei Geist, Glauben, Liebe, Kreuz u. s. w. vorbilde und anzeige", läßt er keineswegs fallen: er erkennt ihn gerade in seiner großen Streitschrift gegen Zwingli ausdrücklich wieder an. Er will nur nicht zugeben, daß man dies in die Einsetzungsworte selbst hineintrage und ihnen ihren eigentlichen Sinn, die Beziehung auf den am Kreuz getödteten, verklärten, im Brode gegenwärtigen Leib des Herrn nehme; eben dieses Leibes Genuß soll die Gläubigen auch zu jener Einigkeit des Geistes fördern und antreiben.

Den letzten Theil dieser Schrift gegen Zwingli bildet dann also ein allgemeines Glaubensbekenntniß Luthers, anhebend mit „dem hohen Artikel der göttlichen Majestät", von Vater, Sohn und heiligem Geist, wie derselbe bisher bei der römischen Kirche und den christlichen Kirchen aller Welt im Gegensatz gegen die Arianer und andere alte Ketzer gehalten worden sei, dann fortschreitend zu denjenigen Artikeln, auf welche die großen Kämpfe der Gegenwart sich bezogen. Neben der katholischen Lehre von Sünde und freiem Willen wird hier auch die Auffassung Zwinglis von der Erbsünde, abgleich ohne Nennung seines Namens, wieder gerügt. Im Uebrigen ist es besonders das katholische Dogma und Kirchenthum, gegen welches das Bekenntniß seine Spitzen richtet. Bei seinem Kampfe für die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl bleibt ihm andererseits die

katholische Messe ein Gräuel über alle Gräuel. Indem er erklärt, daß er es mit den Bilderstürmern nicht halte, vielmehr Bilder aus der Schrift „fast nützlich" finde, will er doch den Gebrauch oder Nichtgebrauch derselben ganz freigeben und verwirft nicht bloß, wie sich von selbst versteht, das Anbeten der Bilder, sondern auch das Anrufen der Heiligen. In der „heiligen christlichen Kirche" sieht er auch jetzt, während die Schwärmgeister gegenüber der ihm vorgeworfenen Tyrannei an die Gemeinden sich wenden wollten, Nichts Anderes als die Gemeinde oder Versammlung aller Christen in aller Welt unter dem Einen Haupte Christus, welche in den Bischöfen oder Pfarrern nicht Häupter, noch Herren, sondern Diener, Freunde, Pfleger, Aufseher haben solle. — „Das", sagt er zum Schluß, „ist mein Glaube; — — deß bitte ich alle fromme Herzen wollten mir Zeugen sein und für mich bitten, daß ich in solchem Glauben fest möge bestehen und mein Ende beschließen; denn (da Gott für sei) ob ich aus Anfechtung und Todesnöthen Etwas Anderes würde sagen, so soll es doch Nichts sein und will hiemit öffentlich bekannt haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sei. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus."

Hiemit wollte er, wie gesagt, seinerseits den Streitschriften ein Ende gemacht haben: denn es zieme sich ihm nicht, mit seiner Gegner tölpischen Antworten und Narrenwerk länger umzugehen und darüber die heilige Schrift liegen zu lassen.

Zwingli und Oekolampad verfaßten sogleich wieder Entgegnungen gegen sein letztes Buch und gaben sie zusammen heraus mit einer von Zwingli geschriebenen Dedikation an den Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen. Der Streit wird sachlich nicht mehr weiter gefördert, die Entzweiung und gegenseitige Verbitterung der Geister und Gemüther thut sich nur immer neu und immer schroffer kund. Gründe und Gegengründe bleiben dieselben. Den kühnen Ideen Luthers von der unsinnlichen Existenzweise des Leibes Christi und von dem Sein in Gott als einem Sein im Himmel steht bei Zwingli, während er jene mit nüchternem, verständigem Denken geschickt angreift, fort und fort eine Vorstellung jenes Leibes entgegen, wonach auch das verklärte, himmlische Leben desselben ganz die Beschränktheit irdischer, materieller Leiber behält, und über die Räumlichkeit des Himmels überhaupt läßt er es auch jetzt an Erklärungen seinerseits fehlen. Die Form der Polemik anbelangend, bemerkt er jetzt auch den Fürsten, wie früher dem Luther, daß er nicht wie dieser schmähen und lästern wolle, aber scharf strafende Reden und „freudige Schimpfworte" d. h. Spottreden und Witze, sich frei vorbehalte. Er bringt diese im reichsten Maße an. Als Probe derselben mag hier der Witz stehen, welchen er über die oben wiedergegebenen Schlußworte in Luthers Buch

macht: „Das ist das Holdseligste, daß Luther seinen Glauben beschließt gleichwie jener Pfarrer, der, nachdem er die Schäflein übel beschalten, endet er also: sehet zu, so ihr euch nicht ändert und ich auch, so werden wir mit einander des Teufels; dazu helfe euch und mir Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist." — Auch die gemeinsam christlichen Sätze, zu denen Luthers Buch im dritten Theil sich bekennt, und die gemeinsam evangelischen, welche es kräftig gegen die Papisten vertritt, wurden für Zwingli kein Anlaß, eine Annäherung an ihn zu versuchen. Die Verbitterung, welche ja freilich eine gegenseitige war, ließ ihn auch bei den letzteren nur auf Punkte und Ausdrücke sehen, an welche er Vorwürfe knüpfen konnte. Und bei den Sätzen der ersteren Art verdächtigt er ihn gar wegen seiner Anführung der römischen Kirche als einer Bekennerin der Trinitätslehre neben den „Kirchen aller Welt"; denn wer selbst wahren Glauben habe, könne ihr gar keinen mehr zugestehen; er gibt den „frommen Fürsten und allen Gläubigen" zu beachten, nach was es bei Luther „hier schmecke". — Er äußert nach dem Allem schließlich doch eine fromme Hoffnung, mit seinem Gegner, was der wahre Gott verleihen möge, noch „in allen Stücken eins zu werden": aber er meint dies, wie er sehr bestimmt ausspricht, nur für den Fall, daß Luther die eigene Irrthumsfähigkeit bedenke, der Wahrheit Recht gebe, sich nicht vom Teufel mit Hochmuth verführen lasse, die ihm von Gott geschenkten Kräfte nicht für seine eigene Ehre gebrauche. Seinerseits erklärt er unbedingt: „es steht auf unserer Seite der Glaube, die Schrift, der Brauch der ältesten Christen", — ja, wie er jedenfalls sehr dreist beisetzt, auch „der Verstand der ältesten Lehrer".

Dies blieb der Stand des Streites, dies die Aussicht auf Einigung nach beiden Seiten hin. Luther aber ließ jetzt dem Zwingli das letzte Wort, getreu dem Vorsatz, welchen er in seinem „Bekenntniß vom Abendmahl" ausgesprochen. Seinen Gegnern wünschte er hier nochmals, daß Gott sie bekehren und ihren Sinn von den Stricken des leidigen Satans erlösen möge, erklärte aber, selbst Nichts weiter an ihnen thun zu können. Für die echten Christen glaubte er in seinen bisherigen Schriften über diese Sache genug gethan zu haben. Sein ferneres Schweigen bewies jedenfalls, daß er, wo höhere Interessen keine weitere öffentliche Polemik mehr von ihm zu fordern schienen, sich dazu auch durch keine persönliche Geneigtheit oder Streitsucht mehr bestimmen ließ. Aehnlich hat er auch gegen Emser, Eck, Erasmus und Andere einfach geschwiegen, nachdem er einmal das Seinige gesagt zu haben glaubte. Ja, so sehr wollte er jene Gegner, wie er sich ausdrückt, jetzt „fahren lassen", daß er auch in den Briefen an Freunde, die wir aus der nächsten Zeit von ihm haben, kaum mehr nach ihnen fragt oder über sie sich äußert.

Sechstes Kapitel.

Die Reformation und das Reich vom Speierer Reichstag 1526 bis zu dem des Jahres 1529.

Für die Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland mit Bezug auf den Gegensatz zwischen der lutherischen Reformation und dem römischen Kirchenthum blieben die Beschlüsse des Speierschen Reichstags vom Jahre 1526 für die nächsten Jahre maßgebend.

Wir haben gesehen, wie auf Grund derselben in den beiden evangelischen Hauptländern, Kursachsen und Hessen, die neuen kirchlichen Ordnungen aufgerichtet wurden und Luther selbst dazu thätig war: Luthers Mitarbeit am sächsischen Visitationsbuch fällt in dieselbe Zeit mit der Abfassung und Herausgabe seiner letzten Schrift gegen Zwingli; eine weitere schriftstellerische Polemik gegen die Schwärmer mochte er dann um so leichter sich aus dem Sinn schlagen, da er jetzt zu seinen anderen Arbeiten hin als Visitator vollauf zu thun bekam.

Dagegen schlossen sich die bisherigen Vorkämpfer des alten Glaubens unter den Reichsständen wenigstens in ihren eigenen Gebieten um so fester gegen den von Wittenberg ausgehenden Sauerteig ab und suchten ihn, soweit er auch bei ihnen schon eingedrungen war oder neu eindrang, mit aller Sorgfalt und Energie auszutilgen.

Zu der Reihe der evangelischen Märtyrer, die mit jenen zwei, von Luther besungenen Brüsseler Augustinermönchen begonnen hatte, kam i. J. 1527 der aus Baiern gebürtige Geistliche Leonhard Käser, gewöhnlich Kaiser genannt. Er stand, was die geschichtliche Bedeutung seiner Person betrifft, jenen beiden und vollends dem Heinrich von Zütphen bei weitem nach. Seine persönliche Beziehung zu Luther aber trug dazu bei, daß auch seine Zeugentreue ähnlich wie die seiner Vorgänger der Gegenwart und Nachwelt laut und wirksam verkündigt wurde. Schon früher war er einige Zeit wegen Ketzerei gefangen gewesen, jedoch nach Sachsen entkommen, wo er im Januar 1525 bei Luther eintraf. Zwei Jahre nachher wagte er einen Besuch in seiner Heimath auf dem Gebiete des Fürstbischofs von Passau, eines Bruders des Herzogs Wilhelm von Baiern, weil sein Vater dort am Sterben lag. Hier wurde er verhaftet und erduldete langen Kerker, während dessen der Bischof vergebens an seiner Bekehrung arbeitete. Luther schickte ihm ein Trostschreiben v. 20. Mai; verschiedene hohe Herrn, auch Kurfürst Johann, verwandten sich für ihn beim Bischof und bei Herzog Wilhelm. Der Bischof aber übergab ihn als

verurtheilten Ketzer dem Gerichte des Herzogs und dieser ließ ihn am 16. August 1527 in der Stadt Schärding hinrichten; mit festem christlichem Muth bestand er den Feuertod. Luther erhielt durch Michael Stiefel, ihren gemeinsamen Freund, eine „Historie" dieses Bekenners und ließ sie mit einer Zuschrift an „alle lieben Christenmenschen" und einem Schlußwort im Druck erscheinen. Er, der damals mit den oben erwähnten leiblichen und noch mehr psychischen Leiden schwer zu kämpfen hatte, schrieb über Kaiser: „Ich Unglücklicher, wie wenig komme ich unserem Leonhard gleich, ich, der ich mit vielen Worten predige, diesem mächtigen Thäter des Wortes! wer wird mich einmal dessen würdig machen, daß ich, nicht mit doppelt so großem Geist, sondern nur mit der Hälfte seines Geistes den Satan überwinde und aus diesem Leben scheide? . . Er heißt billig nicht ein König bloß, sondern ein Kaiser, weil er denjenigen besiegt hat, dessen Macht keine andere auf Erden gleich kommt, — er nicht bloß ein Priester, sondern ein oberster Priester und wahrer Papst, der also seinen Leib Gott zum Opfer gebracht hat, — er ein rechter Leonhard, das ist Löwenhart." Außer ihm wurde in Baiern noch eine beträchtliche Anzahl Männer theils verbrannt, theils ersäuft. [1])

In Oestreich waren schon an verschiedenen Orten, unter dem Schutz von Adeligen, evangelische Prediger. Sie mußten jetzt abziehen und wegfliehen: so jener Stiefel, den sein Patron, Herr Jörger von Tolleth, und namentlich auch dessen Gattin sehr hochgeschätzt hatten und der dann Pfarrer in Lochau wurde, — so Konrad Cordatus, der gleichfalls in Sachsen Anstellung erhielt und in Luthers näheren Freundeskreis eintrat. Man suchte in den östreichischen Ländern durch Kirchenvisitationen die Ketzerei aufzuspüren und zu vernichten. Sogar Karls V. Schwester Maria aber, die Witwe des bei Mohacz gefallenen Königs Ludwig, las Luthers Schriften und zeigte Neigung zur neuen Lehre und Theilnahme für jene Prediger. Luther schrieb für sie nach dem Tod ihres Gatten 1526 eine Auslegung von „vier tröstlichen Psalmen" (Ps. 37. 62. 94. 109), natürlich zum großen Aerger der katholischen Theologen, unter welchen Emser darüber in einer Schrift äußerte: Luther habe jene Psalmen aus dem Kropf, den er wider die christliche Kirche und geistliche und weltliche Obrigkeit gefaßt habe, mit eitel ketzerischen und falschen Glossen vermengt und wolle dadurch seine Ketzerei bei dem baldglaubenden weiblichen Geschlecht verbreiten. Marias Bruder Ferdinand machte ihr am Charfreitag des nächsten Jahres Vorwürfe über ihre Neigungen. [2])

Auch der bisher stets sehr vorsichtige Erzbischof Albrecht von Mainz konnte sich jetzt einer Maßregel gegen die neue Lehre nicht enthalten, indem in seiner eigenen Stadt Halle der Prediger Winkler sie vortrug, ja das Abendmahl unter beiden Gestalten auszutheilen anfing.

Dieser wurde 1527 in seinem Namen nach Aschaffenburg citirt, um sich dort vor dem geistlichen Gericht zu verantworten. Man ließ ihn wieder heimwärts ziehen, unterwegs aber wurde er am 23. April in einem Wald meuchlerisch überfallen und umgebracht. Der Verdacht der That fiel auf Albrecht. Luther wollte darüber schreiben. Dr. Rühel bat ihn, den Erzbischof doch nicht persönlich anzugreifen. Er erwiederte: „Wie kann ein menschlich Herz entweder die Pfaffen oder den Bischof rein achten, weil sie stille dazu schweigen? Nun, ich will thun, wie ich aufs Säuberlichste kann, so ferne, daß ich nicht mit Heucheln mich in die Schuld flechte." Er gab dann (zu Ende Septembers oder Anfang Octobers) eine „Tröstung an die Christen zu Halle über ihres Predigers Tod" heraus. Hier wollte er dem vergossenen unschuldigen Blute helfen gen Himmel schreien, daß Gott, der gerechte Richter, solch Geschrei erhöre, wie er das Blut Abels erhört habe, und Recht und Rache schaffe über den Mörder und Verführer, den alten Feind, der solches angerichtet, und jenes Blut zu einem göttlichen Samen werden lasse, der hundertfältig Frucht bringe. Was aber die Menschenhände betrifft, welche den Mord vollbracht, so will auch er des Erzbischofs Unschuld wünschen und ihn für unschuldig gelten lassen. Viel mehr sind ihm deß die Mainzer Domherrn verdächtig, die ja vor Kurzem geneigt gewesen seien, ein Blutbad für ganz Deutschland anzustiften, — wiewohl er auch sie nicht für gewiß beschuldigen wolle. Tröstlich dagegen ist ihm, daß Winkler ermordet sei im Gehorsam gegen seine Obrigkeit, deren Ruf er trotz der drohenden Gefahren gefolgt, und um des Evangeliums willen und allermeist wegen seines Zeugnisses für die rechte Feier des Abendmahls. Zur Rechtfertigung dieser Ausspendung des Abendmahls unter beiden Gestalten fügte Luther seiner Schrift noch einen besonderen Abschnitt bei. Ferner schrieb er im April des folgenden Jahres, 1528, noch ein weitere kurze Ermahnung an die Evangelischen in Halle, daß sie sich auch durch das ausdrückliche Verbot ihres „Tyrannen" nicht sollten einschüchtern lassen; er wies sie hin auf das schreckliche Beispiel eines Dr. Krause in Halle, der sich am Allerheiligentag 1527 den Hals abgeschnitten hatte aus Verzweiflung, wie es hieß, darüber, daß er Christum mit Bezug auf jene rechte Feier des Sakraments verleugnet habe. — An Winklers Ermordung war übrigens Albrecht ohne Zweifel nicht, wenigstens nicht direkt, schuldig. Seine Absicht war auch jetzt noch, bei allem Widerwillen gegen die Neuerungen doch einem völligen Bruch zwischen sich und den Männern Wittenbergs auszuweichen. In der Zwischenzeit zwischen Winklers Tod und Luthers Schrift konnte ihn sogar Melanchthon noch in einer öffentlichen Ansprache bitten, daß er, der erste Kirchenfürst Deutschlands, sein Amt zur Vermittlung und Herstellung des Friedens, besonders mit Hilfe von Synoden, gebrauchen möge. [1])

Gewonnen wurden jetzt für die Reformation die fränkisch-brandenburgischen Lande. Die hier gemeinsam regierenden Markgrafen Casimir und Georg hatten schon seit Herbst 1524 mit ihren Landständen über die kirchliche Frage verhandelt und ein Gutachten von altgläubigen und von evangelisch gesinnten Theologen entwerfen lassen, über welches letztere durch Kurfürst Johann auch ein Urtheil der Wittenberger eingeholt wurde. Die Entscheidung war durch Casimir hingezogen worden. Als aber dieser 1527 starb und der bisher auf seinen schlesischen Besitzungen residirende Georg alleiniger Regent wurde, führte dieser die Reformation durch und steht fortan überhaupt in erster Reihe unter den für sie wirkenden und mit Luther befreundeten Fürsten. Als erster Rath und Beamter diente ihm hiebei jener Freiherr Hans von Schwarzenberg, den wir früher als Mitglied des Nürnberger Reichsregimentes kennen gelernt haben und der schon 1522 mit Fragen an Luther sich wandte. Luther schickte auf Georgs Ansuchen Prediger und ein Gutachten. Ueber die neuen Ordnungen faßte Georg gemeinsame Beschlüsse mit der Stadt Nürnberg. Beide veranstalteten gemeinschaftlich eine Kirchenvisitation nach dem Vorbild der kursächsischen.[1])

Um so fester schien Kurbrandenburg gegen die Neuerungen abgeschlossen zu bleiben. Kurfürst Joachim war in dieser Beziehung mit seinen Landständen Eines Sinnes. Aber seine eigene Gemahlin Elisabeth, Nichte des sächsischen Kurfürsten und Schwester des vertriebenen Dänenkönigs Christian, ging den entgegengesetzten Weg. Sie gab sich völlig der evangelischen Lehre hin. Ihr Gemahl erfuhr 1528, daß sie sogar das Abendmahl unter beiden Gestalten heimlich im Berliner Schloß empfangen habe. Heftig zürnend ließ er sie deshalb in einem Zimmer einsperren. Nach einigen Tagen aber gelang es ihr mit Hilfe ihres Bruders Christian zu ihrem Oheim nach Torgau zu entfliehen. Es hieß gar, ihr Gemahl habe beschlossen gehabt, sie einzumauern. Sie wohnte nachher in einem Schloß bei Wittenberg und befreundete sich auch persönlich mit Luther; er nennt sie später seine Frau Gevatterin. Ihr Leibarzt Matthäus Ratzeberger, der bei ihrem Uebertritt zum Lutherthum ihr Vertrauter gewesen war, mußte gleichfalls Berlin verlassen und ging nach Wittenberg, wurde dann auf Luthers Empfehlung gräflich mansfeldischer und später kurfürstlich sächsischer Leibarzt, zeichnete sich aber neben seiner ärztlichen Kunst immer durch Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten und warmen Eifer für Luthers Sache und Person aus; seinem persönlichen Verhältniß zu diesem verdanken wir mancherlei interessante Aufzeichnungen aus dem Leben des Reformators. — Den Kurfürsten Joachim selbst wagte Luther trotz des Widerwillens, den Jener unter solchen Umständen gegen ihn hegen mußte, bald nachher doch mit den dringendsten, fortge-

setzten Vorstellungen zu Gunsten eines seiner Unterthanen, eines gewissen Wolf Hornung, anzugehen, der nach eigenem Vorgeben und nach Luthers Ueberzeugung in einer persönlichen Angelegenheit und einem Ehehandel schweres Unrecht und den Verlust von Weib, Gütern und Heimath erlitten hatte; die kirchlichen Fragen kamen jedoch dabei nicht ins Spiel.[1])

Die wichtigsten weiteren Fortschritte machte die Reformation jetzt in der Bürgerschaft bedeutender norddeutscher Städte. Das wichtigste Werkzeug für sie wurde hier Luthers vertrauter Freund Bugenhagen.

Rath und Bürgerschaft der Stadt Braunschweig baten 1528, nachdem sie für die lautere Predigt des Wortes sich erklärt hatten, daß ihnen Bugenhagen als Pfarrer abgetreten werden möge. Als dieser in Wittenberg festgehalten wurde, erreichten sie wenigstens so viel, daß er einen längeren Urlaub erhielt, um ihre kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, und diesem Beispiel folgten dann auch andere Städte. Bugenhagen zeigte überall großes Geschick, aufs Volk zu wirken, zwiespältige Geister und Interessen zu vereinigen, aus den alten kirchlichen Rechtsverhältnissen in die neuen hinüberzuleiten. In seinen theologischen Ansichten und kirchlichen Grundsätzen schloß er sich immer an Luther an. In einer nach diesen sich bestimmenden pastoralen und organisatorischen Wirksamkeit lag die eigenthümliche Gabe, die er vor Luther und Melanchthon voraus hatte.

Am 12. Mai reiste er nach Braunschweig ab. Luther selbst übernahm, damit Jener dort „Christo in seinem Evangelium dienen" könne, für ihn die Verwaltung des Wittenberger Stadtpfarramtes. Schon zwei Monate nachher baten auch die Hamburger, ihnen Bugenhagen zuzuschicken. Zur selben Zeit vernahm Luther, daß Goslar das Evangelium annehme und daß Gleiches von Lübeck zu hoffen sei. Die Braunschweiger, bei welchen Bugenhagen den Sommer über verweilte, baten den Kurfürsten, ihn noch ein Jahr ihnen zu überlassen. Dies wurde ihnen abgeschlagen nach Luthers Wunsch, welcher geltend machte, daß Braunschweig jetzt schon genügend versorgt und daß an Wittenberg gegenwärtig mehr als an drei Braunschweig gelegen sei. Dagegen wurde dem Bugenhagen zu Gunsten von Hamburg, wohin er im Oktober überging, sein Urlaub ausgedehnt, und Luther wirkte auf einen Bericht Bugenhagens und eine Bitte des Hamburger Magistrates hin eine weitere Verlängerung desselben beim Kurfürsten aus; der Arbeiten, die ihm selbst hiedurch zuwuchsen, gedachte er dabei nicht. Als jedoch im folgenden Frühjahr die Hamburger Jenen noch länger, ja gar für immer festhalten wollten, erklärte Luther, dies sei ein schlechter Dank für die ihnen erwiesene Liebe und Bugenhagen sei in Sachsen nicht ferner zu entbehren; nahm doch hier jetzt auch die Kirchenvisitation alle Kräfte in Anspruch. So kehrte Bugenhagen nach kurfürstlichem Befehl im Sommer 1529 zurück.

Um dieselbe Zeit mit Braunschweig nahm auch die Stadt Göttingen eine evangelische Kirchenordnung an. Luther sah sie auf die Bitte der dortigen Geistlichen durch und gab sie in den Druck, warnte jedoch jene vor der Meinung, als ob es schon genüge, gute Ordnungen, Rechte und Gesetze zu haben; das bloße Gesetz richte Zorn an, wenns gleich göttlich Recht enthielte (Röm. 4, 15); es gehöre dazu, daß Gott das Gedeihen gebe mit der lebendigen Gotteskraft des Evangeliums. — Das Kirchenwesen von Goslar ordnete Luthers Freund Amsdorf, der im Jahr 1529 von Magdeburg aus auf einen Monat dorthin ging. — In Lübeck kämpfte damals noch der am Alten hängende Rath mit der Bürgerschaft, deren größter Theil die Reformation forderte, mußte jedoch zunächst wenigstens so weit nachgeben, daß er die von ihm vertriebenen evangelischen Prediger zurückrief und gewähren ließ. Luther sprach diesen im Januar 1530 seine Freude über ihre Erfolge aus, indem er sie zugleich ermahnte, mit ebensoviel Demuth und Gottesfurcht als festem Muth in ihrer Thätigkeit fortzufahren und namentlich die Umgestaltung des äußeren Gottesdienstes nicht vorzunehmen, ehe mit der Predigt von der wahren Gottesgerechtigkeit und dem rechtfertigenden Glauben der Grund gelegt und die Gemeindeglieder hiedurch zur Einsicht in die Meßgräuel u. s. w. gebracht seien.[1])

Derjenige unter Luthers Gegnern, mit welchem dieser die nächsten und heftigsten Berührungen hatte, blieb immer Herzog Georg von Sachsen.

Im Januar und Februar 1528 hatte Jener die der Reformation ergebenen Herrn von Einsiedel, welche mit ihren Besitzungen theils unter kurfürstlich, theils unter herzoglich sächsischer Lehnshoheit standen, wegen der Verfügungen Georgs gegen sie zu berathen. Dieser forderte von ihnen nicht bloß, daß sie innerhalb seines Fürstenthums nur „christliche Priester" anstatt ketzerischer Prediger anstellen, sondern auch, daß sie persönlich der Kirche sich unterwerfen und sich Absolution von ihrem Bischof erbitten, andernfalls aber ihre Güter verkaufen und sein Land räumen sollten. Luther erklärte sich in einer Reihe von Gutachten dahin: sie sollen in Betreff der Prediger nicht selbst das Geforderte thun, sondern die Execution ihrem Tyrannen, so weit seine Obrigkeit reiche, überlassen und ihren dortigen evangelisch gesinnten Unterthanen sagen, daß ein Jeglicher für sich glauben und thun, stehen oder fliehen müsse, wie ers zu verantworten wisse. Für ihre eigene Person sollen sie auf ihr Gewissen sich berufen und darauf, daß der Glaube frei und ungezwungen sein müsse, ferner an das öffentliche Recht und kaiserliche Urtheil appelliren, wo dann die Sache wohl in die Länge sich hinausziehen werde, im Uebrigen Gott vertrauen, der wohl ein Mittel in ihrem Handel schicken könne; auf keinen Fall dürfen sie ihrer Güter wegen Gottes Wort verleugnen.[2])

Ein freundliches Intereſſe, welches Georgs eigener Bruder Hein für Luther gezeigt, und eine entſchiedene Theilnahme für das neu ver dete Evangelium, welche deſſen Gattin Katharine gleich nach Frieb des Weiſen Tod dem Kurprinzen Johann Friedrich in einem ermunter Brief ausgeſprochen hatte, durfte dem erbitterten Georg gegenüber kund werden.[1])

Im Jahr 1528 hatte Luther die Freude und Georg den gr Schmerz, daß die Herzogin Urſula von Münſterberg, eine N von Georgs Mutter, aus einem Kloſter zu Freiburg, wo ſie vor m als zwölf Jahren auf Veranlaſſung ihrer Tante Nonne geworden mit zwei andern Nonnen entfloh und in Wittenberg Luthers Gaſt w mit welchem ſie ſchon vorher Verbindungen unterhalten und der, wie jetzt zeigte, im Kloſter und in der Stadt überhaupt großen Anhang h Sie ließ eine Rechtfertigungsſchrift erſcheinen, welche ſie ihren„ freundl lieben Herrn und Oheimen", den Herzogen Georg und Heinrich wid und welche Luther mit einem Nachwort herausgab. Bei einer Unterſuch die hierauf unter Theilnahme eines herzoglichen Raths im Kloſter genommen wurde, fiel auch eine Ausſage gegen Herzogin Katharina, ſie ſich in Freiburg lutheriſche Bücher habe binden laſſen. Trotz b Viſitation blieben dann doch noch ketzeriſche Elemente im Kloſter: im ſten Jahr kamen abermals drei Nonnen von dort flüchtig nach Witten — Georgs Stimmung wurde durch ſolche Erfahrungen natürlich nur mehr gegen Luther gereizt.[2])

Seinem Vetter, dem Kurfürſten Johann, ſtellte er ſich, nachdem e nicht zu bekehren vermocht hatte, grollend und drohend gegenüber.

Luther drückte ſeine Stimmung gegen Georg aus Anlaß jenes fiedelſchen Handels in dem Ausruf aus: „Lieber Gott, will denn der Kopf nicht einmal aufhören! Iſt er zu bekehren, mein Herr Jeſu Ch ſo bekehre ihn doch; wo nicht, ſo wehre ihm doch bald." Einſtweilen er alles Böſen von ihm gewärtig.

Nun kam eben zu der Zeit, wo Georg ſo gegen die Herrn Einſiedel vorging, gar die Nachricht von einem großen Bündniß zur terdrückung des Evangeliums aus, an welchem beſonders er betheiligt ſollte. Dem Landgrafen Philipp nämlich, der gefährliche Verabredu zwiſchen des Kaiſers Bruder Ferdinand und mehreren andern katholi Reichsfürſten argwöhnte, wies im Februar 1528 der herzoglich ſäch Kanzleibeamte Otto von Pack gegen eine hohe Geldſumme einen trag vor, wonach ſein Herr mit Ferdinand, den Baierherzogen, den fürſten von Brandenburg und Mainz und den Biſchöfen von Salzb Würzburg und Bamberg ſich verbunden hatte, um den ſächſiſchen fürſten und den Landgrafen, wenn ſie Luther nicht preisgeben, aus i

Ländern zu vertreiben. Philipp, an der Echtheit der Urkunde nicht zweifelnd, rief sogleich auch den Kurfürsten Johann zu rechtzeitigem Schutz und Widerstand auf. Beide sammelten so rasch als möglich Truppen. Sie wollten durch einen schnellen Angriff ihrerseits den sonst überlegenen Gegnern zuvorkommen. Der längst zu befürchtende blutige Kampf unter den Reichsfürsten schien mit Einem Schlage loszubrechen. Doch wollte Johann, um in seinem Gewissen sicher zu sein, auch noch seine Theologen hören.

Da zweifelte denn auch Luther keinen Augenblick an den heimtückischen und gefährlichen Anschlägen jener Gegner. Seine Meinung aber über das Losschlagen des bedrohten Theiles gab er mit Melanchthon aufs Entschiedenste dahin ab: die evangelischen Fürsten sollen wohl Vorbereitungen treffen und gleichgesinnte Fürsten und Städte anregen, da sie ihre Unterthanen zu schützen verpflichtet seien und Gott durch sie als Werkzeuge seiner Weisheit und Gewalt wirken wolle; allein sie müssen den Angriff abwarten, vorher Frieden suchen, den Kaiser anrufen, daß er den Mordfürsten Einhalt thue, und diese selbst ersuchen, von ihrem rechtswidrigen Vorhaben abzustehen; sie sollen nicht einmal ihre Heeresrüstung schon zusammenziehen, weil solch Volk sich nicht leicht halten lasse; auch sollen sie von einem Anspruch auf Ersatz der Kosten ihrer Rüstung absehen, damit es nicht scheine, als suchten sie Krieg oder Zank. Selig, sagt Luther, seien die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; wer aber das Schwert nehme, solle durchs Schwert umkommen. Er fürchtete, der Satan möchte jetzt versuchen, aus den Evangelischen neue und ärgere Münzer zu machen.

Kurfürst Johann ließ sich wirklich durch Philipp nicht weiter treiben, sondern setzte durch, daß dieser den Vertragsentwurf veröffentlichte und den Gegnern vorhielt, worauf Herzog Georg denselben sogleich für groben Betrug erklärte. Und in der That kann hieran nicht gezweifelt werden; Pack selbst wagte nicht mehr auf seiner Behauptung, daß er das Original gesehen habe, zu bestehen, und war ein Mensch, der auch sonst durch Fälschungen sich Geld zu verschaffen suchte; auch Philipp gab später zu, daß er sich habe betrügen lassen. Dagegen wollte Luther, während er fortwährend auf friedliche Beilegung der Sache drang, doch von dem schlimmsten Verdacht namentlich gegen Georg nicht lassen. Er äußerte z. B. in einem Brief an Link in Nürnberg vom 14. Juni: in der von Georg veröffentlichten frostigen Entschuldigung sehe er vielmehr ein Geständniß; er wisse, daß trotz allen Leugnens jenes ungeheuerliche Bündniß doch keine bloße Chimäre sei; auch sei weltbekannt, daß jene Fürsten mit ihrer Gesinnung, Edikten und Thaten längst dergleichen Versuche gegen das Evangelium gemacht haben und noch machen; Gott möge jenen größten der Narren zu Schanden machen, der wie Moab mehr wage, als er vermöge. Auch viele

Andere übrigens und auch adelige Herrn im Herzogthum Sachsen, von denen Luther es vernahm, bestanden darauf, daß es mit dem Bündniß seine Richtigkeit habe. Noch in den folgenden Jahren betrachtete Luther den Pack wie einen unschuldig Verfolgten.

Indem Johann und auch Philipp ihre Beschuldigungen gegen die angeblichen Verbündeten fallen ließen, König Ferdinand als kaiserlicher Statthalter ein Mandat zum Frieden erließ und die Kurfürsten von Trier und Pfalz vermittelnd eintraten, wurde der Handel noch gütlich beigelegt, obgleich Philipp bereits ins Würzburgische Gebiet eingebrochen war und die Bischöfe zu Geldzahlungen nöthigte. Für die Evangelischen aber hatte das unbedachtsame und leidenschaftliche Zufahren Philipps die schlimme Folge, daß sie jetzt als Störer des Friedens und öffentlichen Rechtes dastanden; Melanchthon wurde, wie er sagt, fast verzehrt von Sorge darüber, welch ein Aergerniß jetzt der besten Sache anhafte. [1])

Für Luther ferner erwuchs aus jenem Schreiben an Link ein neuer ärgerlicher persönlicher Hader mit Herzog Georg. Link gab nämlich dasselbe unvorsichtig in fremde Hände, ja machte sogar von der Kanzel seinen Zuhörern Mittheilungen daraus. Am 27. Oktober gelangte eine Abschrift auch an Georg durch einen Agenten, den er in Nürnberg hatte, und sogleich forderte er von Luther eine Erklärung, ob er das Schreiben als seiniges anerkenne. Luther verbat sich eine solche Anfrage von ihm, von dem er bisher schon so Vieles sich habe gefallen lassen und der ja bei Anderen über jenen Brief sich werde erkundigen können; er verweigerte auch die Antwort, als Georg seine Anfrage durch den Kurfürsten an ihn stellen ließ. Der Herzog ließ deshalb eine heftige Schrift gegen ihn drucken, die am Neujahr 1529 in einer Masse von Exemplaren auf den Büchermarkt kommen sollte und schon vorher an einzelne Fürsten und andere wichtige Personen von ihm versandt wurde. Schon vorher aber gelangte ein Exemplar auch heimlich in Luthers Hände, so daß dieser gleichfalls auf Neujahr bereits eine Entgegnung herausgeben konnte, — seine kleine Schrift „Von heimlichen und gestohlenen Briefen, samt einem Psalm (Ps. 7) ausgelegt wider Herzog Georg zu Sachsen". Er legt darin, wie der Titel anzeigt, den Hauptnachdruck darauf, daß es unrecht und schmachvoll sei, von einem „gestohlenen" Privatschreiben solchen Gebrauch zu machen, und meint, dergleichen private Aeußerungen dürften gar nicht Gegenstand öffentlicher Anklage werden, erbietet sich indessen, freiwillig einem Gerichte sich zu stellen, das nach Anordnung seines Herrn, des Kurfürsten, aus Männern verschiedener deutscher Länder zusammengesetzt werden möge. Zugleich beruhigte er in einem Brief seinen Landesherrn über das „närrische und wüthige Büchlein", mit welchem Georg auch den Kurfürsten wegen des ihm, einem so verzweifelten Buben, ge-

währten Schutzes vor aller Welt zu Schanden machen wolle, und über das Toben, in welches derselbe erst vollends auf die von ihm ausgehende Antwort gerathen werde; Johann möge nur getrost und frisch ein gerichtliches Verfahren gegen ihn anbieten; er wolle lieber, wie auch billig und recht sei, seinen Hals daran setzen, als daß sein Fürst seinetwegen ein Haar breit Gefahr leiden sollte; Christus in ihm werde dem unruhigen Teufel wohl Mannes genug sein. Georg ließ auf Luthers Gegenschrift ungesäumt wieder eine Entgegnung drucken: einen „kurzen Bericht — auf etliche neue, rasende Lügen, die M. Luther — hat lassen ausgehen". Zugleich aber beschwerte er sich über jene so stark beim Kurfürsten, daß dieser Luthern verbot, fernerhin ohne besonders eingeholte Erlaubniß gegen Georg oder die andern Fürsten, mit denen der Friede wiederhergestellt sei, Etwas in den Druck zu geben, während Georgs Gesandte seinen „kurzen Bericht" in der kurfürstlichen Residenzstadt Weimar öffentlich anschlagen durften. Dennoch fuhr dieser fort mit Anklagen Luthers bei Johann, bis der letztere weiteres Disputiren ablehnte. Dagegen ließ Luther sich das Verbot ohne Widerrede gefallen und schwieg auch gegen Cochläus, der mit einer eigenen neuen Schrift gegen Luther dem Herzog zu Hilfe eilte.[1])

Das Schlimmste war für die Evangelischen immer von Seiten des Kaisers zu fürchten, sobald dieser einmal in politischer Beziehung freie Hand bekam. Indem er ohne persönliche Kenntniß der deutschen Zustände und fern den Einflüssen deutschen Lebens in Spanien sich aufhielt, ließ er nur widerwillig einstweilen den Speierschen Reichstagsabschied von 1526 hingehen. Mit den Wünschen und Klagen, welche von den römisch Gesinnten aus Deutschland an ihn kamen, war er im Voraus einverstanden. Während seine Truppen Rom genommen hatten, und den Papst gefangen hielten, verhandelte er mit diesem über die Vertilgung der lutherischen Ketzerei. So weit seine Macht hierin reichte, in den Niederlanden und in Spanien, verfuhr er fortwährend mit gleicher Strenge. Jetzt ging endlich sein Krieg mit dem Papst und Frankreich einem für ihn günstigen Schluß entgegen.

In Luthers Schriften und Briefen zeigte sich oft ein merkwürdiger Mangel an Berechnung jener politischen Verhältnisse, von denen das fernere Geschick seiner Sache abzuhängen schien, ja überhaupt an Aufmerksamkeit für sie. So weit die Dinge an Willen und Macht von Menschen und Fürsten hingen, war er immer auf Böses gefaßt. So äußerte er, als 1528 ein Reichstag in Regensburg abgehalten werden sollte, in einem Brief: diese Versammlungen der Fürsten pflegen nimmermehr Frucht zu bringen; Gott verlasse sie und der Teufel mit seinen Engeln hindere Alles.[2])

Wie aber im Westen und Italien der Kampf mit Frankreich den Kaiser in Anspruch nahm, so drängten von Osten her immer aufs Neue die

türkischen Heerschaaren heran und nöthigten König Ferdinand, zum Schu für seine ungarische Krone und für seine auch schon bedrohten östreichischen Lande, die Hilfe des gesammten deutschen Reiches anzurufen. Sultan Soliman forderte neuerdings, im Februar 1528, die Räumung der Hauptstad Pesth von ihm und drohte, ihn selbst in Oestreich heimzusuchen. Im Frühjahr 1529 begann er seinen mächtigen Heereszug. Luther hatte in der ersten Zeit seines Streites gegen das Papstthum, wie wir früher erwähnten vor dem Kriege gewarnt, zu welchem der Papst die Christen gegen die Türken aufrufe. Jetzt wollte er selbst das Volk vor dem Mißverstand und Irrthum bewahren, als zieme sichs für Christen nicht, gegen sie und andere Feinde das Schwert zu ergreifen, und vielmehr zu tapferer Gegenwehr ermuntern. Denn, sagte er, Christen sollen allerdings als Christen nach Jesu Geboten dem Uebel nicht widerstreben und sollen nicht gegen die Türken als gegen Feinde Christi in Krieg ziehen; überdies seien bei einem solchen angeblich heiligen Krieg in dem sogenannten Christenheer vielleicht nur sehr wenige echte Christen und vielmehr Leute, die vor Gott ärger als Türken seien. Wohl aber habe der Kaiser als Kaiser nach dem Amte, das ihm Gott gegeben, seine Unterthanen zu schützen gegen die Türken als gegen Räuber und Mörder mit seinem weltlichen Schwert, das mit dem Glauben Nichts zu schaffen habe; wer als sein Unterthan und unter seinem Gebot und Panier, nicht unter dem Kreuzpanier des Papstes und der Pfaffen, gegen jene streite, der streite recht und nach Gottes Willen. Zu einem solchen Krieg und zu einer eifrigen, getrosten, besonnenen Führung desselben wollte jetzt Luther seine Deutschen aufrufen. Von einem Gedanken daran, daß die von dorther drohende Gefahr der Stellung der Evangelischen im Reich zu gute kommen könne oder gar von ihnen selbst benützt werden dürfte, zeigt sich bei ihm nirgends eine Spur.

Schon zu Anfang Augusts 1528 war er daran, „vom Krieg wider die Türken" zu schreiben. Seine an den Landgrafen Philipp sich richtende Dedikation der Schrift ist vom 9. Oktober datirt. Ihr Druck verzögerte sich jedoch, da ihm die ersten Bogen durch die Nachlässigkeit von dienenden Personen verloren gingen und neu von ihm ausgearbeitet werden mußten, bis in den Monat März.[1])

Er widmete sie dem Landgrafen Philipp als einem berühmten und mächtigen Fürsten, damit „es ein desto besser Ansehen gewinne und sie desto fleißiger gelesen würde". Und zwar will er vor Allem lehren „mit rechtem Gewissen kriegen". Man dürfe, sagt er, nicht hineinplumpen sondern müsse handeln aus Gottes Befehl. Zwei Männer aber seien es welche den Krieg führen müssen, der eine heiße Christianus, der andere Kaiser Carolus. Christianus solle der erste sein mit seinem Heere, — d. h.

der Christenmensch, der „fromme, heilige, liebe Christenhaufe“ mit Buße, Gebet, Vertrauen auf Gott; so müsse erst der Allah der Türken, nämlich sein Gott, der Teufel, geschlagen werden, sonst möchte wohl das Schwert wenig ausrichten. Um die Christen hiezu und namentlich zum Gebet gegen die Türken und ihren Gott anzutreiben, schildert Luther seinen Lesern aus dem Koran die Gräuel derselben und das Verderben, das sie in den geistlichen und weltlichen Dingen anrichten. Nicht ein leiblicher Streit aber soll es sein, welcher hiernach dem Christen *als solchem* obliegt. Den leiblichen Streit hat der „andere Mann“ zu führen, der Kaiser Carolus als die von Gott verordnete Obrigkeit und das Volk, das er zur Fahne ruft, im Gehorsam gegen ihn: wer, sagt Luther, hiezu ihm gehorsam sei, der sei auch Gott gehorsam und sterbe, wenn er falle, in gutem Stande. Und, wie wir schon hörten, zum Schutz der Unterthanen gegen die Räuber und Verstörer soll der Kaiser den Krieg führen, nicht als einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, wie der Papst predigen lasse. Dazu sollen alle die Fürsten und das ganze Reich unter ihm zusammenstehen und allen Haber, den sie unter einander haben, eine Weile liegen lassen. Luther schilt auch die Fürsten, daß sie bisher ihre Pflicht nicht gethan, des Kaisers Panier nur wie ein schlechtes Stück Seide angesehen, ihm nicht mit der Faust Folge geleistet haben; sie sollen in jenem Panier vielmehr Gottes Gebot „Schütze die Frommen, strafe die Bösen“ geschrieben lesen: dann werde ihnen der Kitzel und das Banketiren vergehen. Er will auch Nichts zu thun haben mit Fürsten, welche möchten, daß Kaiser Karl Nichts wäre und sie statt seiner die Helden und Meister; ja er schätzt sie den aufrührerischen Bauern gleich und meint, wenn man auch unter den Fürsten und Herrn den Aufruhr strafte, so würden ihrer wenig übrig bleiben. Er warnt endlich umsichtig vor den gewöhnlichen Mängeln der deutschen Kriegsrüstung und Führung: die Deutschen unterschätzen die Größe, die Tüchtigkeit, den militärischen Gehorsam der Türkenschaaren, kommen selbst mit zu wenig Mannschaft daher, halten nicht genug Truppen in Reserve u. s. w.; sei ihnen einmal ein Glück beschеert, daß sie gewinnen, so haben sie keinen Nachdruck, setzen sich nieder und zechen, bis sie wieder in Noth seien. — Falls die Fürsten einträchtig zusammenständen und dazu der Christenmann für sie betete, will Luther der besten Hoffnung sein, daß der Türke an Kaiser Carolus einen Mann finde, der ihm gewachsen sei. Sollte es aber also gehen und stehen, wie es jetzt gehe und stehe, daß Keiner mit dem Andern eins, noch unter einander treu sei und Jeder für sich ein Mann sein wolle oder mit einem Bettelsreiterdienst zu Feld ziehe, so gesteht er, nicht einmal gläubig beten zu können: denn so große Sachen so kindisch vornehmen, heiße Gott versuchen. Bis jetzt sieht er keinen Ernst bei den Fürsten: ihnen sei Luther und das Evangelium der Türke,

und mit Narrenwerken, wie den Fastengeboten, machen sie in solcher Zeit der Gefahr sich zu schaffen.

In der That unternahmen der Kaiser und die katholische Majorität der Fürsten eben jetzt, da Luther seine kräftige, volksthümliche Schrift ausgehen ließ, eine Entscheidung im kirchlichen Streit; der französische Krieg hinderte nicht mehr; durch den drohenden Anmarsch der Türken ließen sie sich nicht abhalten.

Ein neuer Reichstag war nach Speier auf den 21. Februar 1529 berufen, wohin Kurfürst Johann wieder den Melanchthon mit sich nahm. Am 15. März legten hier die kaiserlichen Gesandten ein Mandat vor, das Melanchthon als ein „ganz furchtbares" bezeichnete: die Erlaubniß zu kirchlichen Reformen auf eigene Verantwortung, welche der vorige Speiersche Reichstag den einzelnen Reichsständen ertheilt hatte, sollte förmlich zurückgenommen werden; über die bisherige Verbreitung der neuen Lehren, welche zu Aufruhr führe, ließ der Kaiser sein ernstliches Mißfallen aussprechen. Unter den Mitgliedern des Reichstages, wo die evangelisch Gesinnten ja der Zahl nach immer eine kleine Minderheit bildeten, fanden diejenigen Altgläubigen, welche vor drei Jahren noch jenem provisorischen Zugeständniß beistimmten, dies jetzt nicht mehr nöthig. In einem Ausschuß, der über die Sache berathen sollte, hatte die streng katholische Partei sogleich die Herrschaft. Nach Wittenberg kamen erschreckende Gerüchte: der Kurfürst sei vom Reichstag ausgeschlossen, das Kurfürstenthum sei ihm genommen u. s. w.[1]) Der Beschluß des Reichstags und der Reichstagsabschied fiel dann dahin aus: diejenigen Stände, welche bisher beim Wormser Edikt vom Jahr 1521 geblieben, sollen bis auf ein künftiges Conzil bei demselben verharren; die anderen sollen aller ferneren Neuerungen sich enthalten; Lehren und Sekten, welche dem Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi entgegen seien, sollen im Reich nicht geduldet werden (so also die Zwinglische Lehre); desgleichen sollen die Aemter der heil. Messe nicht abgethan, auch Niemand an den Orten, wo die andere Lehre gehalten werde, am Hören der Messe verhindert werden; ferner solle Niemand eines andern Standes Unterthanen und Verwandte in Schutz nehmen. Man muthete also den Ständen, welche die lutherische Reformation durchgeführt hatten, nicht zu, sie rückgängig zu machen. Aber jeder weitere Fortschritt war ihr verwehrt. Mitgliedern, welche bereits sie anzunehmen im Begriffe waren, wie z. B. die Stadt Lübeck, wurde dies schlechthin verboten. Der Minorität sollte keine Aussicht zum Anwachsen gelassen werden. Dagegen mußte sie erwarten, daß so bald als möglich gegen den jetzt noch geduldeten Bestand ihres Kirchenthums weitere Schritte werden versucht werden; der Reichstagsabschied deutete selbst an, daß die Duldung ihr nur wegen der zu großen Unruhen, die sonst zu befürchten wären,

noch gewährt werde. Der Satz über die Meſſe verfügte zwar nicht die Aufhebung der an ihre Stelle getretenen evangeliſchen Gottesdienſte, öffnete aber wenigſtens daneben der katholiſchen Meſſe auch in evangeliſche Länder wieder den Eingang. Statt jener Beſtimmung über die Unterthanen und Verwandten eines anderen Standes war anfänglich die noch ſtärkere und deutlichere beantragt, daß kein geiſtlicher Stand ſeiner Obrigkeit entſetzt werden dürfe, wonach die evangeliſchen Länder der biſchöflichen Jurisdiktion unterworfen geblieben wären; auch ſchon aus jener aber hätten die Biſchöfe eine fortwährende Hoheit und Strafgewalt wenigſtens über diejenigen evangeliſchen Geiſtlichen ableiten können, welche vorher die katholiſche Ordination empfangen hatten oder Mönche geweſen waren.

Die Minorität war überzeugt, dem Beſchluſſe ſich nicht fügen zu dürfen. Nur darüber war ſie Anfangs unter ſich nicht einig, ob ſie auch jener Gegner der Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl ſich annehmen ſollte, worauf Landgraf Philipp drang, während Kurfürſt Johann Bedenken trug. Dem Melanchthon wurde die Entſcheidung darüber ſchwer, doch meinte dann auch er, man ſolle Niemand, alſo auch Jene nicht, ungehört verdammen und vielmehr alle ſtreitigen Fragen einem Conzil vorbehalten: dies ging denn auch bei den evangeliſchen Ständen durch.

Am 19. April legten dieſe, nämlich Johann von Sachſen, Philipp von Heſſen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt und Vierzehn Reichsſtädte dem Reichstage eine Proteſtation vor (von welcher der Name Proteſtanten herrührt) und ließen darauf eine Appellation an den Kaiſer folgen. Sie erklärten, in Sachen, welche Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffen, ihres Gewiſſens halber vor Allem Gott den Herrn anſehen zu müſſen und daher jenem Beſchluß nicht Folge geben zu können. Zugleich beriefen ſie ſich darauf, daß der Reichstagsabſchied vom Jahr 1526 durch einmüthige Vereinigung beſchloſſen worden ſei: deshalb ſei es billig und recht, daß er auch nur durch einmüthigen Beſchluß geändert werde. Noch weiter aber ſprachen ſie aus: in jenen Sachen müſſe Jeglicher für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben, alſo daß darin Keiner auf den Beſchluß Anderer, einer Minderheit oder Mehrheit hin ſich entſchuldigen könne. Wegen der Zwinglianer äußerten ſie ſich ſo, wie wir vorhin von Melanchthon hörten: ſolche ſchwere Artikel dürften nicht außerhalb des zu erwartenden Conzils vorgenommen, noch darin ohne Verhör Aller, welche dieſe Sache berühren, ein Erkenntniß gefällt werden.

Des Kaiſers Stellvertreter Ferdinand verſuchte keine Vermittelung mehr. Er war nach dem bisherigen Reichsrechte befugt, die offen ausge-

ſprochene Unbotmäßigkeit gegen Kaiſer und Reichstag mit Gewalt zu brechen und zu ſtrafen. Und ſofort, bereits am 22. April, ſchloſſen Johann und Philipp auch ſchon ein Schutzbündniß unter ſich und mit Nürnberg, Ulm und Straßburg gegen Jeden, der ſie des Evangeliums wegen angreifen würde. Philipp wollte es alsbald auch auf Zürich und andere Orte der Schweiz ausdehnen, wo eben jetzt der Ausbruch eines Kampfes mit den katholiſchen Kantonen drohte.

Melanchthon fühlte ſich, als er jetzt nach Wittenberg zurückkam, durch dieſen Verlauf der Dinge von den ſchwerſten Sorgen gepeinigt; zumal er jetzt meinte, derſelbe hätte ſich ohne jene Theilnahme der Minorität für die Zwinglianer in Speier noch zum Beſſeren wenden können, und deshalb ſich ſelbſt ſein Verhalten hiezu aufs Bitterſte vorwarf [1]).

Dagegen machte auf Luther der Reichstagsbeſchluß ungemein wenig Eindruck. Er hatte nichts Beſſeres erwartet, ſah vielmehr darin, daß Nichts Aergeres geſchehen ſei, immer noch einen guten Erfolg. So ſchrieb er an Link: „der Reichstag iſt beendigt, aber faſt ohne eine Frucht, außer der, daß die Chriſtusgeißler und Seelentyrannen ihre Wuth doch nicht haben auslaſſen können.“ [2])

Daß die Evangeliſchen gewiſſenshalber jenem Reichsbeſchluß den Gehorſam verſagen müſſen, verſtand ſich für ihn von ſelbſt. Aber keineswegs war ihm damit ein Recht zu einem bewaffneten Bündniß gegen die ihnen vorgeſetzte Reichsgewalt gegeben; die Gefahr ſchien ihm auch gar nicht ſo brennend; ebenſo groß dünkte ihn die andere, daß die evangeliſchen Fürſten wieder zu ſo ſchädlichen Schritten wie die durch Pack veranlaßten ſich möchten hinreißen laſſen. Nimmermehr ferner wollte er neben dem Kampf mit den Papiſten den Gegenſatz gegen die Zwinglianer verleugnet haben, worin jetzt alſo Melanchthon mit ihm eins war.

In dieſem Sinne ſchrieb Luther an ſeinen Kurfürſten, als Melanchthon ihm die Nachricht von jenem Bündniß mitbrachte, und bald nachher, als der Fürſt ein förmliches Gutachten von ihm darüber erforderte. Er erinnerte an jenes voreilige Bündniß des vorigen Jahres, aus welchem nur Gottes wunderbare Gnade erlöſt habe, an den unruhigen Geiſt des Landgrafen, der wohl wieder wie damals losſtürmen möchte und dem dann die Andern folgen müßten. Auch das neue Bündniß komme nicht aus Gott und Vertrauen zu Gott, ſondern aus menſchlichem Witz. Das Aergſte ſei vollends, wenn man darin die Sünden derer mit auf ſich lade, welche als muthwillige Feinde des göttlichen Wortes wider das Sakrament anſtreben. Er rieth, dem Kaiſer die Verdienſte des Kurfürſten um Kirche und Staat, um die öffentliche Ruhe, um die Ueberwältigung Münzers, um die Bekämpfung der Sakramentirer, um die Unterdrückung der Wiedertäuferei und aller mit ihr verbundenen Irrlehren vorzuſtellen. — So ruhig

wie je zuvor wiederholte er seine stete Mahnung, die Sorgen auf Gott zu werfen, — sich nicht zu fürchten vor sterblichen Menschen; er erinnert: „wenn ihr stille bleibet und trauet, so soll euch geholfen werden" (Jesai. 30, 15); er warnt vor dem Treiben des Landgrafen mit den Schriftworten: „Du sollst Gott nicht versuchen (Matth. 4, 7); wer Gefahr gerne hat, der wird drüber untergehen" (Sir. 3, 27).[1])

So sprach er, während der Kaiser mit dem Papst und ferner mit Frankreich jetzt wirklich seinen Frieden schloß und nicht bloß gegen Jenen zur endlichen Ausrottung der Ketzerei sich verpflichtete, sondern auch Hilfe von König Franz für diesen Zweck sich zusagen ließ.

Was aber Luther damals über die „große Macht und viele List und grausam Rüstung" des „alten bösen Feindes" empfunden und wie er drüber im Vertrauen auf „Jesus Christ, den Herrn Zebaoth", zu trotzigem Kampfesmuth und froher Siegesgewißheit sich erhoben hat, das hat er am großartigsten ausgedrückt in seinem Lied „Ein feste Burg ist unser Gott". Denn, so weit wir ermitteln können, hat er eben um die Zeit des Speierschen Reichstags, auf welchem die evangelischen Stände ihren Protest ablegten, dieses Lied gedichtet, in den Druck gegeben und wohl selbst auch in die Melodie gekleidet, in welcher es seither als der gewaltigste Gesang der Reformation und evangelischen Kirche erklungen ist.[2])

Siebentes Kapitel.

Das Marburger Gespräch.

Landgraf Philipp hatte keine Aussicht, das von ihm angestrebte evangelische Gesammtbündniß zu Stande zu bringen, so lange jener Lehrgegensatz zwischen Luther und Zwingli Bestand und Schärfe behielt. Kurfürst Johann ging auf Nichts Weiteres ein. In Nürnberg waren die Theologen bei dieser Frage ganz mit Luther einverstanden und der Magistrat folgte ihnen. Melanchthon unterstützte sie durch Briefe an den Rathsherrn Baumgärtner und an Spengler, worin er von der Verbindung mit den Straßburgern, geschweige denn mit den Schweizern, dringend abmahnte.

Doch Philipp strebte und hoffte, jenen Gegensatz selbst zu überwinden, die theologischen Kämpfer zu einer Einigung zu bringen: ein Colloquium zwischen ihnen sollte dazu helfen. Er trug diesen Gedanken in Speier dem Melanchthon vor und schrieb dann noch von da aus am 9. Mai dem Zwingli, damit dieser auch eine solche Zusammenkunft fördern helfe, wo man sich durch Gottes Gnade über den streitigen Glaubensartikel auf Grund der heil. Schrift vergleichen möchte, um in einhelligem christlichem Verstande zu leben; denn wenn dies geschähe, so wäre den Papisten und ihrem Bubenwerk gegenüber leicht Rath zu schaffen.

Zwingli war bereit. Dagegen scheute Melanchthon von Anfang an vor dem Plane zurück. Derselbe dünkte ihn nicht bloß, wenigstens was Zwingli betraf, aussichtlos, sondern auch gefährlich; einestheils fürchtete er, daß der Streit durch eine Disputation noch heftiger werde, anderentheils, daß der Schein entstehe, als wäre es den Protestanten mit dem Glauben an die Gegenwart des Leibes Christi auch nicht mehr Ernst. Er schlug dem Landgrafen in Speier sein Verlangen nicht ab, wollte jedoch bloß mit Oekolampad und Theologen ähnlicher Art, nicht mit Zwingli verhandeln und begehrte sogar, daß andererseits auch papistische Theologen beigezogen werden. Auf der Heimreise sprach er in Weimar dem Kurprinzen Johann Friedrich seine Abneigung gegen das Vorhaben aus. In Wittenberg fand er bei Luther vollends Widerwillen dagegen. Und so trug er jetzt, während Luther noch zu der Sache schwieg, jenem Fürsten in einem schriftlichen Gutachten seine schweren Bedenken vor, — darunter auch die Befürchtung, daß Philipp ohnedies schon „mehr Lust zu den Zwinglianern habe, denn gut sei"; zugleich besorgte er, daß dieser, wenn ihm eine Ablehnung Luthers seinen Wunsch vereitle, nur noch mehr Zwingli sich zuneigen möchte; deshalb hielt er fürs Beste, wenn der Kurfürst selbst ihm und Luthern die Erlaubniß zur Reise auf ein Colloquium verweigern würde.

Der Kurfürst äußerte sich mit jenen Bedenken einverstanden. Er selbst hoffte die Sache Anfangs dahin wenden zu können, daß das Gespräch nur mit Oekolampad gehalten werde, und zwar in Nürnberg. Aber er vermochte dem Andringen seines Verbündeten nicht zu widerstehen. Er gab Philipp seine Zustimmung dazu, daß derselbe Luther und Melanchthon mit Zwingli und Oekolampad auf Michaelis nach Marburg einladen möge. Philipp richtete jetzt mit Berufung hierauf ein Schreiben an Luther. Dieser erwiederte am 23. Juni: weil er glaube, daß des Landgrafen Absicht, den Zwiespalt hinweg zuthun, sein ganzer Ernst und wohl gemeint sei, sei er willig, diesem christlichen Vornehmen einen, wie er sorge, verlorenen und vielleicht für ihn und Melanchthon auch gefährlichen Dienst zu thun. Er wolle aber dürr heraussagen, was er denke: die Gegner suchen, wie ihm scheine, nur Anlaß sich zu rühmen, als ob sie einen so großen Fürsten bewegt hätten und sie es bei sich an Nichts fehlen ließen, dagegen er und die Seinigen nicht Lust zum Frieden hätten. Philipp möge wenigstens vorher bei ihnen erforschen, ob sie denn geneigt wären, von ihrer Meinung zu weichen; denn wenn beide Theile mit dem Vorsatz kommen, Nichts nachzugeben, so sei ja offenbar das Zusammenkommen umsonst und das Uebel werde ärger. Am 8. Juli gab er mit Melanchthon dem Fürsten vollends die bestimmte Zusage, zu kommen, mit dem Beifügen: „Der Vater aller Barmherzigkeit und Einigkeit gebe seinen Geist, daß wir ja nicht umsonst, sondern zu Nutz und nicht zu Schaden zusammenkommen." Seinen Freunden

er gab er fortwährend kund, mit welch innerem Widerstreben er es thue. klagte über die Unverschämtheit, womit der Landgraf seine Zusage wungen habe. Dem Brenz, der auch eingeladen war, rieth er, wo mög- abzulehnen; er selbst erscheine nur, weil er müsse; gar gerne möchte bei dieser Gelegenheit jenen lieben Freund sehen, verzichte aber lieber diesen persönlichen Genuß, als daß er ihn habe mit einer Gefahr fürs meinwohl.

Auch in Zwingli erwachten, als ihm Marburg zum Ort der Zusammen- ft bestimmt wurde, doch noch Bedenken, obgleich ihm der Landgraf ei schon Luthers Jawort meldete. Er wandte nämlich ein, daß die ise dorthin für ihn gefährlicher als für die Wittenberger sei, weil ihn i Weg mehr durch die Gebiete feindseliger, katholischer Landesherrn re, und wünschte vielmehr Straßburg als Ort des Colloquiums. Als i jedoch die Straßburger selbst vorstellten, daß die Erfüllung seines nsches unmöglich und wie viel an seiner Zusage gelegen sei, daß über- s nur der Weg bis Straßburg, nicht mehr der weitere bis Marburg fahren habe, machte er mit allem Eifer hieher sich auf: er brach, weil beim städtischen Rath Einsprache gegen seine Reise zu befürchten hatte, mlich im Abenddunkel von Zürich auf und schickte jenem statt eines Ur- absgesuchs eine nachträgliche Entschuldigung zu. [1])

Fragen wir übrigens nach den wirklichen Aussichten auf Erfolg bei hilipps Veranstaltung, so haben wir zwar bei Philipp kein Recht zu zweifeln, daß er einen Ausgleich in der dogmatischen Frage ernstlich ste: es ist ja natürlich, daß ihm, dem Fürsten und Politiker, der als cher das Bedürfniß der Einigung fürs Dringendste ansah, die Glaubens- sferenz weit nicht so tief und wichtig wie den Theologen erschien. Aber as diese betrifft, so muß man beim Rückblick auf den ganzen bisherigen erlauf ihrer Controverse anerkennen, daß Luthers Hoffnungslosigkeit in weit nur zu sehr gerechtfertigt war. Denn wo hatte sich bisher in den klärungen des einen oder anderen Theiles ein Punkt gezeigt, an welchen h eine Vermittlung knüpfen ließ? wo eine Wendung des Streites, welche ch irgend einer Seite hin die Gegner sich näher gebracht und nicht viel- ehr nur noch schärfer auseinander gerissen hätte? wo beim einen oder dern Theil auch nur ein Streben nach Vermittlung und nicht vielmehr diglich nach Ueberwindung des Gegners? Luther wollte jetzt wissen, ob wingli und dessen Genossen etwa neuerdings in Etwas zu weichen geneigt ien: er selbst war fest entschlossen, auf seiner Lehre wie bisher zu estehen; auch jene aber ließen noch fortwährend keine andere Absicht kennen: Zwingli hatte Nichts von seinen Sätzen zurückgenommen, welche uthers Lehre für einen crassen Irrthum, einen Rückfall ins Papstthum nd, falls darauf bestanden würde, für Gottlosigkeit erklärten. Hiezu kam

die persönlich verletzende Sprache und Haltung beiderseits: Luther hatte bisher darin nicht nachgelassen und der mehr sich mäßigende Zwingli war doch mit jeder Schrift weiter in Schärfe, Grobheit und Spott fortgeschritten, bis Luther endlich ihn ohne Antwort ließ. Da durfte man füglich fragen: wozu jetzt eine persönliche Zusammenkunft und ein mündlicher Disput solcher Gegner?

Für Zwingli stand die Sache anders. Für ihn lagen mächtige Antriebe zu einer Besprechung beim Landgrafen Philipp vor, auch falls der dogmatische Gegensatz unerledigt bleiben sollte. Von seiner Seite aus wurde eben auf jene Neigungen Philipps gerechnet, welche Melanchthon in seinem Gutachten beargwohnte. Ja Capito sprach in seinem Briefwechsel mit Zwingli die Hoffnung aus: wenn der Hesse zur wahren Lehre gebracht sei, werde man bei der Abhängigkeit, in welcher der Sachse und der Brandenburger Markgraf von jenem großen Fürsten stehen, auch die Uebrigen mit leichter Mühe gewinnen. Jedenfalls hoffte ferner Zwingli jetzt mit Philipp das von beiden gewünschte große politische Bündniß zu Stande zu bringen. Denn für so schlimm sah er die papistische Verirrung, ja Gottlosigkeit, die er den Lutheranern vorwarf, doch nicht an, daß er deswegen vor einem Bund mit ihnen sich gescheut hätte. Diejenigen Bedenken, welche Luther gegen ein Bündniß, auch abgesehen von dieser Glaubensdifferenz, hegte, waren ihm ohnedies vollständig fremd; ihm schien es vielmehr eine heilige Aufgabe, auch solche weltliche Mittel zum Schutz der göttlichen Sache aufzubieten, und er selbst, der Kirchenmann, arbeitete aufs Rüstigste in der hierauf hinzielenden Politik: in dieser Beziehung hatte der Landgraf keinen eifrigeren Genossen als ihn. Dagegen konnte für Luther die Aussicht auf eine Förderung dieser politischen Anschläge überhaupt nur ein Grund mehr zum Mißtrauen gegen die ganze Zusammenkunft sein.

Dies sei gesagt zur Erklärung von Luthers Verhalten. Eine andere Frage aber ist nun, ob nicht die Gegner trotz ihres bisherigen Urtheils über einander in Wahrheit doch viel mehr mit einander gemein hatten und ob dies nicht trotz ihrer bisherigen persönlichen Verbitterung doch zu Tag treten und sich geltend machen mußte, wenn sie vor anderen, friedfertigeren Männern von Angesicht zu Angesicht sich gegenüber standen; war da nicht möglich, daß auch Luther noch erkannte, über Zwingli in seiner unbedingten Verurtheilung des ganzen Mannes sich getäuscht zu haben? Nur der wirkliche Versuch eines Gesprächs konnte hierauf Antwort geben.[1])

Zwingli machte sich schon am 1. September nach Marburg auf, indem er unterwegs etwa zwölf Tage in Straßburg sich aufhielt. Ihm schlossen sich auf Philipps Einladung Oekolampad in Basel und die Geistlichen Butzer und Hedio in Straßburg an, ferner Jakob Sturm, das

hochangesehene Haupt der Straßburger Bürgerschaft, und ein Rathsherr aus Zürich und aus Basel. Am 29. kamen sie in Marburg an.

Tags darauf, an einem Donnerstag, trafen auch Luther und Melanchthon ein nebst Jonas, Cruciger und Myconius aus Gotha. An der sächsischen Landesgrenze hatte Luther noch Halt gemacht, bis sicheres Geleit durchs Hessische von Seiten des Landgrafen bei ihm ankäme: es war als ob er Alles benützten wollte, was den Schritt, den er widerstrebend that, noch hemmen konnte. — Erst am Sonnabend erschienen auch seine Freunde und Gesinnungsgenossen vom Süden her, Osiander aus Nürnberg, Brenz aus Schwäbisch Hall, Stephan Agricola aus Augsburg. — Aus den Rheinlanden, Frankfurt, der Schweiz u. s. w. kam eine Menge von Leuten, welche der Disputation zuhören zu können hofften.

Der Landgraf empfing die von ihm geladenen Männer aufs Freundlichste und bewirthete sie freigebig, ja, wie Jonas erzählt, ganz königlich; sie erhielten Tisch und Wohnung in seinem Schlosse (zuerst war Luther im Gasthaus zum Bären abgestiegen, in der Barfüßerstraße).

Sogleich aber wurde auch die große Aufgabe vorgenommen.

Am Freitag, den 1. Oktober, veranstaltete Philipp ein vorläufiges privates Gespräch zwischen den beiderseitigen Häuptern, und zwar zwischen Luther und Oekolampad und zwischen Melanchthon und Zwingli. Klugerweise wurden Anfangs noch nicht Luther und Zwingli einander gegenübergestellt. Melanchthon brachte hier zunächst andere Punkte vor, welche für die Wittenberger außer der Abendmahlslehre Gegenstand des Vorwurfs oder wenigstens Argwohns bei ihren Gegnern waren: so Zwinglis Lehre von der Erbsünde, die kirchliche Lehre von der Gottheit Christi und von der Trinität, deren aufrichtige Anerkennung bei ihnen man bezweifelte, ferner die Bedeutung des göttlichen Wortes als Gnadenmittels, da jene eine Wirksamkeit des Geistes auch ohne Vermittlung des Wortes nach Art der Schwärmer anzunehmen schienen. Wir haben Zwinglis Sätze über die Sünde oben erwähnt: man sieht übrigens aus Melanchthons Bericht über das Gespräch, daß dieser sie keineswegs genau aufgefaßt hatte. In Betreff der Lehre von der Dreieinigkeit konnte Zwingli darauf sich berufen, daß er eine Schrift Hetzers gegen sie unterdrückt habe, wie denn er selbst vielmehr am Nicänischen und Athanasianischen Glaubensbekenntniß festhalte. Jetzt einigten sich Melanchthon und Zwingli zu gleichen dogmatischen Aussagen über diese Artikel. Aber weder sie noch Luther und Oekolampad vermochten sich über das Abendmahl zu verständigen. Ueber das Gespräch der beiden letzteren, welches drei Stunden währte, ist uns Nichts Näheres bekannt. Oekolampad klagte nachher dem Zwingli, Luther sei ihm wie ein zweiter Eck begegnet; Luther berichtet indessen, die Verhandlung zwischen ihnen sei doch freundlich abgelaufen.

Auf den Sonnabend war ein großes gemeinsames Gespräch angesetzt: es sollte ein „öffentlich, freundlich, undisputirlich Gespräch" sein. Zwingli wollte, daß man Jedermann, der es begehre, dabei zulasse. Luther aber meinte, dies wäre nicht gut noch fruchtbar. Der Landgraf entschied, daß die Theilnahme beschränkt sein sollte auf angesehene Theologen und Gelehrte, auf Herrn vom Hof, andere Adelige und fremde Botschafter. Er selbst hielt sehr fleißig und aufmerksam bei den Verhandlungen aus und mit erschien dabei der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, der damals sein Gast war, an seinen politischen Plänen sich betheiligte und auch der kirchlichen Fragen und Interessen lebhaft sich annahm. Zum Lokal diente ein Zimmer im neugebauten östlichen Flüges des Schlosses, wo der Landgraf wohnte. — Das Gespräch sollte in deutscher Sprache geführt werden, wofür auch Luther stimmte. Zwingli hatte die lateinische gewünscht, wohl weil er in ihr gewandter und glücklicher sich ausdrücken zu können meinte.

Schon früh um sechs Uhr wurde der große Akt eröffnet. Vor dem Fürsten, neben welchem die Herrn des Hofes sich niederließen, saßen Luther, Melanchthon, Zwingli und Oekolampad an einem besonderen Tische.

Der fürstliche Kanzler Feige hielt zuerst eine feierliche Anrede an die Sprecher beider Parteien, für ihr Erscheinen ihnen dankend und sie ermahnend, daß sie die bisherige Anfeindung bei Seite setzen, eine beständige Einigkeit erstreben, die lautere Wahrheit fördern möchten. — Mit dem gleichen Wunsch, in lateinische Verse gefaßt, begrüßte in jenen Tagen auch der Marburger Humanist Cordus die „Synode": mit heißen Bitten und Thränen falle die Kirche ihnen zu Füßen und beschwöre sie, zur Ehre Gottes und zum Heil der Gläubigen ihren Gegenstand zu behandeln und zu einem Beschlusse zu führen, von welchem der Erdkreis sagen könne, daß er vom heiligen Geist ausgegangen sei.

Nachdem Feige gesprochen, nahm zuerst Luther das Wort. Er erklärte für erforderlich, daß von der ganzen Summa christlicher Lehre gehandelt werde, weil in Zwinglis Schriften und bei den Straßburgern noch andere Irrthümer als in Betreff des Abendmahls sich finden, auch zu wenig von der Rechtfertigung gelehrt werde und deshalb zu besorgen sei, daß die Gegner noch nicht viel vom Evangelium wissen. Zwingli erwiederte, daß die Versammlung nur wegen der Abendmahlsfrage berufen worden, daß er jedoch, wenn diese erledigt, auch über die andern Punkte zu reden bereit sei. Luther nahm denn zuerst sie vor. Gleich zum Beginn aber erklärte er feierlich: er wisse, daß er über sie recht geschrieben habe; wenn Oekolampad und Zwingli vermeinen, Etwas gegen die Wahrheit aufzubringen, so wolle er es hören und widerlegen; er selbst werde bestehen auf dem Worte „das ist mein Leib"; denn man müsse hier beim Buchstaben bleiben. Er hatte dieses Wort mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben.

So hob jetzt die mündliche Verhandlung über den Gegenstand an, über welchen bisher beiderseits so ausführlich und auch schon mit vielen Wiederholungen geschrieben worden war. Sie wurde sehr angestrengt am Vormittag und Nachmittag des Sonnabends, des 2. Oktobers, geführt und auch am folgenden Sonntag bis gegen Abend fortgesetzt.

Dazwischen predigte Luther an diesem Sonntag auf Grund der Perikope Matth. 9, 1 ff. über die Vergebung der Sünden und wahre Gerechtigkeit. Es gebe, sagte er da, keine höhere Predigt, denn von der Vergebung und Gnade: „Ich habe nun selbst so viele Jahre darüber gelernt und mit allem Fleiß getrieben (mehr denn keiner derer, die sich dünken lassen, sie könnens) mit Predigen, Schreiben, Lesen: noch kann ich mich keiner Meisterschaft rühmen und muß froh werden, daß ich ein Schüler bleibe mit denen, die erst anfahen zu lernen."

In dem Colloquium führte auf der einen Seite ganz Luther das Wort, auf der andern abwechselnd Zwingli und Oekolampad. Nur ein paar Mal machte Melanchthon, auch Brenz, dazwischen eine kurze Bemerkung. Neue Gründe oder Momente wurden von keiner Seite vorgetragen; für die Zuhörer mußte es dennoch von hohem Interesse sein, die wichtigsten Punkte, auf welche von dieser und jener Seite gedrungen wurde, so in Kürze vergegenwärtigt zu sehen. Für die Streitenden selbst war wohl das Wichtigste der persönliche Eindruck, den jeder von der unverkennbaren Gewissenhaftigkeit des Gegners und seinem Ernst für die Sache bekommen, und das Maßhalten, zu welchem sie Angesichts solcher Gegner und einer solchen Zuhörerschaft sich verpflichtet fühlen mußten. Ihr Ton gegen einander war auch trotz der schroffen Haltung, die Luther absichtlich von vorn herein annahm, trotz einzelner Ausbrüche seiner Heftigkeit und trotz einzelner derber Erwiederungen Zwinglis doch hier ein ganz anderer als in ihren vorangegangenen Streitschriften. Brenz schilderte nachher einem Freund, wie human und mild durchweg gesprochen worden sei; Zwingli (bei welchem Jonas ein gewisses bäurisches Wesen und eine kleine Arroganz wahrnehmen wollte) habe selber die Härte seines Redens auf sein Naturell geschoben; keine anderen Anreden habe man dort vernommen als „liebster Herr, Euer Lieben u. dergl."; von „Häresien" habe man gar Nichts sagen hören; ja es hätte einer Luther und Zwingli für Brüder halten können.

Der Streit bewegte sich hauptsächlich wieder um die Folgerungen, welche Luthers Gegner aus Jesu Reden Joh. 6 zogen, und um die Frage, ob ein menschlicher Leib, wie der Christi es sei, an vielen Orten zugleich sein könne.

So viel mußte bei der Erörterung der Johanneischen Rede jetzt jedenfalls auch den Gegnern deutlich werden, daß auch nach Luthers Sinn, den er schon in seinen Schriften stets auseinander gesetzt, auf welchen aber Zwingli

wenig geachtet hatte, ein geistliches Essen Christi durch den Glauben stattfinden und den Gläubigen das Heil bringen sollte. Allein er bestand darauf, daß Christus hiezu im Abendmahl noch das leibliche Genießen gethan habe. Daß Jesus dort sein Fleisch als unnütz bezeichnet habe, bestritt er fort und fort und wollte es jedenfalls fürs Abendmahl nicht gelten lassen: denn hier sei sein Fleisch in sein Wort gefaßt und dieses mache auch nütz was sonst unnütz wäre. Auf die stete Einwendung, wozu man den leiblichen Genuß nöthig habe, erwiederte er jetzt trotzig: er würde auch Holzäpfel und Mist essen, wenn der Herr es ihn hieße, denn er wüßte, daß es ihm dann heilsam wäre. Gegen alles Umdeuten der Einsetzungsworte auf Grund anderer Schriftstellen kam er einfach darauf zurück, daß jene Worte für sich genügen und man sich dabei genügen lassen müsse. Zwingli aber warf ihm hier eine petitio principii vor, wie er denn diesen Vorwurf auch nachher noch öfters wiederholte. — Zwingli fuhr fort auf die Stelle Joh. 6 zu bringen. Luther wiederholte, sie gehöre nicht hieher. „Nein", sagte Jener, „das Ort bricht euch, Herr Doctor, den Hals ab." Da wurde Luther heftig; er antwortete, man sei jetzt nicht in der Schweiz, sondern in Hessen, da breche man den Hals nicht also. Zwingli verwahrte sich, daß man in der Schweiz auch Niemand wider Recht den Hals breche, daß aber jener Ausdruck eine Redensart seines Landes sei. Auch der Landgraf beschwichtigte Jenen, daß er das Wort nicht so hoch auf sich nehmen möge. Hiemit schloß das Gespräch des ersten Vormittags.

In Betreff der Natur des Leibes Christi schlossen Zwingli und Oekolampad: dieser sei laut der Schriftzeugnisse unserem Leibe gleich, also an einem Ort, und eben darum nicht an vielen Orten. Luther verbat sich, daß man ihm hier, wo es um ein Wirken der göttlichen Allmacht sich handle, mit Mathematik komme. Zwingli erklärte, nicht von der Mathematik zu reden, sondern von den Schriftzeugnissen. Er berief sich darauf, daß nach der Schrift Christus Fleisch und Blut wie wir angenommen habe und in allen Dingen, außer der Sünde, uns gleich geworden sei und daß wiederum die Christen gleichgestaltet werden sollen seinem Bilde; er folgerte, daß nach Luther auch diesen eine Gegenwart an keinem Ort oder an vielen Orten zumal zu Theil werden müßte. Der Streitpunkt aber blieb der, wie weit jene Gleichheit reiche; lachend antwortete Luther: er selbst habe ein Weib, was keine Sünde sei, und so müßte Christus, der auch ihm gleich geworden, nach Zwingli wohl auch ein Weib gehabt haben und auch schwarze Aeuglein und Anderes. — Jene bestritten, daß ein Leib, der nicht endlich wäre, überhaupt noch ein Leib wäre. Luther gab die Endlichkeit des Leibes Christi zu, nicht aber den Schluß, daß er deshalb nur an Einem bestimmten Ort sein könne; er folgerte das Gegentheil eben aus den Einsetzungsworten, die Möglichkeit dafür aus Gottes Allmacht. Auch das hielt er für möglich,

daß Gott einen Leib erhalte, ganz ohne daß derselbe an einem Orte sei; dazu überraschte er die Gegner mit dem eigenthümlichen Einwand, daß nach der Ansicht der aristotelischen Naturphilosophen ja auch die Welt, da es keinen Raum außer ihr gebe, nicht an einem Orte und der sie umgebende Himmel außer Ort und Raum sei. — Als ihn dann Zwingli dabei fassen wollte, daß er ja doch sage, Christi Leib sei da im Abendmahl, ihn also doch hier an einem Ort sein lasse, entgegnete er: ob der Leib wirklich an einem Ort oder außerhalb Ortes und Raumes sei, das stelle er Gott anheim, der darüber Nichts geoffenbart habe; Christus spreche nicht „da ist mein Leib", sondern „das ist mein Leib"; dies genüge ihm, mehr wolle er nicht wissen. — Zwingli bekannte, daß Gott allerdings in seiner Allmacht thun könne, was er wolle, berief sich aber auf die Schrift dafür, daß Christus an bestimmten Orten, in der Krippe, im Tempel u. s. w. gewesen sei, und forderte von Luther Schriftbeweise dafür, daß derselbe wirklich auch an gar keiner Stätte oder an vielen zugleich sei. Luther hingegen verlangte positive Argumente aus der Schrift dafür, daß dies nicht sein könnte, während es doch nach den Einsetzungsworten des Abendmahls wirklich so sei. Er hob die Sammtdecke auf, die auf dem Tisch vor ihnen lag, und wies hin auf die Worte, die er hier niedergeschrieben. Zwingli erklärte dies wieder für eine petitio principii.

Auch Stellen aus alten Kirchenlehrern brachten Oekolampad und Zwingli am letzten Tage des Colloquiums wieder vor. Kühn war ihre Berufung auf Fulgentius, einen Mann des sechsten Jahrhunderts, gegen welchen Luther einwandte, daß eben dieser ja aus dem Abendmahl ein Opfer mache, worin man ihm doch wohl nicht werde folgen wollen. Viel schwieriger waren für ihn ihre Anführungen aus Augustin. Er fand diesen nicht deutlich genug und gab nicht zu, daß derselbe, wenn er das Brod ein Zeichen des Leibes nenne, es darum für ein bloßes Zeichen gehalten habe. Hinsichtlich aller Väter aber hielt er Zwingli und Oekolampad den Grundsatz entgegen: man dürfte um ihretwillen nicht Gottes Wort fahren lassen. Oekolampad bemerkte hierauf: sie haben mit ihrer Anführung der Väter nur zeigen wollen, daß ihre Lehre keine neue sei.

Als dies am Sonntag vollends verhandelt worden war, wurden Oekolampad und Zwingli gefragt, ob sie noch Weiteres vorbringen wollten. Sie antworteten, es wäre doch vergeblich. Luther aber sagte, sie haben Nichts bewiesen, ihr eigenes Gewissen gebe ihnen davon Zeugniß. Der Kanzler forderte noch einmal beide Theile auf, Mittel und Wege zur Einigung zu suchen. Allein Luther erwiederte, er wisse kein anderes Mittel, als daß die Gegner dem Wort Gottes die Ehre geben und mit ihm und den Seinigen glauben, und diese protestirten hiegegen, daß sie nicht weichen können, ihre Lehre vielmehr in Gottes Wort wohl begründet sei und sie

Luthern seinen Irrthum gezeigt haben. Luther dankte ihnen noch für ihre artige Haltung bei dem Gespräch, schloß jedoch mit der Erklärung: so wolle er sie denn fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes befehlen, ders wohl finden werde, wer Recht habe, wolle indessen ihn bitten, sie zu bekehren. Oekolampad erwiederte, daß sie desgleichen thun und Jenen die gleiche Bitte Noth sei. Zwingli bat, ihm zu verzeihen, wenn er zu heftig gewesen, und betheuerte seinen fortwährenden Wunsch nach Frieden und Eintracht; die Augen gingen ihm hiebei über also daß Jedermann es merkte.

Dann erhob sich noch Jakob Sturm, der Stadtmeister von Straßburg, erinnerte, daß man außer dem Abendmahl noch mehr Artikel in den Streit gezogen habe, und begehrte, daß man seiner Prediger Lehre darüber anhöre und bezeuge, ob sie die rechte sei. Mit Bewilligung des Fürsten trug Butzer vor, was über diese Punkte, Trinität, Erbsünde u. s. w., in den Straßburger Kirchen gelehrt werde, und forderte Luther zu einem Zeugniß darüber auf. Dieser lehnte ab: denn seine eigenen Lehren seien ihnen ja bekannt und sie wollen ja von ihm Nichts gelernt haben, auch wisse er nicht, ob sie zu Haus wirklich ebenso lehren, wie Butzer jetzt gesagt, und nicht sein Zeugniß dort mißbrauchen würden; sein Geist und ihr Geist reime sich doch nicht zusammen: denn das könne nicht einerlei Geist sein wenn man an einem Ort die Worte Christi einfältig glaube, am anderen Ort diesen Glauben table und schmähe; er befehle sie, wie er gesagt, dem Urtheile Gottes; sie sollen lehren, wie sies vor Gott verantworten wollen.

Als der Landgraf sah, daß im öffentlichen Gespräch Nichts weiter zu erreichen war, ließ er die Theilnehmer dankend verabschieden, jedoch mit dem Beifügen, daß er noch ferner mit ihnen Rath pflegen möchte und sie nicht so auseinander gehen dürften.

Er lud dann die vornehmsten Theologen der beiden Parteien zusammen zu seinem Tische, berief ferner noch jeden einzeln vor sich, um zu bitten und zu ermahnen, daß sie um des christlichen Gemeinwesens willen von der Zwietracht lassen möchten, und veranstaltete auf Montag morgens nochmalige private Besprechungen unter ihnen, wo Luther und Melanchthon mit Zwingli und Oekolampad und hernach auch mit dem Straßburger Hedio, Brenz und Osiander mit Butzer und Hedio verhandelten. Butzer (den Luther in Marburg einen Schalk nannte und bei welchem Jonas eine füchsische Schlauheit wahrnahm) wollte hier bis zu dem Zugeständniß gehen, daß Christi Leib im Abendmahl sei und in und mit dem Brode den Gläubigen, jedoch nur diesen und nicht auch den Ungläubigen gegeben werde, nahm aber dies nach einer Besprechung mit seinen Genossen zurück: wir werden sehen, wie er später diese Vermittlung wieder aufnahm. Das Resultat blieb, daß man sich über das Sakrament nicht einigen könne.

Zwingli und seine Freunde begehrten jetzt, man solle wenigstens hinsichtlich der anderen Punkte, wegen deren sie angefochten worden waren, eine Einigung herstellen. Luther verstand sich dazu, Artikel für diesen Zweck aufzusetzen: er wolle sie, sagte er, aufs Beste stellen, Jene werden sie doch nicht annehmen. So verfaßte er ein Bekenntniß in fünfzehn Sätzen: von der Trinität, Person Christi, Erbsünde, Glauben und Rechtfertigung, Wort Gottes, Taufe, guten Werken, Beichte, Obrigkeit, kirchlichen Ordnungen, Wiedertaufe, Abendmahl. Es sind dieß die sogenanten Marburger Artikel. Er muß dieselben rasch am Montag entworfen haben. Und über seine Erwartung trat der andere Theil ihnen noch am gleichen Tage bei; nur wenige Worte wurden von dieser Seite ihnen beigefügt. Die Irrlehren, welche den Gegnern vorgeworfen waren, wollte Luther hier entschieden abgewiesen haben. Es ist entschieden seine eigene Lehrweise, die er darin ausgeprägt hat. So wird bekannt, daß die Erbsünde „eine solche Sünde sei, die alle Menschen verdamme", die Taufe „nicht ein ledig Zeichen der Losung unter den Christen, sondern ein Zeichen und Werk Gottes, durch welches unser Glaube gefördert, durch welchen wir zum Leben wiedergeboren werden", die Privatbeichte, deren Beibehaltung den Gegnern papistisch erschienen war, frei, aber sehr nützlich den Angefochtenen. Zwingli hätte von sich aus über diese Punkte ohne Zweifel anders sich ausgedrückt. Aber Luther hatte, obgleich er kein Eingehen der Gegner auf seine Sätze hoffte, diese doch sichtlich so zu fassen sich bestrebt, daß es ihnen möglich würde, wenn ihnen ihre Eintrachtserklärungen ernst seien. Er vermied jeden schroffen, missdeutbaren Ausdruck, jede Betonung feinerer Differenzen. Die vorhin angeführten Aussagen konnte Zwingli in der That auch bei seinem Standpunkt gelten lassen, wenn sie gleich im Zusammenhang seiner Anschauung anders als bei Luther sich modifizirten. Andere wie namentlich die über Glauben und Rechtfertigung, enthielten gar Nichts, was ihm Bedenken hätte erregen können; die über Christi „unzertrennte Person" enthielt sich jeden Eingehens auf den Streit über das Verhältniß der beiden Naturen zu einander. Auch über das Abendmahl wurde endlich in soweit ein gemeinsames Bekenntniß abgelegt, als im letzten Artikel nicht bloß die katholische Messe verworfen und die Austheilung unter beiden Gestalten gefordert, sondern von beiden Theilen ausgesprochen wurde, das Sakrament des Altares sei „ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, und die geistliche Nießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeglichen Christen vornehmlich von nöthen", ferner der Zweck desselben der, „die armen wachen Gewissen zum Glauben und Liebe zu bewegen durch den heiligen Geist". Als der Punkt, über den man noch nicht sich geeinigt habe, wurde nur die Frage über die leibliche Gegenwart des wahren Leibes und Blutes bezeichnet. [1])

Friedliche Vereinigung war nun also in soweit doch über alle jene Grundlehren christlichen Glaubens und Lebens erreicht. Der Landgraf hoffte das Wesentliche, was er wünschte, hiemit doch noch gewonnen zu haben. Er drang in beide Theile, sich jetzt als Brüder anzuerkennen, und hielt ihnen die guten Früchte vor, die daraus erwachsen werden. Zwingli und die Seinigen ersuchten eben darum die Wittenberger aufs Inständigste: sie wollten Brüder sein, sich namentlich auch gegenseitig zum Genuß des Abendmahls zulassen. Luthern und den Seinigen aber war der Eine Punkt, in welchem man dort dem göttlichen Wort noch widerstreite, wichtig genug, um ihnen die Bruderhand dennoch zu verweigern. Zwingli bat mit Thränen und erklärte dem Landgrafen: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber wollte eins sein, denn mit den Wittenbergern." Luther dagegen wiederholte: „Ihr habt einen anderen Geist als wir"; er verwunderte sich, wie Jene ihrerseits ihn, dessen Lehre sie doch für falsch verwerfen, dennoch als Bruder annehmen möchten, und schloß daraus, daß sie selbst nicht viel auf ihre Lehre halten. Seine Genossen waren mit seiner Standhaftigkeit ganz einverstanden. Ja Melanchthon vorzüglich bestärkte ihn darin: für diesen war das Hauptmotiv hiefür ohne Zweifel die Furcht, durch Brüderschaft mit den Zwinglianern eine Aussöhnung mit dem Kaiser und der Majorität des Reichs vollends unmöglich zu machen, wie er denn auch auffallend günstig über Kaiser Karl und König Ferdinand in Marburg sich äußerte. Jene wurden besonders durch das Wort Luthers von dem „anderen Geist" heftig erregt und aus dem letzten Eintrachtsversuch drohte ein neuer Zank zu werden. Endlich brachten sie es doch dahin, daß ihnen, wenn nicht christliche Bruderschaft, wenigstens christliche Liebe zugestanden werde; der andere Theil aber bestand trotz der abwehrenden Bitten Zwinglis auf dem Beisatz: „so viel es das Gewissen eines Jeden erlaube"; Luther wollte unter jener Liebe nur diejenige verstehen, die man auch Feinden schuldig sei. So wurde denn unter jene fünfzehn Artikel der Schlußsatz gesetzt: „Wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brod und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern Jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen." Noch am gleichen Tag, Montag den 4. Oktober, wurden die Artikel von Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander, Brenz, Stephan Agricola, Oekolampad, Zwingli, Butzer und Hedio unterzeichnet und sofort in den Druck gegeben.

Die letzten Verhandlungen wurden so beschleunigt, weil eine bis zu jener Zeit in Deutschland unbekannte, Schrecken verbreitende Epidemie, der sogenannte englische Schweiß, in Marburg ausgebrochen war.

Zum Abschied begehrten die Schweizer und Straßburger noch, daß
de Theile das heftige, scharfe Schreiben gegen einander meiden sollten.
r andere Theil sagte es ihnen zu unter der Bedingung, daß sie hiezu wirk-
h die Ihrigen anhalten, und versprach, nicht anders als freundlich gegen
zu handeln.

Am Dienstag früh ritt der Landgraf von Marburg weg. Nachmittags
ach auch Luther mit den Seinigen auf.

Nebenbei setzten Luther und seine Freunde noch in Marburg oder
mittelbar nachher ein kleines Schriftstück für den Landgrafen auf, worin
e zur Widerlegung der Gegner, welche sich auf die alten Väter beriefen,
ne Anzahl von Stellen aus diesen verzeichneten, auch noch einmal über
e beiden biblischen Hauptargumente Jener, nämlich über Joh. 6 und
ber die wahre Leiblichkeit Christi, sich erklärten. [1])

Bedeutungsvolle Früchte hat so das Marburger Colloquium trotz der
rangegangenen schlechten Aussichten dennoch für den Protestantismus ge-
agen. Er hat in jenen kurzen Artikeln ungeachtet des Streitpunktes, den
e stehen ließen, ein großes, inhaltreiches Bekenntniß gemeinsamen Glaubens
wonnen. Zwingli wollte den Irrthum in jenem Punkt, den er bisher
r Papisterei, ja Gottlosigkeit erklärt, jetzt so mild beurtheilen, daß derselbe
rchaus kein Hinderniß brüderlicher Gemeinschaft sein sollte. Luther wies
ese zurück und sah im Dringen auf sie Mangel an Ueberzeugung; auch sein
bweisen aber hatte doch einen anderen Charakter, als der Bannfluch,
it welchem man in der mittelalterlichen Kirche die verwerflichen Lehren
einte belegen zu müssen, und als das Verdammungsurtheil, das er selbst
n seinen Streitschriften ausgesprochen hatte. Der frühere bittere Streitton
urde ferner nicht bloß durch die Zusage, welche sie sich beim Abschied
aben, sondern auch durch die Art, wie sie jetzt im Streite doch persönlich
ch näher gekommen waren, für die Zukunft ihnen verwehrt.

Der Friede wurde freilich, wie wir unten sehen werden, nur zu bald
ieder getrübt — schon durch die Aeußerungen, welche jeder Theil über
eine eigenen Erfolge im Marburger Kampfe kund werden ließ.

Vor Allem ferner war schon durch das Ergebniß des Gesprächs die
ussicht darauf vereitelt, daß mittelst seiner das von Philipp erstrebte große
olitisch religiöse Bündniß möglich werden sollte. Denn Luther beharrte
uf seinem mächtigen Widerspruch gegen dieses so gewiß als auf seinem
iderspruch gegen die christlich brüderliche Anerkennung derjenigen, mit
elchen es geschlossen werden sollte. Ohne ein solches Schutzmittel mußten
e deutschen Protestanten der Gefahr entgegen gehen, die mit sicheren
chritten wider sie herrannahte. Der Kaiser befand sich damals selbst in
talien, um seine dortigen Verhältnisse vollends zu ordnen und dann in
eutschland seinem Willen Kraft zu geben. Der Türkenkrieg, der während

des Marburger Colloquiums in der Belagerung Wiens noch auf seinem Höhepunkt stand, wandte sich gleich nachher durchs Mißlingen derselben glücklich für Ferdinand.

Wir haben jedoch, ehe wir die Angelegenheiten der Protestanten in ihrer weiteren Entwicklung verfolgen, die Geschichte Luthers während der vorigen Jahre noch durch einen Blick auf andere Seiten seines Lebens und Wirkens zu vervollständigen.

Achtes Kapitel.

Weitere Kämpfe und Arbeiten verschiedener Art 1525—1530.

Unter den Schriften Luthers, welche in unseren Zeitabschnitt, also in die Jahre zwischen 1525 und 1530 fallen, behalten diejenigen, in welchen er Carlstadt und Zwingli oder die nach seiner Ueberzeugung falsch evangelischen Standpunkte bekämpfte, die erste, hervorragendste Stelle.

Nach der anderen Seite hin ist seine wichtigste polemische Lehrschrift die vom geknechteten Willen gegen Erasmus, welche hinsichtlich ihrer Abfassung und Herausgabe gleichfalls erst diesem Zeitraum angehört; denn sie erschien (vgl. oben B. 1 S. 695) erst im Dezember 1525. Sie war jedoch des innern Zusammenhangs wegen schon früher zu besprechen: im Zusammenhange nämlich mit dem Gegensatze, der zwischen Luther und dem bei der alten Kirche verbleibenden humanistischen Meister schon früher völlig sich ausgebildet, und mit dem Angriff auf den Reformator, zu welchem dieser durch seine Patrone sich hatte treiben lassen. Was wir jetzt in Betreff des Verhaltens Luthers zu diesem Gegner noch beizufügen haben, ist nur dies, daß er mit jener scharfen, gewichtigen Schrift seine Aufgabe gegen ihn erfüllt und fernerhin jede Gemeinschaft mit ihm als einem der göttlichen Wahrheit entfremdeten Manne zerrissen sah.

Er machte sich, nachdem er sein Buch gegen ihn herausgegeben hatte, auf eine recht böse Antwort gefaßt Seitens der „giftigen Schlange", die er so sehr gereizt habe, — Seitens dieses eitelsten, ruhmsüchtigen Menschen, der jetzt, um ihn nieder zu werfen, seine ganze Beredtsamkeit aufbieten werde. Erasmus hatte wirklich schon nach wenigen Wochen eine Schutzschrift (Hyperaspistes betitelt) fertig und ließ derselben im Jahre 1527 noch einen zweiten Theil folgen. Jetzt wurde auch er offen heftig und bissig. Dazu wollte er Luthers Schrift nicht einmal ganz für dessen Eigenthum gelten lassen; er traute ihm kein so gewandtes Latein zu; den Melanchthon hatte er im Verdacht, ihm Hilfe geleistet zu haben. Ferner erhob Erasmus zugleich in einem langen Brief an Kurfürst Johann persönliche Beschwerde gegen Luther wegen der Schmähungen, welche dieser in seinem Buch ihm

ügt habe. Luther fand aber gegen Erasmus neue Ausführungen über reien Willen, die auch nach Melanchthons Urtheil zwar schlau, aber unklar abgefaßt waren und des Verfassers wirkliche Meinung schwer nen ließen, eine neue Erwiederung nicht mehr nöthig und ließ so auch latternstiche, die Jener gegen ihn versucht habe, unerwiedert. Dem irsten, der ihm von jener Beschwerde Kenntniß gab, rieth er, sie dabzuweisen, daß er in geistlichen Sachen nicht richten könne und daß mus ja schon selber öffentlich sich gerächt habe. — Der Riß zwischen r und Erasmus dehnte sich jetzt auch auf die beiderseitigen, bisher ntheils unter sich verbundenen Freundeskreise weiter aus. So war r namentlich Luthers Freund Jonas noch ein großer Verehrer des mus geblieben, hatte auch vordem sehr in Luther gedrungen, diesen ürdigen Greis ja recht anständig und demüthig zu behandeln: jetzt e sich Luther, daß derselbe auf Erasmus neue Schriften hin ebenso r über ihn urtheile. — Erasmus machte fernerhin wiederholte feind- und hämische Ausfälle auf Luther, die Lutheraner und die ganze rmation. Auch Anhänger von ihm traten für ihn gegen Luther auf. r äußerte einmal im Jahr 1530, er wolle seine Vertheidiger verachten, elbst aber noch also kämmen, daß er den Kamm fühlen solle. Er igte ihn jedoch auch später keiner Gegenschrift mehr. Um so weg- nder sprach er sich fortwährend über ihn unter Freunden aus. Es en ihm kläglich, wie Erasmus in Basel inmitten der Evangelischen e und ihren Schutz genieße, während er gegen sie losziehe, — wie er n Franzosen, Italienern, Engländern schmeichle und doch nicht unter u gehen wage, weil er, „Mäuse rieche", — wie er mit seinen Schmei- en doch nur zwischen zwei Stühlen niedersitzen werde. Religiösen Ernst christliche Ueberzeugungen wollte er gar nicht mehr bei ihm anerkennen: annte ihn nur einen Epikur, einen das Christenthum verspottenden m. Erasmus erlaubte sich, während er immer für ein treues Glied Kirche gelten wollte, verschiedene kritische Bemerkungen den christlichen benssätzen gegenüber, die weit führen konnten, die er jedoch in ihren equenzen zu verfolgen sich selbst wohl hütete: so sprach er davon, daß ltesten Kirchenlehrer den heiligen Geist noch nicht Gott genannt haben, dieses Prädikat auch Christo in der heil. Schrift nur an wenigen ver- lten Stellen gegeben werde; sogar ein Katechismus, den er für die nd herausgab, enthielt kritische und skeptische Andeutungen. Darin Luther ein schlaues, absichtliches, diabolisches Unterwühlen der Glaubens- blagen, die Jener nur nicht offen anzutasten den Muth habe. Auch eutige, in Wahrheit unehrerbietige, ja lästernde Aeußerungen gegen lpostel warf er ihm vor. Er war darüber heftiger entrüstet, als über roben Verdrehungen des göttlichen Wortes durch die Papisten oder

über offene Angriffe Ungläubiger. Später im Jahr 1534, schüttete er seinen ganzen Zorn darüber, wenn auch nicht in einer direkten Schrift gegen Erasmus, so doch in einem langen Brief an Amsdorf aus, der zusammen mit einem Brief Amsdorfs an ihn über eine Schrift des Erasmus gedruckt erschien. Die Sammlung seiner Tischreden ist besonders reich an Aeußerungen über ihn: er habe wohl in freien Künsten Treffliches geschrieben und wäre ein Mann, wenn er in seiner Kunst geblieben wäre, aber er habe in Allem klug sein wollen und so sich selbst betrogen, während Einer, der in Gott klug sein wolle, vor der Welt ein Narr sein müsse; nun treibe er mit Allem nur Scherz und Spott; was er schreibe, sei ohne Gehalt, — bloße Worte und eitles Gewäsche; er glaube in Wahrheit weder an Christum, noch an Gott und ein ewiges Leben; über sein schlangenartiges zweideutiges Wesen habe mit Recht auch z. B. Herzog Georg sich geärgert und hiegegen die Wittenberger belobt, daß sie doch offen heraus Ja und Nein sagen. Als nach Erasmus Tod (1536) erzählt wurde, daß seine letzten Worte gewesen seien „Sohn Gottes, erbarme dich meiner", vermuthete Luther, diese Worte seien erdichtet; Erasmus habe ohne Gott in aller Sicherheit gelebt, wie er denn auch gestorben sei. So war jetzt das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern geworden, von denen es einst scheinen konnte, als ob sie gemeinsam zu Reformatoren der Theologie und Kirche berufen wären, die aber freilich in ihrer Geistesart einen so schroffen Gegensatz gegen einander bildeten, wie kaum andere Persönlichkeiten der Reformationsgeschichte. [1])

Zu derselben Zeit nun, in welcher Luther mit der Abfassung seiner Schrift über den geknechteten Willen gegen Erasmus umging, hatte er jene merkwürdigen Anwandlungen besten Vertrauens zu seinem so grob von ihm behandelten fürstlichen Gegner Heinrich VIII., der eben den Erasmus zum Angriff auf ihn am meisten angespornt hatte: wir haben schon oben (S. 4) den Brief erwähnt, den er unter dem 1. September 1525 an den König richtete, nachdem, wie er selbst angibt, der vertriebene Christian von Dänemark ihn glauben gemacht hatte, daß derselbe jetzt günstige Gesinnungen für das Evangelium angenommen habe. Luther ging, so grundlos die Hoffnungen waren, doch nicht etwa in leichtfertiger Hast darauf ein; die Sache wurde vielmehr längere Zeit — wohl eben durch Christian — betrieben, ohne daß wir sagen könnten, auf was dieser sich stützte; schon am 15. Mai hatte Luther den Entwurf eines Schreibens an Heinrich dem Spalatin vorgelegt und dieser vorsichtige Rathgeber muß seine Absicht gebilligt haben. Indem dann Luther willig der Demüthigung sich unterzog, welche ein solcher Schritt bei dem schwer gekränkten Monarchen nothwendig für ihn mit sich brachte, bewährte er die tiefste persönliche Selbstverleugnung im Interesse der Sache, für die er arbeitete. Die Demüthigung mußte aber freilich eine um so größere werden, je ärger er jenen vorher

zu verletzen sich erlaubt hatte, und er selbst fand in ihrem Tone jetzt ebenso wenig Maß als in dem seines früheren Angriffs. Also schrieb er jetzt an Heinrich: er müsse zwar billig sich fürchten, ihm zu nahen, nachdem er ihn so schwer beleidigt durch das Büchlein, das er thörichter und unbedachter Weise, von Anderen angestachelt, gegen ihn herausgegeben habe; doch wage er es im Vertrauen nicht bloß auf die vielgerühmte Milde des Königs, sondern auch darauf, daß ja nach glaubwürdigen Zeugen das angebliche Buch des Königs, gegen das er geschrieben, gar nicht von ihm verfaßt, sondern ihm nur von betrügerischen Menschen, sonderlich vom abscheulichen Cardinal von York (Eduard Lee), dieser Pest des englischen Reiches, beigelegt worden sei; so erhebe er denn nun sein Auge vor der Königlichen Majestät in großer Scham und Scheu darüber, daß er durch dergleichen böswillige Menschen wider einen so großen König sich leichtfertiger Weise habe erregen lassen, zumal er selbst doch nur ein verachtungswerthester Mensch und ein Wurm sei; zu dem höre er jetzt — was ihn doch zum gegenwärtigen Schreiben ernstlich antreibe, daß Sr. Majestät angefangen habe, dem Evangelium günstig und jener verlorenen Menschen nicht wenig überdrüssig zu sein; so werfe er sich denn aufs Demüthigste ihm zu Füßen, flehe ihn um Christi willen um Vergebung an, erbiete sich auch, in einer neuen Schrift öffentlich zu widerrufen und dem Namen des Königs Ehre anzuthun, wenn dieser Solches nicht zu gering achte und sobald derselbe ihm einen gnädigen Wink dazu werde gegeben haben. So sehr übrigens Luther persönlich hier sich beugte, so wenig wich er von seinem Evangelium und seinem Kampfesmuth gegen alle Feinde desselben, unter die er eben Heinrich nicht mehr glaubte rechnen zu dürfen. Er fährt in dem Briefe fort: Gott möge diesen weiter mit seinem Geist erfüllen und ihn nicht hören lassen auf die pestilenzialischen Stimmen, welche den Luther für einen Ketzer ausschreien; vielmehr möge der König bedenken, wie er denn Böses lehren könnte, der doch Nichts Anderes lehre als seligwerden durch den Glauben an den für uns gestorbenen und auferstandenen Gottessohn gemäß dem Zeugniß der Evangelien und Apostelbriefe; was er rüge an den Mißbräuchen und der Tyrannei des Papstthumes, das müssen auch die Gegner zugeben; wenn der Kaiser und etliche Fürsten gegen ihn wüthen, so sei das kein Wunder, da ja geschrieben stehe „Warum toben die Heiden und die Könige lehnen sich auf wider den Herrn und seinen Gesalbten u. s. w." (Psalm 2). Er wünscht, der König Englands möge bald ein vollkommener Schüler Christi und Bekenner des Evangeliums werden, und schließt mit der Hoffnung auf eine gnädige, gütige Antwort.

Die Antwort des Königs verzögerte sich, da Luthers Brief lange Zeit brauchte, bis er an ihn gelangte. Sie zeigte, wie völlig Luther mit den Hoffnungen über ihn getäuscht worden war, wie dagegen er mit Lust den

demüthigen Brief zum Anlaß nahm, Luther erst recht herunter zu machen und zu verwunden. Ja, schrieb er, Luther schäme sich billig und solle sich nicht minder schämen fast aller seiner Bücher mit ihren schändlichen Irrthümern und unsinnigen Ketzereien, ihrer Vermessenheit und Hirnlosigkeit. Mit Freuden bekenne er sich zu jener Schrift gegen Luther, die er selbst verfaßt und mit der er bei allen frommen Menschen und vor allem durch das ehrwürdige Urtheil des päpstlichen Stuhles Ruhm geerntet habe. Den Cardinal von York, seinen vornehmsten, weisen Rath, den Luther lästere, kenne er besser, als daß er glaubte, derselbe werde durch solche Schmähungen sich anfechten lassen. Die Liebe zum Evangelium hebe bei ihm nicht jetzt erst an, sondern er habe ja mit den offenbaren Zeugnissen des Evangeliums schon so viele Ketzereien Luthers überwunden. Luther schreibe ihm, daß er sich schäme, die Augen vor ihm aufzuheben; aber er wundere sich, wie derselbe sie überhaupt noch vor Gott und einem frommen Menschen aufschlagen könne — er, der um schändlicher Lust willen eine Gott geheiligte Nonne geschändet habe und täglich als Hure mißbrauche, dazu fortwährend andere Klosterleute zur Nachfolge im Laster anreize, die Gelübde lüderlich verachte u. s. w. Dann zieht Heinrich ferner noch weitläufig los gegen Luthers Irrlehre vom Glauben und von guten Werken und gegen andere Ketzereien desselben, wodurch er unzählige in die Hölle gestürzt habe und ermahnt ihn, endlich noch diese zu widerrufen und zu verfluchen. — Es ist bei diesem langen Schreiben ebenso wie bei seinem früheren Buch gegen Luther zweifelhaft, wie viel darin von seiner eigenen Feder oder von der eines hilfreichen Hoftheologen herrührt. — Emser veröffentlichte dasselbe zusammen mit Luthers Brief an den König zu Anfang des Jahres 1527 in deutscher Sprache mit dem Titel: „Sendbrief M. Luthers an den König in Engelland, darin er verzichtet und um Gnade bittet um das, damit er gemeldeten König närrisch und zu jähe verletzt habe, mit Verheißung dasselbe zu widerrufen u. s. w." Auch Cochläus hat nach seinem eigenen Bericht bei dieser Herausgabe sich betheiligt. Sie sahen darin natürlich einen großen Schlag gegen Luther und Triumph über ihn.

So hatte Luther mit seinem Versuch bei König Heinrich noch schlimmeren Erfolg als mit demjenigen, welchen er im Dezember des nämlichen Jahres 1525 bei Herzog Georg gemacht hatte (oben S. 4 f.). Er ließ sich jedoch dadurch nicht zu sehr aufregen. Es beruhigte ihn, daß er selbst aus einfältigem und aufrichtigem Herzen zum König gesprochen habe, während dieser in der Freude, womit er diese Gelegenheit zur Rache benütze, die bei solchen Tyrannen häufige weibische und gemeine Gesinnung zeige. Er entgegnete nur mit einer wenig Blätter starken Schrift, und zwar wollte er durch sie besonders dem vorbeugen, daß man nicht gemäß dem Titel jener durch Emser veranstalteten Publikation meine, er habe irgend Etwas von seiner Lehre

widerrufen; sie ist überschrieben: „Auf des Königs zu Engelland Lästerschrift Titel, M. Luthers Antwort.“ Er bittet also, aus seinem dort publizirten Brief selbst zu ersehen, wie falsch jene Meinung wäre: auf seine Lehre trotze er vielmehr, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern wider alle Teufel und habe sonst Nichts, was sein Herz so erhalte, stärke, fröhlich und je länger je mehr trotzig mache. Dagegen wolle er auch jetzt keine Ehre für seine Person, von der er wohl wisse, daß sie sündlich und keines Trotzes sei. Von dem Mißgriff, den er gethan, spricht er mit derbem Humor: König Christian habe ihm so viel gute Worte eingeschenkt, bis er davon trunken worden sei, getaumelt habe und gedacht, er könnte eine gute Stunde treffen beim König von England; also habe er armer Trunkenbold den unglücklichen Brief herausgespien und die Säue, die er für Heilige gehalten, fressen diesen nun und zerreißen ihn selbst; er sei und bleibe ein Schaf, daß er so leichtlich glaube und sich leiten lasse, anstatt seinem eigenen Sinn zu folgen und den Tyrannen und Hochgelehrten, wenn sie ihm eines Stiches wegen zürnen, zur Buße dreißig Stiche nachzugeben, damit sie wissen, wie er seine Lehre widerrufe. Dennoch will er das, was er gethan, nicht bereuen, weil ers dem Evangelium zum Dienst gethan, und vielmehr dessen sich freuen, daß es von ihm in herzlich guter Meinung geschehen und von der Welt so schändlich und lästerlich aufgenommen worden sei.[1]) —

Gegen die Emser, Cochläus und andere alte und neue papistische Gegner, unter denen besonders noch der eifrig thätige Johann Faber, Rath und Beichtvater König Ferdinands und später Bischof von Wien, zu nennen ist, wollte er sich gar keine weitere Mühe mit Gegenschriften mehr geben. Auch als Emser i. J. 1527 (kurz vor seinem Tod) seine Uebersetzung des Neuen Testaments erscheinen ließ, welche mit ihren Randglossen und einer von Herzog Georg verfaßten Vorrede die reformatorische Lehre angriff und schon mit ihrem Titel („Das Neue Testament nach Laut der christlichen Kirche bewährtem Text corrigirt und wiederum zurecht gebracht“) ihren Gegensatz gegen Luthers Arbeit ankündigte, ließ sich dieser dadurch zu keiner literarischen Polemik bestimmen. Wir bemerkten schon früher, daß Emser in Wahrheit jene Arbeit Luthers sich angeeignet und nur an einzelnen Stellen zu corrigiren versucht hatte (oben B. 1 S. 607); so äußerte denn Luther: „Ich mag des Emsers Testament dem Text nach wohl leiden, als der fast ganz und gar mein Text ist und auch mir abgestohlen ist von Wort zu Wort“. Wohl aber fürchtete er, daß dieser Text hier wegen der Glossen, mit denen ihn Emser „bübisch und schändlich vergiftet habe“, mehr Schaden als Frucht bringen möchte, und hielt es deshalb für recht, daß evangelische Obrigkeiten die Verbreitung des Buches hinderten; so ersuchte er im Jahre 1529 den Herzog von Mecklenburg, eine niederdeutsche Ausgabe desselben, die in Rostock herauskommen sollte, zu verbie-

ten, verschaffte sich auch eine Unterstützung seines Gesuchs von Seiten des kursächsischen Hofes. [1])

Im Uebrigen fand er doch verschiedene Anlässe zu neuen, meist kleineren Kundgebungen gegen das katholische Kirchenthum.

Zu Ende des Jahres 1524 hatte Papst Clemens VII. in zwei Bullen auf 1525 ein sogenanntes Jubeljahr ausgeschrieben, ein „Jahr der Vergebung der Sünden, der Freude und Versöhnung des menschlichen Geschlechtes", wo nämlich den gläubigen Besuchern der Kirchen und Altäre Roms vollkommener Ablaß verheißen war. Luther gab die Bullen 1525 (wohl noch innerhalb unseres vorigen Zeitabschnittes) mit Anmerkungen nach seiner Art heraus, voll Entrüstung darüber, daß, während auch die Feinde des Evangeliums jetzt im Ablaß eitel Geiz, Betrug und Büberei erkennen müssen, doch der Antichrist hier mit der faulen, stinkenden, verlegenen, von der Menschheit längst verspeiten Waare wiederzukommen wage. Er selbst dagegen verkündigt das ewige Jubeljahr, welches der Sohn Gottes gestiftet habe mit Leben und Seligkeit für Alle, die an ihn glauben. Selig preist er diejenigen, welche diese liebe angenehme Zeit erlebt haben, diese fröhliche Botschaft recht annehmen und Gott für solche Gnade danken. Aber er klagt, daß ihrer so wenige seien, daß der größte Haufe gleichgiltig dahingehe, daß ein Theil den Mantel nach dem Wind hänge, die Pfeifen einziehe, den Fuchs nicht beißen wolle, des Friedens und der Gemächlichkeit wegen sich mit dem römischen Wehrwolf vertrage. „O Deutschland", ruft er, „Deutschland, die du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkennest! wie wird dirs zuletzt gehen? viel ärger denn Jerusalem" (vgl. Luk. 19, 41 ff.). [2])

Ein Graf von Henneberg hatte dem Prinzen Johann Friedrich Sätze vorgelegt, in welchen er auf Grund von Aussprüchen und Exempeln der heil. Schrift die Gültigkeit der Gelübde gegen Luther behauptete. Dieser, welchem sie Johann Friedrich zusandte, schrieb dagegen im Jahre 1526 eine kurze Widerlegung. Indem er hier erklärt, daß die wahre Tödtung des Fleisches nicht durchs müßige, unkeusche Klosterleben geschehe, sondern durch den geistigen Kampf und darnach „durch Arbeit, Mühe, Sorge, Schlafbrechen und unniedliches Essen und Trinken, wie den Eheleuten geschieht, die vor Kindern und Gesinde keine Ruhe haben", mochte er hiebei bereits auch aus den eigenen Erfahrungen seines neuen häuslichen Lebens heraus reden. [3])

Eine Hauptfrage, um welche der reformatorische Kampf fortwährend sich bewegte, war die nach der Berechtigung äußerer Satzungen im Christenthum und nach der Berechtigung der Kirche, solche aufzustellen. Hierfür berief man sich nun auf die Beschlüsse, welche schon das erste, apostolische Concil laut Ap.-Gesch. 15 gefaßt habe: dort seien auch äußere Dinge, wie die Enthaltung von Blut und Erstickтem den Gemeindegliedern durch

die im Concil vertretene Kirche auferlegt worden. Dagegen gab Luther über Ap.-Gesch. Kap. 15. und 16 im Jahre 1526 zwei gewichtige Sermone heraus, auf welche er auch später in Betreff jener Fragen verwies. Er gibt zu, daß die große Menge jener ersten Christen noch im gesetzlichen Wesen befangen gewesen sei und, wenn nicht Petrus, Paulus und Barnabas dort entgegengetreten wären, wohl alle Gläubigen unter dem Gesetz gefangen gehalten hätte. Aber das ist ihm eine Schwäche, woran jene auch nach der Ausgießung des heil. Geistes noch litten, und zugleich ein Beweis gerade dafür, daß man von Menschen und von Concilien nicht zu viel prangen und rühmen dürfe. Er findet auch, daß sogar bei St. Jakobus, welcher jene Auflage in Betreff des Blutgenusses u. s. w. dort vorschlug, Etwas von jener Gesetzlichkeit mit unterlaufe, erklärt aber, hier habe der heil. Geist eben auch ihn ein wenig lassen straucheln. Doch es sollte, wie er sagt, schon nach Jakobus Meinung, nicht eine Auflage für die Gewissen sein nach Art der römischen Kirchengesetze, sondern nur eine Observanz mit Rücksicht auf die Juden, damit man der Liebe wegen diesen kein Aergerniß gebe. Nur aus diesem Grund habe vollends ein Paulus neben dem Hauptstück, der grundsätzlichen Freiheit vom Gesetz, jenes Andere noch zugelassen als Etwas, woran wenig gelegen sei. Und wie jene Auflage die Gewissen nicht habe binden dürfen, so sei sie nachher auch von selbst hinfällig geworden, als jene Rücksicht aufgehört habe; nicht durch ein Concil sei das geschehen, sondern durch den gemeinen Mann. Luther macht davon Anwendung z. B. auf die Mönchsregeln: die Mönche möchten dieselben immerhin halten, wofern sie das Gewissen unverbunden ließen und ihre Werke nur dem Nächsten zu lieb übten, nicht um dadurch selig zu werden; auch evangelische Christen möchten mit Mönchen und Nonnen, die noch ohne Verständniß des Evangeliums im Gesetze stecken, Gemeinschaft in Kleidung, Essen, Beten u. s. w. machen — nicht länger und zu keinem andern Zweck, denn daß man jene herausbringe. Wir sehen, es sind Luthers alte Grundsätze von der christlichen Freiheit und einer freien Beschränkung im äußern Gebrauch derselben. Nicht minder erklärt er andererseits wieder: den halsstarrigen Gesetzesmenschen aber müsse man widerstehen; wo in einer Gemeinde Etliche das Evangelium haben, Etliche es dämpfen wollen, da müsse man dem Glauben mehr als der Liebe gehorchen, ja eher darüber sterben, als daß man im Fleischessen, Heirathen, Ablegen der Kutte, so gering diese Dinge auch seien, das Recht und die Freiheit sich nehmen ließe; und wo das Evangelium genug gepredigt und doch Etliche ohne Schuld der Evangelischen noch schwach seien, da müsse man frisch hindurch fahren und die Schwachen Gott befehlen. [1])

Auf jene angebliche Vollmacht der Kirche stützte man namentlich auch den Ausschluß der Laien vom Abendmahlskelch, während, wie

Luther hervorhebt, auch papistische Theologen jetzt zugestanden, daß Christus ursprünglich für die Jünger insgemein die beiden Gestalten des Sakraments eingesetzt habe. Die Austheilung des Kelches an die Laien blieb ein hervorstechender Bestandtheil der Reformation, gegen welchen die Bischöfe eiferten. Wir berichteten früher (S. 114) von Luthers Aeußerung darüber in seiner „Tröstung an die Christen zu Halle" 1527. Mit einer größern Schrift beantwortete er im folgenden Jahr ein neues Mandat des Bischofs von Meißen gegen diese Reform und ging nun hier auch auf die Gründe ein, mit welchen katholische Theologen, namentlich Faber, das kirchliche Verbot rechtfertigen wollten. Er that es, obgleich er, wie er sagt, sich vorgenommen, hinfort wider keinen Papisten zu schreiben. Seine Absicht, sagt er, sei auch jetzt nicht, sich wider die Papisten zu legen, sondern allein die Seinigen zu trösten und zu stärken. Denn jene wolle er ihrem Abgott überlassen, da sie doch nicht anders wollen. Zugleich rühmt er spottend, wie gut lutherisch doch in anderen Stücken die katholischen Junker und Herrn geworden seien, wie sie jetzt Geschenke, Gelder und Kleinodien in Menge von Klöstern und Stiftern einziehen, in die Rechte des Papstes und Klerus eingreifen u. s. w., während sie als strenge Papisten die Leute zu Einer Gestalt des Sakramentes zwingen. Zur Sache, nämlich zu dieser Frage über das Sakrament übergehend, erörtert er aufs Neue, unter Rückbeziehung auf seine vorhin besprochenen Sermone, jene angebliche Gewalt der Kirche. Diejenige Kirche, die über Gottes Wort sich setze, erklärt er für des leidigen Teufels Kirche und Satans Braut. Auch stellt er die alte Kirche, welche die beiden Gestalten nach des Herrn Stiftung erhalten, der neueren, welche eigenmächtig geändert habe, gegenüber: jene habe sich als rechte Kirche bewährt in ihren Früchten, mit ihren trefflichen, fleißigen, züchtigen Lehrern, während diese keinen Bischof habe, der den Katechismus zu beten verstünde, oder studirte, oder der Seelen sich annähme. Von den Vertheidigern der kirchlichen Satzung war sie neuerdings wieder damit begründet worden, daß man Christi Blut nicht der Gefahr aussetzen dürfe bei Darreichung des Kelches verschüttet zu werden: dagegen meint Luther, es könne ihnen selbst mit solchen Alfanzereien nicht Ernst sein, — als ob dem Herrn mehr Unehre geschähe durch solch Verschütten, als durch ein Brechen und Aendern seiner Stiftung. Schaden sollte der Verlust des Kelches den Laien nach der kirchlichen Theorie (der Lehre von der Concomitanz) um des willen nicht bringen, weil unter der Einen Gestalt auch das Blut und überhaupt der ganze Christus nach seiner Gottheit und Menschheit sei; so sollte nach dem bischöflich meißnischen Mandat auch das Volk von den Pfarrern belehrt werden. Luther dagegen will von dieser ganzen Concomitanzlehre Nichts wissen: man werde so folgern, daß auch die ganze Dreieinigkeit im Sakrament genossen und vom

Priester geopfert werde; wer mache uns gewiß über dergleichen Folgerungen? wer habe befohlen, mehr ins Sakrament zu ziehen, als die klaren, hellen Worte Christi geben? wie der Leib ohne Blut oder mit Blut da sei, sollen wir nicht wissen noch forschen; die hellen, starken Worte Christi heißen uns jedenfalls auch trinken aus dem Kelche. [1])

Weiter betrieben jetzt Freunde Luthers die Polemik gegen den Katholizismus und dessen Vorkämpfer und er selbst führte mehrere ihrer Schriften mit kürzeren und längeren Vorreden ein. Freude machte ihm zu sehen, wie er nunmehr auch die papistischen Theologen aus den Büchern der Sophisten heraus in die heilige Schrift hineingejagt habe und wie kläglich sie in dieser bestehen, von deren Wahrheit jetzt fünfzehnjährige Knaben und Mägdlein mehr wissen, als vordem alle hohen Schulen und Doktoren. Andererseits machte sich ein ungenannter Anhänger der Reformation, vielleicht Spengler in Nürnberg, an die katholisch kirchlichen Rechtsbücher und sammelte aus ihnen Stellen, die dem göttlichen Wort „ungefährlich gemäß" oder wenigstens nicht zuwider seien, um sie den Papisten selbst entgegen zu stellen. Auch diese Schrift erschien mit einer Vorrede Luthers, ums Neujahr 1530, in deutscher Sprache. Er wünschte, daß die Verfolger des Evangeliums daraus sehen möchten, wie sie stockblind seien, ihre eigene Lehre nicht haltend, erinnerte auch, daß die Evangelischen immer bereit gewesen seien, alles Mögliche sich gefallen zu lassen, wenn man ihnen nur die Hauptstücke christlicher Lehre frei gebe. Die Schrift verursachte großes Aufsehen und auch sogleich einige Gegenschriften; Herzog Georg aber verstand sie gar so, als ob Luther jetzt von dem Standpunkt, auf welchem er einst das kanonische Recht verbrannt hatte, abginge. — Auch eine neue, gereimte, mit Bildern illustrirte Spottschrift gegen das Papstthum und seine Glieder, nämlich Bischofsstand, Pfaffenstand, Mönchsorden u. s. w. führte Luther 1526 vor dem Publikum ein: denn es sei nicht, wie Etliche meinen, jetzt genug solches Spottes, sondern man müsse der Hure, mit welcher die Könige und Fürsten gebuhlt haben und noch buhlen (Offenb. Joh. 17, 1 ff.) voll und wohl einschenken, bis sie wie Koth auf der Gasse zertreten werde und Nichts Verächtlicheres auf Erden sei, denn diese blutgierige Jesabel (2 Kön. 9, 33 ff). — Ferner gab er 1528 gemeinsam mit Speratus eine zuvor durch den Schriftsteller Bovillus (Charles de Bouelles, 1508) veröffentlichte Vision des frommen, 1488 verstorbenen schweizerischen Einsiedlers Nikolaus von der Fluhe mit Abbildung und eigener Auslegung heraus. Diesem war einst ein Haupt mit dreifacher Krone erschienen, das ein schreckliches Angesicht hatte, aus welchem sechs Schwerter hervorgingen u. s. w. Luther gab natürlich eine Deutung aufs Papstthum. — Zu den weit verbreiteten und immer neu aufgelegten Weissagungs-Büchlein des der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts angehörigen Astronomen Johann Lichtenberger schrieb er 1527 gleichfalls eine Vorrede. Während nach diesen Weissagungen eine große Heimsuchung über den Klerus kommen, nachher aber es wieder gut mit ihm werden sollte, wurde dies nun von Vielen, besonders Geistlichen so gedeutet, als ob derselbe das Schlimme im Bauernaufstand und Auftreten der lutherischen Lehre bereits überstanden hätte und sich jetzt neuer guter Zeiten freuen dürfte. Hiegegen will ihnen Luther geweissagt haben, daß sie, wenn sie nicht in Lehre und Leben sich bessern, mit ihrer Freude werden zu Schanden werden und bekennen müssen, daß der Luther es besser getroffen habe, denn der Lichtenberger und ihre Selbstgedanken. Zugleich spricht er hier seine Meinung über solche Weissagungen überhaupt aus, über Weissagungen nämlich, welche nicht aus dem heiligen Geist kommen und geistliche Offenbarung seien, sondern gemäß der alten heidnischen Kunst der Astrologie auf den Lauf des Himmels und die Wirkungen der Gestirne sich gründen; er theilt den Glauben, daß Gott wirklich bevorstehendes Unglück durch himmlische Zeichen, Schwanzsterne, Sonnen- und Mondsfinsternisse u. s. w. andeute, um die Gottlosen zu bedrohen und zu warnen, erklärt aber jene Kunst, welche mit ihnen sich beschäftige, für ganz unsicher und eitel und will, daß fromme Christen nach solcher Weissagung Nichts fragen, weil sie Gott sich ergeben haben und solchen Drohens und Warnens nicht bedürfen. [1])

Persönlich hätten unter den papistischen Angriffen, wenn Luther sie nicht zu sehr verachtet hätte, am meisten die über seine Ehe ihn erbittern müssen. Sie gab, so wenig man auch Neues über sie aufzubringen und Schlimmes aus ihrem Verlauf aufzuspüren vermochte, doch Ursache zu immer neuen pathetischen Strafreden, höhnischen Ausfällen und schmutzigen Schmähungen. Auch Emser machte ein Spottlied auf seine Hochzeit. Besonders thaten sich im Jahre 1528 zwei Leipziger Magister, von der Heyde oder Myricianus und Hasenberg, mit gedruckten Schmähbriefen in Prosa und Versen hervor, welche sie ihm und seiner Frau durch einen eigenen Boten ins Haus schickten. Luther aber verlor bald kein Wort mehr über das Aergerniß, welches er mit seinem Eintritt in den von Gott gestifteten und geheiligten Stand der Welt und ihrem, mit Unreinheit beladenen Priester- und Ehestande gegeben habe. Alle Publikationen jener Art ließ er unbeantwortet. Auf jenes Leipziger Produkt gaben ungenannte Freunde satirische Erwiederungen heraus, denen es nun auch an plumpem Witz nicht fehlte. Aus Myricianus machten sie einen Myricionos (onos griechisch=Esel) und zogen so jenen als großen Esel auf. Nur eine von ihnen eingereihte Fabel von einem Esel, der mit Hilfe eines Fuchses einem Löwen unter einem Haufen thörichter Thiere den Rang abläuft, mag wohl von Luther selbst, der ein Freund äsopischer Fabeln war, her-

ſtammen. Wie wenig er ſich aus der ganzen Sache machte, ſieht man aus der Kürze, in welcher er dem W. Link darüber berichtet und ihm jene Entgegnung überſchickt: „die Leipziger Eſel haben meine Käthe mit den albernſten Schmähreden angegriffen, welchen vergolten worden iſt, wie Du hier ſiehſt". [1])

Unendlich mehr Sorge und Arbeit, als aller Streit mit Papiſten ihm bereitete, ging für Luther jetzt fortwährend von jener andern Seite, von den „Schwärmern, Rottengeiſtern, Sakramentirern" aus. Auf ſie geht er z. B. auch in ſeiner Antwort auf „des Königs von England Läſterſchrift" über und klagt, daß ſie, ſeine „zarten Kinder", ſeine „Brüderlein", ſeine „güldenen Freundlein", ihn noch gräulicher als die Papiſten angreifen und, während er gegen dieſe zu Felde liege, ihm in ſeinem Rücken die Stadt anzünden und Alles darinnen morden.

Neben dem großen Kampf, den er mit Zwingli führte, wuchs auch die Sekte der Wiedertäufer weiter heran, die wir nach ſeiner Auffaſſung mit Zwingli zuſammenzuſtellen haben, ſo ſcharf auch dieſer ſelbſt ſich gegen ſie erklärte. Sie wuchs ſo trotz der Verfolgung, welche mit Schwert, Feuer und Waſſer über ſie verhängt wurde, und eben in Kraft des Martyriums, deſſen ſie darum ſich rühmte. Luther ſtaunte über die Standhaftigkeit dieſer Märtyrer, vermißte aber bei ihr die Demuth und Milde gegen Feinde, welche echten chriſtlichen Zeugen eigne, und verglich ſie vielmehr mit derjenigen der alten Donatiſten und der Juden bei Jeruſalems Zerſtörung durch die Römer: er zweifelte nicht, daß darin vielmehr der Satan wirkſam ſei. In Kurſachſen und überhaupt auf den lutheriſchen Gebieten vermochten ſie jedoch nicht ſich feſtzuſetzen. Dagegen erklärte Luther den Papiſten, ihnen geſchehe recht, daß ſie mit ſolchen Teufelsrotten zu thun haben, weil ſie das Evangelium nicht leiden wollen. [2])

Zu Anfang Februars 1528 erſchien auch gegen die Wiedertaufe eine Schrift Luthers, in der Form eines großen Sendſchreibens an zwei ungenannte, auf katholiſchem Territorium befindliche Pfarrherrn. Luther nahm zu ihr beſonderen Anlaß davon, daß der rührige Anabaptiſt Hubmaier in einem Büchlein mit auf ihn ſich berufen hatte. Er hatte ſie, wie er ſagt, in Eile und Unruhe unter anderen Geſchäften abgefaßt und zunächſt nur zur Belehrung und Stärkung „einfältiger und frommer" Chriſten beſtimmt; er wollte abwarten, ob vielleicht eines der gegneriſchen Häupter ihn durch eine Gegenſchrift zu einer ſorgfältigeren Ausführung antreiben werde, was übrigens dann nicht geſchah.

Von den Widerſachern der Kindertaufe fordert er hier vor Allem einen poſitiven Beweis, daß ſie wider Gottes Wort ſei. Denn ein ſolcher Beweis müſſe überall beigebracht werden, wo man Etwas ſtürzen wolle, was von Alters her im Brauch ſei; in dieſer Weiſe habe er ſelbſt

die Klöster und Messen umgestoßen. Behaupteten Jene, daß die Kinder noch nicht glauben können, so vermißt er eben auch hiefür den Schriftbeweis, erklärt ihr Argument, daß die Kinder ja noch keine Vernunft haben, für bloßen Dünkel und will sie positiv damit widerlegen, daß Christus den Kindlein das Himmelreich zuspreche, daß Johannes der Täufer nach Luk. 1, 41 schon im Mutterleibe Glauben gehabt habe, ja auch damit, daß nach Psalm 136, 37 f. das Blut der jüdischen Kindlein ein unschuldiges gewesen sei, diese aber nicht ohne Geist und Glauben haben rein sein können; warum, fragt er, sollte nicht durch das Reden und Taufen Christi, der selbst in der Taufe gegenwärtig ist, der Glaube und Geist ebensowohl in das Kind kommen, als er dort in Johannem kam? Daß wirklich die Kindertaufe recht sei, stützt er dann darauf, daß sie schon von den Aposteln herkomme, und auf das thatsächliche Zeugniß, welches Gott bisher im Bestande der Kirche und im Verlauf ihrer Geschichte hiefür abgelegt habe: wäre jene nicht recht, so hätte Gott sie nicht so lang in seiner ganzen Christenheit können hingehen lassen, hätte nicht so Vielen, die als Kinder getauft wurden, so große heilige Gaben verliehen; es müßte dann vielmehr so lange Zeit keine Taufe und keine Christenheit mehr gewesen sein; und doch sei gerade auch das Aufkommen des Antichrists Beweis dafür, daß die rechte Christenheit und somit auch die rechte Taufe noch bestehe: denn eben in Gottes Tempel, d. h. in der rechten Christenheit, habe dieser nach der Weissagung (2 Thess. 2, 4) sich setzen sollen. — Die Art übrigens, wie man die Wiedertäufer verfolgte, mißbilligt Luther auch hier: „doch", sagt er, „ists nicht recht und mir wahrlich leid, daß man solche elende Leute so jämmerlich ermordet; man sollte ja einen Jeglichen lassen glauben, was er wollte; glaubt er unrecht, so hat er genug Strafen an dem ewigen Feuer; warum will man sie dann auch noch zeitlich martern, so sie allein im Glauben irren und nicht auch daneben aufrührerisch sind? lieber Gott, wie bald ists geschehen, daß einer irr wird und dem Teufel in Stricke fällt? mit der Schrift und Gottes Wort sollt man ihnen wehren und widerstehen, mit Feuer wird man wenig ausrichten."[1])

Eine ausführlichere Schrift über und gegen den Anabaptismus gab 1530 Justus Menius heraus, wozu Luther eine längere Vorrede schrieb: hier wandte er sich namentlich auch gegen jene fleischlichen, politisch religiösen Hoffnungen und Tendenzen, welche bei den Wiedertäufern in der Stille fortglühten und bald nachher in der Stadt Münster so wild aufflammten, und gegen die Art, wie sie ihre Lehren und Bestrebungen durch herumschwärmende und schleichende Prediger zu verbreiten suchten.[2])

In Niederdeutschland wurde jetzt auch jener Melchior Hoffmann, den wir früher (oben B. 1 S. 660) in Livland trafen, als herum-

wandernder Prophet gefährlich. Luther, bei dem er 1527 erschien, wollte von seinen „Träumen" nichts wissen, bestritt seinen höheren Beruf und meinte, er solle bei seinem Handwerk, der Kürschnerei, bleiben. Jener aber behauptete sich zwei Jahre lang in Holstein, obgleich Luther 1528 den dort regierenden Herzog Christian vor seinem Treiben und besonders seinen unnützen Spekulationen warnte. Er bekämpfte jetzt auch die lutherische Abendmahlslehre. Endlich, von dort verwiesen, machte er Gemeinschaft mit den Wiedertäufern. In einen Streit durch Schriften hat sich Luther nie mit ihm eingelassen, während dies von Seiten Amsdorfs geschah.[1])

Luther sah ferner und sagte voraus, daß derselbe Geist, welchen er in diesen Richtungen zu bekämpfen habe, bald auch noch an anderen Stücken des allgemeinen christlichen Glaubens rütteln, besonders die Lehre von der Gottheit Christi und der Trinität zum Gegenstand des Angriffs machen werde. In der That war ja dies auch schon bei dem oben (B. 1 S. 732) erwähnten Denk der Fall und ähnlich dann bei verschiedenen anderen Genossen der wiedertäuferischen Richtung. So sagte Luther in einer Predigt des Jahres 1526 mit Bezug auf die heilige Dreifaltigkeit: „Der Teufel wird nicht ruhen, bis ers dahin bringe, daß es hiemit gehe wie mit dem Sakrament, welches, weil wir es haben dem Papst wieder aus dem Rachen genommen und in rechten Brauch wieder gebracht, fahren die Rotten zu und tretens gar mit Füßen; so wird es auch mit diesem Artikel gehen, daß wir wieder Juden werden." Ihm selbst war schon damit, daß man an Christus glaube, die Anerkennung seiner Gottheit nothwendig gegeben, weil man an Niemand denn an Gott glauben solle; denn dieses Glauben ist ihm ein Hängen des Herzens an Christus, wie mans an keinen bloßen Menschen noch Engel hängen dürfe. Und er räth nun, einfältig bei den Worten des Bekenntnisses „Ich glaube an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist" zu bleiben, vor allen fürwitzigen Fragen und eigenem Dünkel sich zu hüten, zugleich aber gegen das Andringen der Ketzerei im Voraus mit kräftigen Sprüchen der Schrift sich auszurüsten, die man den Verführern unter die Nase halten könne. Die erwähnten Männer traten indessen mit ihren Sätzen und Einwendungen zu wenig in die Oeffentlichkeit, als daß Luther Ursache gefunden hätte, eigens gegen sie zu schreiben; die rechten gefährlichen Feinde erwartete er, wie gesagt, erst von der Zukunft. — Als der Niederländer Johann Campanus im März 1530 seine Sätze gegen die Trinität sogar in der kurfürstlichen Residenz Torgau vorbrachte, sah auch Melanchthon hierin wieder eine Furcht jenes sakramentirerischen Geistes, — einen Beweis dafür, wie weit es die „Zwinglische Faktion" noch treiben werde.[2]) —

Unter allen den alten und neuen Kämpfen nach links und rechts aber und ferner unter den Arbeiten, welche zu gleicher Zeit die Visitation

der Kirche bereitete, ging nicht bloß die ordentliche amtliche Wirksamkeit Luthers ungestört weiter, sondern auch seine friedliche, lehrhafte und erbauliche schriftstellerische Thätigkeit im Dienste des göttlichen Wortes währte beständig fort, wenngleich nicht gerade besonders hervorleuchtende Früchte derselben aus diesen Jahren sich anführen lassen.

Der Gegenstand seiner akademischen Vorlesungen blieb die Auslegung des Alten Testamentes mit den reichen allgemein theologischen, dogmatischen und praktischen Ausführungen, welche nach seiner Art daran sich knüpften. Neben ihm war die alttestamentliche Exegese durch Aurogallus, den Lehrer der hebräischen Sprache, vertreten. Für die Auslegung des Neuen Testaments und den hiemit sich verbindenden dogmatischen Unterricht war jetzt Melanchthon für immer gewonnen und wurde darin von Luther immer gleich hoch geschätzt. Auch Bugenhagen, der Stadtpfarrer, und Jonas, der Stiftsprobst, trieben an der Universität biblische Exegese.

Luther hat seine Vorlesungen über die kleinen Propheten, deren wir (nach einer Angabe Spalatins) beim Jahre 1524 (oben B. 1 S. 617) gedachten, ohne Zweifel noch in den folgenden Jahren fortgesetzt. Aus Nachschriften derselben sind 1526 lateinische Anmerkungen Luthers zu Hosea erschienen, und so stammen wohl aus jenem Jahre auch die zu Joel, Amos und Obadja, welche 1536, und die zu Nahum, Zephanja und Malachia, welche erst nach seinem Tode veröffentlicht worden sind.[1])

Sodann finden wir ihn im Sommer 1526 beim Prediger Salomonis beschäftigt. Sprache und Inhalt dieser eigenthümlichen Schrift kostete ihn viele Anstrengung. Das Dunkel, in welchem er sie bisher liegen, und die mancherlei verkehrten und ungeheuerlichen Auslegungen, unter welchen er sie bisher leiden sah, machten ihm besondere Beschäftigung mit ihr zur Pflicht. Ihre Betrachtungen über die Räthsel des allgemeinen menschlichen Lebens und des göttlichen Waltens in demselben nahmen sein Interesse in hohem Grad in Anspruch. Eben fürs Leben, fürs private und häusliche Leben und fürs weltliche Regiment, hoffte er jetzt ihre sittlichen Winke und Weisungen fruchtbar zu machen. Noch im November des Jahres wurde er mit seiner Vorlesung darüber fertig, welche von einigen schnellschreibenden Zuhörern aufgenommen und so bei Freunden verbreitet wurde. Neben ihm arbeitete Melanchthon an einer Uebersetzung des Buches. Luther wünschte dann sehr, seine Erklärung desselben herauszugeben, ja er äußerte, daß er nie Etwas so gern hätte drucken lassen, weil er das Buch für so nützlich halte, und fand nur noch nicht Zeit und Kraft dazu. Als er aber 1528 hörte, daß eine Auslegung desselben Buches durch Brenz erscheinen sollte, wollte er ihr mit der seinigen „von

Herzen weichen" und gab ihr ſelbſt eine Vorrede voll hohen Vertrauens auf dieſen gottbegabten Mann mit in die Oeffentlichkeit. Erſt ſpäter haben Andere mit ſeiner Zuſtimmung auch eine Nachſchrift ſeiner eigenen Vorleſungen zum Druck vorbereitet und 1532 herausgegeben.[1])

Weiter hören wir, daß er im Mai 1527 ſich anſchickte, über Jeſaias zu leſen und im Winterhalbjahr 1529—1530 ihn zu Ende brachte. Matheſius, der an Pfingſten 1529 die Univerſität Wittenberg bezog, hörte ihn die 22 letzten Kapitel im Verlauf von ungefähr vierzig Wochen auslegen. Dieſe Vorleſungen wurden wohl durch eine Peſt, von der wir im nächſten Kapitel zu reden haben, wenige Monate nach ihrem Beginn unterbrochen. Später wurden ſie vom Buchdrucker Luft in einer kürzeren (1532) und nachher (1534) in einer veränderten und bereicherten Redaktion publizirt.[2])

Endlich müſſen wir in die Zeit zwiſchen 1526 und 1531 eine Auslegung des Hohen Liedes ſetzen, welche Luther auf dem Katheder vortrug. Wir möchten ſie an die des Predigers Salomonis anreihen, wie Luther ſelbſt in ſeiner Einleitung zu ihr bemerkte, daß das Hohe Lied ſeinem Inhalte nach mit dieſem zuſammengehöre (vgl. oben B. 1 S. 612). Nur der Umſtand, daß wir keine andere altteſtamentliche Vorleſung Luthers für die Jahre 1530 und 31 kennen, ließe ſich dafür anführen, daß ſie erſt hierher zu verlegen ſei. Erſt i. J. 1538 wurde ſie von Veit Dietrich, welcher darum ſchon ſeit Jahren vom Königsberger Prediger Briesmann gebeten war, aus kurzen Nachſchriften, die er ſeiner Zeit gemacht hatte, herausgegeben.[3])

Daneben nahm Luther jetzt auch wieder einzelne neuteſtamentliche Schriften vor: er las während jener Peſtzeit für diejenigen Studenten, welche in Wittenberg verblieben, vom Auguſt bis in den Oktober 1527 über den 1 Joh.-Brief, dann bis zu Ende des Winterhalbjahrs über den Titus- und 1 Timoth.-Brief. Es haben ſich davon kurze Aufzeichnungen von Zuhörern erhalten, und zwar aus der Vorleſung über den Johannes-Brief Nachſchriften von zwei verſchiedenen Händen. Hievon ſind endlich noch andere, weitläufigere Anmerkungen Luthers zu eben demſelben Brief zu unterſcheiden, welche gleichfalls handſchriftlich auf die Nachwelt gekommen ſind. Sie werden wir nach Zeitbeziehungen, welche in ihnen vorkommen, ins Jahr 1529 und 1530 zu ſetzen haben. Luther mag da veranlaßt worden ſein, die Vorleſung, mit der er 1527 nur wenigen Studenten gedient hatte, zu wiederholen, und ſie hiebei neu ausgearbeitet haben.[4])

Das Predigen in der Pfarrkirche neben Bugenhagen ſetzte Luther an Sonn- und Wochentagen fort, — in den Hauptgottesdienſten der Sonn- und Feſttage über die kirchlichen Perikopen, ſonſt über bibliſche

Bücher oder größere, frei gewählte Abschnitte. Die Predigten, welche er über die fünf Bücher Mose hielt, zogen sich, wie schon früher erwähnt worden ist (oben B. 1 S. 615), noch bis durchs Jahr 1529 hin: als er vom Marburger Gespräch zurückkam, stand er beim 7. Kapitel des 5. Buches, am 4. Advent 1529 beim 9.; hierauf folgte eine Unterbrechung, nach welcher er diese Predigten nicht wieder aufnahm. Nach seinem Tode wurden die über 5 Mos. 1—9 (mit Ausnahme von Kap. 2 und 3, welche er als Wiederholung früherer mosaischer Berichte überging), ebenso wie die über 2 Mos. 1—18 aus Nachschriften veröffentlicht, — schon 1532 die Predigt über 4 Mos. 6, 22—27, den in der christlichen Kirche fortwährend üblichen priesterlichen Segen. Ferner haben wir von ihm aus dem Jahre 1526 eine lange, im folgenden Jahre herausgegebene Predigt über die Weissagung Jerem. 23, 5—8, handelnd „von Christus Reich und christlicher Freiheit". [1])

So lange Bugenhagen 1528 und 29 von Wittenberg abwesend war, versah Luther sogar das ganze Amt des Stadtpfarrers, dem indessen mehrere Diakonen zur Seite standen. Gepredigt hat er damals drei- bis viermal wöchentlich: auch ausführlich über die zehn Gebote, nach 2 Mos. 19 und 20, und über einen Theil des Johannes-Evangeliums, nämlich mindestens über das hoheprieſterliche Gebet Joh. 17 und über die Geschichte des Leidens und der Auferstehung Jesu Joh. 18, 1—20, 18. Die Predigten über den Dekalog erschienen sofort im Druck, die über Joh. 17, durch Luthers Freund Cruciger redigirt, im Jahr 1530, die über Joh. 18 ff. erst nach Luthers Tod. [2])

Nachher aber, ums Neujahr 1530, wurde er durch Vorkommnisse und Zustände der Wittenberger Gemeinde, die uns näher nicht bekannt sind, so entrüstet, daß er die Kanzel vor ihr nicht mehr betreten wollte. Matheſius berichtet, er habe damals seinen Pfarrkindern eine heftige Bußpredigt gehalten, fast wie der Herr Christus wider die von Kapernaum und Bethsaida (Matth. 11, 20 ff.) Ach und Wehe geschrieen habe, weil er Gottes Wort schier habe zum Hohn und Spott werden sehen; habe sich öffentlich vernehmen lassen, daß er nicht mehr predigen wolle, und habe wirklich eine Zeit lang inne gehalten, bis sein Eifer abgekühlt worden oder vielmehr bis sein Beruf in seinem Herzen entbrannt sei, doch wieder aufzutreten. Sein Kurfürst drückte ihm hierüber schon am 18. Januar große Bekümmerniß aus, stellte ihm vor, wie sehr seiner eigenen Lande wegen und fremder Leute halber und um der sonderlichen Freude willen, die sonst den Widersachern des Evangeliums erwachsen möchte, daran gelegen sei, daß er nicht aufhöre zu predigen, versprach ihm, seinen etwaigen Beschwerden durch landesherrliche Fürsorge mit Gottes Hilfe zu steuern, bat ihn, dem Allmächtigen zum Lob und armen begierigen Leuten zum

Troſt wenigſtens noch je am Sonntag eine Predigt zu halten und wollte ſich zu ihm gar gnädiglich verſehen, daß er ſchon in der nächſten Woche wieder damit anfange.[1])

Seine Sammlung ſonntäglicher Predigten zur Kirchenpoſtille wurde 1525 (oben B. 1 S. 614 f.) fürs Winterhalbjahr fertig. Von da an arbeitete er nicht mehr ſelbſt daran weiter, ließ jedoch den Magiſter Stephan Roth aus Zwickau, nachmaligen Stadtſchreiber, weitere Predigten aus Nachſchriften, welche dieſer zum Theil ſelbſt gemacht hatte, und aus einzelnen früheren Drucken für den Sommertheil der Poſtille und für eine Poſtille der Feſt- und Feiertage ausſuchen und zuſammenſtellen. Roth erlaubte ſich dabei mancherlei Aenderungen des urſprünglichen Textes, Umgeſtaltung des Ausdrucks, auch Umſtellung größerer Abſchnitte einzelner Predigten. So wurden dieſe übrigen Theile der lutheriſchen Kirchenpoſtille 1527 herausgegeben. Von ſich ſagt Luther in der Vorrede nur, er habe es „ſich gefallen laſſen", daß ſeine Sermone alſo mit Fleiß und Sorgen gedruckt würden. Die von Roth redigirten Theile enthalten indeſſen nur Predigten über die Evangelien, nicht über die Epiſteln. Predigten Luthers über dieſe kamen in die Sommerpoſtille erſt durch Cruciger in einer neuen Ausgabe des Werkes vom Jahre 1543.[2])

Während diejenige Auslegung und Verkündigung Alt- und Neuteſtamentlichen Gotteswortes durch Luther, über welche wir bisher berichteten, zunächſt Sache freien Vortrages war, der durch fremde Hände aufgezeichnet wurde, arbeitete er ſelbſt eine deutſche Erklärung des Propheten Jonas, des Habakuk und des Sacharja für den Druck aus und ließ die beiden erſteren 1526, dieſe zum Neujahr 1528 erſcheinen. In der des Jonas wollte er für eine Zeit, da der Teufel zur rechten Seite mit ſeinen Geiſtern und Rotten, zur linken mit der papiſtiſchen Tyrannei drohe und tobe, ein ſonderliches, treffliches, tröſtliches Exempel des Glaubens und ein großes, mächtiges Wunderzeichen göttlicher Güte aller Welt vortragen. Auf Habakuk war er ohne Zweifel beſonders durch jenen ihm ſo wichtigen, von Paulus öfters citirten Ausſpruch des Propheten „der Gerechte wird ſeines Glaubens leben" hingeführt worden; ſo wünſchte er dieſen Propheten wieder an den Tag zu bringen, der wohl kein geringes Anſehen bei den Apoſteln gehabt, ſeither aber kaum mehr das Licht geſehen habe. Seine Auslegung des an Viſionen und Bildern ſo reichen Sacharja ſollte einer verkehrten Richtung der Gegenwart gegenübertreten, wo, wie er klagt, ein Jeder ein neuer Deutelmeiſter ſein und an den ſchwerſten oder allegorienreichſten bibliſchen Büchern, an Daniel, der Offenbarung Johannis u. ſ. w. mit ſeiner Kunſt glänzen möchte, auf den Nutzen des armen gemeinen Mannes aber gar nicht achte. Er ſelbſt erklärt hiegegen: die beſte, nützlichſte und nöthigſte Predigt und Lehre bleibe

immer die des Katechismus, nämlich jener einfachen Hauptstücke, welche man „dem Pöbel immer vorbläuen" und auf welche man den ganzen Schriftinhalt beziehen müsse; den Sacharja nun lasse er nicht für den Pöbel ausgehen, sondern für die, so daheim in der Schrift lesen und sich im Glauben stärken möchten; er wolle aber darin anzeigen, wie man nicht jene eiteln Künste treiben, sondern in allen Propheten immerdar das rechte Hauptstück, den Glauben, suchen sollte. Nach diesem Grundsatz verfuhr er auch sonst überall; er meint dabei den seligmachenden, immer zugleich aufs Leben bezüglichen Christenglauben, dessen Grundwahrheiten schon Kern und Ziel aller Prophetie seien. Seine Auslegung ist hiebei immer voll frischen, religiösen, praktischen Geistes, während freilich die ursprünglichen historischen Beziehungen der Prophetenworte auch bei ihm nicht zu ihrem Rechte kommen. Wo er über den Sinn einer Weissagung noch nicht sicher ist, bekennt er es offen. So bemerkt er z. B. bei Sach 14, 1 ff.: dieses Wort habe man bisher vom Antichrist und jüngsten Gericht verstanden; ihm scheine es vielmehr auf die Zerstörung Jerusalems durch die Römer und den darauf folgenden Kampf Christi und des Evangeliums mit den Heiden zu gehen (eine sehr freie Deutung!); er wolle seine Meinung darthun, ob sie gleich auch an vielen Orten nicht gewiß genug sei, und endlich dem heiligen Geiste die Meisterschaft lassen.[1])

Aus dem ihm so werthen Psalter nahm Luther, wie schon früher, so auch jetzt wieder einzelne Stücke, um sie für besondere Zwecke praktisch auszulegen. Wir erwähnten bereits seine tröstliche Erklärung der Psalmen 37. 62. 94. 109, welche er im Jahr 1526 der Königin Maria von Ungarn gewidmet hat (oben S. 113). Im gleichen Jahre erschien „der 112. Psalm Davids, von Reichthum, Ehr und Lust, wie die Gerechten derer wohl gebrauchen und die Gottlosen mißbrauchen"; wir sollen darin „nicht allein fein gelehrt werden, fromm zu sein, sondern auch reichlich getröstet und gereizt, in der Gerechtigkeit zu bleiben und das Unglück der Feinde (d. h. das Unglück, das von ihnen über uns kommt) mit getroster Geduld zu tragen". Einem Rathschlag, welchen er 1529 für die Behandlung einer schwermüthigen Person aufsetzte und welcher nach seinem Tod gedruckt worden ist, gab er den 142. Psalm mit kurzen Glossen bei.[2])

Die höchste Aufgabe aber, welche er für seine Arbeit an der heiligen Schrift sich gestellt sah, blieb die vollständige Verdeutschung derselben. Noch fehlten seiner Uebersetzung des Alten Testamentes die Propheten. Wir finden ihn seit Anfang des Jahres 1527 mit der des Jesaia beschäftigt, welchen er nun zugleich zum Gegenstand seiner akademischen Vorlesungen machte. Daneben gab er in der deutschen Auslegung der vorhin genannten kleinen Propheten natürlich auch eine Ueber-

tragung ihres Textes heraus. Vornehmlich die Arbeit an der Bibelübersetzung war es, wonach er aus dem schriftstellerischen Kampf mit Zwingli sich zurücksehnte. Mit heißer Anstrengung lag er unter Beistand seiner Freunde ihr ob, nachdem er diesen abgebrochen hatte. In einem Brief an Link rief er aus: „Mein Gott, was ists für ein großes und mühsames Werk, die hebräischen Schriftsteller zwingen, daß sie deutsch reden; wie sträuben sie sich, ihr Hebräisch zu verlassen und das barbarische Deutsch nachzuahmen, als wollte man die Nachtigall zwingen, daß sie von ihrer feinen Melodie lasse und den Kuckuk nachahme, dessen einförmigen Ton sie verwünscht." Die wiedertäuferischen Theologen Hetzer und Denk kamen ihm mit einer Verdeutschung der Propheten zuvor, welche 1527 in Worms erschien; er schätzte den Fleiß, mit welchem sie ausgearbeitet sei, fand aber ihre Sprache zu undeutlich. Seine eigene Uebertragung des Jesaia, die er zunächst separat mit einem längeren, einleitenden Vorwort herausgab, wurde erst im September oder Oktober 1528 fertig; vor dem Druck wurde sie auch von Melanchthon noch einmal durchgesehen.

Dann wurde seine Arbeit an den Propheten durch andere Thätigkeiten und Aufgaben abermals verzögert: man denke an seine Visitatorenthätigkeit, seine Stellvertretung für Bugenhagen, seine Reise nach Marburg u. s. w. Ferner entging ihm während des Speierschen Reichstages die Hilfe Melanchthons.

Inzwischen nahm er, während dieser dort abwesend war und er selbst in Folge von Heiserkeit einer unfreiwilligen Muße als Dozent und Prediger genoß, das griechisch verfaßte apokryphische Buch der sogenannten Weisheit Salomonis vor. Seine Uebersetzung desselben erschien, nachdem er sie einer Correktur durch den heimgekehrten Melanchthon unterworfen hatte, wohl im Juni 1529, wurde übrigens später noch beinahe ganz von ihm umgearbeitet. In der Vorrede bemerkt er, daß alte Väter dieses Buch, welches „stark judenze", wohl mit Recht dem alexandrinischen Juden Philo, dem Zeitgenossen der Apostel, möchten beigelegt haben, erkannte jedoch an, daß es viel gute Dinge enthalte und des Lesens werth sei; sonderlich, sagt er, sollten es lesen die großen Hansen, die wider ihre Unterthanen toben und gegen die Unschuldigen um Gottes Wort willen wüthen; denn ihnen drohe der Verfasser, daß sie nicht tyrannisch des Amtes, das ihnen Gott befohlen, mißbrauchen sollten, und darum komme das Buch auch eben jetzt zu rechter Zeit an den Tag.

Unmittelbar an diese Arbeit schloß sich eine größere, welche Luther wieder dem Neuen Testamente zu widmen hatte. Er bereitete sehr sorgfältig gemeinsam mit Melanchthon eine neue Ausgabe seiner Uebersetzung desselben vor, deren Druck noch 1529 begann und in den ersten Monaten des nächsten Jahres vollendet wurde. Sie erhielt neben Aende-

rungen des Textes auch neue Randgloſſen, ferner eine neue, längere Vorrede zur Offenbarung Johannis.

Erſt dann wandte Luther ſich wieder zu den Propheten. Und zwar wollte er jetzt zunächſt den Daniel herausgeben — zum Troſt, wie er ſagt, für die gegenwärtige letzte Zeit. Daneben nahm er übrigens auch ſchon den Jeremias vor. Jenen erledigte er noch ehe der Augsburger Reichstag zu Anfang Aprils 1530 ihn von Wittenberg wegrief. Seiner Ueberſetzung ſchickte er eine Zuſchrift an Johann Friedrich und eine Ueberſicht über Inhalt und Bedeutung der einzelnen Kapitel voran (Luthers eingehende Erklärung des 12. Kapitels ſtammt erſt aus ſpäterer Zeit). Mit allen damaligen Auslegern ſah er in den vier Weltreichen, von welchen der Prophet redet und auf deren letztes das Reich Gottes und ſeiner Heiligen folgt, das aſſyriſch-babyloniſche, das mediſch-perſiſche, das macedoniſche und das römiſche, welches übergegangen ſei auf die deutſche Nation. In Kap. 8 weiſt ihn der Prophet auf Antiochus Epiphanes hin, gegen welchen die Makkabäer kämpften, ſtellt jedoch in dieſem zugleich den Antichriſt dar, und die Weisſagung des 12. Kapitels „gehet", wie er ſagt, „ganz und gar unter Antiochus Namen auf den Antichriſt und auf dieſe letzte Zeit, da wir innen leben"; der Antichriſt aber iſt ihm „klärlich" der Papſt. Das kleine Horn, welches Kap. 7, 8 drei Hörner des das römiſche Reich abbildenden Thieres umſtößt, deutet er auf den „Muhamed oder Türken", der jetzt Aegypten, Aſien und Griechenland genommen habe: mehr Hörner werde derſelbe nicht abſtoßen, es ſei alſo auch hienach jetzt das Ende, der jüngſte Tag, zu erwarten. Seine Geſammtauffaſſung der Zeitlage, wie er ſie ſchon in dem Widmungsſchreiben ausſpricht, iſt dieſe: „das römiſche Reich iſt am Ende, der Türke aufs Höchſte gekommen, die Pracht des Papſtthums fällt dahin, und knacket die Welt an allen Enden faſt als wollt ſie ſchier brechen und fallen; denn daß jetzt dasſelbige römiſche Reich unter unſerem Kaiſer Carolo ein wenig aufſteiget und mächtiger wird, denn es lange Zeit her geweſen, dünkt mich, es ſei die Letze und vor Gott eben ein Ding, als, wenn ein Licht oder Strohhalm gar ausgebrannt jetzt verlöſchen will, ſo gibts eine Flamme von ſich, als wollts allererſt recht anbrennen, und eben mit demſelbigen gehets aus: gleich wie die Chriſtenheit jetzt auch thut mit ſo hellem Evangelio." Er führt auch menſchliche Weisſagungen an, wonach es nach dem gegenwärtigen Jahre 1530 wieder gut werden ſollte: wir erinnern hiebei an jene des Lichtenberger; er ſelbſt aber hoffte, daß dieſelben, wenn ſie richtig ſeien, im Anbruch des jüngſten Tages ſich erfüllen werden, der die Gläubigen von allem Uebel erlöſe und ihnen zur ewigen Freude helfe. So feſt hielt er im Wechſel der Jahre ſeine Erwartung des erſehnten nahen Endes, von der wir ja längſt wieder und wieder zu reden hatten und

che er namentlich auch in Briefen fortwährend aussprach. Eben solche anken verursachten ihn, wie er sagt, diesen Propheten vor den andern gehen zu lassen, auf daß derselbe noch an den Tag käme, ehe es denn es zergehe, und daß derselbe sein Amt ausrichte und tröste die elenden isten, um deren willen er geschrieben und auf diese letzte Zeit gesparet

Nur meine man nicht, daß Luther irgend auf Grübeleien über die elnen bevorstehenden Dinge sich eingelassen hätte: sein Absehen geht rall lediglich auf die einfachsten christlich sittlichen Mahnungen und Warigen, und daneben sucht er ferner hier, wie sonst überall, die Geschichten d Worte der Propheten auch ohne Rücksicht auf ein näheres oder fers Ende für die Gegenwart fruchtbar zu machen; namentlich möchte er t seiner Zuschrift, daß aus dem Buch Daniel ein Fürst lerne, den Gott fürchten und ihm zu vertrauen, der die frommen Fürsten so lieb habe, böse so zorniglich stürze und wüst mit ihnen umgehe, und dessen Hand ein Alles gebe, setze, halte, regiere, schütze und wegnehme.[1]) —

Von rein praktischen Schriften Luthers aus jener Zeit haben wir sonders noch eine zu nennen, zu welcher sein Freund Heß bei einer in reslau ausgebrochenen Pest 1527 ihn veranlaßte. Dieser wünschte ein ntachten darüber, „ob einem Christen zieme zu fliehen in Sterbensusten". Luther gab dasselbe in seiner Schrift: „Ob man vor dem terben fliehen möge". Sie entsprach so sehr einem praktischen dürfniß, daß sie sofort in einer ganzen Reihe von Ausgaben und Nachrucken sich verbreitete. Wir behalten uns jedoch ein Eingehen in ihre rundsätze für unseren nächsten Abschnitt vor, wo wir sehen werden, wie auch selbst praktisch diese bethätigte. — Einen „kurzen tröstlichen nterricht" für Sterbende, verfaßt von Thomas Venatorius Nürnberg, empfahl er 1529 durch ein Vorwort. — Mit einer längeren orrede in Form einer Zuschrift an den Wittenberger Hauptmann Metzsch hrte er im gleichen Jahr ein Büchlein des Justus Menius „Von ristlicher Haushaltung" ein, bekräftigend, was dasselbe zu Ehren ines rechten ehelichen Lebens und zur Förderung christlicher Kinderzucht nd Jugendbildung aussprach und was ja er selbst zuerst seinen Deutschen ns Herz gelegt hatte und ihnen einzuschärfen sich bemühte. Jener Metzsch, in in Wittenberg gewaltiger Herr, der „Herzog von Wittenberg", wie hn Luther einmal nannte, lebte selber als Junggeselle und zwar in einer Weise, die Aergerniß gab. Eben ihm wollte Luther die Würdigung des Ehestandes speziell ans Herz legen. Eben auch er sollte es beherzigen, wenn Luther in der Zuschrift an ihn von Männern sprach, welche laß und sicher dahin gehen, nicht denken, daß Gottes Gebot sie zum Ehestand nöthige, grade als stünde in ihrem Gütdünken sich zu verehelichen oder nicht, — „bleiben daneben in öffentlichem, erkannten, sündlichen Leben,

trösten sich der letzten Stunde, darin sie dann büßen wollen, wenn sie nicht mehr sündigen können und sie nicht die Sünde verlassen, sondern die Sünde sie verlässet".[1]) —

Wir gedenken ferner nochmals der Schriften Luthers, welche mit der Kirchenvisitation im Zusammenhang standen, seiner Theilnahme am „Unterricht der Visitatoren", seines Großen und Kleinen Katechismus.

Schwierige Fragen waren hinsichtlich des Eherechtes bei der kirchlichen Reformation und Visitation noch unerledigt geblieben. Große Mißstände, Verlegenheiten und Aergernisse erwuchsen besonders aus den sogenannten heimlichen Verlöbnissen. Das bestehende kirchliche Recht erkannte, wenn Zwei gegen einander erklärten Mann und Frau sein zu wollen, dies schon für eine Eheschließung an. Die Ehe war hiemit rechtlich giltig auch ohne Einwilligung der Eltern, ohne eine Proklamirung, ohne kirchliche Einsegnung, obgleich die Kirche solche Unterlassungen rügte. Wie aber, wenn der eine Theil dem Verlöbniß untreu wurde? wie, wenn er öffentlich eine andere Ehe einging? wie, wenn mit dem zerrissenen ersten Verlöbniß gar schon eine thatsächliche geheime Gemeinschaft der beiden Personen sich verbunden hatte? Den Wittenberger Theologen wurden viele solcher Fälle vorgetragen. Die Visitationen brachten eine Menge verworrener Verhältnisse dieser Art an den Tag. Die bischöflichen Offiziale hatten argen Unfug gewähren lassen. Buben und Bübinnen liefen, wie Luther klagt, hin und her, nahmen Männer und Weiber, gingen wieder davon, stehlend, was sie konnten, handelten mit der Ehe „wie die Tataren oder Zigeuner, welche immerdar Hochzeit und Taufe halten, wo sie hinkommen". So fand man, wie Jener berichtet, in einem sehr kleinen Städtchen „sitzen zweiunddreißig Paar Volks bei einander zur Unehe, da entweder der Mann oder das Weib eine verlaufene Person war".

Für Luther nun war die Ehe, obgleich von Gott verordnet, doch ihrer Natur nach ein „äußerlich, weltlich Ding". Darüber, wie man sich nach Gottes Willen ehelich verbinden solle, entnahm er die Prinzipien, nach welchen ein christliches Gewissen urtheilen müsse, der heil. Schrift, meinte auch, mit echten Christen sei in solchen Sachen unschwer zu handeln. Allein er unterschied hievon die Frage, was für die große, fleischlich geartete Welt als Gesetz aufgestellt und mit Gewalt und der Schärfe des richterlichen Schwertes gehandhabt werden sollte. Dies wollte er der weltlichen Obrigkeit überlassen, der die Ehe als weltlich Ding, wie Haus und Hof, unterworfen sei.

Auf Andringen Anderer machte er sich dennoch im Jahr 1529, noch vor seiner Reise nach Marburg, an eine Schrift „Von Ehesachen", welche im Anfang des folgenden Jahres herauskam. Er ging in ihr eben davon aus, daß jene Aufgabe nicht ihm, sondern der Obrigkeit zustehe: die Tod-

ten, ſagt er, mögen ihre Todten begraben; wenn die Diener des Evangeliums wieder, wie der römiſche Klerus, Richter in Eheſachen würden, ſo werden ſie unverſehens wieder ganz in die weltlichen Händel hineingezogen werden und in dieſem Waſſer erſaufen. Doch wollte er zur Belehrung der Gewiſſen und zum Rath auch für Oberherrn, die Gewiſſens halber nicht nach den päpſtlichen Geſetzen Recht ſprechen wollten und deshalb Raths begehrten, ſeine Meinung namentlich in Betreff jener Verlöbniſſe ſagen.

Er geht genau auf die verſchiedenen einzelnen Fälle und Fragen ein. Das Wichtigſte der ihm eigenthümlichen Sätze iſt dieſes. Er fordert, daß die Ehe als ein öffentlicher Stand auch öffentlich mit Zeugen vor der Gemeinde geſtiftet und angefangen werde (auf Einſegnung durch einen Geiſtlichen kommt er dabei nicht zu reden); ein heimliches Verlöbniß gebe keine Gewißheit, eine ſolche Ehe ſei eine ungewiſſe und daher nicht anzuerkennen. Vor Allem aber will er ein Verlöbniß nicht gelten laſſen, das geſchehe hinter Wiſſen und Willen derjenigen, ſo „die Oberhand haben", als Vater, Mutter und was an ihrer Statt ſein möge: denn eine ſolche Ehe habe Gott, der Gehorſam gegen die Eltern gebiete, nicht zuſammengefügt. Wenn ferner zwei Perſonen durch ein geheimes Verlöbniß ſich verbunden haben und hernach der eine Theil demſelben untreu wird und mit einer andern Perſon öffentlich ſich verlobt, der andere Theil aber hiegegen Einſprache erhebt, ſo ſoll jenes erſte Verlöbniß für Nichts geachtet werden: das heimliche Verlöbniß ſoll dem öffentlichen weichen. Nur wenn der Mann vor Vollzug dieſer öffentlichen Ehe bekennt oder überwieſen wird, daß er die ihm zuvor heimlich Verlobte auch thatſächlich als die ſeinige gebraucht habe, ſoll dieſer Grundſatz eine Ausnahme erleiden: der Mann ſoll angehalten werden, vielmehr ſie zur Ehe zu behalten. — Aus jenem Rechte der Eltern will übrigens Luther keinen Zwang für die Kinder werden laſſen. Er fährt fort: gezwungene Verlöbniſſe ſollen Nichts gelten, es ſei denn, daß die Kinder in den Zwang willigten, ſtatt bei Obrigkeiten, Pfarrern und Freunden Hilfe gegen denſelben zu ſuchen. Ferner ſolle, wenn Eltern muthwillig ihren Kindern das Heirathen wehren, die Obrigkeit und, wenn dieſe nicht dazu thue, der Pfarrer mit guten Freunden eintreten und den Kindern als verlaſſenen Waiſen ihre Ehe erlauben und beſtätigen. — Weiterhin handelt Luther auch von Eheſcheidung — wegen Ehebruchs und böswilligem Verlaſſens, endlich von den Verwandtſchaftsgraden, welche ein Ehehinderniß begründen.

Luthers Erklärung über die Ungiltigkeit jener geheimen Verlöbniſſe verſtieß auch gegen die Anſicht evangeliſch geſinnter Rechtslehrer, wie namentlich ſeines Wittenberger Collegen Schurf. Melanchthon ſchrieb an Menius, als er ihm Luthers Gutachten darüber ankündigte: „es iſt ein

großes und gehässiges Unternehmen, aber, wie ich hoffe, nützlich fürs Gemeinwesen, und Jener macht sich aus Haß bei einer guten Sache nicht viel; du kennst die Festigkeit des Mannes." Später werden wir daraus für ihn, der allerdings fest blieb, viel Aerger in unangenehmen Conflikten mit den Juristen erwachsen sehen.[1])

Neuntes Kapitel.

Persönliches und Häusliches in den Jahren 1525—1530.

Zum geschichtlichen Bilde des Reformators und seines inhaltsreichen Leben gehört seit 1525 wesentlich seine Gattin. Sie stand ihm nicht etwa mit glänzenden Gaben des Geistes, mit eigenen hohen Ideen, Schwung der Phantasie oder Anderem dergleichen bei seinem Wirken zur Seite; wir sehen sie in solchen Stücken nicht über die Menge ihrer Geschlechtsgenossen hervorragen. Aber er fand bei ihr, was er nach dem Worte der Schrift (vgl. 1 Mos. 2, 18) bei ihr suchte: ihm, dem Manne, dem es nicht gut war allein zu sein, bot sie als eine nach Leib und Seele gesunde, kräftige Frau, was er für sein persönliches leibliches und psychisches Leben bedurfte. Mit ihrer mehr starken, derben, männlichen, als zarten und feinen Natur nahm sie nicht bloß Sorgen des Hausstandes auf sich, für welche er selbst weder Zeit, noch Begabung besaß, sondern vermochte auch unter den manigfachen tiefen körperlichen und gemüthlichen Leiden ihres Gatten und unter den heftigen Aufwallungen seines Temperamentes fest und ruhig auszuhalten. Und welch hohe Bedeutung hat ein solcher Einfluß auf das persönliche, natürliche Leben eines Mannes, auch für sein öffentliches Wirken, für seine Kraft zum Kämpfen und Arbeiten, für seine Erhaltung im aufregenden und aufreibenden Berufe!

Auf die verschiedenartigen Stimmungen, welche der rasche Eintritt in den neuen Lebensstand wohl Anfangs für Luther mit sich brachte, folgte bald stille Ruhe und Frieden in demselben, worin die Ehegatten auch das fortdauernde Geschwätz und Geläster um sie her nicht störte.

Wie Luther mit einem großen Theil der Männer, die mit ihm gemeinsam theologisch und kirchlich wirkten, zugleich persönliche Freundschaft pflegte, so war auch seine Käthe seit ihrer Verehelichung die Genossin solchen Bundes. Er fügt ihre Grüße den Briefen an die Freunde bei, empfängt Grüße von diesen für sie, bittet sie wie ihn selbst in die brüderliche Fürbitte einzuschließen u. s. w. Freunde schloßen wohl auch eigene Zeilen an sie bei: so dankt Luther einmal in ihrem Namen dem Michael Stiefel für einen sehr freundlichen Brief. — Wir dürfen uns die junge Ehefrau mit an seinem Tische denken, wenn er studirte, las, schrieb. Er

erzählte einmal in einer Tischrede über neue Eheleute, wie sie im ersten Jahr ihrer Ehe so bei ihm gesessen sei, gern ein Gespräch mit ihm versucht hätte und doch Nichts zu reden gewußt habe, nun etwa angehoben habe und gefragt: „Herr Doktor ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?“ — Auch von seinen Gegnern sprach er mit ihr und zog sie in gemüthliche Theilnahme an seinen Kämpfen. So hören wir z. B., wie er ihr den Brief des Justus Jonas vorlas, in welchem dieser endlich dem Urtheile Luthers über Erasmus Recht gab; da freute auch sie sich und rief: „Ist nicht der theure Mann zur Kröte worden? siehe da!“ [1])

Daß sie starke Neigung haben möchte, ihre eigene Würde und ihren eigenen Willen zur Geltung zu bringen, hatte er schon vor seiner Verlobung mit ihr vermuthet. Er heirathete sie also im Bewußtsein der Gefahr, welche seiner Ehe mit ihr am meisten von dieser Seite her drohen konnte; hielt er doch seinerseits streng aufs apostolische Wort, daß die Weiber ihren Männern sollen unterthan sein in dem Herrn, und ermahnte andere Männer, die männliche Autorität zu behaupten. Aber eben auch in dieser Beziehung war er dann befriedigt mit ihr, die ihm gar willfährig sei und über Erwarten für ihn passe. Scherzend deutete er auf jene Seite ihres Naturells und Charakters hin, wenn er sie in herzlichem Briefstil „Lieber Herr Keth“ anredete oder auch einem Freund ehrerbietige Grüße von seinem „Herrn Käthe (Dominus Ketha)“ meldete. [2])

Nach mehrjährigen Erfahrungen eigenen ehelichen und häuslichen Lebens äußerte er zwar gegen seinen Freund Hausmann: er dürfe diesem, wenn derselbe leicht eines Weibes entbehren könne, zu dieser Ehelosigkeit Glück wünschen, weil ihm dann, wie Paulus sage, viel Sorge und Unruhe mit Personen und Sachen erspart sei. [3]) Aber er wollte, wie er beifügt, hiemit das Gut des Ehestandes nicht verkürzt haben, und wir haben ja bereits gehört, wie er fortwährend nicht bloß vor einem verkehrten und unsittlichen Cölibat und Hagestolzenthum warnte, sondern eben auch auf Grund der eigenen Erfahrung den Werth der ehelichen Aufgaben und Lasten hervorhob.

Gesegnet war ihm vollends dieser Stand, als Kinder ihm geboren wurden. Er konnte es nicht unterlassen, den Freunden schon die Aussichten, die sich ihm darauf eröffneten, zu melden, ersuchte sie um ihre Fürbitte für die glückliche Erfüllung derselben, kündete ihnen mit Dank gegen Gott die kleinen Ankömmlinge an.

Am 7. Juni 1526 kam sein erstes Kind zur Welt, sein Sohn Johannes oder Hänschen. Er theilt einem Freunde mit, daß ihm „seine liebe Käthe von großer Gottesgnaden einen Hansen Luther gebracht“, — schreibt an Spalatin: „Mein Hirschböcklein Johannes dankt

Dir mit seiner Hirschin schönstens für den Segen, den Du ihnen geschickt", — berichtet über die langsam vorangehenden Versuche der Mutter, das Kind zu nähren, — erzählt nachher, wie der Kleine ein kräftiger, lustiger Esser und Trinker werde, wie er zu gehen angefangen, auch wie er hiebei sogleich in jede Ecke der Stube gehockt sei und sie verunreinigt habe, — dankt in Hänschens Namen dem Hausmann für eine ihm geschenkte Klapper, über welche derselbe gar stolz und vergnügt sei u. s. w.

Sein zweites Kind, Elisabeth, geboren am 12. Dezember 1527 in einer schweren Zeit, von der wir unten weiter erzählen werden, wurde ihm schon am 3. August 1528 wieder entrissen. Er schrieb über ihren Tod an Hausmann: „Sie hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer; nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder." Später meldete er einem anderen Freund: „Elisabeth hat uns Lebewohl gesagt um zu Christus zu gehen, durch den Tod zum Leben."

Ein Ersatz wurde ihm geschenkt in seinem Töchterlein Magdalena, seinem ihm nun besonders lieben „Lenchen", geboren den 4. Mai 1529. Von ihrer Taufe her haben wir noch zwei Proben von Briefen, in welchen er zu Gevatter bittet. Er bittet einen Freund und eine Freundin, „der armen jungen Heidin zur Christenheit zu helfen und geistlicher Vater und Mutter zu werden, damit sie aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe komme". [1])

An Angelegenheiten des Haushaltes nahm Luther mit seiner Frau Theil. Ein Jahr nach seiner Verheirathung lud er Spalatin zu sich ein, indem er ihm schrieb: „Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gegraben, beides mit Glück; komm und du sollst mit Lilien und Rosen bekränzt werden." Jenes war wohl der bisherige Klostergarten. Link schickte dazu Sämereien aus Nürnberg und Luther berichtete ihm, daß er daraus gar stattliche Melonen, Gurken und andere Früchte ziehe. Von Freund Lange in Erfurt erbittet sich Luther einmal Erfurter Rettiche, die durch ihre Größe berühmt waren, und Samen zu solchen. Ein ander Mal verspricht er selbst dem Amsdorf Küchengewächse, die seine Käthe schicken wolle. Derlei Botschaften stehen in Briefen, die sonst schweren, ernsten Inhalt haben. Bei Luther aber trat auch dieses Verschiedenartige in enge Beziehung zu einander. So schreibt er an Link über die Feindseligkeit des Königs Heinrich und Herzogs Georg und sodann über Gartenkultur, indem er sagt: „wüthet Satan mit seinen Gliedern, so will ich ihrer lachen, mir die Gärten, diese Segnungen des Schöpfers, betrachten und ihrer genießen, ihn lobpreisend."

Auch von einer Bestellung an Leinwand lesen wir in seinen Briefen, welche seine Frau bei Hausmann in Zwickau machte.

Gelegentlich hören wir von einer beträchtlichen Zahl Schweine, die zu seiner Oekonomie gehörten.

Als Diener Luthers lernen wir einen gewissen Wolfgang Sieberger oder kurzweg „Wolf" kennen. Derselbe war 1515 bei der Universität inscribirt worden und hatte 1517 als armer junger Mensch durch Luther im Kloster Unterkommen gefunden. Er diente diesem als Famulus bei amtlichen Verrichtungen und zugleich für häusliche Geschäfte, — wohl ein gutmüthiger und treuer, aber schwachbegabter Mensch.

Mit ihm versuchte sich Luther einmal im Drechseln, schaffte sich das nöthige Geräthe dazu an und ließ sich noch bessere Werkzeuge aus dem kunstfertigen Nürnberg kommen. Es war ihm dabei nicht bloß um eine Beschäftigung für Stunden der Erholung zu thun, sondern als Zweck bezeichnete er dem Link: „Wenn die Welt durchaus nicht mehr um des Wortes willen uns nähren mag, wollen wir lernen, mit unserer Hände Arbeit uns zu erhalten, und wollen den Unwürdigen und Undankbaren nach dem Vorbild unseres Vaters im Himmel dienen." Sein Wolfgang scheint sich jedoch nicht gut hiezu angeschickt zu haben; Luther bemerkte dem Link, als er durch ihn die Instrumente bekommen hatte: er habe deren jetzt genug, wofern sein Freund nicht etwa neue erfunden habe, die von selbst drechseln, wenn Wolfgang nachlässig sei oder schlafe.[1])

Freunde schickten mancherlei Gaben ins Haus. Besonders freute sich Luther über eine Uhr, ein Geschenk des evangelischen Abtes Friedrich in Nürnberg. Der Mechanismus eines Uhrwerks, den er bisher noch gar nicht kannte, interessirte ihn sehr. Nachher schenkte ihm Link noch eine. — Ein paar Lampen für seinen Hausgebrauch kamen aus dem Hause der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Herford (vgl. oben B. 1 S. 646) von seinem dortigen Freund Viscamp. — Ein anderer Freund schickte Torgauer Bier und Luther berichtete ihm, daß die Gäste, denen er es vorgesetzt, es trefflicher gefunden haben als alles, das sie bisher gekostet. — Der Wittenberger Magistrat verehrte ihm wiederholt Bier, Wein, Geld, Holz. Es kam auch vor, daß Luther sich Wein aus dem Rathskeller kommen ließ und die Bezahlung vergaß, deren Erlaß dann der Magistrat verfügte. Er selbst hätte noch ganz andere Ansprüche an die Stadt erheben können: denn er bezog für seine große Thätigkeit im städtischen Pfarramt nie einen Gehalt. — Sein Kurfürst versah ihn, als er zum Marburger Gespräch reisen sollte, reichlich mit schönem Stoff zu einer neuen Kleidung.[2])

Luther selbst hatte jederzeit so weit und noch weiter, als seine Mittel reichten, offene Hände für Alle, die einer Unterstützung bedurften. Manche nahm er auf längere Zeit in sein Haus auf. So hören wir, wie er einmal einen entflohenen jungen Mönch beherbergte. Der aus Oestreich vertriebene Prediger M. Stiefel wohnte bei ihm. Das Fräulein von Kanitz,

die er 1527 für die Wittenberger Mädchenschule gewinnen wollte, lud ein, bei ihm zu Haus und zu Tisch zu sein, damit sie keine Fährlichk noch Sorge habe.[1])

Als Glied der Familie hatte er die Tante seiner Frau, Magd lene, bei sich, welche, wie wir früher erwähnten, nach ihrer Nichte au aus dem Nimtscher Kloster ausschied. Sie erscheint in seinen Briefen u Tischreden als Muhme Lehne.[2])

An seinem Tisch nahmen ohne Zweifel schon jetzt, wie wir dav später mehr hören werden, jüngere und ältere Studirende als Kostgäng theil. So war es auch in anderen Professorenhäusern Sitte, besonders l Melanchthon.

Mit seinen ökonomischen Verhältnissen kam Luther, der ohne V mögen eine vermögensloſe Nonne geheirathet hatte, während der erst Jahre manchmal sehr ins Gedränge. Er war ihm z. B. zu Anfang d Jahrs 1527 unmöglich, acht Gulden für einen Freund, der in Ge verlegenheit war, auszugeben; und er selbst war, wie er bei dieser Geleg heit bekannte, damals an verschiedenen Orten über 100 Gulden schuldi für 50 Gulden hatte er an Einem Ort drei kostbare Becher verpfänd ohne Zweifel Geschenke von Freunden und Verehrern; er war, wie sagte, durch Unvorsichtigkeit in diese Tage gekommen, war namentlich u vorsichtig als Bürge für Andere eingetreten. Für seine Vorlesungen nah er kein Honorar. Als er heirathete, dachte er wohl daran, seines Unt halts wegen um Geld zu lesen, unterließ dies aber, da sein Kurfürst j aus eigenem Antrieb ihm seinen Gehalt auf 200 Gulden erhöhte. D war beim Geldwerth jener Zeiten schon ein anständiges Einkommen, reichte aber doch kaum aus für den Aufwand, welchen das gastfreie Ha und überhaupt die ganze schrankenlose, sorglose, oft unbedachtsame Fr gebigkeit des von Einheimischen und Fremden in Anspruch genommen Luther erforderte. Seinen Dienst bei der Stadtkirche versah er, wie sagt, unentgeltlich. Von den Verlegern seiner zahlreichen, so rasch v kauften Schriften bezog er Nichts als eine Anzahl Freiexemplare, die Bedürftigen schenkte oder zu Gaben und Gegengaben für Freunde v wendete; so that er zum Besten der Leser, für die er schrieb, währen wie er sagt, andere Schriftsteller und auch bloße Uebersetzer, also wohl sonders Männer, die seine eigenen Schriften aus dem Deutschen ins Lat übertrugen, von den Buchdruckern einen Goldgulden für den Bogen hielten.[3])

Viel besser suchte seine Frau zusammenzuhalten, was an Geld u Geschenken bei ihm einging. Sie konnte es auch nicht über sich gewinn jenes merkwürdige Geldgeschenk, das ihr Freund Rühel vom Mainzer E bischof für ihren Ehestand brachte, dem Ueberbringer wieder mitzugeb

sondern behielt es ohne Wissen und gegen Willen ihres Mannes (vgl. oben B. 1 S. 773). Dagegen wahrte Luther sich immer eine großartige Freiheit von den Sorgen und Wünschen des Besitzes und der Nahrung; ja er bedurfte, um doch einen geregelten Hausstand zu führen, wohl in der That einer Frau von entgegengesetzter Art. Als er in jener Geldklemme im Jahr 1527 sich befand, sprach er ruhig: „Der Herr, der meine Unbesonnenheit so straft, wird mich auch wieder befreien." Den Kurfürsten, bei dem er so gern Fürwort für fremdes Verdienst oder fremde Noth einlegte, ging er für sich nie um Etwas an. Als er von ihm jene Kleidungsstoffe 1529 geschenkt erhielt, waren ihm dieselben zu viel und zu kostbar; er fürchtete, daß es ihm wie den Reichen gehen möchte, über welche Jesus Wehe rief, weil sie ihren Lohn dahin haben, verwahrte sich gegen Leute, die dem Fürsten vorgeben, als litte er Mangel, erklärte diesem auch mit naiver Offenheit, daß er wohl wisse, wie wenig die fürstliche Kasse selbst übrig habe. Bald darauf beugte er in einem Brief an Hausmann einer Ehrengabe vor, welche der Zwickauer Magistrat ihm zugedacht hatte; solche Geschenke, schrieb er, seien ihm lästig: er käme dadurch in Verdacht großer Wohlhabenheit, während er den Reichthum verabscheue, ihn, wenn er welchen besäße, nicht ertragen könnte und so auch nicht den Namen davon haben wolle; ihm sei Niemand Etwas schuldig, als Nahrung und Kleidung, er aber sei Allen Alles schuldig. [1])

Dem Bedürfniß der Erholung in Geselligkeit und einfachem Genuß unter Freunden konnte er nun, seit er eine Gattin hatte, mehr als früher genügen. Die Masse von Arbeiten aber, die auf ihm ruhte, ließ es ihn auch dringend genug empfinden und gab ihm wenig Zeit es zu befriedigen. Zu seiner übrigen kirchlichen und theologischen Thätigkeit kam eine wachsende Menge von Correspondenzen und Anfragen manigfaltiger Art. Er schildert einmal, wie in seiner Wohnung Tische, Repositorien, Stühle, Bänke, Fußbänke, Fensterbänke u. s. w. von Briefschaften, Anfragen, Klagen, Bittschriften voll liegen. Wir haben Briefe von ihm, die er während des Mahles und in einer Gesellschaft bei Freunden niederschrieb. [2])

Noch reicheren Einblick in dieses sein persönliches Leben werden uns spätere Jahre (s. unten Buch 8 Kap. 14) gewähren.

Aus dem gegenwärtigen Zeitabschnitt haben wir noch besondere Beschwerden des Leibes und der Seele vorzuführen, mit welchen er damals hart heimgesucht wurde.

Schon im Jahr 1526 hatte er schmerzliche Stein-Leiden. [3]) Doch ließ sich dieses Uebel, welches ihm später große Gefahr brachte, damals, wie es scheint, auf länger wieder beschwichtigen.

Im Januar 1527 überfielen ihn plötzlich heftige Beklemmungen in Folge von Andrang des Blutes gegen das Herz, die ihn, wie er an Spa-

latin schrieb, beinahe tödteten, jedoch auf den Gebrauch eines Heilmittels, eines Trankes aus Cardobenediktenkraut, schnell nachließen. [1])

Ein halbes Jahr nachher aber kam ein neuer, ähnlicher Anfall, der länger fortwirkte und bei welchem zugleich sein Gemüth furchtbar affizirt war. Ueber den Ausbruch desselben haben die bei Luther befindlichen Freunde Bugenhagen und Jonas sogleich genaue Berichte aufgesetzt: die Vorgänge und Zustände, in welche sie uns bei Luther hineinschauen lassen, gehören zwar einem einzigen Tag an, sind aber nicht bloß an sich interessant genug, sondern geben auch Licht für frühere und spätere Leiden und „Anfechtungen" Luthers, die ohne Zweifel im Wesentlichen mit ihnen gleichartig waren. Er selbst sagte nachher von der damaligen Anfechtung, sie sei ihm schon von seinem Jünglingsalter her nicht unbekannt, obgleich er einen so heftigen Anfall nicht erwartet hätte.

Es war am Sonnabend, dem 6. Juli 1527, als er des Morgens plötzlich von einer außerordentlichen Seelenangst befallen wurde. Von einem leiblichen Kranksein bemerkte er damals noch Nichts bei sich; jene geistliche Anfechtung aber „setzte ihm", wie er nachher sagte, „geschwinder zu" und war noch viel härter und gefährlicher, als der sichtliche leibliche Krankheitsanfall, der, wie wir sogleich hören werden, kurz darauf folgte. Er ließ deshalb um 8 Uhr seinen Beichtvater Bugenhagen zu sich bitten, beichtete ihm seine Sünden, begehrte von ihm Absolution und Trost aus Gottes Wort und befahl sich und alles das Seinige mit großem Ernst Gotte; am andern Tag wünschte er mit der Gemeinde das heil. Abendmahl zu genießen, hoffte auch selbst noch die Predigt halten zu können, wiewohl er äußerte: „Will mich der Herr jetzt rufen, so geschehe sein Wille." Zu Bugenhagen sagte er unter Anderem auch, nachdem er von der vorangegangenen schreckhaften Anfechtung mit ihm geredet: „Viele denken, weil ich mich unterweilen in meinem äußern Wandel fröhlich stelle, ich gehe auf eitel Rosen, aber Gott weiß, wie es um mich stehet meines Lebens halber; ich habe mir oft vorgenommen, ich wollte der Welt zu Dienst mich etwas ernstlicher und heiliger — weiß nicht, wie ichs nennen soll — stellen, aber Gott hat mir Solches zu thun nicht gegeben." Er nahm hier also Bezug auf das heitere Gebaren, in welchem er oft Erfrischung für sich suchte und welches ihm längst von verschiedenartigen Gegnern übel ausgelegt worden war; es drängte ihn im Gedanken an ein nahes Abscheiden auch hierüber noch sich zu äußern. So fuhr er noch weiter fort: die Welt ärgere sich an ihm, obgleich sie bei ihm kein Laster finde, das sie ihm in Wahrheit aufrücken könnte; Gott wolle sie vielleicht wegen ihres blinden Undanks zur Närrin an ihm machen: weil sie das Wort des Heiles nicht hochhalte, das Gott durch ihn, sein schwaches, geringes Gefäß ihr anbiete, müßte sie daran sich ärgern und fallen; er aber rufe Gott

täglich an, ihm Gnade zu verleihen, daß er durch seine Sünden Niemand wirkliche Ursache zum Aergerniß gebe. — Ueber dieser Unterredung war die Zeit zum Frühmahle gekommen. Luther und Bugenhagen waren vom sächsischen Erbmarschall Hans Löser und ein paar anderen Herrn in ein Gasthaus (des Paul Schulze) zu Tisch geladen. Luther, von Bugenhagen hieran erinnert, wollte wegbleiben; dieser betrieb jedoch bei ihm und seiner Frau, daß er kommen möge, da ihm die Gesellschaft wohlthun werde. So kam er, aß und trank wenig, war jedoch unter den Gästen heiter. Um die zwölfte Stunde ging er von der Mahlzeit weg in das Gärtchen des J. Jonas, saß und sprach mit diesem gegen zwei Stunden lang und bat ihn dann, zum Abendessen um fünf Uhr zu ihm zu kommen. Als Jonas erschien, hatte Luther sich inzwischen aufs Bett gelegt, weil er sich sehr schwach fühlte. Jetzt stand er auf, klagte jedoch über großes Brausen und Klingen des linken Ohres und ging deshalb wieder nach seiner Schlafkammer, wohin Jonas ihm folgte. Auf der Schwelle wurde er ohnmächtig und rief nach Wasser. Jonas goß ihm schnell kaltes Wasser ins Gesicht und über den Rücken. Inzwischen fing Luther zu beten an: „Mein Gott, wenn du es also willst, wenn dies die Stunde ist, die du mir versehen hast, so geschehe dein Wille"; dann sprach er mit Inbrunst das Vater Unser und den ganzen 6. Psalm. Nachdem unterdessen auch seine Frau herbeigeeilt war, ließ er sich auskleiden und zu Bett bringen, klagend, daß er gar keine Kräfte mehr fühle. Der Arzt Schurf wurde herbeigeholt, der seinen ganz kalt gewordenen Leib mit warmen Tüchern, Kissen und anderen Mitteln erwärmen ließ, ferner der Pfarrer Bugenhagen. Luther hob, während seine Schwäche bald ab-, bald wieder zunahm, immer wieder mit kräftigen, klaren, deutschen und auch lateinischen Worten und mit Sprüchen der heil. Schrift zu beten an und bat die Andern, ihm mit ihrer Fürbitte beizustehen. Er sprach davon, wie er nicht würdig gewesen sei, mit so vielen seiner Brüder sein Blut um Christi willen zu vergießen, tröstete sich aber damit, daß diese Ehre nicht einmal dem heiligen Johannes widerfahren sei, welcher doch ein „viel ärger Buch" denn er gegen den Antichrist geschrieben habe. Damit die Welt nicht nach seinem Ende lügen könne, er habe zuvor noch widerrufen, forderte er die Umstehenden auf, Zeugen seines Bekenntnisses zu sein: er sage mit gutem Gewissen, daß er recht und heilsam gelehrt habe von Glaube, Liebe, Kreuz, Sakrament und andern Artikeln aus Gottes Wort und nach dem Befehl Gottes, der ihn in diese Sache geführt und ohne seinen Willen gezogen und gedrungen habe. Auch bezeugte er gegen den Vorwurf, daß er zu heftig und hart gegen die Papisten und Rottengeister geschrieben habe: es habe ihm dies doch nie Reue gebracht und er habe, ob er nun heftig oder mäßig gewesen sei, ja keines Menschen Schaden gesucht, sondern vielmehr Jeder-

manns, auch seiner Feinde Bestes und Seligkeit. Noch, sagte er, hätte er gern Etwas von der Taufe und wider Zwingli und andere Fälscher des Sakraments geschrieben; die Rotten und Sekten werden fernerhin der Heerde Christi nicht verschonen und seine Freunde ihnen nicht gewachsen sein; er selbst möchte der vielen Gaben, mit welchen Gott ihn trotz seiner Unwürdigkeit begnadigt habe, wohl gerne noch länger zum Nutzen und Trost der Gottseligen gebrauchen; aber Gottes Wille möge geschehen; Christus sei doch stärker als der leidige Satan und Herr über diesen. Dazu weinte er laut auf, daß ihm die Thränen über die Backen herabflossen. Seine Frau tröstete er: „Ich bitte dich, will mich der liebe Gott diesmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest; du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du es gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben; laß die blinde gottlose Welt dawider sagen, was sie will, richte du dich nach Gottes Wort und halte fest dran, so hast du einen gewissen beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler." Ferner fragte er: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?" Als das Kind gebracht ward, lachte es den Vater an; da sprach er: „O du armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich allerliebstes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott; ihr habt Nichts, aber Gott, der ein Vater der Waisen und Richter der Witwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen." Sodann bezeichnete er seiner Hausfrau seine silbernen Becher als sein einziges irdisches Vermächtniß: „die ausgenommen", sagte er, „weißt du, daß wir sonst Nichts haben". — Nachdem sie ihn jedoch lange Zeit gerieben und erwärmt hatten, fühlte er allmählich seine Kräfte wiederkehren und gerieth endlich in einen Schweiß. Hiemit ging die Gefahr vorüber und er konnte am Abend des folgenden Tages zur Mahlzeit wieder aufstehen. Er äußerte da gegen Jonas: auch diese leibliche Schwäche, die viel weniger hart gewesen sei als vorher die geistliche Anfechtung, sei wohl nicht natürlich gewesen, sondern vielleicht ein Leiden wie das des Paulus, als Satan denselben mit Fäusten geschlagen habe (2 Kor. 12, 7).

Körperlich erholte sich Luther, wie er selbst angibt, schnell wieder. Mit jenem Seelenzustand aber, der dem Ausbruch der leiblichen Krankheit voranging, hatte er noch lange schwer zu kämpfen, und auch in leiblicher Beziehung blieben von jenem plötzlichen und schnell überwundenen Anfall doch Beschwerden und Schwächen zurück, welche mit den heftigen gemüthlichen Affektionen Zusammenhang behielten. Ueber eine Woche lang wurde er, nach seinem eigenen Ausdruck, in Tod und Hölle hin und hergeworfen. Am 2. August schrieb er dem Melanchthon: er sei davon am ganzen Leib zerschlagen und zittere noch jetzt in den Gliedern; fast habe er Christum ganz verloren, umhergetrieben von den Fluthen der Ver-

zweiflung und Lästerung gegen Gott; aber auf die Bitten der Gläubigen hin habe Gott sich seiner erbarmt und seine Seele aus der Tiefe der Hölle gerissen. Er hoffte, sein Seelenkampf werde auch für Andere Etwas zu bedeuten haben, nach Gottes Willen auch Andern zu Gute kommen sollen[1].)

Zur selben Zeit nahten Wittenberg die Schrecken einer Pest. Die Universität wurde deshalb nach Jena übergesiedelt, von wo sie erst ums Neujahr 1528 zurückkehrte. Luther dagegen wollte nicht weggehen, obgleich die Seuche wirklich auch in Wittenberg ausbrach. So schwer er in der eigenen Seele damals angefochten war, so ruhig betrachtete er diese äußere Gefahr. Der Kurfürst, der von seinem Widerstreben vernahm, richtete selbst in einem Brief vom 10. August das Begehren an ihn, mit Weib und Kind gleichfalls nach Jena zu ziehen, und unterstützte es damit, daß man ihn um deswillen, was täglich des göttlichen Wortes und der Sakramente halber vorfalle, bei der Universität nicht entbehren könne. Luther blieb dennoch, als der Einzige unter den Universitätsgenossen neben Bugenhagen, der als Stadtpfarrer ausharrte und dem er treulich zur Seite stand. Er fand die Pest nicht so arg als die Angst der Leute vor ihr. Bis zum 19. August zählte er erst achtzehn Todesfälle, übrigens alle in der Nähe seiner eigenen Wohnung; die Frau des Bürgermeisters Tilo Dene war beinahe in seinen eigenen Armen verschieden. An Hausmann meldete er: „Ich und Bugenhagen sind allein noch hier, und wir sind nicht allein, sondern Christus ist mit uns, welcher triumphiren und uns in sich gegen den Satan beschützen wird, wie wir glauben und hoffen." Ueber die Pflichten eines Christen bei einer solchen Heimsuchung erklärte er sich damals in seiner Schrift an den Breslauer Heß. Prediger und Seelsorger, sagt er, seien schuldig zu stehen und zu bleiben in Sterbensnöthen nach dem öffentlichen Befehl Christi: „Ein guter Hirt läßt sein Leben für die Schafe, aber ein Miethling läßt den Wolf kommen und fleucht"; bedürfe man ja doch eben dann des geistlichen Amtes am allerhöchsten, um die Gewissen zu stärken und zu trösten und den Tod im Glauben zu überwinden. Weiter seien dazu diejenigen verpflichtet, welche in weltlichen Aemtern stehen; denn es sei große Sünde, eine Gemeinde in irgend einer Gefahr ohne Haupt und Regiment sitzen zu lassen. Das Gleiche gelte endlich von allen Personen, welche mit Dienst und Pflicht an einander verbunden seien: so dürfen auch Knechte und Mägde von ihren Herrschaften nicht fliehen ohne deren Urlaub, noch diese von jenen, ohne sie irgendwie genugsam versorgt zu haben, — ja auch kein Nachbar vom andern, woferne nicht sonst Leute zur Wartung der Kranken da seien. Wer jedoch keine solche Beziehungen zu Anderen habe und diese schon genug versorgt sehe, der mag nach Luthers Urtheil in Gottes Namen fliehen, wenn er sich schwach fühlt und fürchtet: denn es sei an sich nicht Unrecht, den Tod

fliehen, und man dürfe Gott nicht versuchen; nur müsse man eingedenk bleiben, daß die Flucht es noch nicht thue, sintemal Uebel und Unfall allenthalben sei, daß man vielmehr ganz in Gottes Hand stehe. Daneben bemerkt Luther, daß es wohl fein löblich und christlich wäre, wenn man allgemeine Krankenhäuser hätte, damit nicht jeder Bürger in seinem Haus ein Spital halten müßte. Diejenigen, welche ein Grauen vor den Kranken ankommt, ermuntert er, daß sie dies für eine Wirkung und Versuchung des bitter bösen Teufels ansehen und hiegegen der starken Verheißungen Gottes sich getrösten sollen, hält ihnen Erfahrungen vor, wornach Leute, die den Kranken mit Liebe, Ernst und Andacht dienen, selbst vor der Krankheit behütet bleiben, und verweist sie, falls sie auch angesteckt würden, auf Gott als den besten Wärter und Arzt. Andererseits warnt er auch vor der Keckheit und Vermessenheit, womit Manche die natürlichen Mittel gegen die Krankheit versäumen und verachten und der Ansteckung spotten; das heiße nicht Gotte trauen, sondern Gott versuchen; denn Gott habe die Arznei geschaffen und die Vernunft gegeben, den Leib zu pflegen, daß er gesund bleibe; überdies versündige man sich mit solchem Leichtsinn an den Andern, indem man die Pest unter ihnen weiter sich verbreiten lasse; es sei, wie wenn man einer Feuersbrunst nicht wehren wollte, weil Gott sie auch ohne Wasser werde löschen können: „nicht also!" sagt Luther, „sondern brauche der Arznei, nimm zu dir was dir helfen kann, räuchere Haus, Hof und Gassen, meide auch Personen und Stätten, da dein Nächster Nichts von dir bedarf, und stelle dich als Einer der ein gemein Feuer gern wollte dämpfen helfen". Es gab auch Leute, welche, wenn sie ohne Wissen der Anderen von der Pest befallen waren, geflissentlich unter den Andern sich umtrieben in dem Aberglauben, daß sie selber davon los würden, wenn sie Andere ansteckten; ja Luther hörte von Kranken, welche in reiner Bosheit unter ihre Nächsten und in die Häuser laufen, weil ihnen leid sei, daß da nicht auch die Pestilenz sei. Er wisse, sagt er, nicht, ob er das glauben solle; wenn es wahr sei, so wisse er nicht, ob die Deutschen Menschen oder Teufel seien, rathe aber, daß der Richter Jene beim Kopf nehme und sie dem Meister Hansen, d. h. dem Henker, überantworte. Als Mittel gegen die Verbreitung der Seuchen empfiehlt er endlich auch die Verlegung der Begräbnißstätten aus den Ortschaften hinaus, wenn anders die Annahme richtig sei, daß aus den Gräbern Dünste ausgehen, welche die Luft verderben. Für die Vorbereitung der Seelen aber auf Krankheit und Tod sollen, wie er sagt, die Seelsorger das Volk ermahnen, fleißig aus Gottes Wort zu lernen, wie man leben und sterben müsse, sich ferner durch Beichte, Genuß des Sakraments, Aussöhnung mit den Nächsten u. s. w. im Voraus anzuschicken, ob etwa der Herr bald anklopfe, auch im Fall eines Erkrankens und Begehrens nach dem Seelsorger diesen rechtzeitig

herbeizuholen, ehe die Krankheit überhand nehme und das Bewußtsein schwinde [1]).

Nach diesen Grundsätzen also hat vor Allem er selbst bei seinen Wittenbergern ausgeharrt. Das Bedürfniß geistlicher Hilfe und wohl auch mancher leiblicher Hilfleistungen und Rathschläge, das jedenfalls hier dringend vorlag, hielt ihn fest auf diesem Posten eines einfachen Predigers und Seelsorgers, auch auf die Gefahr hin, in solchem Dienste zu fallen. Dem gegenüber, was hier jetzt wirklich vorlag, hatte jene Rücksicht des Kurfürsten auf Vorkommnisse und Aufgaben bei der Universität, die nur möglicherweise sehr dringlich werden konnten, für ihn kein Gewicht. Daran, daß er jene nächstvorliegenden Pflichten etwa einer Pflicht, der Kirche im Großen sich zu erhalten, hintansetzten dürfte oder müßte, dachte er vollends nicht. Ob Gott ihn noch ferner auf Erden brauche, hat er Gott immer mit gleicher Ruhe anheimgestellt, mochten die Aufgaben, die sein Leben zu gefährden schienen, große oder unscheinbare sein.

Auch andere Arbeiten setzte er in jenen Monaten, soweit seine Kräfte es zuließen, unbeirrt fort: so verfaßte er damals seine Zuschrift an die Christen in Halle über Winklers Tod, war für die Veranstaltung der Kirchenvisitation thätig, schrieb an seiner Auslegung des Sacharja, widmete sich ferner mit Bugenhagen dem Häuflein Studenten, das während der Pest in Wittenberg blieb: wir haben bereits der Vorlesungen gedacht, welche er damals hielt (oben S. 155). [2])

Zugleich mußte er fort und fort innerlich ringen und kämpfen unter den auf und ab wogenden Fluthen jener Anfechtungen. Am 21. August schrieb er an Agricola, dankend für die Fürbitte der Eislebener Gemeinde: „Der Satan selbst wüthet mit aller seiner Macht gegen mich, der Herr hat mich ihm wie einen Hiob zu einem Zeichen hingestellt, und er versucht mich mit wundersamer Schwäche des Geistes, aber durch die Gebete der Heiligen werde ich nicht seinen Händen belassen, wenn auch die Wunden, die mein Herz empfangen hat, schwer heilen mögen; meine Hoffnung ist, daß dieser mein Kampf für Viele Etwas bedeute, ob es gleich kein Uebel gibt, das meine eigenen Sünden nicht verdient hätten: mein Leben aber ist, daß ich, wie ich weiß und mich rühme, Christi Wort lauter zur Seligkeit für Viele gelehrt habe, weshalb auch der Satan entbrannt ist und mich sammt dem Wort ersäuft und umgebracht haben möchte; — in Allem sei hochgelobet Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der seinen heiligen und, o Gott, wie verborgen guten und wohlgefälligen Willen an mir vollenden möge, Amen!“ Aehnlich fünf Tage nachher an Hausmann: „Dich bitte ich um Christi willen, daß Du mir beistehest mit Deinen Gebeten gegen den Satan und seine Engel, die mir über die Maßen feind sind, damit Christus mich, den er bisher zur Förderung seines Evangeliums auserwählt hat, nicht verlasse, sondern seinen Namen verherrliche in meiner

Schwachheit, seis durch den Tod, seis durch Leben; nicht ohne Grund bitt ich so, denn ich bedarf der Brüder Gebete und Hilfe, in welchen ich meine Christus verehre und anbete; leb wohl in diesem Jesus Christus, dem alle liebsten Heiland." Später, am 8. Oktober, an M. Stiefel: „Seit fast dr Monaten bin ich erschöpft nicht sowohl am Leib als am Geist, so daß ic Nichts oder wenig geschrieben habe; also hat Satan mich im Sieb herun geworfen (vgl. Luk. 22, 31): Du bete für mich zum Herrn, daß er mic aufrecht halte, wie ers auch thut." Am 27. Oktober bittet er ebenso de Melanchthon, für ihn, den armen Wurm, der vom Geiste der Traurigkei übel geplagt werde, den Vater der Barmherzigkeit anzuflehen, getröste sich dessen, daß er Gottes Wort rein und ohne allen Eigennutz vorgetrage habe, und hofft, der, welcher das Werk bei ihm angefangen, werde sich bi ans Ende erbarmen. Um dieselbe Zeit schrieb er an Stiefel den frühe angeführten Brief über Leonhard Kaisers Tod mit der schmerzliche Aeußerung darüber, wie sehr er diesem Blutzeugen nachstehe, und au wieder mit der Bitte: „Flehe für mich, den Satans Engel mit Fäuste schlägt, daß Christus mich nicht verlasse."

Ueber die Pestgefahr, in der er sich bewegte, gab er den Freunde draußen fortwährend beruhigende Nachrichten: die Zahl der Sterbende bleibe beschränkt, der Herr sei inmitten des Todes als Retter und Helfe da. Die Seuche drang jetzt aber bis in sein Haus. Eine Hausgenossi von ihm, Margarethe von Mochau, bekam, wie er dem Amsdorf an 1. November, dem Allerheiligentag, meldete, ein verdächtiges Geschwü und lag dann wirklich lange Zeit schwer krank. Schon vorher war di Frau des Arztes Schurf, der in demselben Gebäude wohnte, von der Pes befallen worden und erholte sich erst allmählich. Besonders fürchtete Luthe für seine eigene Frau, welche ihrer Niederkunft (mit dem Töchterlein Elisabeth) nahe war, während die in gleichen Umständen befindliche Frau des Diakonus G. Rörer pestkrank mit dem Tode rang und man vergebens die Frucht ihres Leibes zu retten suchte. Ferner aß und trank sein Hänschen seit drei Tagen nichts mehr und erregte dadurch große Sorge, wenn man's auch nur vom Zahnen herleitete. Im nämlichen Brief an Amsdorf (vom 1. November 1527), in welchem Luther dies berichtete, rief er in Betreff seiner selbst wieder die Fürbitte der Freunde für die Noth seiner Seele an: „um das Eine", sagt er, „bitte mit mir, daß Christus nach seinem Wohlgefallen mit mir thun und nur davor mich bewahren möge, daß ich nicht undankbar und sein Feind werde". Auch erwähnte er den Streit mit den Sakramentirern, gegen welche er jetzt schreiben möchte, wenn er wieder genug bei Kräften wäre. Nachdem er aber zu Amsdorf von seinen persönlichen Anfechtungen geredet und dann jenes „Hospital" in seinem Hause geschildert hat, schließt er seinen Brief mit den Worten: „Also sind

draußen Kämpfe, inwendig Schrecken, und zwar recht herbe, Christus sucht uns heim; Ein Trost ist, den wir der Wuth des Satans entgegenstellen, nämlich, daß wir Gottes Wort haben, das die Seelen rettet, wenn Jener auch die Leiber verschlingt. Empfiehl uns den Brüdern und Dir selber, für uns zu beten, daß wir tapfer unter der Hand des Herrn aushalten und Satans Macht und List überwinden, seis durch Sterben oder durch Leben. Amen. Zu Wittenberg am Tag Allerheiligen, im zehnten Jahre nach der Zertretung des Ablasses, zu deren Gedächtniß wir in dieser Stunde, nach beiden Seiten getröstet, einen Trunk gethan haben." Am folgenden Tag starb jene Frau des Kaplans; Luther fühlte sich jetzt, wie er an Jonas schrieb, beinahe vernichtet und konnte vor innerem Sturm und Druck fast nicht mehr athmen. Aus dem Hause der städtischen Geistlichen, wo dieser Todesfall großen Schrecken hervorrief, zog Bugenhagen mit seiner Familie jetzt in die Wohnung Luthers, der in ihm zugleich einen Trost für sich zu haben wünschte.

Die häuslichen Sorgen gingen glücklich vorüber. Am 10. Dezember genas seine Käthe ihres ersten Töchterleins, während Hänschen wieder gesund und munter, das Fräulein von Mochau der Todesgefahr entrissen, Schurfs Frau genesen war. Indem Luther dies dem Jonas meldete, fügte er bei: „Wir haben für diese Kranken fünf Schweine hingegeben, die wir verloren haben; Christus, unser Trost, mache, daß die Pest mit dieser Steuer sich begnüge." Die Seuche war damals überhaupt im Erlöschen und allmählich fanden weggegangene Studenten sich wieder ein. Zu Ende des Jahres erklärte er dem Jonas, die Pest sei jetzt gestorben und begraben.

Luthers inneres Leiden währte inzwischen unter Schwankungen fort und blieb ein Gegenstand herzlicher brieflicher Mittheilungen zwischen ihm und seinen Freunden. Er schreibt einmal: „Ich bin dem Leibe nach ziemlich wohl; was ich dem Geiste nach bin und treibe, weiß ich selbst nicht." Aber er wendet das Wort des Apostels auf sich an: „Wir sind als die Sterbenden, und siehe, wir leben" (2. Kor. 8, 9). Er bekennt, daß die Anfechtung wohl für ihn nöthig sei, um ihn zu demüthigen. Indem er sich zwischen Christus und dem Satan, zwischen diesen zwei Fürsten, die mit einander im Kampfe seien, hin und hergeworfen und elendiglich zerstoßen fühlt, hofft er seinem Christus, für welchen er wider den Satan gelehrt und geschrieben habe, auch jetzt noch wohlgefällig zu sein, wenn gleich auch er Vieles, was des Satans sei, gethan habe und noch thue, denn jener sei barmherzig und vergebe; was er aber wider den Satan gesündigt habe, für Christus wirkend, das bereue er nicht und bitte Satan nicht um Vergebung, so sehr derselbe gegen ihn wüthe. Ja er erklärt: „Ich will von meiner Anfechtung nicht befreit werden, wenn mein Gott,

der liebste Heiland, durch sie verherrlicht wird." Auch als Luther gegen Ende Novembers auf der oben berichteten Torgauer Zusammenkunft war, wo er den Hader Agricolas gegen Melanchthon schlichtete, hatte er diesem über seine Seelenzustände so Vieles und Schweres zu sagen, daß es ihn sehr beunruhigte und erschütterte. Noch in den letzten Tagen des Jahres und am Neujahrstag 1528 berichtete er Freunden von fortgesetzten und erneuerten Anläufen des Feindes gegen seine Seele. Er äußert da noch unter Anderem: „Ich bin dem Leibe nach gesund, der Seele nach so weit als Christus hilft; dieser hängt mit mir und ich mit ihm an einem dünnen Faden zusammen; Satan hängt sich an mich mit mächtigen Stricken, um mich in die Tiefe zu ziehen; aber der schwache Christus überwindet noch immer durch eure Gebete oder streitet wenigstens tapfer; — laßt nicht nach für mich zu bitten und mit mir zu kämpfen, daß mein Glaube nicht endlich aufhöre; rettet mich vor Satan, indem ihr seinen Stolz zu Schanden macht, wie ich euch errettet habe, seine Weisheit und List aufdeckend, Alles aber und Alle in Christo und aus Christo! — ich habe Anderen geholfen, mir selbst kann ich nicht helfen: hochgelobet sei mein Christus in mitten von Tod, Verzweiflung und Lästerung! inzwischen sind wir gewiß, daß wir arbeiten in seinem Wort und Werk; doch sind wir darin nicht gerechtfertigt, ja vielmehr unnütze Knechte, wiewohl wir uns rühmen, in der Welt auch ihm nachgelebt zu haben, unser früheres ganz böses Leben vergessend; Christus aber ist Leben und Gerechtigkeit, ach eine dem Fleisch so schwere und unbekannte Gerechtigkeit, eine Gerechtigkeit und ein Leben, das immerdar in Gott verborgen ist" (Kolos. 3, 3 f.)! — In der nächstfolgenden Zeit hören dann diese Bekenntnisse, Klagen und Bitten in seinen Briefen auf. Heilsam mochte jetzt auf sein Gemüth besonders auch die Rückkehr seiner Wittenberger Freunde und Collegen einwirken.[1])

Viel Hilfe gewährte ihm auch sonst die Zusprache seines Beichtvaters Bugenhagen. Er sagt einmal 1528 in einer Anweisung für Schwermüthige, daß ihn oft das Eine Wort von diesem wieder aufgerichtet habe: „Du darfst unseren Trost nicht verachten"; er habe sich überzeugt, hier eine Stimme Gottes vom Himmel zu haben.[2])

Von heftigeren Anfechtungen hören wir bei ihm wieder seit Ende Januars 1529. Auch jetzt wurde er zugleich von Schwindel und Kopfschmerzen befallen, ferner von einem sehr schweren und langwierigen Katarrh, der bis den April oder Mai währte und es ihm eine Zeit lang, wie wir früher erwähnten, unmöglich machte, Vorlesungen zu halten. Wiederum rief er die Fürbitte der Freunde an und äußerte: „Ists eine apostolische Gabe, mit Teufeln zu kämpfen und oft im Tode zu liegen, so bin ich hierin wohl ein Petrus oder Paulus, ob auch andere Eigenschaften bei mir nicht die von Aposteln sind, sondern von Schächern, Zöllnern und Sündern."[3])

Bei seinen leiblichen Krankheiten, die häufiger waren, als wir aus den einzelnen, uns erhaltenen Briefen sehen, suchte seine Frau treu und fleißig neben dem Arzt für ihn zu sorgen. Als sie selbst einmal ein Uebel am Fuß bekam und Luther gerade auf einer Reise abwesend war, schrieb ihm Melanchthon: „Deine Herrin sagt, sie wolle von Dir selber sich heilen lassen; das seiest Du ihr schuldig, da sie bei Dir so oft den Arzt gemacht und Dir, wie bei Homer die Königin dem Gaste, ein schmerztilgend Mittel gereicht habe.“ [1])

Seine große Ruhe unter den Schrecknissen und theils eingebildeten, theils wirklichen Gefahren einer Seuche bewährte Luther auch wieder im Jahre 1529, als jener englische Schweiß, um deswillen dann auch der Abschluß des Marburger Gespräches beschleunigt wurde, einen großen Theil von Deutschland in Angst versetzte: es war eine gefährliche, rasch tödtende, mit erschöpfendem Schweiß und großer Angst verbundene Fieberkrankheit. Luther erwähnt seit Anfang Augusts schreckhafte Gerüchte vom Ausbruch dieser Epidemie. Zur selben Zeit schrieb er wieder einem Freunde, daß er sich körperlich ziemlich wohl, an der Seele jedoch leidend und im Glauben gar schwach und der Fürbitte bedürftig fühle. Aber von der Seuche ließ er sich nicht anfechten. Schon meinten auch viele Wittenberger von ihr befallen zu sein. Er dagegen warnte sehr, daß man nicht aus Einbildung und Angst wirklich krank werde. Mehrere seiner Bekannten, darunter hochgestellte Männer wie die Kanzler Brück und Beyer, welche schon schwitzend darnieder lagen, trieb er gemeinsam mit andern Freunden fast gewaltsam wieder heraus und sie lachten dann selbst über sich. Dem Hausmann erzählte er, wie auch er von einem nächtlichen Schweiß mit Beklemmungen befallen worden sei und in ihm quälende Gedanken sich erhoben haben, die ihn, wenn er ihnen nachgegeben hätte, wohl auch aufs Krankenlager würden gebracht haben. Wo freilich die Krankheit wahrhaft vorhanden sei, da, sagte er, dürfe mans nicht leicht mit ihr nehmen. Er hörte übrigens, daß man gegen die wirkliche Krankheit gar kein Heilmittel kenne. — Auch der Ausbruch der Seuche in Marburg machte ihm keine Sorge. Er schrieb von dort nach Schluß des Gesprächs seiner Frau: „Wir sind noch alle frisch und gesund und leben wie die Fürsten“; über jene meldete er nur kurz: „Sie sind hier toll worden mit Schweißschrecken, gestern haben sich fünfzig gelegt, deren sind eins oder zwei gestorben.“ [2])

Zehntes Kapitel.

Vom Marburger Gespräch zum Augsburger Reichstag.

Als Luther vom Marburger Colloquium, bei welchem unsere Erzählung wieder angelangt ist, am 5. Oktober 1529 wegreiste, fuhr er mit Jonas und Melanchthon zuerst über Eisenach nach Schleitz. Dorthin waren sie

von ihrem Landesfürsten durch ein vom 28. September aus Torgau datirtes Schreiben berufen; sie sollten, wie es in dem Erlaß an sie hieß, ihn dort antreffen oder darüber, wo sie ihn weiter aufzusuchen hätten, Weisung empfangen. Er hatte nämlich daselbst eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg, auf der die Beiden über das Bündniß unter den Evangelischen sich besprachen. Den Theologen war über den Zweck, zu welchem sie sich beim Kurfürsten einfinden sollten, in dem Erlasse noch Nichts gesagt. Dort aber erhielten sie nun ohne Zweifel sogleich den Auftrag, für den Kurfürsten und seine Gesinnungsgenossen Hauptartikel des evangelischen Glaubens festzustellen, welche bei den ferneren Verhandlungen über ein solches Bündniß zu Grund gelegt werden möchten, und Luther kam mit Beihilfe seiner zwei Begleiter dem Auftrag sogleich nach, indem er für seine Arbeit die so eben in Marburg aufgestellten Sätze benützte. Der Kurfürst gebrauchte die neu redigirten Artikel für einen Convent, welchen die Gesandten der evangelischen Stände am 16. Oktober in Schwabach abhielten: von daher haben sie auch den für sie üblich gewordenen Namen der Schwabacher Artikel erhalten; es sind ihrer siebenzehn an der Zahl.[1])

In den Marburger Sätzen hatte Luther, während er die dem Zwingli vorgeworfenen Irrthümer fernhalten wollte, dem Bekenntniß doch eine Gestalt gegeben, in welcher es, abgesehen von der streitigen Abendmahlslehre, auch von diesem konnte angenommen werden. Jetzt fand er bei mehreren der Artikel bereits eine noch schärfere Fassung im Gegensatz zu eben jenen Irrthümern angemessen. Hieß es dort, daß die ungetrennte Person Jesu Christi, des Gottes- und Mariensohnes, für uns gekreuzigt und erhöht sei, so forderte die neue Bearbeitung noch bestimmter: „man soll nicht glauben, noch lehren, daß Jesus Christus als der Mensch oder die Menschheit für uns gelitten habe, sondern also, weil Gott und Mensch hie nicht zwei Personen, sondern Eine unzertrennliche Person ist, soll man halten und lehren, daß Gott und Mensch, oder Gottes Sohn wahrhaftig für uns gelitten hat." Gegen die Bezeichnung der Erbsünde als eines „Bresten" erklärte sie ausdrücklich: dieselbe sei „eine wahrhaftige Sünde, nicht allein ein Fehler oder Gebrechen, sondern [wie allerdings auch von Zwingli in Marburg angenommen war] eine solche Sünde, welche alle Menschen verdamme, wo nicht Christus uns vertreten hätte". Im Artikel vom Abendmahl wurde der Satz von der wahren Gegenwart des Leibes im Brode gleich vorangestellt und dann zwar des Glaubens, der in den Abendmahlsgästen durch die Einsetzungsworte gefördert werden solle, gedacht, derjenige Marburger Satz jedoch, nach welchem die geistliche Nießung vornehmlich von Nöthen ist, weggelassen. So nahm Luther, nachdem zu Marburg die Einigung in jenem für ihn wesentlichen Streitpunkt über das

Abendmahl nicht gelungen war, keine Rücksicht mehr darauf, ob er jetzt auch durch die Fassung anderer Artikel die Zwinglianer zurückstoße; der ganze Gegensatz zwischen seiner und ihrer Lehre sollte vielmehr am Tag liegen.

Daneben bereicherte er übrigens ohne Bezugnahme auf sie, vielmehr nur zum Zeugniß gegen die Papisten, das evangelische Bekenntniß mit einem Hauptsatz über die Kirche, nämlich: „daß kein Zweifel sei, es sei und bleibe auf Erden eine heilige christliche Kirche bis an der Welt Ende, wie Christus spricht Matthäi im Letzten (Matth. 28, 20); solche Kirche ist Nichts Anderes, denn die Gläubigen an Christo, welche oben genannte Artikel und Stücke glauben und lehren und darüber verfolgt und gemartert werden in der Welt; denn wo das Evangelium geprediget wird und die Sakramente recht gebraucht, da ist die heilige christliche Kirche, und sie ist nicht mit Gesetzen und äußerlicher Pracht an Statt und Zeit, an Person und Geberde gebunden". So hat die evangelische Idee der Kirche zum ersten Mal und für immer ihren Ausdruck in den grundlegenden Bekenntnissen des Protestantismus erhalten. — Auch einen Satz gegen die Messen, welche für Opfer oder gute Werke gehalten werden, stellte Luther auf: sie seien abzuthun vor allen andern Gräueln; und einen nicht minder scharfen gegen die römisch kirchlichen Satzungen über Cölibat und Fasten und gegen Klosterleben und Gelübde, in welchen man Seligkeit suche: diese Lehren seien „eitel verdammt und Teufelslehren" nach 1 Tim. 4, 1 ff.

Von Schleitz aus kehrte Luther über Jena, wo er am 12., und über Torgau, wo er am 17. des Monats mit Melanchthon sich befand, nach Wittenberg zurück. Er war unterwegs bei gutem Befinden und gutes Muthes bis zur Ankunft in Torgau. Hier liefen eben die erschreckendsten Nachrichten und Gerüchte über die Stürme ein, welche das Türkenheer auf Wien unternehme. Die Sorge darüber erfüllte alle Gemüther. Ebendaselbst erlitt Luther jetzt wieder einen heftigen Anfall seiner Anfechtungen. Er berichtete nachher dem Link, daß er kaum und mit Noth Wittenberg wieder erreicht habe; des Satans Engel habe ihn so gepeinigt, daß er schon daran verzweifelt sei, die Seinigen wiedersehen zu dürfen; und sein Leiden währte noch nach der Ankunft in Wittenberg fort, wie er von hier aus am 19. dem Amsdorf klagte. Er meinte aber, es wirke hiezu bei ihm eben jene Wuth der Türken mit, die vor den Thoren stehe und mit eiserner Ruthe die schrecklichen Lästerungen der Feinde des Evangeliums und die allgemeine unerträgliche Undankbarkeit des Volkes gegen dasselbe heimsuchen werde; er müsse wohl selbst in seinem Seelenkampf den Türken fühlen und überwinden, wenigstens den Gott der Türken, den Teufel; und Christus triumphire wider jene Gewalten, die in der Luft herrschen (Ephes. 2, 2).[1])

Jene siebenzehn Artikel waren unterdessen in Schwabach durch die kursächsischen nnd markgräflichen Gesandten vorgetragen und ihre Unterzeichnung zur Bedingung für den Eintritt in ein Bündniß gemacht worden. Die Folge war eine Ablehnung von Seiten der Ulmer und Straßburger Gesandten, da sie hiezu nicht ermächtigt seien. Das gleiche Ergebniß hatte ein neuer, größerer Convent in Schmalkalden vom 29. November an, wo mit dem Kurfürsten Johann, dem Landgrafen Philipp, den Gesandten des Markgrafen Georg und anderen Herrn die Vertreter der genannten nnd anderer oberdeutscher Städte zusammenkamen: diese verstanden sich wieder nicht zu jener Unterschrift und die Verbindung mit ihnen wurde hiedurch vereitelt. Vergebens suchte Philipp wieder zu vermitteln; er beschwerte sich nachher gegen Zwingli, daß man auf ihn nicht habe hören wollen.[1])

Die Art, wie sowohl Zwingli als Luther über den Ausfall des Gespräches und über einander dachten, ließ auch keine weitere Annäherung zwischen beiden hoffen. Luther sah in der Mäßigung, ja Friedliebe und Nachgiebigkeit, womit die Gegner ihn in Marburg überraschten, ein Zeichen von Schwäche der Ueberzeugung. Darin, daß sie die Bruderschaft derjenigen nachsuchten, welchen sie früher den Namen „Götzendiener, Fleischfresser, Anbeter eines eingebrodeten Gottes" gegeben, fand er eine schwere Demüthigung für sie und zugleich eine große Thorheit, weil sie ja die christliche Wahrheit doch noch nicht annehmen. Er meinte, sie würden auch in dem Einen streitigen Punkte vollends gewichen sein, wenn sie sich nicht geschämt und vor ihren eigenen Leuten gefürchtet hätten; aus ihren Reden sei zu vernehmen gewesen: „hätte man das Bier wieder im Fasse, so würde mans nicht anzapfen". So äußerte sich Luther in Briefen an Freunde, so auch auf der Kanzel vor seiner Gemeinde, der er nach seiner Rückkehr kurz über den Erfolg der Marburger Reise berichtete. War es Manchen seiner Anhänger bedenklich, daß Zwingli und Genossen bei jenem Artikel in ihrer Lehre doch Stand gehalten haben, so erwiederte Luther: dann müßte man sich auch an Christus stoßen, der die Pharisäer und Sadducäer oft überführt und doch nie zu einem Bekenntniß ihres Unrechts habe bringen können. Auf der anderen Seite legte Zwingli mit der größten Zuversicht sich selbst Sieg und Triumph bei und der milde Ton, den er in Marburg angenommen, war in seinen nachfolgenden brieflichen Aeußerungen wieder ganz abgethan. Die Wahrheit, schrieb er, habe offenbar überwunden; wenn je Jemand besiegt worden sei, so sei der unverschämte und halsstarrige Luther offenkundig besiegt worden, auch fallen die Herrn des hessischen Hofes schon fast alle von ihm ab. Daneben erhoben sich unter den Seinigen unzufriedene Stimmen: man habe in den zur Vereinbarung gelangten Sätzen den Lutheranern gefährliche Zugeständnisse gemacht. Ueber

die Schwabacher Artikel erklärte dann Zwingli dem Landgrafen, daß Luther „auch allen alten Lehrern zuwider sei, geschweige dem Wort Gottes überall". Merkwürdigerweise äußerte sich ebenderselbe über die gemeinsame Annahme jener anderen Marburger Sätze um deswillen erfreut, weil die Papisten jetzt nicht mehr hoffen können, Luther werde es mit ihnen halten: ein neuer Beweis dafür, wie sehr auch er in seinem Urtheil über Luthers Stellung befangen war: denn wo unter den Papisten war bisher noch eine solche Hoffnung in der That vorhanden oder möglich gewesen? [1])

Ein Bündniß mit den Schweizern und jenen oberdeutschen Städten war durch die Festigkeit, mit der besonders Kurfürst Johann seinen Theologen beistimmte, abgeschnitten. Für einen Bund der lutherisch gesinnten Reichsstände unter einander, bei welchem auch der Landgraf trotz seinem Mißmuth über diese Unnachgiebigkeit blieb, war jetzt die Hauptfrage die, ob sie einen gewaltsamen Widerstand gegen die drohende Gewalt des Kaisers sich erlauben dürften. Hier fiel die Entscheidung wesentlich dem Einen Luther zu.

Er war schon während der Vorbereitungen zum Marburger Colloquium von seinem Fürsten, der durch Philipps Andringen hiezu veranlaßt war, befragt worden, ob man nicht dem Kaiser scharf antworten und sofort die Waffen ergreifen dürfte. Er verneinte dies auch für den Fall, daß der Kaiser wirklich die Absicht hegen sollte, ohne ein vorangegangenes Concil und ohne ein Verhör gegen das Evangelium Gewalt zu gebrauchen, rieth vielmehr, ihn, dessen Herz in Gottes Händen stehe, mit aller Demuth um Frieden zu bitten; hätte derselbe auch schon Mandate gegen die Fürsten ausgehen lassen, so könne doch inzwischen noch viel Wasser verlaufen und Gott wohl viele Mittel zum Frieden finden.

Jetzt kam die Frage über die Zulässigkeit des Widerstands überhaupt zu eingehender Erörterung. Von verschiedenen Seiten her wurden Gutachten eingezogen. Die kursächsischen Juristen stimmten mit Ja: denn es sei ein Grundsatz des Rechtes, daß unrecht Bedrängte sich wehren dürfen. Bugenhagen, während Luthers Abwesenheit befragt, kam als Theolog zum gleichen Ergebniß. Denn, sagte er, in Stücken, welche Gott zugehören, sei der Kaiser kein Oberherr. Er berief sich ferner, wie nachher der Schotte Knox und andere reformirte Theologen thaten, auf das Alte Testament: „Wenn Saul wäre zugefahren und hätte das Volk gewollt mit Gewalt bringen von Gottes Wort zur Abgötterei und derowegen angefangen zu hauen und zu morden, ich achte, Samuel hätte ihn selbst erstochen oder sich gewaltiglich mit dem Volk wider ihn gesetzt;" so haben es ja auch die Makkabäer gethan wider heidnische Könige. Nur wollte er Recht und Pflicht dazu nicht den einzelnen Christen, sondern den christlichen Fürsten als von Gott bestellten Obrigkeiten zuweisen: diese dürfen ihre Unterthanen nicht einer

Gewalt preisgeben, welche sich selbst aus ihrer von Gott verordneten Gewalt setze und Gottes Wort richten und unterdrücken wolle, — sie dürfen ihre Schafe nicht einem Wolf überlassen. Dagegen bestand Luther in einem neuen Gutachten, das der Kurfürst sich vor dem Schmalkalder Convent von ihm erstatten ließ, auf seiner Warnung vor dem Widerstand auch falls der Kaiser wirklich Hand anlegen würde. Wie einst Friedrich dem Weisen, so erklärte er auch jetzt dessen Nachfolger in Betreff seiner eigenen Person: wenn der Kaiser ihn fordere, wolle er erscheinen; denn weder seinen, noch irgend eines Anderen Glauben habe der Kurfürst gegen den Oberherrn, den Kaiser, zu vertheidigen; Jeder müsse auf eigene Gefahr glauben oder nicht glauben. In einem Gutachten für einen Convent zu Nürnberg, wo die Verbündeten am 6. Januar weiter über ihre Schritte bei Kaiser und Reich berathen wollten, rieth er gemeinsam mit Melanchthon dem Kurfürsten nur recht ernstlich die großen, unerträglichen Mißbräuche, um deren willen gefährlicher Sturm und Umsturz gedroht und welche der Fürst ordentlich abgethan habe, und die Gründe, um deren willen er Gewissens halber dem Speierer Reichsabschied nicht nachkommen könne, dem Kaiser vorzustellen, an die Hoffnung aller Reichsstände auf ein Concil zu erinnern und zu bitten, daß die Sache der Evangelischen nicht so ohne Verhör und Erkenntniß verdammt werde. In Nürnberg trat dann sogar der kursächsische Kanzler, jedoch nur mit Bezug auf seine persönliche Ueberzeugung, jener Ansicht von der Rechtmäßigkeit des Widerstandes bei. Unter den Nürnbergern waren der Stadtschreiber Spengler und die Theologen mit Luther entschieden dagegen, jedoch mit Ausnahme Osianders. Ferner hatte Brenz in einem Gutachten für den Markgrafen ein solches Recht der Reichsfürsten unbedingt bestritten. So wurde denn Luther vom Kurfürsten nochmals um sein Urtheil angegangen. Er gab es jetzt (unter dem 6. März) mit eingehenderer Begründung, nachdem er darüber mit Melanchthon, Bugenhagen und Jonas berathschlagt hatte; in seinem und ihrem Namen redet er, hatte also jetzt auch den Bugenhagen von seiner Ansicht überzeugt. Er führt aus: Nach kaiserlichen und weltlichen Rechten möchten wohl Etliche schließen, daß man sich dem Kaiser, wenn er Jemand des Evangeliums wegen mit Gewalt überziehe, zur Gegenwehr stellen dürfe, sonderlich weil derselbe sich verpflichtet habe, Niemand mit Gewalt anzugreifen, sondern bei aller vorigen Freiheit zu belassen. Aber nach der Schrift zieme sichs nicht, daß ein Christ sich wider seine Obrigkeit setze, auch wenn sie Unrecht thue; das weltliche und päpstliche Recht ziehe eben nicht in Betracht, daß die Obrigkeit eine göttliche Ordnung sei. Damit, daß der Kaiser Unrecht thue, sei seine kaiserliche Obrigkeit und der den Unterthanen obliegende Gehorsam nicht aufgehoben, so lang das Reich und die Kurfürsten ihn für Kaiser halten und nicht absetzen; ein Kaiser und Fürst handle ja überhaupt oft gegen Gottes

ebote und bleibe dennoch Kaiser und Fürst; nicht allein den gütigen und ommen, sondern auch den bösen und unschlachtigen Herrn müsse man mäß dem apostolischen Wort unterthan sein. „Summa", sagt Luther, Sünde hebt Obrigkeit und Gehorsam nicht auf; aber die Strafe hebt sie f, das ist, wenn das Reich und die Kurfürsten einträchtiglich den Kaiser setzten, daß er nimmer Kaiser wäre; sonst weil er ungestraft und Kaiser ibt, soll ihm auch Niemand Gehorsam entziehen und wider ihn streben; nn das ist Rotterei und Aufruhr und Zwietracht anfachen." Weiter stellt ther dem Rechtssatz, daß man Gewalt mit Gewalt abtreiben dürfe, den dern gegenüber, daß Niemand sein eigener Richter sein solle. Gegen den inwand, daß der Kaiser erst die Appellation der Protestanten annehmen nd ihre Sache ordentlich verhören müßte, bemerkt er: dies hülfe Nichts, i sie auch nach einem solchen Verhör doch nur ein verdammendes Urtheil rauszusehen hätten und so endlos appelliren müßten. So kommt er ieder auf sein Gutachten zurück: die Fürsten sollen ihr Land und ihre ente dem Kaiser als die seinen offen stehen lassen und die Sache Gott efehlen; jeder Einzelne solle dann für sich mit Leib und Leben für seinen lauben einstehen ohne den Schutz der Fürsten anzurufen; nur dazu, daß e selbst ihre Unterthanen um des Evangeliums willen angriffen, tödteten der verjagten, sollen diese sich nicht vom Kaiser zwingen lassen, weil es iemit an ihren eigenen Glauben ginge und sie fremder Missethat theil= aftig würden: hier gelte es, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Schließlich gibt er zu bedenken: „Wenn es schon recht wäre, sich wider en Kaiser zu setzen und es hiemit anginge, so müßten wir fort (fortfahren) nd den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden; denn der Kaiser würde ich wehren und würde da kein Aufhören sein, bis ein Theil läge; und ist och dort der große Haufe, und wenn wir gleich gewännen, müßten wir ber einmal die schlagen, so uns geholfen hätten, denn es sollte wohl uns Niemand zum Kaiser haben wollen, und in solchem Getümmel Jedermann Kaiser sein wollen: welch ein unaussprechlich Morden und Jammer da erden sollte! wie könnts ein Gewissen ertragen? der Teufel hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns davor behüten". [1])

Durch die Grundsätze, welche Luther vortrug, fühlte auch sein Kur= ürst sich im Gewissen gebunden. Er ließ sich auf Anschläge, die mit ihnen n Widerspruch standen, nicht ein. Der Plan des Landgrafen Philipp, em Kaiser die geeinte Macht der Evangelischen bewaffnet entgegenzustellen, urde ganz hinfällig. Ungestört durfte dieser seine eigenen Vorbereitungen reffen.

Blicken wir jedoch noch näher in den Inhalt der so folgenreichen Sätze Luthers. Vor Allem vermissen wir bei ihnen, während sie aufs Wort der Schrift sich stützen, jede Bezugnahme auf Vorgänge aus dem

Alten Teſtament: ſolche Uebertragungen aus der Theokratie des Alten Bundes aufs Leben im Neuen waren ja durch diejenige ganze chriſtlich ſittliche Grundanſchauung ausgeſchloſſen, welche er längſt, namentlich im Streit gegen Münzer und andere Schwärmer, dargelegt und begründet hatte. Aus dem neuteſtamentlichen, evangeliſchen Wort und Weſen an und für ſich folgte ihm vielmehr die Pflicht des Duldens. Wenn man nun aber häufig ſagt, er habe einfach nur duldenden Gehorſam gegen den Kaiſer gelehrt, ſo überſieht man doch ſehr weſentliche Beſtandtheile ſeines Gutachtens. Wie er früher gegen die neuen Anhänger altteſtamentlicher Ordnungen erklärt hatte, daß für die Chriſten, ſofern ſie Genoſſen eines Volkes und Staates ſeien, die in jedem Staat aufgerichteten weltlichen Geſetze und Verfaſſungsformen zu Recht beſtehen, ſo hat er jetzt hier die beſtehende Verfaſſung des deutſchen Reiches nicht unbeachtet gelaſſen, hat nicht etwa vorausgeſetzt, daß die höchſte Obrigkeit eines Volkes hier und überall eine unumſchränkte Vollmacht haben und über jede Verantwortung anderen Gliedern des Staates gegenüber erhaben ſein müſſe. Ausdrücklich ſetzt er ja (anders als oben S. 10) als möglich, daß das Reich ſelbſt und näher die Kurfürſten den ſeine Gewalt mißbrauchenden Kaiſer abſetzen, und will in dieſem Fall ihn nicht mehr als Oberherrn gelten laſſen. Als Unterthanen, die auch Unrecht dulden müßten, erſchienen ihm die einzelnen Fürſten und Stände doch nicht der bloßen Perſon des Kaiſers, ſondern dem geſammten Reich gegenüber. Und das Recht einzelner oder mehrerer Einzelner zu gewaltſamem Widerſtand gegen einen ordentlich an der Spitze des Reiches ſtehenden, die Reichstagsbeſchlüſſe vollziehenden Kaiſer, welches Luther auf Grund des apoſtoliſchen Wortes von der Unterwerfung unter die Obrigkeit beſtritt, vermochten nun doch auch die Juriſten aus den deutſchen Reichsrechten nicht wirklich zu begründen. Die Schwierigkeit aber, welche hier in der That für eine rechtliche und ſittliche Betrachtung vorlag, war eben dieſelbe, die ſchon bei dem Proteſt der evangeliſchen Stände in Speier an den Tag tritt. Es erhob ſich damals neu die Idee einer Freiheit der Gewiſſen auf dem religiöſen Gebiet, für welche das poſitive Recht noch keinen Raum bot und welche doch hier kraft ihres inneren Rechtes nach Anerkennung ringen mußte. Das im Kaiſer und Reichstag repräſentirte Reich beſaß ferner thatſächlich bereits auch ſonſt nicht mehr die feſt geſchloſſene ſtaatliche Einheit ſeinen großen einzelnen Gliedern gegenüber. Endlich hatte der frühere Reichsbeſchluß von Speier 1526 bereits ſelbſt eine neue Rechtsbildung eingeführt, von der ſich fragen mußte, ob ſie den Proteſtanten einfach durch einen neuen Beſchluß wieder entriſſen werden dürfte. Hierüber allerdings reflektirte Luther nicht weiter.

Den intereſſanteſten Gegenſatz zu dieſem Standpunkte Luthers bildete damals das Verhalten und Streben Zwinglis. Nur meine man wieder

ie häufig geschieht, dasselbe einfach als ein freieres, unbefangeneres,
ein echt politisches oder als ein wirklich aussichtsreiches bezeichnen
en, so wenig man die in ihrer Art große Eigenthümlichkeit des
Reformators darin verkennen darf. Im Einverständniß mit dem
fen Philipp hoffte er nicht bloß die Protestanten Deutschlands, so-
ther sie nicht zurückhielte, also die oberdeutschen Städte und Hessen,
auch die Republik Venedig und Frankreich mit Zürich und den
evangelischen Orten der Schweiz zu einem kriegerischen Bunde gegen
er vereinigen, ja diesen selbst stürzen zu können. Von einer Rück-
ne auf die Pflichten der deutschen Stände gegen ihr Reich vernehmen
ots in den Briefen, in welchen er diesen gewaltigen Plan betrieb.
eigenthümlichen Gedanken gab er einen merkwürdigen Ausdruck be-
in einem Entwurf, welchen er zum Behuf eines Bündnisses für
nzösischen Gesandten aufsetzte. Hier hieß es: bekanntermaßen habe
nig noch Volk der Tyrannei des römischen (d. h. römisch-deutschen)
beharrlicher widerstanden als die allerchristlichsten Könige der Fran-
ch das Schweizervolk; ihnen verdanken auch alle andern Fürsten,
und Städte, welche noch nicht unter dem Joch seien, ihre Freiheit.
Franz möge jetzt mit denjenigen Schweizer Orten, welche unter sich
istliche Einigung geschlossen haben, sich neu verbinden, und zwar so,
verspreche, die von ihm aufzustellenden Artikel der Censur der evan-
schweizerischen Gottesgelehrten zu unterwerfen, dieweil ja der aller-
ste König Nichts so sehr wünsche, als daß das Evangelium rein er-
und Frankreich und die Schweiz unversehrt bleibe u. s. w. Dazu
te Zwingli, daß er bei jenen deutschen Städten und beim jungen
n Fürsten Alles vermöge. So sehr also war er, der Patriot, von
zen Bedeutung seines Schweizer Vaterlands oder vielmehr der evan-
Bruchtheile desselben erfüllt, daß er dem größten Monarchen neben
anfinnen konnte, mit ihnen wie mit einer gleichstehenden europäischen
u verhandeln. So hoch ging die Zuversicht des Kirchen- und Staats-
in Einer Person, daß er von dem Fürsten, der bisher im eigenen
ie neue Lehre unterdrücken ließ und dem Kaiser Hilfe gegen die
ugesagt hatte, ein Bündniß fürs Evangelium und dazu eine Unter-
unter das Urtheil Züricher Theologen hoffte. Wir schweigen von
n und bekanntlich nie veralteten Phrase über Frankreich als die
rin der Freiheit für die Welt. Schnell zeigte sich, wie wenig Grund
t die weitgehenden Tendenzen und Hoffnungen überall in der Wirk-
atten. Die Venetianer gaben dem Züricher Gesandten schöne Worte,
sie selbst das Gerücht von seinem geheimen Anerbieten an die
ichkeit kommen ließen, um für sich Vortheil daraus zu ziehen. Ein
ächtigter des Königs Franz erwiederte auf Zwinglis Entwurf, daß

er mit seinem schwachen Kopf nicht verstehe, was dieser fein stilisirte Brief denn meine in Betreff des göttlichen Wortes und Heiles der Seelen. Bei jenen deutschen Städten zeigte sich alsbald Unzuverlässigkeit. Aus jenen Schweizer Orten erhoben sich besorgte, warnende Stimmen über die Gefahren, welche man der Schweiz selbst und dem Evangelium in ihr bereiten werde. [1])

Eine solche Kühnheit anderer Art stand hier derjenigen Kühnheit gegenüber, mit welcher Luther auf alle Hilfe menschlicher Gewalt verzichten wollte. Man könnte fragen, ob nicht, wenn Luther ein gemeinsames Verhandeln der Evangelischen hier und dort zugelassen hätte, dann doch daraus praktische Rathschläge und große Erfolge hätten hervorgehen können. Aber wie sollte dies möglich sein bei dem fundamentalen Unterschied zwischen dem Standpunkt und der Geistesart der beiden geistigen Häupter? Und mußte nicht Luther, je mehr er von Zwinglis Versuchen erfuhr und ahnte, seinem eigenen Standpunkt gemäß nur um so mehr seinen Widerspruch gegen diesen, der „einen andern Geist habe", gerechtfertigt finden?

Noch ließen, als Luther nach Wittenberg zurück kam, die Nachrichten vom Türkenkrieg und von der äußersten Gefahr, in welcher Wien, das Bollwerk des Reiches und die Hauptstadt der östreichischen Lande, schwebe, den Gedanken an die Nähe eines Krieges nicht zu, mit welchem der Kaiser, sein Bruder Ferdinand und die katholische Majorität inmitten Deutschlands die Evangelischen überziehen sollten. Herzog Georg war in der kurfürstlichen Residenz Torgau kurz vor Luthers Ankunft daselbst gewesen und hatte ganz freundlich mit seinem protestantischen Vetter über gemeinsame Hilfleistung gegen die Türken sich berathen.

Auch jetzt aber finden wir bei Luther statt Gedanken an die günstigen Folgen dieser Lage für die Evangelischen nur den innigen Eifer, in welchem er betend vor Gott mit den gemeinsamen Feinden der Christenheit und ihrem Gotte rang und durch die Kraft seines Wortes auch beim Waffenkampf gegen sie mitzuwirken suchte. Er sann gleich nach seiner Rückkehr auf einen neuen Mahnruf an seine Deutschen.

Inzwischen war in jenen Tagen, wo in Sachsen vollends die ängstlichsten Botschaften eintrafen, das Türkenheer bereits auf dem Rückzug begriffen, nachdem sein letzter Sturm auf Wien am 14. Oktober abgeschlagen worden war. Als die Nachricht hievon am 26. in Wittenberg anlangte, pries Luther Gott, der handgreiflich und wunderbar für die Deutschen gestritten und Schrecken über die Feinde gebracht habe. Er blieb zugleich der anderen Gefahr sich wohl bewußt, welche stieg, je mehr jene beseitigt wurde: „Kaiser Karl", sagte er, „droht viel grimmiger und will mehr gegen uns wüthen als der Türke." Aber er ließ jetzt wirklich jene Mahnung ausgehen — „eine Heerpredigt wider den Türken", damit die Deutschen nicht, wie er schon früher befürchtet hatte, beim augenblick-

lichen Sieg nach ihrer alten Weise wieder ausruheten und sich dem Zechen und Wohlleben hingäben. Seine Schrift mußte schon am Neujahr in einer zweiten Auflage erscheinen. [1])

Er belehrt in ihr vor Allem die Gewissen darüber, was man nach der heil. Schrift vom Türken zu halten habe, indem er namentlich der Danielischen Weissagung (Dan. 7, 8) die uns bereits bekannte Deutung auf diesen gibt (oben S. 160) und ebendenselben Feind der Christenheit in dem Gog und Magog Ezechiels und der Offenb. Johannis erkennt (Ezech. 39. Offenb. 20, 8). Dieser grausame Tyrann, der mit dem Schwert wüthe und zugleich gräuliche Lästerungen gegen Christus ausstoße, steht ihm neben dem anderen, der mit List und falschem Gottesdienst nach Daniel (12, 39) sich „über alle Götter erhebe" und nach Paulus (2. Thess. 2, 4) der Antichrist heiße, nämlich neben dem Papste: durch beide solle laut der Schrift die Christenheit vor dem jüngsten Tage verwüstet und verstört werden. Ueber das Verhalten des Christen gegen jenen wiederholt er die Belehrung seiner früheren Schrift vom Krieg wider die Türken: während der Christ zwar als Christ zu dem Leiden bereit sein solle, das Gott in der Heimsuchung durch sie bringe, solle er wacker gegen sie streiten als Bürger und Unterthan zum Schutz für Land und Leute, Weib und Kind, muthig und freudig nach Gottes Willen und Befehl. So wird seine Rede zur Heerpredigt und schreitet nun weiter fort in der vollsten Frische und Kraft volksthümlicher Beredtsamkeit. Er ermuntert zum Märtyrertod in solchem Dienste Gottes, fragt, ob man ihn denn nicht lieber erleiden sollte als einen Tod auf dem Bett unter langem Kampf mit den eigenen Sünden und und unter Reißen und Beißen des Todes und Teufels, erinnert an die tausenderlei Todesgefahren, unter denen wir Menschen zu Haus und draußen, zu Wasser und Land täglich schweben und denen so Manche selbst sich unterziehen, während hier ihre Hinfahrt ins Jenseits gefährlich und mißlich, dort Gottes Befehl und Wohlgefallen für sie gewiß sei; „wer", sagt er, „sich Solches nicht bewegen läßt, dem wäre kein billigerer Fluch zu wünschen, denn daß er selbst ein Türke würde, des Teufels leibeigen". Auch vor der Grausamkeit der Türken will er kein Bangen aufkommen lassen. Schon weltlich angesehen sei es thöricht, wenn diese dadurch, daß sie Weib und Kind zerhacken und spießen, einen erschrecken wollen: jeder rechte Mann müsse ja dadurch vielmehr vollends zornig werden und Alles, was er noch habe, gegen solche Teufelsglieder wagen. Und für Christen sei solche Wütherei viel weniger schrecklich, da die gemordeten Kindlein und frommen Leute eitel Heilige seien und ein Opfer vor Gott im Himmel. Nur solle Jeder zusehen, daß er nicht tollkühn gegen die Türken dreinfahre, sondern wirklich als Christ dran gehe, sein Leben bessernd, mit Gottesfurcht und ernstlichem Gebet. Auf solche Ansprachen für das Gewissen folgen

bei Luther weitere Vermahnungen für „die Faust“: wie man Mannschaft, Geld und Gut aufbieten, wie gegen diesen Feind, der ja doch Nichts verschone, Alt und Jung, Mann und Weib sich bis auf den Tod wehren, wie nur ausgeleertes und ausgebranntes Land ihm gelassen werden sollte. Genug sei von den adeligen Junkern bisher gepraßt und geschlemmt, von Handwerkern und Bauern übervortheilt und gestohlen, Gotte aber das Seinige vorenthalten worden: jetzt seis Zeit, daß sie, was sie gesammelt, abliefern ohne Dank für „Bruder Veit“, den Landsknecht; wer sich hiegegen sperre, den werde es der Türke lehren, der nicht lang Steuern von ihm fordere, sondern ihm Vieh und Geld nehme, Haus und Hof anstecke, die Kinder spieße, Weib und Töchter schände. Zum allgemeinen Widerstand feuert Luther an durchs Vorbild der altdeutschen Frauen und Jungfrauen, von welchen die Römer schreiben, und durch eine neue Historie aus Lemnos in Griechenland, wo die Tochter eines Thorwächters mit den Waffen ihres gefallenen Vaters sich gewehrt habe. Er warnt ferner, daß nicht etwa Einer sein Leben schone in der Hoffnung, nur mit den Seinigen in die Gefangenschaft geführt zu werden: denn da verkaufe man die Gefangenen wie Vieh oder Säue, den Vater dahin, die Mutter dorthin, anderswohin die Kinder; besser als solch schändlich Gefängniß sei ja ein Tod in den Waffen zu Hause. Auch denjenigen aber, welche doch jenes Unglück träfe, will er Mahnung und Trost geben. Jeder solle jetzt noch, so lang er könne, die Hauptstücke des Christenthums, Gebote, Vater Unser, Glauben wohl sich einprägen. Wer in die Türkei komme, solle sie sich dort, wo er weder Bücher noch Prediger habe, bei sich selbst im Bett und unter der Arbeit vor Augen stellen und namentlich wenn er ein Aergerniß sehe und Anfechtung habe, sich den Artikel vom Herrn und Heiland Jesus Christus vorhalten, auch wohl, damit er sichs desto besser merke, dazu mit dem Daumen auf einen Finger drücken oder sonst ein Zeichen mit der Hand oder dem Fuß geben. Insbesondere sollen sich dort die Christen verwahren vor der Versuchung durch den Schein der Heiligkeit, den die Türken sich geben durch ein ernstes, strenges Leben, Enthaltung vom Wein, häufiges Beten, schöne Geberden des Gottesdienstes, ja auch angebliche Wunderzeichen, dergleichen freilich der Teufel auf unbegreifliche Weise thun könne. Jene sollen bedenken, daß hierin die Heiligkeit vor Gott nicht bestehe und kein Heil außer in Christo sei, und sollen schauen auf die schrecklichen Gräuel, welche unter diesem Scheine verborgen liegen, auf die Lästerung Christi, auf die Mordsucht und Räuberei der Türken, auf ihre welsche und sodomitische Unkeuschheit, davon sich vor züchtigen Leuten nicht reden lasse. Zugleich räth er zur christlichen Geduld in der Gefangenschaft, daß man dem Herrn, dessen Knecht man dort durch Kauf geworden sei und der jetzt ein Eigenthumsrecht habe, nicht entlaufe, noch sich selbst ersäufe oder sonst erwürge. Da erinnert

er an die Exempel biblischer Heiliger, an Joseph in Aegypten, an die frommen Israeliten in der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft, an Christus unter Pilatus und Herodes, ferner an christliche Märtyrer unter dem heidnischen Rom, welche an wüste Orte verbannt und mit schwerer Arbeit wie die Esel belastet worden seien. Durch einen treuen, fleißigen Dienst möge vielmehr der arme Gefangene den Namen Christi preisen, also daß auch böse Herrn bekennen müßten, die Christen seien ein frommes, gehorsames, fleißiges Volk, und vielleicht Manche hiedurch bekehrt würden. Er gibt Jenen endlich den Trost mit, daß der Teufel dort, oder der Türke, immer noch nicht so gegen sie wüthe, wie der Teufel daheim, nämlich der Papst: denn jener zwinge sie doch nicht, seinem Glauben anzuhangen und Christum zu verleugnen. Doch will er bei jener Mahnung zum treuen Dienst unter den Türken nicht vergessen, daß derselbe sich nie erstrecken dürfe zur Theilnahme am Kriege gegen die Christen: wen man dazu zwingen wolle, der solle vielmehr Alles Mögliche leiden, ja viel lieber sterben.

Justus Jonas gab damals in Gemeinschaft mit Melanchthon ein eigenes Schriftchen über die Weissagung vom Türken heraus, welche in Daniel Kap. 7 enthalten sei. [1])

Ferner erschien eine ältere, schon vor der Eroberung Konstantinopels verfaßte lateinische Schrift über Sitten und Religion der Türken jetzt im Drucke und Luther gab dazu eine Vorrede, in welcher er ähnlich wie in jenem Abschnitt seiner Heerpredigt vor dem heuchlerischen Scheine von Sittlichkeit und Religiosität warnt, in welchen Mahomeds Lehre und Anhänger sich kleiden. Dabei findet er aber frappante Aehnlichkeit zwischen diesem und dem papistischen Wesen. Er vermuthet, daß dies der Grund sei, weshalb die Papisten und Römlinge nur sehr wenig über der Türken Gottesdienst geschrieben haben: sie haben, meint er, davon geschwiegen, um nicht ihr eigen Treiben verdammen zu müssen. Ja er meint, daß eifrige Mönche und papistische Pfaffen, wenn sie unter den Türken wären und deren Wesen sähen, keine drei Tage dem Reize dieses Scheines widerstehen könnten. Jene Gräuel und unnatürlichen Laster der Türken sind ihm kein Gegengrund; sie begründen ihm keinen Vorzug Roms: denn dergleichen sei ja auch hier längst genug vorhanden und die Heuchelei, mit welcher es hier zugedeckt werde, habe nicht einmal einen so guten Schein wie dort. [2])

Die Gründe, um deren willen Luther kein Bündniß zum Schutze des Evangeliums mit Leuten anderen Bekenntnisses haben wollte, standen bei ihm einer Verbindung zum Widerstand gegen die Türken nicht im Wege. Dem Amsdorf, der ihn fragte, ob ein evangelischer Fürst sich mit Gottlosen und Widersachern des göttlichen Worts verbinden dürfe, erwiederte er: man müsse ja einem Gottlosen auch helfen, wenn sein Haus brenne. [3])

Landgraf Philipp wollte, daß durch die Evangelischen dem Kaiser die Reichshilfe gegen die Türken verweigert werde, woferne nicht vorher ein gemeiner Friede im Reich ihnen zugesagt sei, und schrieb an Luther, daß er bei seinem Kurfürsten, wenn dieser ihn befrage, auch darauf hinwirken möge. Luther aber entzog sich einer solchen Zusage, indem er (am 16. Dezember) nur antwortete: er wisse noch gar Nichts über den Stand der Dinge; wenns aber dazu komme, wolle er aufs Beste rathen helfen als in einer Sache des Gewissens; indeß wolle er, so viel er vermöge, Gott bitten, daß nicht der Pfaffen Wille, sondern Gottes Wille geschehe.[1])

Während derselben Zeit, im Dezember und Januar, betrieb er ruhig vollends die Ausführung der Kirchenvisitation in den noch rückständigen Kreisen Kursachsens.

Schritt für Schritt rückte indessen die Entscheidung näher, welche der Kaiser selbst dem Reiche bringen wollte. Die Venetianer, auf welche Zwingli und auch der Landgraf gehofft hatten, kamen in einem Vertrag mit ihm seinen Ansprüchen nach. Sein Friede und Bund mit dem Papst wurde vor den Augen der Welt durch die Krönung besiegelt, welche dieser in Bologna am 24. Februar 1530 mit ihm vornahm; er erneuerte hiebei den herkömmlichen Schwur der deutschen Kaiser, den päpstlichen Stuhl in allen Rechten und Gütern schützen zu wollen.

Am 21. Januar berief er von Bologna aus einen Reichstag nach Augsburg auf den 8. April. Sein Erlaß lautete, soweit er sich auf den kirchlichen Zwiespalt bezog, sehr christlich und friedlich: die Stände, hieß es, mögen, um darüber heilsam zu berathen, ihren bisherigen Widerwillen gegen einander lassen, die vergangene Irrsal dem himmlischen Seligmacher ergeben und Fleiß anwenden, eines Jeden Meinung in Liebe und Güte anzuhören und zu erwägen, eine Einigung in der christlichen Wahrheit herzustellen und Alles abzuthun, was etwa auf beiden Theilen nicht recht ausgelegt und gehandelt sei. Auch stand sein Bruder Ferdinand in Unterhandlungen mit Kurfürst Johann, als strebte er nach einem friedlichen Vergleich. Aber Ferdinand und der Kaiser waren unter sich darin einverstanden, daß durch diese die Sache nur erst noch weiter hingezogen werden solle und jedenfalls die Züchtigung über die Protestanten kommen müsse. Und allgemein glaubte man, wie Luther schreibt, daß der Kaiser kommen werde voll Zornes gegen sie. Luther meldete dem Amsdorf, mit welchem Pomp, nach dem Bericht eines Gesandten, der Papst den Kaiser in Bologna begrüßt, wie er den Fußkuß von ihm empfangen und welche Artigkeiten er wiederum ihm erwiesen habe. Aber er fügt bei: „die Domherrn mögen deß sich freuen und triumphiren, damit schnell ihr Verderben komme; denn die Welt muß Freude und die Apostel Trübsal haben, aber

ieſe Freude wird ihr Ende nehmen; laßt uns nur beten, ſo werden die
Pforten der Hölle Nichts vermögen". [1])

Auf jenes Ausſchreiben hin traf jedoch der Kurfürſt, dem es erſt
m 11. März in Torgau eingehändigt wurde, ſogleich mit ſeinen Räthen
ie ernſtlichſten Vorbereitungen zur Theilnahme am Reichstag, von welchem
r nun doch noch eine günſtige Wendung für möglich hielt. Eines Jeden
Meinung ſollte dort gehört werden; ja der Kurfürſt meinte, der Reichstag
werde hiernach vielleicht gar zu einem Nationalconcil. So erließ er denn
nter dem 14. März an Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon
ine Verfügung: es thue Noth, alle Artikel, auf welche der kirchliche und
eligiöſe Zwieſpalt ſich beziehe, dermaßen zu faſſen, daß vor dem Beginn
es Reichstages feſtſtehe, was er und ſeine Glaubensgenoſſen mit Gott und
utem Gewiſſen dort zugeben könnten; deshalb ſollen jene, alle ihre anderen
Geſchäfte bei Seit ſetzend, ſofort hierüber berathen, um damit bis zum
ächſten Sonntag, den 18. d. M., fertig zu werden und zu ihm nach
Torgau zu kommen; auch ſollen, obgleich das kaiſerliche Mandat von einem
Mitbringen etwaiger Theologen auf den Reichstag und von einem freien
Geleit für ſie Nichts ſage, ebendieſelben, mit Ausnahme Bugenhagens, ſich
bereit machen, um ſeiner Zeit ihn nebſt Spalatin und Agricola zunächſt
bis Coburg zu begleiten. Agricola ſollte als Prediger mitgehen, Bugen-
hagen des Pfarramts wegen in Wittenberg bleiben. In Betreff Luthers
hatte der Fürſt bereits die Gefahr erwogen, welche ihm in Augsburg dro-
hen würde, nachdem es mit ihm ſchon auf dem Wormſer Reichstag „ſchier
etwas Mühe gehabt habe". [2])

Luther, der noch am gleichen Tage das fürſtliche Schreiben erhielt,
rief ſogleich den Jonas von der Viſitation zurück, auf welcher dieſer ſich
noch befand. In der Nachricht, die er ihm gab, äußerte auch er noch
Hoffnung: der Kaiſer wolle laut ſeines Mandats Alles freundlich beilegen.
Sein vorhin angeführter Brief an Amsdorf iſt ohne Zweifel erſt nachher
geſchrieben. [3])

Die Ausfertigung und Abgabe der Gutachten verzögerte ſich über
den bezeichneten Termin, weshalb der Kurfürſt am 21. März wieder daran
erinnerte. Dann wurden ſie in der Form mehrerer einzelner Aufſätze,
welche von den unzuläſſigen Mißbräuchen der römiſchen Kirche handelten,
ihm überreicht: wir beſitzen noch eine Anzahl ſolcher Schriftſtücke, wiſſen
doch nicht ſicher, wie weit ſie zu jenen gehören; auch der Antheil, welchen
Luther daran hatte, läßt ſich nicht mehr mit Gewißheit beſtimmen. Mit
Wahrſcheinlichkeit wird ferner angenommen, daß die Schwabacher Artikel,
dieſer poſitive Ausdruck des evangeliſchen Bekenntniſſes, wieder beigefügt waren. [4])

Der Kaiſer aber ſäumte noch mit der Reiſe nach Deutſchland und
hielt ſeinen Reiſeplan geheim. So wollte auch der Kurfürſt ſeine Fahrt

zum Reichstag nicht zu sehr beeilen. Erst am 3. April, einem Sonntag, brachen Luther, Melanchthon und Jonas von Wittenberg auf, um sich ihm von Torgau ab anzuschließen. Am folgenden Sonnabend standen sie noch in Weimar: von hier aus berichtete Jonas, daß jetzt Kunde von der Ankunft des Kaisers in Trient eingelaufen sei und er wohl sicher in Augsburg erscheinen werde; wenn jemals, so thue jetzt Noth, den Herrn im Himmel anzurufen, daß er sein Schiff durch das stürmische Meer steure; Satan werde gewiß Alles versuchen. Nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst langte der fürstliche Zug am 15. in Coburg an. Am folgenden Osterfest, den 17. des Monats, hielt Luther hier zwei Predigten und eine weitere am zweiten Ostertage: er trug, wie er auch sonst unter ähnlichen Umständen zu thun pflegte, die großen Heilsthatsachen und Wahrheiten einfach in seiner gewöhnlichen Weise vor, ohne daß die augenblickliche Zeitlage ihn irgendwie sonderlich erregt oder zu speziellen Aeußerungen veranlaßt hätte; nur im Allgemeinen entnahm er für die Drangsal durch Türken und Papst, von der man jetzt höre, sowie für andere Noth, Hunger, Kummer und dergleichen, Trost und Ermunterung aus dem Evangelium. Ueber den Kaiser und den bevorstehenden Reichstag kamen nach Coburg eben jetzt neue Nachrichten und Gerüchte. Jener, hieß es, sei gar noch in Mantua und feire dort Ostern: über die Alpen ging er in der That erst zu Anfang Mais und hielt dann noch in Insbruck Hof. Von den päpstlich Gesinnten verlautete, sie arbeiten mit aller Macht dem Zustandekommen einer Reichsversammlung entgegen, weil sie ungünstige Beschlüsse von ihr fürchten, — vom Papst, er zürne dem Kaiser, weil dieser selbst in die kirchlichen Händel eingreifen und die Parteien vernehmen wolle. Luther sprach mit Gleichmuth von dieser ungewissen Lage, meinte auch, die Reichsfürsten werden in Sachen der Religion überhaupt nicht sehr eifrig und eilig sein. Heftiger focht ihn fortwährend der „Türke und Muhamed" an, während Melanchthon jetzt und nachher weit mehr als er von schweren Sorgen um die große innere Angelegenheit Deutschlands erfüllt war und sich abhärmte.[1])

Während der Kurfürst mit seinem Gefolge auch die nächsten Tage noch in Coburg verweilte, begann nun hier Melanchthon, ohne Zweifel in seinem Auftrag, auf Grund der zuvor erwähnten theologischen Arbeiten eine einheitliche Schrift abzufassen, welche als Bekenntniß und Rechtfertigung der Evangelischen in Augsburg vorgetragen werden könnte; er that es im Einvernehmen mit Luther.[2])

Endlich wurden die Vorbereitungen zur Weiterreise über die sächsische Grenze hinaus getroffen. Da wurde denn Luther zurückgelassen, wie er auch selbst schon vor seiner Abfahrt aus Wittenberg einem Freund gemeldet hatte, daß er um bestimmter Gründe willen nur innerhalb der sächsischen

Lande mitreiſen werde. Schon jener Mangel eines kaiſerlichen Geleites für ihn, der in der Reichsacht ſtand, machte ſein Erſcheinen in Augsburg unzuläſſig. Seinem alten Freund Erban Heß, der jetzt in Nürnberg angeſtellt war, ſchrieb er dann ſcherzend: er ſchicke ihm vier lebendige, ſprechende Briefe, den Jonas, Melanchthon, Spalatin und Agricola; gern käme er als fünfter, aber es habe Jemand zu ihm geſagt: „ſchweige, du haſt eine ſchlechte Stimme"; Heß möge in Melanchthon zugleich auch ihn ſehen. Wir ſehen hierin, welch beſonderes Vertrauen er eben dieſem als ſeinem Vertreter ſchenkte. In Coburg aber ſollte Luther während des Reichtages wohnen bleiben; er ſchrieb damals an Hausmann, daß er nicht wiſſe, weshalb es der Kurfürſt ſo befehle; die Urſache war, wie ſich genugſam zeigte, die, daß dieſer ihn wenigſtens möglichſt nahe als Rathgeber haben wollte. Und zwar wurde ihm ſein Wohnſitz auf der Coburger Feſte angewieſen. Er ſollte nicht bloß den Schutz derſelben genießen, ſondern hier auch möglichſt in die Verborgenheit entrückt ſein. So pflegte er dann auf den Briefen, die er von hier aus an die Freunde im Süden, in Augsburg, Nürnberg u. ſ. w. richtete und welche demnach durch katholiſche Gebiete gehen mußten, den Ort Coburg nicht zu nennen, ſondern ſie aus ſeiner „Einſamkeit" (ex eremo meo) oder auf andere Weiſe, auch aus ſeiner „Einſamkeit Gruboc" (für Coburg) zu datiren. Die zahlreichen Beſuche, welche doch dort bei ihm ſich einfanden, machten ihm Sorge, weil ſein Fürſt darüber ungehalten ſein werde, ja er wollte deshalb einmal ſogar anderswohinziehen oder wenigſtens den Schein erzeugen als hätte ers gethan. Von den zahlreichen kleinen Schriften, welche er daſelbſt verfaßte, ließ er eine in Coburg drucken und dennoch Wittenberg, oder gar keinen Ort auf dem Titel nennen; in einer andern ſetzte er unter ſein Vorwort: Datum Wittenberg 1530. Ferner verſprach er dem Kurfürſten, ſich wieder einen Bart wachſen zu laſſen, alſo ähnlich wie er einſt es auf der Wartburg thun mußte.[1])

Am Freitag nach Oſtern, den 22. April, erhielt der Kurfürſt, der bisher noch auf ſichere Nachrichten über den Termin für die Eröffnung des Reichstages wartete, ein kaiſerliches Schreiben, wornach er zu Ende des Monats unfehlbar in Augsburg erſcheinen ſollte. Sofort ſetzte er den anderen Tag für ſeinen Aufbruch von Coburg an. Luther wurde gleich am anderen Morgen, noch in der Dunkelheit, vor vier Uhr, auf das Schloß gebracht, während ſeine Freunde mit dem Fürſten weiter reiſten.[2])

Elftes Kapitel.

Luther auf Coburg und der Augsburger Reichstag 1530.

Sobald Luther seine einsame, stille Wohnstätte bezogen hatte, dachte er auf Beschäftigungen für die Mußezeit, welche ihm hier beschieden sei. Er meldete dem Melanchthon gleich am Tag seines Einzugs: „Wir sind auf unserem Sinai angekommen; aber wir wollen ein Zion machen aus diesem Sinai und wollen daselbst drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Aesop eine."

An jenem Tag hatte er jedoch seine Papiere und andere Materialien noch nicht bei sich oben. So sah er sich zunächst seine Umgebung an und schrieb Nachmittags Briefe an die weiterziehenden Freunde: den schon erwähnten an Melanchthon, einen an Jonas, endlich auch noch einen an Spalatin.

Er fand, wie er hier sagt, den Ort äußerst anmuthig und fürs Studiren geeignet. Das größte, über die ganze Feste emporragende Haus war ihm mit allen Räumen zum Gebrauch überlassen. Er durfte sich äußere Ruhe und Stille versprechen. Der Kurfürst hatte nur etwa dreißig Dienstleute auf dem Schloß, darunter zwölf Wächter für die Nacht, zwei Hornbläser zum Wachen auf den Thürmen. Luther schrieb „aus dem Reiche der Vögel", aus dem „Reiche der Dohlen". Rings umher hörte er ein buntes Singen und Schreien in den Lüften, das den Wind und Sturm noch übertöne. Von der Frühe des Morgens an ergötzte ihn namentlich ein unermüdliches lautes Getümmel von Dohlen oder Raben, von denen ein vor seinen Augen liegendes Gehölz ganz voll sei. Er wollte in der nächsten Nacht versuchen, ob sie ihn wohl so lieblich in den Schlaf singen wollen. Den Klang einer Nachtigall vermißte er noch, während ihr Vorsänger, der Kukuk, mit der Pracht seiner Stimme glänze. In jenem „edelsten Geschlechte der Vögel" aber, in den Dohlen, wollte er das Heer der Cochläusse und der andern Sophisten sehen, das aus der ganzen Welt gegen ihn sich zusammengethan habe, und ihre Weisheit und schönen Gesang noch besser kennen lernen, ihren Nutzen fürs Reich des Fleisches und Geistes mit Lust sich betrachten. Hier, sagt er ferner, habe er den Reichstag bereits vor sich, zu welchem seine Freunde erst reisen wollen, — hochherzige Könige, Herzoge und andere große Herrn, welche ernstlich mit des Reiches Angelegenheiten beschäftigt seien und ohne Ermüden ihre Dekrete durch die Luft ausrufen, — verbunden, wie er höre, zum Kriegszug wieder ein Kornfeld; ihre Aussicht auf Heldenthaten und Siege mache ihm diese Väter des Vaterlandes höchst angenehm und liebenswürdig.

Solche Scherzworte sandte er in jenen ersten Briefen aus seiner Einsamkeit den Freunden nach. Doch er setzt bei: „dies sei genug zum Scherze, aber zu einem ernsten und nothwendigen Scherze: denn er soll die Gedanken, die auf mich losstürzen, zurücktreiben, wenn anders er sie wirklich zurücktreiben wird".

Er kam auf solche Gedanken gleich in dem zuerst geschriebenen Brief, dem an Melanchthon, zu reden. Und zwar sagt er: seine ganze Seele sei ihm bewegt von Affekt wider den Türken und Mahomed, indem er den Satan so unerträglich und übermüthig gegen Leiber und Seelen wüthen sehe, und er wolle beten und schreien zu Gott, bis er sich im Himmel erhört wisse; an Melanchthon zehre mehr die Sorge über die ungeheuerlichen Dinge im Innern Deutschlands; ihnen sei es von Gott beschieden, das zweifache, wüthende Anstürmen zu sehen und zu erdulden, aber solch Anstürmen sei selbst eine Weissagung, daß es damit bald ein Ende haben und ihre Erlösung anbrechen werde. Diese hoffnungsvolle Ruhe gegenüber den Sorgen Melanchthons hat dann auch fernerhin unwandelbar bei ihm Stand gehalten.

Als vertrauter, treuer Gesellschafter war Luthern auf Coburg der vierundzwanzigjährige Magister Veit Dietrich aus Nürnberg, einer seiner Wittenberger Tischgenossen, beigegeben. Ferner hatte er einen Neffen, Sohn einer in Mansfeld verheiratheten Schwester (vgl. B. 1 S. 27) bei sich, Namens Cyriak Kaufmann, der in Wittenberg zu studiren begonnen hatte; zu Anfang Augusts reiste dieser weg nach Augsburg.[1])

Einige Tage nachher schrieb er auch an seine Tischgenossen in Wittenberg, seine „lieben Herrn und Freunden", von welchen er Briefe erhalten hatte. Ihnen führte er seinen Scherz mit den Dohlen noch weiter aus. Wir haben darin eine der besten Proben seines poetischen Humors. „Es ist", sagt er, „ein Rubet [d. h. Gehölz] gleich vor unserem Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lang währen möge; und möcht gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs noch etliche bei Euch wären: mich dünkt, sie seien aus der Welt hieher versammelt. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich Einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle: denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist

eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nicht nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entsitzen [entweichen] können. Es sind große mächtige Herrn; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun. Also sitzen wir hier am Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herrn sammt anderen Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären. Ich halt aber, es sei Nichts Anderes denn die Sophisten nnd Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf Einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, Alles zu verzehren was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weil." Luther schließt dann: „Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wirds vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April." [1])

Inzwischen hatte er schon rüstig die Hand an die Arbeit gelegt. Und zwar machte er sich jetzt vor Allem an eine Schrift für eben den Reichstag, dessen Abbild er in jenem Gevögel vor sich hatte, und zunächst für die Geistlichkeit, welche daselbst sich versammeln sollte. Schon am 29. April konnte er dem Melanchthon vom raschen Voranschreiten dieser seiner „Vermahnung an die Geistlichen u. s. w." berichten, und vierzehen Tage später kam sie bereits nach Wittenberg in die Druckerei. Oefters jagte er mit Gewalt die Landsknechte des Schlosses fort, die ihn durch Lärmen in der angestrengten Arbeit daran störten. [2])

Er will wenigstens mit dieser Schrift auf dem Reichstag sich einstellen, da er nicht persönlich dort erscheinen dürfe, meint übrigens, er wäre dort mit seiner persönlichen Gegenwart auch Nichts nütze als einer, der auf solche Pracht und solche Geschäfte Nichts halte. Eine stumme, schwache Botschaft nennt er seine Schrift. Aber mit der ganzen Wucht seines rückhaltslosen Wortes trat er unter jene Geistlichkeit.

In dem Reichstag sieht er noch einen Tag des Heiles, welchen Gott anbiete: mit großen Hoffnungen werde derselbe allerwärts erwartet; wir-

den ſie vereitelt, ſo drohe Ungeduld, böſes Blut, Verzweiflung; wie es jetzt ſtehe, ſonderlich mit dem Stand und Weſen der von ihm angeredeten geiſtlichen Herrn, könne es nicht länger bleiben: das wiſſen und fühlen ſie ſelbſt beſſer, als ers ihnen ſagen könne. Bitten, flehen und mahnen will er zu ihrem eigenen Beſten, daß ſie den ihnen gegebenen Tag nicht vergeblich mißbrauchten.

Er ſieht Vorwürfen über ſeine Vermeſſenheit entgegen, — der Frage, wer denn ſeines Mahnens begehre, wo ſo viele gelehrtere, frömmere, rathskundigere Leute als er, dieſer Narr, daſeien. Darauf erwiedert er: man könne des Guten nicht zu viel thun, und ein Narr habe oft beſſeren Rath gegeben als viele Weiſe; wiederum haben weiſe Leute gemeiniglich den größten Schaden auf Erden gethan, ſonderlich wenn ſie ohne Gottesfurcht und Demuth auf ihre Weisheit ſich verlaſſen haben. Und eben jene geiſtlichen Herrn haben nun bei zehn Jahren in dieſer Sache ihre Weisheit alſo verſucht mit vielen Rathſchlägen, mit Tücken und Praktiken, Vertröſtung und Hoffnung, Gewalt und Zorn, Mord und Strafe; nirgends habe es dahin gehen wollen, wohin ſies gern gehabt hätten; werden ſie ſich auch jetzt nicht fürchten, vor Gott demüthigen, ihre Drohung und Rachgier laſſen, ſo werden ſie auch jetzt Nichts ausrichten, ob ſie gleich weiſer denn Salomo wären.

Für ſich und ſeines gleichen erklärt er ihrer Rathſchläge und Verhandlungen nicht erſt noch zu bedürfen: uns, ſagt er, und unſere Sache hat der rechte Helfer und Rather ſo weit gebracht und dahin geſetzt, da ſie bleiben ſoll; wir brauchen keinen Reichstag noch Rath oder Meiſter; wir wiſſen, daß ihrs nicht beſſer, ja nicht ſo gut zu machen verſteht: nicht daß wir vollkommen ſeien und Alles erlangt hätten, ſondern daß wir die rechten Regeln, wie St. Paulus redet (Phil. 3, 16), den rechten Weg und den rechten Anfang für uns haben.

Aber fürs arme Volk will er ſorgen, das unter Jenen ohne Unterricht und Gewißheit ſei. Er fürchte, wenn Jene ihres Amts und der Demuth vor Gott vergeſſen und die Saiten zu hart ſpannen, werde wieder ein Aufruhr ſich erheben und eine Ruthe kommen wie die Münzers. „Ihr ſollt wiſſen", ruft er ihnen zu, „daß des Münzers Geiſt auch noch lebt; und es gilt euch mehr denn uns, wiewohl er uns feinder iſt denn euch: aber wir haben einen Trotz gegen ihn, Gott ſei Lob in Ewigkeit; wollt' Gott, ihr hättet denſelbigen auch, nämlich das reine Wort und rechtſchaffen Gebet." — Gegen ihren alten Vorwurf, daß dies die Früchte ſeiner eigenen Lehre ſeien, beruft er ſich auf das ſtarke, helle Zeugniß der Thatſache, daß die Rottengeiſter über ſeine Lehre erbitterter als über die ihrige geweſen ſeien und er ſich noch ſtärker gegen ſie als gegen den Papſt geſetzt habe. Auch daran erinnert er, wie die Biſchöfe ſelbſt es gern geſehen

haben, daß er den fremden bösen Buben wehrte, mit den Ablaßbriefen und der schändlichen Schinderei in ihre Stifter und in die Pfarreien sich einzudrängen, wogegen sie sich nicht haben mucken dürfen; auch darüber habe er noch keinen der Bischöfe oder Pfarrer weinen hören, daß sie so vieler Mönche durch ihn los geworden seien; kaum werde Einer unter ihnen in Augsburg sein, der das Ungeziefer wieder im Pelz haben möchte, von welchem er denselben ihnen rein gelauft habe.

Und weiter will er nun überhaupt die alten, durch ihn bekämpften „Larven" wieder hervorziehen und den Geistlichen ihre vergessene Tugend vor die Augen stellen, damit man gedenke, was in der Welt geworden wäre, wenn nicht sein Evangelium gekommen wäre. So führt er kräftig schildernd die alten Mißbräuche und Gräuel der Abläße und anderen kirchlichen Geldgeschäfte, des Beicht- und Bußwesens, der Messen, Heiligendienste, Wallfahrten, Brüderschaften, des räuberischen und frevlerischen großen Bannes, des tyrannisch verbotenen Laienkelches, der unzüchtigen Ehelosigkeit u. s. w. wieder vor.

Nachdem er hier zuletzt aus Anlaß des Priestercölibats speziell an die Bischöfe sich gewendet hat, welche den evangelischen Predigern mit Hohn und Verachtung ihre Ehefrauen aufrücken, von welchen aber keiner jemals seinem Amt als Seelenhirte nachkomme und welche ihrerseits wahre Hurenwirthe oder wenigstens Beschützer und Genossen von solchen seien, kündigt er ihnen Krieg bis in den Tod und über seinen Tod hinaus an: „So lange ihr unsere Ehe nicht zufrieden laßt, sollt ihr auch nicht viel Freude und Ehre von eurer antichristlichen Bischöferei haben; sterbe ich drüber, so sind Andere da, die es besser können; in Summa, wir und ihr wissen, daß ihr ohne Gottes Wort lebt, wir aber Gottes Wort haben; darum ist unser höchstes Begehren und demüthigste Bitte, ihr wollet Gott die Ehre geben, euch erkennen, büßen und bessern; wo nicht, so nehmet mich hin: lebe ich, so bin ich eure Pestilenz, sterbe ich, so bin ich euer Tod; denn Gott hat mich an euch gehetzt, ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und Leu sein im Wege Assur;[1]) ihr sollt doch vor meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert oder zu Grunde geht."

Doch macht er ihnen noch einen Vorschlag zum Frieden. Er bietet ihnen an: weil ihr zum wahren bischöflichen Werk, zu predigen und die Gewissen zu trösten, doch nicht tüchtig seid, so gebt uns die Lehre des Evangeliums frei und laßt uns dem armen Volk, das fromm zu sein begehrt, dienen; wir begehren dafür keinen Sold von euch, sondern wollen warten, wie uns Gott sonst ernähre; wir wollen auch lehren, daß man euch Fürsten und Herrn sein und eure Güter bei euch bleiben lasse; auch euren bischöflichen Zwang (Jurisdiktion und Gewalt) könnt ihr, wofern ihr uns das Evangelium frei lasset, wieder anrichten, damit ihr doch auch

Etwas bischöflichen Amtes habet: so lehreten dann wir an eurer Statt das Evangelium, und ihr hülfet solches handhaben mit bischöflichem Zwang; eure Person, Leben und fürstlich Wesen überließen wir eurem Gewissen und Gottes Urtheil." Es war das natürlich ein seinem Wesen nach unvollziehbarer Gedanke. Die Scheidung aber, die Luther hier macht, drückt richtig dasjenige aus, woran ihm vermöge seines Prinzips allein und Alles gelegen sei, und die äußerste Grenze, über welche hinaus er Nichts zugestehen und bis zu welcher er doch ohne Verleugnung der Einen Hauptsache gehen könnte.

Er stellt dann noch die Stücke zusammen, die in der rechten christlichen Kirche nothwendig zu treiben seien und bei den Evangelischen wirklich getrieben, bei den Bischöfen aber weder geübt, noch gründlich verstanden werden, und ihnen gegenüber eine lange Liste von Uebungen und Bräuchen der „gleißenden Kirche" und ihres sonderlichen, glaubenswidrigen Gottesdienstes. Einzelnes unter diesen, wie Palmeneſel und dergleichen, will er immerhin als Uebung und Spiel für Kinder gelten lassen; „aber", sagt er, „daß wir alte Narren in Bischofshüten und geistlichem Gepränge dabei einher gehen und machen Ernst daraus, ja nicht allein Ernst, sondern Artikel des Glaubens, daß es Sünde sein muß, wer solch Kinderspiel nicht anbetet: das ist der Teufel selbst".

Wollen nun aber die Herrn, zu denen er dies geredet hat, steif und halsstarrig bleiben und mit dem Kopf hindurchfahren, so will er keine Schuld daran haben, daß sie zu Trümmern gehen; er ruft ihr Blut auf ihr eigenes Haupt herab. Indessen bittet er den Gott des Friedens, sie durch seinen Geist noch zur Wahrheit zu führen.

Man muß nach dem Ton dieser Schrift zugeben, daß Luther für ein persönliches Auftreten in Augsburg allerdings, wie es in jenem Briefe von ihm an Erban Heß hieß, eine „schlechte Stimme" gehabt hätte.

Gegen papistische Theologen hat Luther wohl schon in der ersten Zeit seines Coburger Aufenthaltes auch eine kleine Schrift mit den Schwabacher Artikeln herausgegeben. Diese waren zuerst ohne sein Wissen in Wittenberg gedruckt worden und dabei er als ihr Verfasser genannt. In einer zweiten Ausgabe waren sie auch bezeichnet als bestimmt zur Vorlage vor den Augsburger Reichstag. Gegen dieses „Bekenntniß Luthers, auf den jetzigen Reichstag aufs Neue gestellt" schrieben dann Wimpina und drei andere katholische Theologen gemeinsam einen „kurzen christlichen Unterricht". Und hierauf erwiederte nun Luther durch sein Schriftchen „Auf das Schreien etlicher Papisten über die siebenzehn Artikel". Es enthält neben einem neuen Abdruck dieser Artikel nur eine Erklärung Luthers darüber, daß er sie nicht allein und nicht zur Vorlage für den Reichstag verfaßt, auch ihre Veröffentlichung nicht gewollt

oder erlaubt habe, nebst einem scharfen Ausfall auf die Papisten und einer warmen Ermahnung, Gottes Gnade für den gegenwärtigen Reichstag und Kaiser Karl anzuflehen. Auf jene und die Artikel wendet er den Spruch an, daß man Säuen keine Perlen vorwerfen dürfe. Der „fromme, gute Kaiser Carol" erscheint ihm wie ein unschuldiges Lämmlein, das zwischen vielen solchen Säuen und Hunden, ja zwischen vielen Teufeln sitze. Er hat dies wohl noch vor dem Erscheinen der Augsburger Confession geschrieben, da er den Gebrauch nicht erwähnt, welcher in dieser doch thatsächlich von den ursprünglich nicht für den Reichstag bestimmten Artikeln gemacht ist.[1])

Doch zu seiner Hauptbeschäftigung wollte er jene friedlichen Arbeiten machen, auf welche er in seinem ersten Brief an Melanchthon mit dem Wort von den drei Hütten hinwies, die er auf seinem Zion bauen wolle.

Vor Allem wollte er den Propheten ihre bauen: er hoffte seine Uebersetzung der Propheten jetzt, in dieser Ruhe und Einsamkeit, endlich vollenden zu können. In der ersten Hälfte Junis wurde er mit Jeremias fertig und nahm dann den schwierigen Ezechiel vor. Er warf sich mit einem solchen Eifer auf diese Aufgabe, daß er Anfangs sogar meinte, er werde schon bis Pfingsten vollends die übrigen Propheten alle bewältigen. Ferner griff er, noch ehe er den Jeremias erledigt hatte, aus Ezechiel zunächst das 38. und 39. Kapitel, nämlich die Weissagungen über Gog und Magog heraus, verdeutschte sie und versah sie mit Anmerkungen: er gab sie zugleich mit seiner Schrift an den Klerus in die Presse. Natürlich galt seine Erklärung derselben den Türken, mit Bezug auf welche er kurz zuvor ja auch seinen Daniel hatte erscheinen lassen und welche ihm laut jenes Briefs an Melanchthon fortwährend so schwer auf dem Herzen lagen.[2])

Aus dem Psalter wollte er einzelne Stücke, von seinen eigenen „kleinen Gedanken" begleitet, in die Welt ausgehen lassen. Zuerst that er dies mit dem 118. Psalm, den er nach dem Eingangsworte der lateinischen Uebersetzung das „Confitemini" zu nennen pflegt. Denn diesen bezeichnet er als der vornehmsten und schönsten einen, der sich auch grade auf die gegenwärtige Zeit ganz reime und den Christen zu Lehre und Trost gar nütze sei. Lehrt derselbe doch so trefflich, nicht auf Menschen und Fürsten sich zu verlassen, sondern auf den Herrn zu vertrauen und am Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, festzuhalten. „Es ist", sagt Luther, „mein Psalm, den ich lieb habe; denn er hat sich redlich um mich gar oft verdient und mir aus großen Nöthen geholfen, da mir Kaiser, Könige, Weise und Heilige nicht hätten helfen mögen, und ist mir lieber denn des Papsts, Türken, Kaisers und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt." Den 17. Vers desselben: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und

des Herrn Werk verkündigen", ſchrieb Luther in ſeiner gewöhnlichen Stube auf dem Schloß lateiniſch an die Wand, mit Noten zum Singen drüber. Seine Auslegung, mit einer Zuſchrift an den Abt Friedrich in Nürnberg, ſchickte er gegen Ende Junis nach Wittenberg zum Druck, der jedoch bis in den Auguſt ſich verzögerte.[1])

Die dritte Hütte, welche Luther bauen wollte, ſollte dem Aeſop gehören. Was er in ihm fand und geben wollte, erklärt er in einer auf Coburg geſchriebenen Vorrede zu den äſopiſchen Fabeln: „Von äußerlichem Leben in der Welt zu reden, wüßte ich außer der heil. Schrift nicht viele Bücher, die dieſem überlegen ſein ſollten, ſo man Nutzen, Kunſt und Weisheit, und nicht hochbedächtig Geſchrei wollt anſehen; denn man darin unter ſchlechten Worten und einfältigen Fabeln die allerfeinſte Lehre, Warnung und Unterricht findet (wer ſie zu brauchen weiß), wie man ſich im Haushalten, in und gegen die Obrigkeit und Unterthanen ſchicken ſoll, auf daß man klüglich und friedlich unter den böſen Leuten in der falſchen argen Welt leben möge." Er hoffte, beſonders die Jugend werde „ſolche feine Lehren unter der lieblichen Geſtalt der Fabeln gleichwie in einer Mummerei oder Spiel deſto beſſer lernen und feſter behalten"; ein Hausvater möge dieſelben luſtig und nützlich über Tiſch mit ſeinen Kindern und ſeinem Geſinde treiben, — möge z. B. die Fabel von dem Hund mit dem Stück Fleiſch im Maul, der ein anderes im Waſſer zu ſehen meint und darnach ſchnappt, auf Knechte und Mägde anwenden, denen es zu wohl ſei und die's noch beſſer haben wollen. Luther kannte eine bereits vorhandene deutſche Bearbeitung des Aeſop, fand ſie aber durch ſchmutzige, unzüchtige Stücke entſtellt. Er wollte ſtatt ihrer einen luſtigen und lieblichen und doch ehrbarlichen und züchtigen Aeſop herſtellen. Die Moral der einzelnen Fabeln drückte er wo möglich in geläufigen deutſchen Sprichwörtern aus, in denen er überhaupt ſehr heimiſch war. — Er kam mit dieſer Arbeit auf Coburg nicht weit und führte ſeine Abſicht, ſie weiter fortzuſetzen, auch nachher nicht aus, obgleich Melanchthon ihm ſehr zugeredet und verſprochen haben ſoll, ihm von einem großen Herrn, dem er das Büchlein zueignen möge, tauſend Gulden auszuwirken. Wir haben von ihm nur dreizehn ſolcher Fabeln. Immer aber behielt er eine, für ſeine eigene Geiſtesart charakteriſtiſche Liebe zu jener praktiſchen Weltweisheit, wie ſie aus Fabeln und Sprichwörtern redet, und übte gern an ſeinem eigenen Tiſche, was er dort den Leſern Aeſops anempfohlen hat.[2])

Unter jenen theologiſchen Studien und Thätigkeiten aber befielen ihn nur zu bald wieder körperliche und geiſtige Leiden, welche ihn darin hemmten und wieder in innere Kämpfe hineinzogen.

Ohne weitere Folgen blieb für ihn ein Uebel am Schienbein, woran er ſchon einige Zeit litt rnd worüber er am 29. April an den kurfürſtlichen

Leibarzt Caspar Lindemann nach Augsburg berichtete und auch an Melanchthon schrieb. Aber zu derselben Zeit war auch sein Kopf wieder angegriffen, sein Schlaf gestört. Melanchthon und Kurfürst Johann, welche hierüber zuerst durch Veit Dietrich Nachricht erhalten zu haben scheinen, wurden darüber sogleich sehr besorgt. Johann bat ihn, seiner Gesundheit wohl zu pflegen und sich die Weile nicht lang werden zu lassen, schickte ihm auch ein Arzneimittel Lindemanns, das ihm Haupt und Herz stärken sollte. Melanchthon machte dem Dietrich zur Pflicht, bei ihm durch Gespräch und andere Künste dafür zu sorgen, daß ihm Geist und Gemüth beim Schlafengehen möglichst wenig belastet sei; er kannte übrigens die Zustände, welche er bei Luther fürchtete: sie lassen sich, fügte er bei, freilich nicht mit menschlichen Mitteln vertreiben, man müsse zum Gebet flüchten. Bei Luther stellte sich jetzt wieder ein Klingen, ja Donnern im Kopf ein und er war mehrmals einer Ohnmacht nahe. Etliche Tage nach einander vermochte er keinen Buchstaben zu lesen, mehrere Wochen war er im Arbeiten gelähmt. Er klagte (am 12. Mai) dem Melanchthon: „Es wills nicht mehr thun, die Jahre treten herzu; mein Kopf (caput) ist ein Kapitel geworden, bald wird er ein bloßer Paragraph, endlich ein bloßer Satz werden." Seine Seele war wieder in Mitleidenschaft. Er erzählt Jenem dort weiter von einem kurz vorangegangenen Tag: „Satan hatte da seine Gesandtschaft bei mir; ich war allein, Veit und Cyriak waren abwesend, und jener siegte so weit, daß er mich aus der Stube trieb und mich zwang, unter die Menschen zu gehen." Bald darauf vergleicht er sich mit der von Wind und Hitze ausgetrockneten, dürstenden Landschaft. Später erzählte er einmal Freunden, wie er auf Coburg sich ein Oertlein, da man ihn begraben sollte, gesucht und gedacht habe, in der Kapelle unter dem Kreuz werde er wohl liegen. Oft ließ er sich unter wiederholten Leiden dieser Art vom Coburger Pfarrer Koch Trost und Absolution zusprechen und das heilige Abendmahl reichen. — Ohne Zweifel wirkte übrigens auf seine Zustände die ungewohnte Lebensweise an seinem neuen Aufenthaltsort mit ein. Er rühmt öfters die glänzende Bewirthung und äußert selbst einmal, das Donnern in seinem Kopf möge ein Spiel des Satans oder auch die Schuld des fürstlichen Weines sein, ob er gleich am Schluß seines Coburger Aufenthalts sich das Zeugniß geben konnte, daß er „sich in allen Dingen fast mäßig gehalten". [1])

Eben jene Hemmnisse hatten namentlich das zur Folge, daß ihm die schwere Arbeit an den Propheten so wider Verhoffen langsam und nur mit vielen Unterbrechungen von statten ging.

Als Beispiel, wie er an Tagen, wo ihm alles Studiren unmöglich war, wohl auch heitern Zeitvertreib suchte, mag hier ein Scherz stehen, den er da einmal machte. Er fand an einem gewissen Ort ein Papier

mit einem alten, dreistimmigen Gesang. Den verbesserte er, setzte eine vierte Stimme bei und machte einen Text dazu. Nun bat er (in einem Brief vom 15. Mai) die Freunde in Augsburg, denen er dies zusandte, sie möchten ihm ein Schreiben schicken, laut dessen dieser Gesang als Begrüßungslied für Kaiser Karl und König Ferdinand in Augsburg erschienen sei und dort besonders seiner schönen Einfalt wegen viel Lob ernte. Hiermit wolle er dann denselben weiter befördern an ihren Freund Diakonus Rörer in Wittenberg, diesen großen Musik-Kenner und Kritiker, um ihm, wenn die Täuschung bei ihm gelinge, sein Richteramt in Sachen der Musik abzunehmen. [1])

Auch einige Verse über das Hofleben und höfische Schmeichelkunst, nach einer Volksmelodie zu singen, werden auf Coburg damals oder später in müßigen Augenblicken von ihm gemacht worden sein. [2])

Aber wenn sein Kopf schwerere Arbeit nicht zuließ, nahm er wo möglich wenigstens leichtere vor: so schrieb er jene Auslegung des 118. Psalms, während er „des Hauptes verschonen" und die Propheten ruhen lassen mußte.

Er blieb ferner, während er selber Gegenstand der Sorge für Andere und fremden Zuspruchs bedürftig war, nicht minder seinerseits mit Fürsorge und Trost den Freunden nahe. Den Melanchthon warnte er in jenem Brief vom 12. Mai mit seinem eigenen Beispiel davor, sich nicht gleichfalls den Kopf zu verderben, machte auch allen den Genossen zur Pflicht, ihn unter Androhung des Bannfluches zu geregelter Rücksichtnahme auf seinen schwachen Leib anzuhalten, damit er nicht ein Selbstmörder werde und vorgebe, dies in Gehorsam gegen Gott zu thun. Dem Jonas, dem ein in seiner Abwesenheit geborenes Kind schnell wieder starb, wollte er die Kunde hiervon zart nud vorsichtig durch Melanchthon beibringen lassen, und schrieb ihm selber einen tröstenden Brief. [3])

Wenige Wochen hatte Luther unter jenen ersten Arbeiten und bei solchem Befinden auf Schloß Coburg zugebracht, als nun auch die eigentliche Aufgabe, um deren willen er an diesem Punkte des sächsischen Gebietes verbleiben sollte, an ihn herantrat. Seit der Kurfürst mit seinem Gefolge (am 2. Mai) in Augsburg angelangt war, wo übrigens der Kaiser noch sechs Wochen lang auf sich warten ließ, arbeitete hier Melanchthon mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit und wohl auch Aengstlichkeit an der Schrift weiter, welche sein Fürst für den Reichstag anfertigen ließ. Es war ihm Alles daran gelegen, Luthers Beirath für sie zu genießen: er hoffte Anfangs, selbst einen Ausflug mit ihr nach Coburg machen zu können. Am 11. Mai ging der Entwurf der „Apologie", wie die Augsburger Confession damals meist genannt wurde, mit Briefen Melanchthons und des Kurfürsten an Luther ab. Melanchthon bemerkte

schon jetzt, sie sei freilich eigentlich mehr ein Bekenntniß; neue Angriffe Ecks hatten ihn vollends bestimmt, alle Hauptartikel des Glaubens in sie aufzunehmen. Luther sollte sie durchsehen und notiren, was er geändert haben möchte. Er antwortete umgehends am 15. Mai: „sie gefällt mir fast wohl, und weiß Nichts dran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann; Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten". [1])

Die Schrift, welche in ihrem ersten Theil positiv die Hauptsätze des evangelischen Glaubens vortragen, im zweiten die Abstellung der in die Kirche eingedrungenen praktischen Mißbräuche durch die Evangelischen rechtfertigen wollte, stellte nicht bloß der Sache nach die vor Allem durch Luther bezeugte christliche Wahrheit dar, in deren Auffassung überhaupt damals noch keinerlei der späteren relativen Differenzen zwischen Luther und Melanchthon eingetreten waren; sondern sie schloß sich auch in der Fassung ihrer Sätze sichtlich an die seinige in den Schwabacher Artikeln an. Aber sie ging allerdings so sanft und leise einher, wie es *ihm* den katholischen Gegnern gegenüber nicht möglich gewesen wäre. Ihr erster Theil wollte die mit Entschiedenheit vorgetragenen evangelischen Lehren doch wesentlich als solche hinstellen, welche mit der echten, durch die alten, großen Kirchenlehrer bezeugten Lehre der katholischen Kirche in Wahrheit eins seien. Nur kurz verwarf sie bei einzelnen Hauptpunkten solche Auffassungen ausdrücklich, welche die völlige Zurückführung des Heiles auf Christus allein und auf den Glauben an ihn beeinträchtigten, oder statt der innerlichen christlichen Sittlichkeit eine angeblich höhere, äußerliche, mönchische Vollkommenheit lehrten, oder äußerliche Satzungen und Gleichförmigkeit äußerer Zeremonien zu wesentlichen Bestandtheilen der Gemeinde Christi machten: sie wollte dieselben gar nicht für thatsächlich von der Kirche angenommen oder sanktionirt gelten lassen. Auf manche Fragen, welche längst Gegenstand des Streites geworden waren, wie die nach der Zahl der Sakramente und einer scharfen Bestimmung des Begriffs derselben, ging sie nicht ausdrücklich ein. Ihren Satz über das Abendmahl faßte sie, während sie die Zweifel an der wahren Gegenwart des Leibes Christi verwarf, so, daß ihn auch die katholischen Theologen hätten acceptiren können, wenn sie nicht gewußt hätten, daß darin doch absichtlich eine Verwandlung der Substanz des Brodes in den Leib nicht ausgesprochen sei.[2]) Das Meßopfer erklärte sie nicht mit den Schwabacher Artikeln für einen Gräuel vor allen Gräueln, sondern sagte nur einfach, die Messe sei nicht ein Opfer für Andere, ihre Sünden wegzunehmen, sondern solle eine Communion sein, da der Priester und Andere für sich das Sakrament empfahen (so wenigstens in ihrem lateinischen Text; der deutsche redet allerdings hier von einem „gräulichen"

Irrthum). In Sprache und Ton vermeidet sie überhaupt den Ausdruck kräftiger Erregung, so fest sie gegen jene Mißbräuche einsteht. Nicht zum Nachtheil der Confession heben wir diesen ihren Charakter hier hervor, sondern nur um bemerklich zu machen, wie in diesen Beziehungen eben Melanchthons und nicht Luthers Eigenthümlichkeit ihr aufgeprägt war. Sie ist groß in dieser ruhigen, irenischen und, so weit es irgend möglich war, katholischen Haltung, womit sie im Namen der Reichsstände, Theologen und Gemeinden, welche als Bekenner der theuersten und höchsten Wahrheiten bisher die bittersten Beschuldigungen fluchwürdiger Ketzerei und Sektirerei hatten tragen müssen, jetzt vor einer Reichsversammlung erscheinen wollte, in deren Mitte ihnen Gleiches wieder drohte. Und dabei bekannte sie in ihrer schlichten, kurzen Weise jene Grundwahrheiten doch klar und bestimmt genug, daß dieselben, wenn sie einmal zugelassen wurden, mit allen ihren Consequenzen weiter sich Bahn brechen mußten. Groß aber ist auch bei Luther die warme, redliche, von Eigensinn und Eifersucht ungetrübte Anerkennung für den Beruf, welchen hier nicht er, sondern Melanchthon und Melanchthons Werk hatte; er hat sie, wie wir sahen, ohne Zögern und Schwanken ausgesprochen; und er hat sich auch nachher nicht darin beirren lassen.

Zugleich erging an Luther von Seiten seines Fürsten eine Anfrage darüber, was wohl zu thun sei, wenn der Kaiser den Geistlichen, welche die evangelischen Fürsten nach Augsburg mitgebracht hatten, das Predigen daselbst verbieten würde. Diese hatten nämlich angefangen, auf Augsburgischen Kanzeln im Einverständniß mit den dortigen evangelischen Predigern aufzutreten. Bereits hörte man aber auch aus Insbruck, daß der Kaiser hiegegen einschreiten werde. Luther erwiederte sogleich auch hierauf: er möchte wohl, daß man mit füglichen und demüthigen Worten des Kaisers Vorhaben abwenden könnte und dieser wenigstens vorher Jemand zuhören ließe, wie gepredigt werde; helfe aber das nicht, so müsse man Gewalt für Recht ergehen lassen, denn Augsburg sei eine kaiserliche Stadt.

Seiner schnellen, kurzgefaßten Antwort in Betreff dieser Angelegenheit und in Betreff der „Apologie" ließ er dann ein längeres Schreiben voll gemüthlicher, ermunternder Zusprache an den Kurfürsten folgen. Dieser möge nicht sorgen, daß ihm selbst die Zeit lang werden möchte, wie er in seinem früheren gnädigen Briefe gethan; ihm seien die bisherigen Wochen in Coburg so schnell wie ein paar Tage verlaufen, denn er und seine Gesellschafter leben ja hier als die Herrn. Aber sein Fürst müsse jetzt an einem langweiligen Orte sein; ihm möge der himmlische Vater das Herz fest und geduldig machen und in der Gnade bestehen lassen, die er bisher so reichlich erzeigt habe. Ja, dieser Gnade möge der Fürst gedenken. Fürs erste lasse ihn Gott allein um seines eigenen reinen, zarten,

lebendigen Wortes willen alle die Mühen und Gefahren tragen, während ihm auch die wüthigen Feinde Nichts Anderes Schuld geben können, sondern bekennen müssen, daß er ein unschuldiger, stiller, frommer, treuer Fürst sei; das sei ja gewiß ein Zeichen, daß Gott ihn liebe, und müsse ihm ein tröstlich Gewissen machen. Fürs zweite mache Gott sein Wort so mächtig und fruchtbar in des Fürsten Lande. Das habe gute und friedliche Pfarrer und Prediger, wie kein ander Land in der Welt. Die zarte Jugend wachse auf mit Katechismus und Schrift wohl zugerichtet, — Knaben und Mägdlein des Gebetes und Glaubens kundiger als alle Klöster und bisherigen Schulen. Solch junges Volk sei ein schönes Paradies, von Gott in des Fürsten Schooß gebaut, als wollte Gott sagen: „Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich Dir meinen edelsten Schatz, du sollst Vater über sie sein; ich will Dir die Ehre thun, daß Du mein Gärtner und Pfleger sollst sein." Seien auch Etliche im Land nicht wie sie sein sollten, so nehme dennoch des Fürsten Dienst und Schutz, das Wort zu erhalten, seinen Fortgang. Endlich genieße der Kurfürst das herzliche, treue Gebet aller Christen, sonderlich in den eigenen Landen, — ein Gebet, das sicher vor Gott angenehm und der Erhörung gewiß sei. „O", sagt Luther, „das junge Volk wirds thun, das mit seinen unschuldigen Zünglein so herzlich gen Himmel ruft und schreit und Euer Kurfürstl. Gnaden als seinen lieben Vater so treulich dem barmherzigen Gott befiehlt." So bittet ihn denn Luther, diesen seinen Trost gnädig anzunehmen. „Gott weiß", sagt er, „daß ich die Wahrheit sage und nicht heuchle; denn mir ist leid, daß der Satan Euer Kurfürstl. Gnaden Herz möcht bekümmern und betrüben; ich kenn ihn zum Theil wohl, weiß wohl wie er mir pflegt mitzuspielen; er ist ein trauriger, saurer Geist, der nicht leiden kann, daß ein Herz fröhlich sei oder Ruhe habe, sonderlich in Gott; wie viel weniger wird ers leiden können, daß Euer Kurfürstl. Gnaden gutes Muthes sei, als der wohl weiß, wie viel an Euer Kurfürstl. Gnaden Herz uns allen gelegen, ja nicht uns allein, sondern fast der ganzen Welt, ich wollt schier sagen, auch dem Himmel selbst, weil freilich ein großes Theil des Himmelreichs Christi in Euer Kurfürstl. Gnaden Land ist durch das heilsam Wort erbauet ohn Unterlaß; das weiß er und siehet seinen Unwillen dran; darum sind wir alle schuldig, Euer Kurfürstl. Gnaden treulich beizustehen mit Beten, Trösten, Geben und womit wir immer können; denn wo Euer Kurfürstl. Gnaden fröhlich ist, so leben wir, wo sie aber betrübt ist, da sind wir krank".[1])

Ueber die Apologie oder Confession berichtete Melanchthon den 22. Mai wieder an Luther; er arbeitete jetzt weiter am zweiten Theil derselben. Schwere Sorge machte damals die Frage, wie zu diesem Bekenntniß der Landgraf sich stellen werde. Denn er wurde, während dieses die Zwinglische Lehre vom Abendmahl verwerfen wollte, fortwährend zu Gunsten derselben

— besonders von Straßburg aus — bearbeitet und ließ auch unter Lutheranern eine Neigung zu ihr deutlich vermerken. Melanchthon hatte schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Augsburg darüber an Luther berichtet: er meinte damals, dieser möchte etwa durch den Prinzen Johann Friedrich auf Philipp einwirken lassen. Jetzt bat er Luther dringend, direkt an ihn zu schreiben, da es seinen Mahnungen doch wohl gelingen könnte, ihn zur Unterschrift der Confession zu bringen. [1])

Kurfürst Johann dankte am 1. Juni Luthern für jenen Brief. Er ließ von seiner Festigkeit das Beste hoffen: ein Ansinnen, jene Predigten einzustellen, das der Kaiser inzwischen wirklich von Insbruck aus an ihn gerichtet hatte, hatte er energisch zurückgewiesen, weil „es erschrecklich wäre, Gottes Wort und Wahrheit niederzulegen", und weil für ihn selbst die Predigt dieses Wortes unentbehrlich sei. Dies theilte er jetzt auch Luther mit. Ja er soll zu jenem Gutachten Luthers, wie dieser selbst später erzählte, gesagt haben: „Ich weiß nicht, ob ich oder meine Gelehrte narren"; so wenig konnte er sich in eine Nachgiebigkeit in dieser Sache finden. [2])

Nun aber ließen die Freunde in Augsburg mehrere Wochen lang Nichts mehr bei Luther von sich hören. Vergeblich fragte er mehrere Boten, welche von dort kamen, nach Briefen von ihnen.

Seine Einsamkeit wurde zwar eben jetzt durch verschiedene Besuche, wie Hans Reinike aus Mansfeld, seinen alten Freund und Magdeburger Schulgenossen, und Argula von Staufen, seine Verehrerin und Mitstreiterin, unterbrochen. Aber er wurde darüber, wie wir schon bemerkten, bedenklich: die „Wallfahrt hieher" wollte ihm zu groß werden. Und aus Augsburg kam kein Besuch. [3])

Ueber dem traf ihn jetzt, zwar nicht unerwartet, aber doch sehr schmerzlich, die Trauerbotschaft, daß am 29. Mai sein alter Vater gestorben sei. Schon Mitte Februars hatte er von dessen gefährlicher Erkrankung durch seinen Bruder Jakob Nachricht erhalten und seinen Neffen Cyriak mit einem Brief an ihn geschickt, in welchem er ihm durch das Wort von Christus, der ihn lieber habe als er sich selbst, sein Herz in der Schwachheit „frisch und getrost" machen wollte und sich eines baldigen Wiedersehens bei diesem Heiland freute, während ja der Abschied aus diesem Leben vor Gott viel geringer sei, als eine Reise von Wittenberg nach Mansfeld oder von Mansfeld nach Wittenberg und es „nur um ein Stündlein Schlafes" dabei sich handle. Hans Luther entschlief in solcher Gesinnung; als ihn der Mansfelder Pastor Cölius, der Freund seines Sohnes, jenen Brief vorlas und ihn fragte, ob er glaube, was er gehört habe, gab er die Antwort: „Ei wenn ich das nicht glaubte, so thät ich als ein Schalk." Luther erfuhr seinen Tod erst am 5. Juni durch ein Schreiben Hans Reinikes. Als er in dasselbe einen Blick gethan, sagte er zu Dietrich:

„Wohlan, mein Vater ist auch todt", nahm flugs seinen Psalter und ging in seine Kammer, um sich auszuweinen; am andern Tag war ihm der Kopf davon noch schwach, dann ließ er sich den Schmerz nicht mehr anmerken. An Melanchthon schrieb er noch am 5.: „Dieser Tod hat mich ja sehr in Trauer versenkt; ich gedenke nicht bloß des Bandes der Natur, sondern der süßesten Liebe, denn aus diesem meinem Vater hat mir mein Schöpfer gegeben, was ich bin und habe; und ob mich gleich tröstet, daß er, wie Reinike schreibt, sanft eingeschlafen ist, im Glauben an Christus stark, hat doch das Leid und die Erinnerung an den süßesten Umgang mit ihm mein Inneres also erschüttert, daß ich den Tod kaum je so sehr wie jetzt verachtet habe; aber »der Gerechte wird weggerafft von dem Unglück und gehet zur Ruhe ein« (Jes. 57, 1 f.); wir sterben ja so oft, ehe wir das Eine Mal sterben. Ich trete jetzt ein ins Erbe des Namens, ich beinah der älteste Luther in meinem Geschlecht; mir gebührts nun nicht bloß zufällig, sondern von Rechtswegen, ihm durch den Tod ins Reich Christi zu folgen, welches uns allen Der in Gnaden geben möge, um dessen willen wir elender als alle Menschen und eine Schmach vor aller Welt sind. So schreibe ich denn vor Traurigkeit jetzt nicht weiter; ists ja doch billig und recht, daß ich, der Sohn, einen solchen Vater beweine, durch welchen der Vater der Barmherzigkeit mich geschaffen und durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat, was ich irgend bin! Wohl aber freue ich mich dessen, daß er diese Zeiten erlebt, das Licht der Wahrheit gesehen hat. Gelobet sei Gott in allen seinen Werken und Rathschlägen ewiglich." [1])

Doppelt schwer mag ihn jetzt das fortwährende vergebliche Warten auf Briefe der in Augsburg befindlichen Theologen gequält haben. Er kündigte am 7. Juni mit wenigen Zeilen dem Melanchthon an, daß er sehe, sie haben ihn durch Schweigen zu martern beschlossen, und deswegen sich rächen und im Schweigen mit ihnen wetteifern werde. Hörte er gleich von Boten, die ohne Briefe an ihn in Coburg eintrafen, daß Jene sich wohl befinden, so kannte er doch, wie er ihnen nachher vorstellte, nur zu gut die Sorgen und das Kreuz, die auf Melanchthon und dem Kurfürsten lasten, und fürchtete deshalb Schlimmes, wagte auch jenen Boten nicht mehr ganz zu glauben. [2])

Doch wurde er damals wenigstens von Wittenberg her zu seiner Freude besser mit Nachrichten bedacht. Der ihm persönlich sehr verbundene Hieronymus Weller, der, schon dreißig Jahre alt, in Wittenberg theologische (früher juristische) Studien trieb, und dessen Bruder Peter, ein Jurist, waren dort zum Beistand und Schutz für seine Käthe in sein Haus gezogen. Jener machte den Lehrer und Zuchtmeister seines Hans und berichtete ihm, daß dieser ein fleißiger Schüler sei. Luther sprach beiden (am 19. Juni)

warmen Dank dafür aus, erzählte ihnen wieder vom Kriegsvolk seiner Dohlen, wie er sie jetzt jeden Morgen ins Feld ausrücken sehe, neulich aber einmal selber zu ihrem großen Schrecken in ihren königlichen Hof eingedrungen sei, und gab dem Hieronymus, der viel an Schwermuth litt, Tröstung und Rath aus seinen persönlichen Erfahrungen heraus: er verwies ihn nicht bloß auf den höchsten Grund alles Trostes, sondern erinnerte ihn auch an die ausdrückliche Aufforderung der Schrift (Pred. 12, 9 f.), guter Dinge zu sein in der Jugend und die Traurigkeit aus dem Herzen zu lassen; ferner rieth er ihm namentlich, in den quälenden Gedanken nicht zu grübeln, noch mit ihnen zu disputiren, sondern von ihnen ebenso hinwegzublicken, wie einst die Israeliten von den giftigen Schlangen hinweg auf die heilbringende eherne Schlange schauen sollten; so habe einst ein weiser Mann auf die Klage eines Angefochtenen „Mir fallen solche Gedanken ein" erwiedert: „Laß sie wieder ausfallen"; und ein Anderer: „Du kannst Dich nicht dagegen verwahren, daß die Vögel Dir über den Kopf fliegen, aber doch dagegen, daß sie Dir Nester in die Haare setzen." In einem späteren Trostschreiben an Weller belehrt ihn Luther gar: „Man muß bisweilen auch reichlicher trinken, spielen, scherzen, ja eine Sünde thun dem Teufel zum Trotz, damit wir ihm keinen Raum lassen, uns über die leichtesten Dinge ein Gewissen zu machen; — man muß, wenn Satan Etwas verbietet, immer das Gegentheil thun." Natürlich ist eine solche Ermahnung zum Sündigen begierig von Luthers Gegnern aufgegriffen worden; wir haben aber für ihren Sinn nur einfach auf den Zusammenhang zu verweisen.[1])

Mit jenem Brief vom 19. Juni verband Luther einen an seinen Sohn, den kleinen Zögling Wellers. Es ist ein Briefchen, das nicht bloß in Biographien Luthers, sondern auch in deutschen Kinderbüchern mit Recht seinen Platz behauptet, — nicht das geringste unter den großen und kleinen Denkmälern seines Coburger Aufenthaltes, dem wir überhaupt mannigfaltigere Erzeugnisse seines Geistes und Gemüthes als irgend einem anderen Abschnitt seines späteren Lebens verdanken. So schreibt er:

„Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben goldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling*) und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären.

*) Eine kleine Pflaumensorte.

Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther: möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost*) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel goldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also. Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lenen und gib ihr einen Kuß von meinet wegen. Anno 1530. Dein lieber Vater, Martinus Luther." [1])

Seine Frau schickte ihm nach Coburg ein Bild seiner Magdalena, die in seiner Abwesenheit ihren ersten Geburtstag erlebte; er hing es, wie Dietrich der „Frau Doktorin" zurück schrieb, in dem Speisezimmer dem Tisch gegenüber an die Wand. Und auch mit häuslichen Geschäften erlaubte sie sich ihm nachzugehen: so bat er in ihrem Auftrag den Prediger Link in Nürnberg, für sie Pomeranzen einzukaufen, weil solche in Wittenberg nicht zu bekommen seien. [2])

Beim Blick auf Reich und Reichstag raubte ihm die Ungewißheit, in welcher ihn seine Freunde in Augsburg ließen, doch weder den Muth noch den Humor. So meldete er dem Herrn von Teutleben, einem Schwager Amsdorfs, neben Klagen über jene „Junker Schweigler zu Augsburg", von politischen Neuigkeiten, die er aus Hörensagen vernommen habe: wie Venedig dem Kaiser schweres Geld geschenkt und Florenz Tonnen Goldes angeboten habe, — wie ferner der Papst ihm Beistand mit Leib und Gut zugesagt habe in nomine domini und desgleichen der Franzos bei seinem par ma foi; das sei sanctissimum foedus, ein köstlich Ding, im Kapitel non credimus; von Doktor Martin Luther aber habe er selbst gehört, daß der-

*) Philipp und Jodocus, Melanchthons und Jonas' Knaben.

ſelbe ein Ohr und Auge verlieren wolle, wenn Venedig, Papſt und Franzos von Herzen gut kaiſeriſch werden; denn es ſeien drei Perſonen in Einem Weſen, Eines unbegreiflichen Zornes und Haſſes wider kaiſerliche Majeſtät mit Heucheln, Lügen und Betrügen, bis ſie entweder zu Grund gehen, wozu Gott ihnen helfen möge, oder das fromme, edle Blut Carolum in Angſt und Noth bringen; dieſem ſolle Gott dennoch helfen als einem Schaf unter den Wölfen. Solche Geſinnung bewahrte er, der gute Deutſche, fort und fort ſeinem Kaiſer. [1])

Am 20. Juni erfüllte er auch den ihm längſt von Melanchthon vorgetragenen Wunſch, daß er an den Landgrafen Philipp ſich wenden möge. Er that dies, wie es ſcheint, noch ehe von Jenem ein ſehnlich erwarteter neuer Brief eingelaufen war, und zwar auf anhaltendes Dringen ſeines Veit Dietrich. „Treulich und herzlich“ wollte er Philipp gebeten haben, ſich nicht bewegen zu laſſen durch die ſüßen guten Worte des Widertheils oder vielmehr die liſtigen Einfälle und Gedanken des Teufels. Er drückte wieder ſeine Ueberzeugung aus, daß dieſe Widerſacher, die Zwinglianer, ſelbſt bei ihrer Sache kein ſicher Gewiſſen haben und lieber wieder das Bier im Faſſe hätten, — erneuerte den Vorwurf, daß ſie auch über andere Dinge als das Abendmahl ungeſchickt gelehrt haben, worin ſie doch ſelbſt unbeſtändig geweſen ſeien, — rief Gott zum Zeugen an, daß er, der über ſeine Lehre ſo viel Plage und Gefahr erlitten habe, ihnen nicht aus Haß und Hochmuth widerſtehe, ſondern ihre Lehre längſt angenommen hätte, wenn ſie ſie aus der Schrift begründen könnten. Den heſſiſchen Theologen Schnepf in Augsburg bat er, ſein Schreiben zu überreichen und, wenns nöthig wäre, zu unterſtützen. Er wußte, wie er gegen dieſen äußerte, nicht, ob er vom Glauben des Landgrafen Gutes hoffen oder an ihm verzweifeln ſollte. Von ſeinem Schreiben fürchtete er, es möchte noch nicht warm und dringend genug ſein. Seine einzige Hoffnung wollte er darauf ſetzen, daß der Herr ſeine und der Gleichgeſinnten Gebete erhören werde. [2])

Endlich langte ein Brief Melanchthons an, der ſchon am 13. in Augsburg aufgegeben war, und kurz darauf ein zweiter vom 19. Juni. Den letzteren erhielt Luther wohl am 25. Auch von Jonas kamen zwei Briefe. Sein Schweigen ſeit dem 22. Mai erklärte Melanchthon in dem erſten neuen Briefe damit, daß er ſelbſt ſeither in peinlicher Spannung gewartet habe, bis Luther das erſehnte Schreiben an den Landgrafen ſchicke. Das Verhältniß zu dieſem hatte ihn fortwährend gequält; er wagte ſelbſt auch am 11. Juni mit Brenz, ihm lange ſchriftliche Vorſtellungen zu machen; jetzt, am 13., wiederholte er ſeine Bitte bei Luther. Zugleich ſchrieb er dieſem von gefährlichen Anſchlägen der Zwinglianer, von der Ungewißheit, worin man über die Abſichten des Kaiſers ſchwebe, der binnen zwei Tagen in Augsburg erwartet werde. Er ſchloß mit dem Geſtändniß, daß er bei-

nah verzehrt werde von den unseligsten Sorgen. Am 19. meldete er, daß die Ankunft des Kaisers wirklich erfolgt sei: dieser selbst schien ihm jetzt am kaiserlichen Hofe noch am mildesten gegen die Protestanten gestimmt zu sein; sonst sah er nirgends eine Hilfe; wiederholt rief er für sich und die Genossen Luthers Fürbitte bei Gott an.

Luther aber gab Angesichts dieser Briefe noch seinem bisherigen Zorn über die „Schweiglinge" Raum. Er wollte den ersten derselben Anfangs gar nicht lesen und ließ den expressen Boten, durch welchen ihn Melanchthon geschickt hatte, ohne eine Antwort zurückgehen. Da gerieth Melanchthon vollends in Noth und Jammer. Er (und ebenso Jonas) sandte am 25. einen Brief mit neuen Entschuldigungen nach Coburg, — Tags darauf wieder einen, nachdem von Luther Nichts und von Dietrich nur die Nachricht von Luthers Zorn an ihn zurückgelangt war, — dann am 27. zwei zugleich, indem er den einen derselben in einen Brief an Dietrich einschloß, damit dieser ihn dem Luther im Nothfall auch gegen dessen Willen vorlese. Er schreibe, sagt er, unter beständigen Thränen; mehr als je bedürfen er und die Andern Luthers Mitarbeit, Trost und Rath in ihren schweren Geschäften und Gefahren, in welchen sie ja *seiner* Autorität folgen und er ihre Schritte leiten solle. Am 30. fragte er weiter bei Dietrich an, ob „der Doktor" jetzt wohl sich mehr habe besänftigen lassen.

Doch am 27. ging auch schon ein neuer Brief Luthers an ihn ab und dieser ließ auch schnell weitere folgen. Er konnte, wie er sagt, nicht länger zürnen; denn es sei jetzt eine Zeit zum Beten, und Zürnen vertrage sich nicht mit Beten.

Und zwar trieben ihn zum Schreiben vor Allem jene Sorgen seines Freundes. Ganz davon handelte sein erster Brief, ohne weiter aufs vorangegangene Schweigen, noch auf die seither aus Augsburg berichteten Neuigkeiten sich einzulassen. Nicht mit zarten Trostworten sucht er jenen Kleinmuth zu beschwichtigen, sondern mit scharfer, energischer, ja strafender Rede zieht er gegen ihn los. „Ich hasse", sagt er, „heftig die Sorgen, welche Euch, mein Philippus, wie Ihr schreibt, verzehren: wenn sie in Eurem Herzen herrschen, so ist daran nicht die Größe der Sache, um die sichs handelt, sondern die Größe unseres Unglaubens schuld; die gleiche Sache war noch größer bei Huß und vielen Anderen, als jetzt bei uns; und ob sie noch so groß wäre: groß ist der, welcher sie führt und angefangen hat, denn sie ist nicht unser; ist sie unrecht, so wollen wir widerrufen; ist sie recht, was machen wir Ihn in seinen Verheißungen zum Lügner, der da will, daß wir guter Dinge seien, ja wie Schlafende? denn so spricht er: wirf deine Sorgen auf den Herrn. Spricht er das etwa in den Wind oder wirft ers den Thieren vor? Auch mich kommt oft ein Beben an, aber nicht auf die Dauer. Euch quält Eure Philosophie, nicht die Theologie. Was

kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge? Ich beschwöre Euch, die Ihr in allen anderen Dingen streitbar seid, kämpfet auch gegen Euch selbst, Euren ärgsten Feind, der dem Teufel so viele Wehr wider Euch darreicht. Christus ist für unsere Sünden Ein Mal gestorben, aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nimmer sterben, sondern lebet und herrschet. So das wahr ist, was fürchten wir für die Wahrheit? Aber Gott wird sie etwa niederwerfen lassen in seinem Zorne? wohl, so werden wir mit niedergeworfen werden, aber nicht durch uns. Der, welcher unser Vater geworden ist, wird auch unserer Kinder Vater sein. Ich selbst — obs Stumpfheit oder Geist bei mir ist, weiß Christus — fühle der Sache halber wenig Unruhe, ja bin besserer Hoffnung, als ich gehofft hatte. Gott ist mächtig, die Todten zu erwecken, mächtig auch seine Sache zu erhalten, wenn sie dahin fällt; aufzurichten, wenn sie gefallen ist; zu fördern, wenn sie steht. Sind wir dazu nicht würdig, so geschehe es durch Andere. Richten wir uns an seinen Verheißungen nicht auf, wen sonst in der Welt sollen sie denn angehen? Ein ander Mal mehr hievon: doch ich trage ja Wasser ins Meer. Christus tröste, stärke und lehre Euch alle mit seinem Geist. Amen. So ich aber höre, daß die Dinge übel und gefährlich bei Euch sich anlassen, so werde ich mich nicht halten, sondern zu Euch hinfliegen, um zu sehen, wie schrecklich des Teufels Zähne umherstehen, wie die Schrift sagt (Hiob 41, 5)." [1])

Für Melanchthon waren jetzt in der That Tage angebrochen, in welchen er mehr als je eines Stärkeren neben sich bedürftig erschien, — die entscheidenden Tagen für die „große Sache", um die er so sich härmte. Ueber den Verlauf derselben erstatteten er und die Freunde jetzt ihre fortwährenden eingehenden Berichte nach Coburg; auch der Kurfürst schrieb wiederholt darüber an Luther.

Der Kaiser hatte gleich nach seiner Ankunft persönlich von den evangelischen Fürsten gefordert, daß sie jetzt jenes Predigen abstellen. Ihr fester Widerspruch bewog ihn, wenigstens das Gleiche auch für den anderen Theil zu verfügen, indem er selbst Prediger verordnen wollte, die nur einfach die biblischen Texte verlesen sollten. Der Kurfürst hörte indessen doch, wie er an Luther meldete, von kindischen und ungeschickten Dingen, welche diese mitunter beifügten, und er klagte: „Also muß unser Herr Gott auf diesem Reichstag stillschweigen". [2])

Die kirchliche Frage sollte zuerst auf dem Reichstag vorgenommen werden. So mußte man die Arbeiten an der evangelischen Confession, zu denen man noch bei verschiedenen Punkten neue Anläße fand, in Eile zu Ende führen (namentlich kam auch noch ein Zusatz zum ersten Theil: über die guten Werke, — den katholischen Mißdeutungen zu begegnen). Auch die Theologen anderer protestantischer Stände nahmen daran Theil: es

sollte nicht bloß ein kursächsisches, sondern ein gemeinsames deutsch-protestantisches Bekenntniß werden; und auch Landgraf Philipp trat, als er seine Verwendung für die Zwinglianer vergeblich sah, nun doch bei, noch ehe er Luthers Ermahnungen in Händen hatte. Die Protestanten bestanden darauf, ihre Confession nicht bloß schriftlich zu überreichen, sondern vor Kaiser und Reich, und zwar in deutscher Sprache, vorzutragen. So geschah es am Nachmittag des 25. Juni durch den Mund des sächsischen Kanzlers Christian Beier, — zwar nach dem Willen des Kaisers nicht in dem gewöhnlichen großen Lokal des Reichstag, wo auch viele Nichtmitglieder Zutritt gefunden hätten, sondern in einem kleineren Raum der kaiserlichen Wohnung, doch in einem Saal, der immerhin zweihundert Zuhörer faßte und aus welchem die Stimme des Kanzlers laut auch zu einer im Hofe stehenden Hörerschaft drang. Die Confession, an welcher noch bis zu ihrer Verlesung weiter gefeilt worden war, schickte Melanchthon gleich nach derselben an Luther. Eben jetzt aber fing für Jenen vollends die sorgenschwerste Zeit an. Der Kaiser hielt zunächst noch mit einer Aeußerung gegen die bekennenden Protestanten zurück, wiewohl für sie schon das wichtig genug war, daß er nun nicht etwa, wie man nach den Sätzen des Reichstagsausschreibens erwarten möchte, auch die katholischen Stände als anderen Theil *ihre* Meinung vortragen ließ: Jene standen vielmehr wie die Angeklagten da, über welche nun die katholische Majorität mit dem Kaiser richten wollte. Luthers Freunde meinten dem Kaiser immer noch Besseres als seiner Umgebung zutrauen zu dürfen. Jonas fand, wie er an Luther schrieb, in seinem Gesicht den Ausdruck eines hochherzigen, milden, humanen, wahrhaft königlichen Geistes, hörte auch, daß er seinen heftigen Bruder zur Ruhe verwiesen haben sollte, weil Regenten Mäßigung und Milde gezieme. Auch ein paar Reichsfürsten, welche Gewaltmaßregeln nicht geneigt seien, konnte Melanchthon Luthern nennen, — vor Allen den Erzbischof Albrecht von Mainz. Aber die Freunde berichteten auch, wie Karl fortwährend von einem Schwarm haßentbrannter Mönche, Pfaffen und Theologen, unter denen besonders wieder Eck sich hervorthue, umgeben und bearbeitet werde. Melanchthon dachte schon unmittelbar nach der Uebergabe des Bekenntnisses an Conzessionen, durch welche man ihn noch beschwichtigen könnte. Er äußerte, indem er Luthern die Confession zusandte: diese sei wohl ziemlich heftig, indem sie die Mönche gehörig durchstriegle; so werde man denn, noch ehe die Gegner sie beantworten, darüber schlüssig werden müssen, wie viel man ihnen noch nachgeben wolle; um beide Gestalten des Abendmahls, um die Priesterehe und um die Privatmesse werde es in der ganzen Berathung sich handeln, namentlich werden die Gegner um keinen Preis von der Privatmesse lassen; darüber möge Luther Antwort senden. Auch arbeitete er schon an einer neuen summarischen Fassung der Glaubensartikel,

welche dem Kaiser zu besserer Verständigung insgeheim übergeben werden möge. Für Melanchthons außerordentliche Traurigkeit bat auch Jonas Luther um Hilfe, meldete ihm ferner im Vertrauen, wie er mit Jenem, der dem öffentlichen Frieden alles Mögliche opfern möchte, schon einen Streit gehabt habe über die Jurisdiktion der Bischöfe. Wie Melanchthon der Autorität Luthers folgen zu wollen erklärte, so nannte auch Jonas ihn den Wagenlenker Israels (2 Kön. 2, 12) und bat ihn um Christi willen, in dieser hochwichtigen Sache Wache zu halten. Er hielt es auch (am 25. Juni) für möglich, daß Luther selbst noch durch einen Herold an den Reichstag gerufen werde, wagte jedoch nicht zu wünschen, daß dieser der dort und unterwegs ihm drohenden Gefahr sich aussetze.

In hoher, fester und sicherer Ruhe des Geistes stand Luther solchen gewichtigen, spannenden, bewegenden Botschaften gegenüber.

Alles Andere überwog bei ihm der Dank und das freudige Hochgefühl über die große Thatsache des 25. Junis, diese erste, freie, feierliche Ablegung evangelischen Bekenntnisses vor Kaiser und Reich, vor Feinden und Lästerern. Während sie für seine Freunde in Augsburg zunächst nur neue, schwerere Sorgen im Gefolge hatte, sehen wir bei ihm in den nächsten Tagen und Wochen dieses Gefühl nur noch lebendiger hervortreten. Keiner hat ihre Bedeutung schon damals so wie er erkannt und Andern ins Bewußtsein gerufen. So verkündete er seinem Freunde, dem Prediger Cordatus: „Die Widersacher haben erstaunlich gearbeitet, daß der Kaiser das Bekenntniß nicht annehme; nun ist es auf des Kaisers Geheiß verlesen vor dem ganzen Reich, vor den Fürsten und Ständen; mich freut gewaltig, in dieser Stunde gelebt zu haben, da Christus durch solche Männer in solcher Versammlung durch dieses allerschönste Bekenntniß öffentlich ist verkündigt worden; erfüllt ist das Wort: »Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen« (Psalm 119, 46); erfüllt werden wird auch das weitere: »und ich bin nicht zu Schanden worden«; denn so spricht, der nicht lüget: »wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater«; — ich *muß* hier sehen und mit Händen greifen, daß Gott in Wahrheit heißt ein Erhörer des Gebetes.“ Auch über das kaiserliche Verbot der evangelischen Predigten, welches ihn selbst noch schlimmere weitere Maßregeln erwarten ließ, beruhigte er doch den Kurfürsten damit, daß jene elenden Leute, die Widersacher, nicht sehen, wie durch das christliche Bekenntniß der Fürsten und Herrn, in welchem sie dem Kaiser und Reich frei „unter die Nasen geprediget haben“, mehr geschehen sei als durch viele Prediger.

Ueber den Inhalt der Confession sprach er fort und fort großes Wohlgefallen aus, nachdem er sie wiederholt und sorgfältig gelesen hatte. Nur in dem Einen, sagte er, fehle sie, daß sie des Wortes der Schrift nicht ge-

denke: „wir wollen nicht, daß dieser (Christus) über uns herrsche"; es müsse sie das Wort treffen vom Stein, den die Bauleute verworfen haben; was Anderes als Verwerfung könne Melanchthon mitten in so großer Blindheit und Verstocktheit erwarten?

Und als er nun Melanchthons Fragen über ein Nachgeben las, erklärte er, sie nicht zu verstehen: so weit er sich zu äußern habe, sei in der Confession schon mehr, als genug, nachgegeben; Tag und Nacht bewege er diese Sache in seinem Geist und nur immer mehr wachse die volle Zuversicht seines Glaubens, immer fester werde er darin, sich Nichts mehr nehmen zu lassen, es gehe drüber, wie es wolle. Doch wünschte er erst noch näher zu erfahren, was denn von der andern Seite gefordert werde: denn falls nur das Evangelium freigelassen würde, wolle er ja, wie er schon bisher stets erklärt habe, Alles Andere zugestehen. — Das aber verbat er sich, daß Melanchthon und die Andern seiner „Autorität" folgen wollen; sei die Sache, für die er eintrete, nicht ganz ebenso auch die ihrige, so wolle er allein für sich handeln.

In reicher, manigfaltiger Fülle entströmten ihm fortwährend ermunternde, tröstende Zusprachen an die bedrängten Bekenner in Augsburg, besonders an Melanchthon. Von Einem Tag, dem 30. Juni, haben wir sechs lange Briefe Luthers: an ihn, an Jonas, Agricola, Spalatin, Brenz, ferner an den Prinzen Johann Friedrich, den er namentlich ermahnte, daß er sich die bösen giftigen Griffe der allernächsten Blutsfreunde nicht zum Aergerniß werden lasse. „Ich habe", sagt er zu Melanchthon (am 29. Juni), „in meinem letzten Brief Euch getröstet: möge es kein tödtender, sondern ein lebendigmachender Brief sein; was kann ich Anderes? der Ausgang der Sache macht Euch Kreuz, weil Ihr ihn nicht begreifen könnt: aber wenn ich ihn begreifen könnte, möchte ich keinen Theil an dieser Sache haben, noch weniger ihr Urheber sein; Gott hat sie an einen gewissen Locus gesetzt, den Ihr in Eurer Rhetorik und Philosophie nicht habt: derselbe heißt Glaube, und ist darein Alles gesetzt, was man nicht siehet (Hebr. 11, 1 ff); will Einer das sichtbar und begreiflich machen, wie Ihr thut, so bekommt er Sorgen und Thränen zum Lohn wie Ihr; der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen, und hat Finsterniß zu seinem Gezelt gemacht (1 Kön. 8, 12 Psalm 18, 12): wer da will, der mach's anders; hätte Moses begreifen wollen, wie er dem Heere Pharaos entrinnen sollte, so wäre Israel vielleicht heute noch in Aegypten." Luther bat auch die anderen Freunde, selbst oder etwa durch den Mund des Kanzler Brück auf Melanchthon zu wirken, daß dieser nicht mehr der Lenker der Welt werden, das heiße, sich selbst kreuzigen wolle. „Es muß", sagt er, „nicht heißen: »Also ich, Philippus«; das Ich ist zu gering; sondern es heißt: »Ich werde sein, der ich sein werde« (2 Mos. 3, 14); das ist Sein Name: »Ich werde

sein«; man siehet nicht, wer er ist, aber er wirds sein, so werden wir sehen." Den Unterschied zwischen seiner eigenen und Melanchthons Sinnesart drückt er in einem Brief an diesen so aus: „In eigener Sache bin ich schwächer zum Kampf, Ihr aber beherzter; in Sachen des Gemeinwesens bin ich so, wie Ihr in der eigenen; Ihr wollt Euer Leben gering achten, habt aber Furcht für die gemeine Sache; ich aber bin der gemeinen Sache halber guten und ruhigen Muthes, weil ich gewiß weiß, daß sie recht und wahr, ja Christi und Gottes Sache ist, die nicht also erblassen muß über ihre Sünde, wie ich kleiner Heiliger für meine Person; deshalb bin ich da schier ein sorgloser Zuschauer; fallen wir, so fällt Christus, er, der Herrscher der Welt, mit uns; und seis denn, daß er fiele: so will ich lieber fallen mit Christus, als stehen mit dem Kaiser." — Als er von Jonas hörte, daß er vielleicht selbst noch nach Augsburg werde geholt werden, erklärte er entschlossen: er werde kommen; nur darüber mache er sich Gedanken, ob er nicht auch ungerufen kommen sollte. Er möchte, schrieb er an Melanchthon, dort auch leiblich bei ihnen sein, wie er gewiß treulich bei ihnen sei mit seinen Seufzern und Gebeten: denn die Sache sei ja auch die seine, ja die seine noch vielmehr als die aller Andern; und an Jonas: er sei ganz neidisch, daß er bei ihrem schönen Bekenntniß in Augsburg nicht mit sein dürfe, sondern es ihm ähnlich gehe, wie so vielen Kriegshauptleuten, die im vorigen Jahr am Sieg vor Wien keinen Antheil haben bekommen können, er sei aber froh, sein Wien indessen durch Andere vertheidigt zu wissen.

Beim Hinblick auf den maßlosen Haß und Zorn der Widersacher, von welchem man ihm aus Augsburg berichtete, war ihm tröstlich, daß sie gerade durch diese Leidenschaft bei aller ihrer Klugheit selber ihr Spiel verderben und vor der göttlichen Weisheit werden zu Schanden werden. Er bezeichnete es als ein gutes Vorzeichen, wenn, gemäß dem Psalmwort (Ps. 2) die Könige, Herrn und Leute wider Gottes Gesalbten, Jesus Christus, toben; denn dann folge auch das Wort: „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer"; „und", sagt er, „ich sehe nicht ein, warum wir weinen sollten, wenn dieser unser Herr lacht."

Dabei bewahrte er jedoch zur persönlichen Gesinnung und Absicht des Kaisers ein Vertrauen, das schwer sich erschüttern ließ. Wohl äußerte er schon jetzt einmal: mit der Hoffnung auf Karls Milde seis Nichts; derselbe werde am Ende von den evangelischen Fürsten ebenso fordern, daß sie von ihrer ganzen Lehre lassen, wie er jetzt jene Predigten verboten habe; die papistischen Kirchenfürsten werden in ihn dringen, daß jetzt unter dem Scheine, als wären die Evangelischen genügsam angehört, das Urtheil nach ihrem Sinn über diese gesprochen werde (so am 30. Juni). Aber der Kaiser bleibt ihm doch „ein frommes Herz, aller Ehren und Tugenden

werth", der nur gegen so viele Teufel nicht genug vermöge, wo Gott nicht gewaltiglich helfe. So forderte er z. B. noch am 6. Juli den Cordatus auf, zu beten für den Kaiser, diesen trefflichen jungen Mann, der der Liebe Gottes und der Menschen würdig sei. Wir sehen besonders aus solchen Aeußerungen Luthers an auswärtige Freunde, wie er in möglichster herzlichster Hingebung an seinen Kaiser sich von ihm nach jenen relativ günstigen Mittheilungen eines Melanchthon und Jonas ein noch weit besseres Bild machte, als wozu jene ihn berechtigten.

Ferner beschloß er, wohl veranlaßt durch jene Meldung Melanchthons über das erwünschte, friedfertige Auftreten Erzbischof Albrechts, bei diesem auch selbst noch einmal einen Versuch zu machen. Er richtete an ihn unter dem 6. Juli ein, mit einer kurzen Auslegung des 2. Psalms verbundenes Sendschreiben, das er in Nürnberg drucken und durch seinen Freund Dr. Rühel, den Mansfeldischen und zugleich kurmainzischen Rath, ihm überreichen ließ: es gelangte übrigens, im Druck verzögert, erst am 22. Juli nach Augsburg, wo der gleichfalls für den Frieden arbeitende Augsburger Bischof es im Rathe der Fürsten vorlas. Lieber, sagt Luther, hätte er es nur insgeheim an Albrecht gehen lassen, wenn er nicht fürchten müßte, daß es „in dieser geschwinden Zeit" doch gedruckt auskommen und dies dann ihm und dem Erzbischof mißdeutet werden möchte. Ihn als den vornehmsten unter den deutschen Prälaten, bittet er hier, da doch eine Einigung in der Lehre nicht zu hoffen sei, jetzt dahin zu wirken, daß der andere Theil Frieden halte und man jeden Theil frei bei seinem Glauben belasse. Denn, sagt er, „man weiß ja wohl, daß man Niemand soll noch kann zum Glauben zwingen, stehet auch weder in Kaisers noch in Papsts Gewalt; denn auch Gott selbst, der über alle Gewalt ist, hat noch nie keinen Menschen mit Gewalt zum Glauben wollen bringen". Er erinnert an den bekannten Rath Gamaliels (Ap.-Gesch. 5, 38): wenn die Widersacher hierauf nicht achten wollen, werden sie dahin fahren, wohin die Juden gefahren seien, da sie dem Gamaliel nicht haben folgen wollen; sie selbst aber, die Evangelischen, wollen dann mit den lieben Aposteln und Jüngern (Ap.-Gesch. 4, 25 ff.) jenen 2. Psalm singen, und Jene werdens ihnen nicht wehren können. Einfach sucht er so die Lösung des dem Reich Verderben drohenden Kampfes in der Duldung der Confessionen neben einander, die der Speiersche Reichstag vom Jahr 1526 provisorisch angenommen hatte und deren rechtliche Verwirklichung dann noch so viel Streit, Arbeit und Blut gekostet hat. Gegen den Papst ruft er das deutsche Nationalbewußtsein an: Jener, das „florentinische Früchtlein", möchte freilich in die Faust lachen über die deutschen Bestien, wenn Deutschlands Fürsten über einander herfallen würden; seine Liebe zum Kaiser habe derselbe erwiesen im Krieg vor Pavia, — seine noch größere Liebe

zu Deutschland neuerdings, da er, wie er selbst laut verkündige, ohne Beisein der deutschen Fürsten den Kaiser in Italien gekrönt habe: nur als „Praktik" des welschen Papsts, nicht als Untreue des Kaisers selbst gegen Deutschland wollte Luther dies ansehen. [1])

In der That hegte er damals, wie er (am 9. Juli) an Jonas schrieb, „beinahe" die Hoffnung auf eine solche „politische Eintracht" für Deutschland, während, was Einheit der Glaubenslehre betreffe, Christus und Belial nimmermehr zu vereinigen sei. Er glaubte vorauszusehen, wie das Schauspiel des Reichstages vollends verlaufen, — wie die höchste Spannung der Leidenschaften und dann die Katastrophe, und zwar nicht eine tragische, sondern eine komische eintreten werde. In dem öffentlichen Frieden, den er hoffte, sah er schon einen vollständigen Sieg über den Satan.

Das leibliche Befinden Luthers wurde auch in dieser und der folgenden Zeit, wo er für sich und die Andern die höchste Kraft und Frische des Geistes und Gemüthes bedurfte und so lebendig kundgab, nie auf die Dauer gut. Er spricht von einem Geist, der ihn jetzt wenigstens körperlich müde mache, wie denn der Teufel nun einmal keine Ruhe ihm gegenüber halten könne, — von Tagen, an welchen er wieder zum Lesen und Schreiben unfähig sei, — von seinem „eigensinnigen, ja jetzt eigensinnigsten" Kopfe. Aber sein Geist bleibt immer erhaben über jene Sorgen der Freunde; bekennt er gleich späterhin einmal dem Jonas, daß auch er des Morgens hin und wieder die heftigsten Anfälle des Satans zu bestehen habe, so stört ihn das doch in seiner Gesammtstimmung nicht. Und von Anfechtungen, die seine eigene Seele beträfen, vernehmen wir in diesen Zeiten Nichts mehr. Hat er dort gegen Melanchthon bemerkt, daß er in jenen persönlichen Kämpfen schwächer, in denen fürs Gemeinwesen gar ruhig zu sein pflege, so ists, als hätte die hohe Aufgabe, welche mit Bezug auf diese ihm jetzt gestellt war, jene gar nicht mehr in ihm aufkommen lassen. [2])

Wie Luther diese hohe Haltung sich bewahrte, erzählt uns sein Genosse Dieterich. Derselbe schreibt (am 30. Juni) dem Melanchthon: „Ich kann nicht genug bewundern die ausnehmende Standhaftigkeit, die Heiterkeit, den Glauben und die Hoffnung dieses Mannes in so herber Zeit; er nährt aber dieselbe ohne Unterlaß durch fleißiges Treiben des göttlichen Wortes. Kein Tag vergeht, wo er nicht zum mindesten drei Stunden, und zwar die zum Studiren passendsten Stunden, aufs Gebet verwendet. Einmal glückte mirs, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glauben war in seinen Worten! Mit so großer Ehrfurcht bittet er Gott und mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß man meint, er rede mit einem Vater und mit einem Freunde. »Ich weiß«, sagt er, »daß Du unser Gott und Vater bist; also bin ich gewiß, daß Du die Verfolger Deiner Kinder wirst zu Schanden machen; thust Du's nicht, so ist

die Gefahr dein und unser zumal; dein ist dieser ganze Handel, wir sind daran gegangen, weil wir mußten, darum wolleſt du ihn vertheidigen u. ſ. w.« So etwa hörte ich, von ferne ſtehend, ihn mit heller Stimme beten. Auch mir brannte das Herz mächtig, als er ſo vertraulich, ſo ernſt, ſo ehrerbietig mit Gott ſprach nnd unterm Gebet auf die Verheißungen in den Pfalmen drang, als der gewiß war, daß Alles geſchehen werde, was er bitte.“[1])

Dietrich bekam von Luther während des Coburger Aufenthalts von Mai bis Ende Septembers auch eine Auslegung der erſten fünfundzwanzig Pſalmen vorgetragen, welche von ihm niedergeſchrieben und ſpäter durch ſeine Söhne in den Druck gegeben worden iſt. Man fühlt es darin Luthern an, wie dieſe Beſchäftigung mit dem Pſalmwort, mit der er ſeinem jüngern Freunde diente, auch ihm ſelbſt Genuß und Stärkung war. Gern nimmt er auch ausdrücklich Bezug auf die Gegenwart und ſpricht die Zuverſicht aus, welche er von dort her für dieſe gewinnt. Mit dem unter Theologen üblichen Latein wechſelt in ſeiner Auslegung ein ſehr gemüthliches Deutſch. Unter Anderem gedachte er ſo vor Dietrich auch des kleingläubigen Freundes Melanchthon, der Alles ſchon mit Händen greifen und nach ſeinem Sinn gelenkt haben wollte; er äußerte hier einmal von ihm: „Unſer Junker Philippiche wollt gern, daß die Definition des Glaubens Hebr. 11, 1 ſollt heißen: »der Glaube iſt ein Nichtzweifeln an dem, das man ſiehet«, aber es muß alſo ſein, daß wir nicht wiſſen, wo aus und ein“; ein ander Mal, bei der „Angſt des Herzens“, Pſalm 25, 17: „Ich meine, Philippiche wiſſe auch wohl, was das heiße.“[2])

Mit ſeinen eigenen Betrachtungen verſenkte ſich Luther wieder in die einfachſten Wahrheiten des Katechismus und richtete ſich an ihnen auf. Er erzählt (am 30. Juni) dem Jonas: „Ich bin hier ein neuer Schüler der zehn Gebote geworden, lerne ſie wieder wie ein Knabe von Wort zu Wort und ſehe, wie wahr es iſt, daß ihre Weisheit ohne Zahl und Maß ſei.“

Auch eine Zuſammenſtellung auserleſener Schriftſprüche zum Troſt in den Drangſalen, welche um des göttlichen Wortes willen über die Gläubigen kommen, mit ſpezieller Anwendung auf die Gegenwart, hat Luther wohl eben während des Reichstags für ſich und Andere verfaßt; desgleichen eine kurze Ermahnung zum Tragen des Kreuzes, ausgehend von einem Wort alter Väter über das dürre Holz, von welchem Gerechtigkeit und Leben komme, während vom grünen Baum Sünde und Tod über die Menſchheit gekommen ſei.[3])

Schon oben erwähnten wir den Spruch aus Pſalm 118, den er ſich an die Wand ſchrieb. Weiter ſchrieb er ſich ſo vor die Augen: „Pſalm 1 »der Gottloſen Weg vergehet«; es währt aber lang, harre doch.“ Und:

„Psalm 73 (74, 21) »der Arme und Elende wird deinen Namen rühmen, o Herr;« denn die Andern dürfen dein nicht.“[1])

Gar schön fällt ferner eben in diese Zeit eine Erklärung seines Petschaftes, die er seinem Freund Spengler in Nürnberg schickte, ohne Zweifel veranlaßt dadurch, daß für ihn in dieser Stadt Prinz Johann Friedrich einen Siegelring mit seinem Wappen anfertigen ließ. Ein Merkzeichen seiner Theologie sollte, wie er sagt, sein Petschaft sein. „Darin“, sagt er, „soll das Erste ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet; obs nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es tödtet nicht, sondern behält lebendig; denn der Gerechte wird seines Glaubens leben, des Glaubens aber an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt und kurz in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt, darum soll die Rose weiß und nicht roth sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darin begriffen und gefasset, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen goldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist.“[2])

Neben jenem innigsten, anhaltenden Umgang mit Gott und Gottes Wort, woraus er solche Kraft und Heiterkeit schöpfte, genoß indessen Luther frei auch in der ernstesten Zeit natürliche Erholung, ließ seine Heiterkeit auch hierin kund werden. So beruhigt er einmal (Ende Julis) den Melanchthon über seine Gesundheit oder über die Schläge, die des Satans Engel auf sein Fleisch führe: er verachte diese; denn wenn er in solchen Umständen auch nicht lesen und schreiben dürfe, so dürfe er doch nachdenken und beten und so des Teufels spotten, — und ferner dürfe er schlafen, müßig gehen, spielen und singen. Mit Dietrich übte er sich z. B. im Armbrustschießen; an einem Abend im September schoß er, wie dieser erzählt hat, eine Fledermaus ins Herz, so daß er ihr dieses mit dem Pfeil herauszog.[3])

Trotz der Hemmnisse, welche sein leibliches Befinden wieder und wieder ihm bereitete, und trotzdem, daß sein Geist und seine Zeit seit der letzten Woche des Juni aufs stärkste durch die Correspondenz mit Augsburg in Anspruch genommen war, erhob er sich dann doch gerade jetzt auch zu neuen kleinen Streitschriften gegen die papistischen Widersacher,

die nun, wie er sagt, mit viel Geschrei sich wieder so hervorzuputzen wagen. Er hatte am 30. Juni ein Büchlein unter der Feder, das er seinen „Widerruf vom Fegfeuer" nannte: er wollte, weil er bisher gegen dieses Nichts Sonderliches geschrieben habe, jetzt einmal die schändlichen Lügen und Gräuel aufdecken, welche die Sophisten mit denselben treiben; drei Wochen nachher war es in der Presse. Zugleich ließ er über die Grundfrage von der Kirche und Kirchengewalt, um welche es vor dem Reichstag sich handelte, vierzig Thesen ausgehen, die am gleichen Tag mit seinem gedruckten Sendschreiben an Erzbischof Albrecht in Augsburg eintrafen. An ihrer Spitze steht der Satz: die christliche Kirche habe keine Macht, irgend einen Artikel des Glaubens zu setzen, noch irgend ein Gebot guter Werke zu stellen, sie, d. h. die wahrhafte christliche Kirche hab es auch nie gethan und werde es nimmermehr thun; sie bestätige nur als ein Unterthan, nicht wie ein Herr und Richter, das Evangelium und die heilige Schrift. In Augsburg erhob sich jetzt die Frage, ob nicht wenigstens in äußerlichen Dingen, welche die Kirche verordne, evangelischerseits nachzugeben sei. Seine Grundsätze hierüber stellte Luther kurz hin in den Sätzen: „Die christliche Kirche hat Macht, Sitten und Weisen zu stellen, die man halte in Fasten, Feiern, Essen, Trinken und dergleichen, doch nicht über Andere ohne ihren Willen, — auch daß solche Sitten ohne Gefahr seien für den Glauben und die Liebe, — auch daß sie die Gewissen nicht beschweren, — auch daß sie alle Stunde aus Ursachen mögen nachbleiben und geändert werden, — auch daß möglich sei sie zu halten dem Leib und Gut ohne Schaden; ehelos Leben hat sie keine Macht zu gebieten, auch nicht über sich selbst." Und wer ist die Kirche, die Solches in so weit für sich selbst verordnen kann? „Christliche Kirche heißt die Zahl oder Haufen der Getauften oder Gläubigen, so zu einem Pfarrherrn oder Bischof gehören, es sei in einer Stadt oder in einem Land, oder in der ganzen Welt; solcher Pfarrherr oder Bischof hat Nichts überall Macht zu setzen, denn er ist nicht die christliche Kirche; solcher Pfarrherr oder Bischof mag seine Kirche vermahnen, daß sie bewillige etliche Fasten, Beten, Feiern u. s. w. um anliegender Noth willen eine Zeit lang und darnach frei wieder fallen lassen." — Von allen den Rücksichten, welche bei der Augsburger Confession ihre Bestimmung und ihr offizieller Charakter mit sich brachte, hat Luther in diesen seinen eigenen Publikationen sich entbunden: mit aller Schärfe spricht er in den Thesen die Prinzipien aus, von welchen die Protestanten bei keinem Friedensversuch lassen durften; mit seiner ganzen Derbheit zieht er in jenem Schriftchen wieder gegen die Sophisten und ihre Lügen los.[1])

Gleich darauf nahm er eine Schrift über die Schlüssel, welche Christus nach Matth. 16, 19. 18, 18 seiner Gemeinde gegeben, in Arbeit:

eine polemische und mehr noch positiv belehrende und unterweisende Ausführung, überhaupt seine eingehendste, wichtigste Schrift über diesen Gegenstand. Anzeigen will sie die Mißbräuche der Kirche, welche aus jenen Schlüsseln eine Vollmacht zu ihrer eigenen willkürlichen Gesetzgebung mache, den Angefochtenen trotz des Löseschlüssels seines Heiles doch nicht gewiß werden lasse, den Beichtigern ein richterliches Urtheil über die innere Stellung des Sünders zu Gott beilege, die rechten Sünden für Nichts achte und das Evangelium in den Bann thue. Er lehrt dagegen, wie auf Grund jener Verheißungen Christi der Gläubige sich gewisse Vergebung holen solle aus dem Worte der Gnade, das der Herr seiner Gemeinde anbefohlen habe und das keinem Nachsuchenden dürfe vorenthalten werden, wofern er nicht in offenkundiger Sünde beharre; dieser Löseschlüssel sei sicher und fehle nicht; er fehle auch bei Solchen nicht, welche die Zusage der Vergebung hinnehmen ohne Glauben: denn sie können ihrer zwar dann nicht genießen, aber die Vergebung sei doch auch ihnen schon von Gott geschenkt gewesen: es gehe ihnen dann wie Einem, dem ein König ein Schloß gebe, der es aber nicht annehme. Eben an dieser Gewißheit, daß der Gläubige in dem durch der Kirche und Brüder Dienst ihm zugesprochenen Worte der Absolution die wirkliche und sichere Vergebung der Sünden wie aus Gottes eigenem Mund erlange, war *ihm* bei jenen Schlüsseln, mittelst deren die römische Kirche ihre Tyrannei treiben wollte, Alles gelegen. Den Bindeschlüssel wollte auch er gegen jene offenbaren Sünden gebraucht haben. Aber für ein Binden kraft der Verheißung und Vollmacht von dem Herrn erkennt er nur ein solches an, bei dem wirklich nach jenen Worten Jesu Matth. 18 verfahren, — der Sünder erst unter vier Augen ermahnt, dann vor zwei oder drei Zeugen zurechtgewiesen, dann der Gemeinde angezeigt werde: weltliche Dinge möge die weltliche Obrigkeit für sich aburtheilen, in dem aber, was die Seelen betreffe, müsse „die Gemeinde mit Richter sein". Daran hält er also fest, obwohl er wußte, wie schwer eine kirchliche Zucht nach diesem Prinzip auch in den neuen evangelischen Kirchen sich herstellen lasse.[1])

Und noch auf andere Nothstände der Kirche und des Vaterlandes als auf diejenigen, um deren Willen er hier stritt und über welche in Augsburg verhandelt wurde, war im gleichen Moment sein Blick und seine Arbeit hingerichtet. Eben in jenen ersten Tagen des Juli beschäftigte ihn auch eine Predigt oder vielmehr eine kleine, ernstlich mahnende Schrift darüber, „*daß man Kinder zur Schule halten solle*". Denn den Nothstand in diesem Stück, auf den er längst so dringend aufmerksam gemacht hatte, sah er in ängstigendem Grad sich steigern unter der Gleichgiltigkeit und dem Mammonsdienst der Leute, die allein auf Nahrung und Bauchsorge bedacht sein. Er fürchtet das Nahen einer geistigen Theurung,

da man drei oder vier Städte und wohl je zehn Dörfer unter Einen Geistlichen werde stellen müssen und keine tüchtigen Männer mehr fürs weltliche Regiment und andere weltliche Bedürfnisse, namentlich für die ärztliche Thätigkeit finden werde. Die gelehrte Vorbildung für diese Berufsarten also hat er vor Augen. Mit beredter Zunge rühmt er dieselben, ihre Unentbehrlichkeit und ihren Werth fürs ewige und zeitliche Leben. Mit dem geistlichen Stande, d. h. mit dem Predigtamt und Dienste des göttlichen Wortes, faßt er auch das Amt der Schullehrer zusammen, indem er nicht entscheiden will, welches von Beiden besser sei, ob jenes, welches so viel umsonst daran arbeiten müsse, alte Schälke fromm zu machen, oder dieses, welches die jungen, besser biegbaren Bäumlein ziehe. Luther will, daß die Obrigkeit, um einen Nachwuchs für diese Aemter und Dienste zu bekommen, die Unterthanen auch mit Gewalt dazu anhalte, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, daß man armen Eltern hiezu Beihilfe aus den Kirchengütern gebe, daß die Reichen Stiftungen machen, um, wie man bisher mit Geld Seelen aus dem Fegfeuer habe lösen wollen, so jetzt durch Erhaltung jener von Gott verordneten Aemter dem Wohl der Seelen im Jenseits und Diesseits zu dienen u. s. w. Seine Schrift widmete er dem Lazarus Spengler als Rathsschreiber der großen Stadt Nürnberg, wo der Teufel unter einem so großen Haufen Bürger wohl auch manchen zu jener Verachtung des göttlichen Wortes und des Schulwesens verführen möge, wo aber der ehrbare, fürsichtige Rath der Stadt ja bereits durch Stiftung einer gar feinen, herrlichen Schule ein leuchtendes Vorbild gegeben habe.[1])

Doch den eigentlichen Gegenstand seines Sorgens, Denkens und Schreibens auf Coburg bildeten natürlich immer die Verhandlungen des Reichstags und der Verkehr mit seinen dortigen Freunden.

Das Drama in Augsburg entwickelte sich nicht so rasch, wie Luther erwartet und gehofft hatte. Statt einer schnellen Katastrophe entgegenzugehen, zog es sich vielmehr, besonders in Folge der vorsichtigen Politik des Kaisers, in einer Weise hin, welche für den Muth und die Standhaftigkeit und Consequenz der Bekenner noch viel gefährlicher, als der Moment und die Pflicht eines einmaligen Bekenntnisses werden konnte.

Wohl begehrten manche Mitglieder des Reichstags, man solle die Protestanten jetzt, nachdem man sie angehört, einfach zur Beobachtung des Wormser Ediktes zwingen und auf ihre Confession mit Waffengewalt antworten. Agricola berichtete an Luther die Aeußerung eines Fürsten: „Sie haben eine Schrift eingelegt auf weiß Papier mit schwarzer Tinte geschrieben; wären wir der Kaiser, wir wollten antworten mit einer Schrift mit Rubriken (d. h. rothen Strichen) geschrieben", — worauf ein Anderer erwiedert habe: „Herr, wenn ihr das wollt, müßt ihr euch vorsehen, daß euch die Presilje (d. h. rothe Tinte) nicht unter die Augen spritze."[2])

Der Kaiser bedachte besser, daß die ihm zu Gebot stehenden äußeren Mittel noch nicht genügten, um den Erfolg derartiger Maßregeln zu sichern, und daß die Ueberzeugungen der Protestanten doch zu tief wurzelten und zu weit verbreitet waren, um so leicht sich brechen zu lassen. War es doch seines und seines Bruders Autorität noch nicht einmal gelungen, ihre Schwester, die Königin-Witwe Maria, von den lutherischen Neigungen abzubringen. Sie brachte sogar nach Augsburg einen evangelisch gesinnten Prediger mit, suchte den Kaiser zu besänftigen, ließ auch von dort aus durch ihren Prediger und Luthers dortige Freunde diesem religiöse Gewissensfragen vortragen — wahrscheinlich über die Zulässigkeit des Abendmahls unter Einer Gestalt für Leute in ihrer Lage (aus der folgenden Zeit haben wir von ihr noch zu erwähnen, daß Luther im Sommer 1531, wo sie im Auftrag ihres Bruders als Regentin nach den Niederlanden ging, ein Mahn- und Trostschreiben an sie abschickte, wir jedoch weder Näheres über diese Schrift, noch Ferneres über Beziehungen zwischen ihr und Luther wissen: sie hatte damals statt jenes Predigers einen Priester angenommen, der ihr täglich Messe hielt).[1])

Zunächst verfügte Karl, daß dem protestantischen Bekenntniß eine katholische Widerlegung zu Theil werden solle. Er beauftragte mit derselben die heftigsten und bekanntesten Bekämpfer der neuen Lehre, wie Eck, Cochläus, Faber, vermißte aber in der Arbeit, welche sie ihm am 13. Juli überreichten, doch die erforderliche Mäßigung und Präcision und befahl daher, dieselbe umzugestalten.

Inzwischen begehrte er, die Protestanten sollten im Voraus seine richterliche Entscheidung anerkennen, oder, wenn sie dies nicht wollten, bis auf ein künftiges Concil Alles in den alten Stand herstellen. Auch ließ er sie erst befragen, ob sie wohl noch mehr Artikel vorzutragen hätten, als in ihrem Bekenntniß ständen: Melanchthon fürchtete, daß man hiemit solche Sätze, welche ihnen leicht mißdeutet werden könnten, wie die über das allgemeine Priesterthum, über die Prädestination und das Wirken Gottes auch im Bösen, über das Recht des Papstes u. s. w., in den Streit ziehen wolle.

Luther äußerte sich darüber, ob sie den Kaiser schlechthin als Richter annehmen könnten, schon am 9. Juli gegen den Kurfürsten: man dürfe ihn annehmen nur sofern er „nicht wider die helle Schrift oder Gottes Wort richte". Gegen jene Zumuthung einer Restitution bestand er auf den trotzigen Worten, die er schon an Erzbischof Albrecht geschrieben hatte: „Ja, lieber Papst und Papisten, gebt uns vor wieder Leonhard Kaiser und alle, die ihr unschuldig erwürgt habt, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführt, alles Geld und Gut, das ihr mit Bescheißerei geraubt, alle die Ehre, die ihr Gott mit Lästern gestohlen habt: dann wollen wir von der

Restitution handeln." Sonst hatte er gegen die Anheimstellung der Sache an ein vorgebliches künftiges Concil Nichts einzuwenden: man möge protestantischerseits selbst an ein solches appelliren; es werde doch nie zu Stande kommen. Ueber die Anfrage wegen der weiteren Artikel äußerte er gegen Jonas: „Ich sehe, was damit gemeint sei; ja der Teufel lebt noch und hat wohl gemerkt, daß eure Apologie, die Leisetreterin, die Artikel vom Fegfeuer, vom Dienste der Heiligen und vom Antichrist, dem Papst, verschwiegen hat"; er beklagte jedoch den Kaiser, der von den Widersachern so sich leiten lasse: als ob sie nicht schon genug auf die gegenwärtige Apologie zu antworten hätten.[1])

Diese Anfrage wurde jedoch von Seiten des Kaisers nicht weiter verfolgt, nachdem die Protestanten ihm geantwortet hatten, sie haben in ihrer Schrift zwar nicht alle kirchlichen Mißbräuche namhaft gemacht, doch alle die Lehre verfaßt, welche vornehmlich zum Heil der Seelen nützlich bei ihnen gepredigt werde.

Dagegen waren sie und besonders Melanchthon fortwährend in schwerer Ueberlegung darüber, ob und wie weit sie in Etwas nachgeben dürften und sollten. Die Glaubenssätze, wie sie im ersten Theil der Confession vorgetragen waren, kamen hiebei auch dem Melanchthon nicht in Frage. Aber wie verhielt sichs mit denjenigen kirchlichen Satzungen für den äußeren Gottesdienst und das äußere sittliche Leben, über Fasten und dergleichen, von welchen die Reformation sich losgesagt hatte? Das waren ja, wie Melanchthon jetzt erinnert, äußere Dinge, in welchen die freien Christen gerade nach den evangelischen Grundsätzen sich doch einschränken konnten und unter Umständen sollten. Auch Paulus, sagt er, sei den Juden ein Jude geworden. Er glaubte, auf den Zweck sehen zu sollen, welchen eine solche äußere Kultushandlung habe: ob sie nicht sich rechtfertigen lasse, wenn sie dem Glauben, der allein selig mache, nachfolgen und ein Zeugniß des Glaubens und des Dankes gegen Gott sein wolle. Dazu meinte er eine Vollmacht anerkennen zu müssen, welche die Bischöfe als nach menschlichem Recht bestehende obrigkeitliche Gewalten auf diesem äußeren Lebensgebiete haben. Diese Fragen trieben ihn sehr um in seinem Geist und Gewissen. Er suchte wiederholt darüber Rath bei Luther.

Luther ging, während er gerade sehr am Kopfschmerz litt, auf seine Gründe und Bedenken sorgfältig und freundlich ein. Und so unsicher und ängstlich Jener sich äußerte, so ruhig und klar stellte dieser seine Sätze entgegen. — Vor Allem will Luther hier die weltliche und geistliche Gewalt scharf aus einander gehalten haben. Er gibt zu, daß sie in der Person eines Bischofs vereinigt sein können: auch dann aber sei in dieser Person der Bischof oder kirchliche Vorsteher vom weltlichen Fürsten streng zu unterscheiden. Der Bischof als Bischof könne der Kirche oder Gemeinde

keine solche Satzung auflegen ohne ihre eigene ausdrückliche oder wenigstens stillschweigende Zustimmung. Als Fürst könne er vollends der Kirche Nichts auferlegen, da hiemit die beiden Gewalten confundirt würden. Als Fürst könnte er allerdings seinen Unterthanen als bürgerlichen Unterthanen, nicht als Gliedern der Kirche, Gebote fürs äußere Leben und so auch ein Fastengebot geben, sowie ein Pfarrer, z. B. Bugenhagen, als Hausherr seinem Knecht eine häusliche Ordnung auferlegen könnte. Wenn nun aber die Bischöfe etwa hierauf sich berufen und vorgeben wollten, sie und der Kaiser stellen eben nur als weltliche Fürsten jene Satzungen auf, so dürfe man ihnen dies nach ihrer bisherigen offenkundigen kirchlichen Tyrannei nimmermehr glauben und ihr Vorgeben würde ja auch schon daran scheitern, daß dann jeder Bischof nur den Unterthanen seines landesherrlichen Territoriums, nicht den Gliedern seiner ganzen Diözese, und der Papst nur den Unterthanen des Kirchenstaats, nicht der ganzen Kirche, ein solches Gesetz geben könnte. Weiter verweist Luther in Betreff jener Freiheit der christlichen Gemeinde als solcher auf seine neuerlichen Thesen. — Den Zweck, durch welchen jene Akte nach Melanchthon gerechtfertigt werden könnten, verwirft Luther. Denn Gott selbst sage uns, was er für einen Dienst haben wolle — mit Beten, Predigt, Danksagung, Zucht und Uebung des Fleisches, Unterricht der Jugend u. s. w. Unsere Sache sei es zwar, den hier von Gott uns gegebenen Inhalt in äußere, zeitliche Formen zu fassen; diese müssen aber immer wandelbar bleiben und Keiner dürfe sie Anderen zum Gesetze machen; mache man aus ihnen einen Gottesdienst, so sei das Götzendienst. Ja es sei auch schon etwas Gefährliches, wenn ein Einzelner für sich zu seiner eigenen Uebung etwas Sonderliches erfinne und zu dem, wozu Gott uns angewiesen habe, hinzuthue und als sonderlicher Heiliger zur Schau stelle.

Melanchthon fürchtete ferner, man werde gegen die Protestanten in Augsburg großen Lärm darüber machen, daß sie die Rangstufen im kirchlichen Amt nicht gelten lassen. In dieser Hinsicht aber bestand er selbst in einem kurzen Gutachten darauf, daß diese Grade nur menschliche Traditionen seien, — Presbyter und Bischöfe ursprünglich eins, der päpstliche Primat nie allgemein von der Christenheit gehalten noch für sie haltbar. Und Luther fügte bei: wenn der Papst dies zugäbe, wollten die Lutherischen seine Ehre und Obrigkeit besser, als der Kaiser selbst, schützen und handhaben helfen.

Auch die katholische Messe mit den Privatmessen suchten manche katholische Theologen in Augsburg unter dem Gesichtspunkt annehmbar zu machen, daß sie, wenn sie auch nicht rechtfertige, doch ein Akt der Danksagung oder ein Dankopfer sei. Dank aber, sagt Luther, könne auch in der evangelischen öffentlichen Messe und überall sonst, wo nur ein Christ

wolle, Gott genug dargebracht werden. Wolle man hiezu gegen Christi Stiftung Privatmessen gebrauchen, so sei die gute Absicht, die man dafür vorgebe, nicht hinreichend. So möge man auch die Mönchsgelübde wieder aufbringen. Aber Messen und Mönchthum seien schon durch den bisherigen Mißbrauch, den sie angestiftet haben, gerichtet: ein Dieb gehöre nirgend besser hin denn an den Galgen. — Er kommt von da zurück auf die Eine Hauptsache: „Laßt sie erst wieder die rechte Lehre von Glauben und Werken herstellen, dann wollen wir nach den Zeremonien sehen; laßt sie erst die Kirche und Kirchendiener mit ihrem rechten Brauch wieder geben, dann werden die Zeremonien sich von selbst geben und man wird das Dankopfer in anderer Weise und ohne Gefahr in der Kirche haben können.“[1])

Doch am liebsten hätte Luther allen weiteren Verhandlungen in Augsburg jetzt ein Ende gemacht. Er wünschte, daß die Evangelischen nun, da sie ihre Sache bekannt haben, von dort aufbrächen, wo bei der Abhängigkeit des Kaisers von verstockten Papisten für sie doch Nichts mehr zu hoffen und zu wirken sei. „Immer wieder heim, immer heim“, schreibt er seinen Freunden am 15. Juli und wundert sich wenige Tage nachher, daß sie nicht wirklich schon kämen. Sein Dohlenreichstag, sagt er, sei schneller fertig geworden und habe dazu große Kriege geführt.[2])

In dem kriegerischen Lärm, welchen die katholischen Eiferer in Augsburg machten, sah er Nichts als leere Drohungen, vor welchen sich zu fürchten Schande sei. Besonders weist er wieder den Melanchthon, der hiedurch sich bange machen lasse, zurecht. Er verweist ihn nicht bloß wieder auf Gott, vor dem die Gegner mit ihren Anschlägen nur Stoppeln und Rohr seien, sondern auch auf die einfachen menschlichen Verstandesgründe, wonach die Gegner jetzt einen Krieg gar nicht wagen könnten, weil ihnen sonst neue Ausbrüche unter dem Volk wie einst im Bauernkrieg drohen würden; und wenn, sagt er, auch Krieg kommen sollte, so sei er doch noch nicht da und es könne noch Manches dazwischen kommen, und wenn er je ausbräche und seinen Fortgang nähme, so sei der Krieg noch nicht der Sieg. — Immer neu und immer gleich frisch hält er den Freunden die höchsten, untrüglichen Gründe christlichen Muths vor. Jetzt, sagt er, sei ja die große Wahrheit, daß der Gerechte seines Glaubens und allein seines Glaubens lebe, auch in der Erfahrung zu lernen. — Neben die Hinweisungen auf die biblischen Worte und Geschichten, auf David und Goliath, auf die Sprüche vom Bitten und Anklopfen, vom Harren auf den Herrn u. s. w. tritt in seinen Briefen auch ein derbes deutsches Sprichwort über Leute die „vom Dräuen sterben“, und der Ruf des Aeneas bei Virgil: „Freunde, — Schwereres habt ihr erduldet, ein Gott wird Dieses auch enden; dauert aus und sparet euch selbst für bessere Zeiten!“[3])

Am 5. August richtete er seine köstlichen Trostworte an Kanzler Brück, seinen „günstigen Herrn und freundlichen lieben Gevatter“:

„Ich habe nun etliche Male an meinen gnädigsten Herrn geschrieben und an die Unseren, daß ich wohl denke, ich hab sein zu viel gemacht, sonderlich an meinen gnädigsten Herrn, als ob ich zweifelte, daß Gottes Trost und Hilfe stärker bei S. Kurf. Gn. wären denn bei mir. Ich habs aber aus Anregung der Unsern gethan, deren etliche so wehmüthig sind als hätt Gott unser vergessen: so er doch unser nicht kann vergessen, er müßte zuvor sein selbst vergessen; — denn er spricht: »Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht sollt erbarmen über ihres Leibes Frucht? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen; siehe, ich hab dich auf meine Hand gezeichnet.« Ich hab neulich zwei Wunder gesehen. Das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe: die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sehe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nun sind Etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen; wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel feste. Das andere: ich sahe auch große dicke Wolken über uns schweben mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein, und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten oder fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefasset waren; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauern Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtet herfür beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war so ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand, und mehr ein Schemen, wie durch ein gemalet Glas zu scheinen pflegt, denn ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß einer auch des Bodens halber wohl so verzweifeln sollte, als der großen Wasserlasten. Dennoch fand sichs in der That, daß ein solcher unmächtiger Schemen die Wasserlasten trug und uns beschützte. Noch sind Etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gern fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden eine ewige Sündfluth anrichten. Solches muß ich Euer Achtbarkeit freundlicher Weise scherzen, und doch ungescherzt schreiben; denn ich besondere Freude daran gehabt, daß ich erfahren habe, wie E. A. vor allen Andern einen guten Muth und groß Herz hat in dieser unserer Anfechtung. Ich hätte wohl gehofft, es

sollte zum wenigsten weltlicher Friede zu erhalten sein. Aber Gottes Gedanken sind weit über unsere Gedanken; und ist auch recht; denn er, spricht St. Paulus, erhört und thut über unser Bitten und Verstehen; denn wir wissen nicht wie wir bitten sollen, Röm. 8 (V. 26). Sollt er uns nun also erhören, wie wir bitten, daß der Kaiser uns Frieden gäbe, so möchts vielleicht heißen: unter, nicht: über unser Verstehen, und sollte wohl der Kaiser und nicht Gott die Ehre kriegen. Aber nun will er selbst uns Frieden schaffen, daß er allein die Ehre habe. — — Das Werk, das uns Gott mit Gnaden gegeben hat, wird er durch seinen Geist segnen und die Weise, Zeit und Raum uns zu helfen wohl treffen. — Sie habens noch nicht zur Hälfte gebracht, die Blutmenschen, was sie jetzt anfahen, sind auch noch nicht alle wieder heim, oder dahin sie gern wären. Unser Regenbogen ist schwach, ihre Wolken sind mächtig: aber am Ende wird man sehen, wies lautet. Euer Achtbarkeit halte mir mein Geschwätze zu gut, und tröste Magister Philippum und die Andern alle. Christus soll mir unsern gnädigsten Herrn auch trösten und halten. Dem sei Lob und Dank in Ewigkeit, Amen. Deß Gnaden ich auch E. A. befehle treulich."[1])

Als Luther diese Worte schrieb, hatte inzwischen in Augsburg der Kaiser sein Urtheil über das evangelische Bekenntniß feierlich gesprochen. Er ließ nämlich jetzt, am 3. August, dem Reichstag die Gegenschrift oder Confutation vorlesen, welche er durch Eck, Faber u. s. w. hatte verfertigen lassen: was sie enthalte, das, erklärte er, sei seine eigene Ueberzeugung, bei welcher er bleiben werde; er erwarte, daß in allen diesen Artikeln auch diejenigen Fürsten und Stände, welche bisher von der katholischen Kirche abgewichen seien, ihr sich unterwerfen werden; er, als Schutzherr der Kirche, werde kein Schisma in Deutschland dulden. Den Protestanten bewilligte er nicht einmal eine Copie jener Schrift, um welche sie ihn baten, damit sie angemessen erwiedern könnten. Landgraf Philipp aber antwortete auf des Kaisers Forderung dadurch, daß er am 6. August des Abends plötzlich und ohne kaiserlichen Urlaub aus Augsburg wegritt; es war klar, daß er nicht bloß sich in Sicherheit bringen, sondern daheim Rüstungen für alle Fälle treffen wollte; es hieß, er ziehe bereits Truppen zusammen.

Luther nahm die Nachricht von jenem Ansinnen des Kaisers sehr gleichmüthig auf: er erwähnt sie nicht einmal in seinen Briefen. Die Weigerung, den Protestanten eine Abschrift der Confutation zu geben, war ihm ein Beweis, wie sehr die Widersacher das Licht scheuen. Er pries Gott dafür, daß diese, wie Melanchthon ihm schrieb, so albern ausgefallen sei. Ueber Philipps Schritt wußte er Anfangs nicht was er sagen solle: jedenfalls, meinte er, seis nicht zu verwundern, wenn diesen der Ueberdruß und Unwille müde gemacht habe. Er hoffte und wünschte nun

vollends, daß auch seine Freunde nicht länger mehr in Augsburg aushalten müßten. [1])

Seine Hoffnung, daß auch den stärksten Drohungen die That nicht so schnell folgen werde, bestätigte sich. Die protestantischen Stände blieben alle dem Kaiser gegenüber fest und die friedliche Partei unter den katholischen, besonders Erzbischof Albrecht, drangen bei ihm auf weitere Vermittlungsversuche. So wurden eben jetzt erst noch offizielle eingehende Unterhandlungen eröffnet. Es wurde hiezu ein Ausschuß von vierzehn Fürsten, Räthen und Theologen bestellt, welche vom 16. bis 21. August eifrig Conferenzen hielten.

Luther wartete auch diese weitere Entwicklung der Dinge ruhig ab. Er ließ sichs jetzt auch nicht mehr anfechten, daß seine Freunde einmal wieder auffallend lange Nichts von sich hören ließen. [2]) Aufs Ernstlichste aber handelte sichs jetzt darum, wie weit die Vertreter des Protestantismus in Augsburg nunmehr wirklich in den längst von Melanchthon angeregten Conzessionen gehen werden, — ob sie im Einzelnen sich zu keinem Zugeständniß werden drängen lassen, das, wenn auch scheinbar nur untergeordnete Dinge betreffend, doch das Ganze ihrer Stellung und ihres Bekenntnisses gefährden würde.

Wer den Gang der Unterhandlungen jener Tage nur oberflächlich überblickt, möchte denken, die beiden Parteien seien sich doch in sehr Vielem, ja in der Mehrzahl der Punkte so nahe gekommen, daß zu einer Einigung wenig gefehlt habe, ja daß sie ohne die direkt aus Rom kommenden Einflüsse wohl hätte erreicht werden können. In der That nahmen auch die katholischen Theologen hier eine weit strengere Lehre von der göttlichen Gnade und menschlichen Gnadenbedürftigkeit an, als diejenige war, welche in der späteren Scholastik vorgeherrscht hatte und von den Reformatoren zunächst bekämpft worden war. Aber an denjenigen Lehrsätzen, über welche man sich nicht verständigen konnte, hing, wenn sie gleich nur einzelne zu sein schienen, doch ein Gegensatz der ganzen Grundanschauung: so, wenn katholischerseits zugegeben wurde, daß die Rechtfertigung und Sündenvergebung aus Gnaden durch Glauben geschehe, zugleich aber das Zugeständniß gefordert, daß die guten Werke der Christen verdienstlich und daß eigene menschliche Genugthuung zum Erlaß der Sündenstrafe nothwendig seien. Noch mehr war den Katholischen daran gelegen, die von der Reformation bestrittenen kirchlichen Ordnungen zu behaupten und wieder aufzurichten: bei den wichtigsten dieser Ordnungen aber standen ja auch in der That die wichtigsten Prinzipien und deren öffentliche Anerkennung in Frage. Ueber sie beantragte der katholische Theil des Ausschusses eine Reihe von Sätzen, unter dem Titel „unbeschließige und unvergriffliche christliche Mittel", welchen der evangelische andere entgegen-

ſtellte. Nach jenen ſollten die Meſſen gemäß dem alten Brauch mit dem ganzen aufs Opfer bezüglichen Kanon gehalten werden, wobei nur beigefügt war, daß das „Opfer" recht verſtanden werden ſolle, nämlich als ein „wiedergedächtlich" Opfer neben dem „wahren lebendigen" Opfer Chriſti am Kreuz. Dagegen wollten die Evangeliſchen bei ihren jetzigen „Meſſen" bleiben, ohne in jenen Sätzen des Kanons zu gedenken. Hinſichtlich des Kelchs beim Abendmahl wurde ihnen zugegeben, daß ſie mit päpſtlicher Erlaubniß den Laien beide Geſtalten des Sakraments austheilen möchten; aber ſie ſollten dabei das Volk belehren, daß dies „nicht aus göttlichem Gebote" ſei: prinzipiell alſo ſollte hierin doch das bisherige Kirchenthum Recht behalten. Hiegegen beſtanden ſie darauf, daß, wie ſie in ihrem Bekenntniß ausgeſprochen, die Austheilung unter Einer Geſtalt nicht recht ſei, und daß ſie demgemäß auch lehren müſſen, wenn gleich die Prediger hierin ein zum Frieden förderliches Maß halten ſollten. Wirkſame Conzeſſionen konnten evangeliſcherſeits, wenn die Grundlagen des Bekenntniſſes gewahrt bleiben ſollten, nur etwa auf demjenigen Gebiet äußerer Zeremonien und Ordnungen verſucht werden, über welches wir den Melanchthon ſchon bisher ängſtlich reflektiren und bei Luther Rath holen ſahen. Und hier gingen nun jene Sätze der proteſtantiſchen Ausſchußmitglieder wirklich bis an die äußerſte Grenze, welche nach ihrem Prinzip noch zuläſſig ſcheinen konnte. Sie wollten Faſtenzeiten wieder annehmen, wofern nur Niemands Gewiſſen beſchwert werde, als ob ſolche Zeremonien für nöthigen Gottesdienſt gehalten werden ſollten. Ja ſie erklärten „ſich geneigt, biſchöflich Regiment und Gewalt helfen zu erhalten, doch damit ungebilligt der öffentlichen Mißbräuche"; als ſolche Mißbräuche führten ſie auf, daß die Biſchöfe nicht für rechtes Predigen, chriſtliche Darreichung der Sakramente und Ordination tüchtiger Geiſtlicher ſorgen, den Bann ungebührlich verhängen u. ſ. w.; doch unter Rügung dieſer Mißbräuche wollten ſie ihnen auch das Recht, die Geiſtlichen zu beſtätigen und zu ſtrafen, und die geiſtliche Jurisdiktion wieder einräumen. Sie verſuchten alſo jenen Vorſchlag praktiſch zu machen, welchen Luther vor Kurzem in ſeiner „Vermahnung an die Geiſtlichen u. ſ. w." den Biſchöfen angeboten hatte! Hielten ſie es für möglich, daß die Biſchöfe jene „Mißbräuche" aufgeben, „rechte" Prediger im evangeliſchen Sinn annehmen, Strafgewalt nicht vor Allem eben gegen dieſe kehren würden? oder meinten ſie, wenn man ſie beim Wort nähme, es wenigſtens auf eine Probe ankommen zu laſſen und gegen neue Mißbräuche je in den einzelnen Fällen ſich verwahren zu können?

Luther, dem die beiderſeits aufgeſtellten Sätze vom Kurfürſten vorgelegt wurden, gab am 26. Auguſt ſein Gutachten. Ueber die der Gegner erklärte er kurzweg, daß ſie „gar nicht zu leiden" ſeien; er wunderte ſich,

daß man dergleichen noch vorzubringen wage. Seiner Entgegnung gab er eine viel größere Bestimmtheit und Schärfe, als jene Sätze der protestantischen Theologen hatten. So namentlich in Betreff der Messe: der Kanon, nach welchem hier ein vor Gott wirksames Opfer dargebracht werde, sei völlig unzulässig; wenn man denselben in unanstößiger Weise deuten und glossiren zu können meine, so wolle er ebenso gut den Türkenglauben glossiren; entweder müsse die Glosse den Kanon, oder der Kanon die Glosse umstoßen; man dürfe das Wort „Opfer" für die Messe überhaupt nicht behalten: es sei ebenso gefährlich, wie unnöthig. Für ihre Forderung, daß die Evangelischen jene Austheilung unter Einer Gestalt nicht für unrecht erklären dürfen, brachten die Katholischen besonders das vor, daß ja sonst die ganze Christenheit verdammt würde, die der Einen Gestalt gebraucht habe. Auf Luther machte dies keinen Eindruck: man müsse, sagte er, Gottes Ordnung mehr ansehen als der Christenheit Thun und Lassen; überdies werde diese, wenn sie einen Flecken Irrthum oder Sünde habe, darum noch nicht verdammt; billige man aber offenbar gewordene Fehler, so widerstehe man dem heiligen Geist; — eine Infallibilität der Kirche kannte Luther eben nicht. In Betreff jener äußerlichen Dinge endlich, zu denen seinem Prinzip gemäß der evangelische Christ je nach Umständen verschieden sich stellen konnte, blickte er jetzt einfach praktisch auf die Verhältnisse, wie sie vorlagen. Er stimmte jenen Sätzen zu: man dürfe nicht leiden, daß durch die Fasten und andere Zeremonien die Gewissen beschwert würden; aber er bemerkte noch weiter: von Denen, welche dieselben fordern, sei nicht anders zu vermuthen, als daß sie eben die Gewissen damit beschweren möchten; er selbst kam wieder darauf zurück, daß man dieselben nur etwa als weltliche Ordnungen vom Kaiser als weltlicher Obrigkeit annehmen könnte. Und was jene bischöfliche Gewalt und Jurisdiktion betrifft, so war ihm die ganze gegenwärtige Verhandlung darüber ein vergeblich Ding; freilich, sagte er, solle sie den Bischöfen verbleiben, wenn diese die evangelische Lehre dulden wollten; nun sie aber dies nicht wollen, sei von ihnen keine Jurisdiktion zu erwarten, als die „des Meister Hansen", d. h. des Henkers. „Sehet euch wohl für", schrieb er an Melanchthon, „und gebt nicht mehr, denn ihr habt, auf daß wir nicht zu einem neuen, schwereren und gefährlicheren Kampf fürs Evangelium gedrungen werden; ich weiß wohl, daß ihr bei eurem Handeln über einen Vergleich das Evangelium immer ausnehmt; aber Jene werden, was ihr zugesteht, im weiten, weiteren und weitesten Sinn aufnehmen und, was sie einräumen, im engen, engeren und engsten Sinn verstehen." Schließlich erklärte er demselben kurzweg: „Ich habe überhaupt gar kein Gefallen am Verhandeln über die Lehreinheit, denn sie ist unmöglich, wenn der Papst nicht sein Papstthum abthun will; es war genug für uns, daß

wir Rechenschaft über unsern Glauben gaben und um Frieden baten: was hoffen wir denn, Jene zur Wahrheit zu bekehren? — verdammen sie, wozu dann mit den Feinden Eintracht suchen? geben sie uns Recht, was bedarfs dann die alten Mißbräuche zu behalten? — es ist gewiß, daß sie unsere Sache verdammen: warum merken wir denn nicht, daß Alles, was sie versuchen, eitel Schein und Lüge ist?“[1])

Noch wurde, während Luther so schrieb, zu Augsburg ein neuer Versuch gemacht in einer kleineren, nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Commission. Melanchthon war in ihr der einzige evangelische Theolog, während der ebenso kluge als hartnäckige Eck ihm gegenüberstand. Gegen ihn und seine Geneigtheit zum Nachgeben erhob sich in den evangelischen Kreisen, besonders in Nürnberg, ein schwerer, wachsender Argwohn. In der That meinte er wenigstens davon nicht lassen zu können, daß jenes Regiment der katholischen Bischöfe auch für die evangelischen Kirchen wieder aufgerichtet werde, und zwar, wie er in Briefen bekannte, nicht bloß des Friedens wegen, sondern damit man wieder eine feste Verfassung und einen Damm gegen Mißbrauch der evangelischen Freiheit beim Volke habe; die evangelische Lehre, meinte er, sollen sie ja zugeben. Spengler in Nürnberg schrieb ängstlich an Luther über das Verhalten der Männer in Augsburg. Einen Brief gleichen Sinnes erhielt er vom Landgrafen Philipp. Zugleich wurden ihm jene katholischen Vorschläge, während sein Gutachten über sie nach Augsburg unterwegs war, von dort aus noch einmal zugeschickt.

So schrieb denn er am 28. August wieder an Melanchthon, Spalatin, Jonas, und an demselben Tag an Spengler: nirgends zeigte sich mehr als in diesen Briefen die ruhige Festigkeit, die er nach den verschiedenen Seiten hin bewahrte, — in energischen Mahnungen, wie in vertrauensvollen und beruhigenden Zusprachen. An Spalatin schrieb er: „Ich habe schon gesagt: wenn der Teufel nicht Löwe sein kann, will er Drache sein; ihr selbst seht, wie unsere Sache jetzt mit Hinterlist angefochten ist; deshalb brauche ich euch darüber nicht viel zu schreiben; denn wer hütet sich nicht leicht vor Tücken, die er merkt? — haltet ihr nur an dem Einen, daß ihr Nichts wider das Evangelium zugebt, was sind dann ihre Tücken? — Und seis denn, daß ihr, was ihr durch Christi Gnade nicht thun werdet, Etwas wider das Evangelium zugäbet und so den Adler in einen Sack einschlößet: kommen wird dann, ja zweifelt nicht, kommen wird Luther, um diesen Adler herrlich zu befreien; so wahr Christus lebt, dies wird geschehen; — frei ist Luther, frei ist wohl auch (was ich lieber nicht möchte) der Macedonier [d. h. der kühne Landgraf], damit Weisheit stehe wider Tücke und Ismaels Hand [1 Mos. 16, 12] wider die Hand der Gewalt; seid nur tapfer und handelt männlich: es hat nicht noth, wenn sie mit

den blinden Griffen umgehen." In zarterem Tone sprach er zu dem darniedergedrückten Melanchthon. Er fragt ihn, wozu denn jenes Hinziehen und Auseinanderziehen ihrer Sache dienen solle, setzt aber bei, sie mögen selbst das Alles noch besser als er bedenken. Ja er sagt: „Ich selber bin unter jenen groben Tücken vielleicht allzu sorglos, weil ich weiß, daß ihr Nichts versehen könnt als etwa eine Sünde gegen unsere Personen, indem wir treulos und wandelbar möchten gescholten werden; doch was dann? die Unwandelbarkeit und Wahrheit der Sache, um die sichs handelt, wird den Fehler doch wieder gutmachen; ich möchte freilich nicht, daß dergleichen geschähe; aber ich rede darum also, damit, wenn so Etwas geschähe, man nicht verzweifeln müsse." Vollends suchte er Spengler zu beruhigen: er habe wiederholt an die Augsburger geschrieben und hoffe, es solle nicht Noth haben; in jedem Falle haben ja auch sie einen Hinterhalt, indem sie sich das Evangelium frei vorbehalten; und getrost erklärt er wieder von sich selbst: „Ich habe die Sache Gott befohlen und acht auch, ich hab sie so fein in meiner Hand behalten, daß mir kein Mensch Etwas drinnen vergeben werde, noch verwahrlosen könne, so lange Christus und ich eins bleiben." [1])

In den nächstfolgenden Tagen kam der bisher Augsburgische Prediger Urbanus Rhegius auf der Durchreise nach Celle, wohin er berufen war, über Coburg und brachte einen Tag bei Luther zu. Er erzählte noch nach Jahren von dem gewaltigen Eindruck, den er damals von diesem empfing: nehme man Luthers Geist schon in seinen Büchern wahr, so müsse man vollends, wenn man ihn persönlich sehe und höre, bekennen, daß er noch größer sei als sein Ruf; ja der bleibe wohl ein Theologe vor der ganzen Welt, ein Theologe, dem alle Jahrhunderte keinen gleichen an die Seite stellen können. — Wir haben aus der Zeit (der Woche vom 11—17. Sept.) auch noch eine Predigt Luthers, in welcher er, anknüpfend an die Worte „Selig sind die Augen die da sehen das ihr sehet" Luk. 10, 23 f. von des Glaubens Wesen und Macht handelte. Den Glauben preist er, der das Herz fest mache, der dem echten Christen bei jedem Thun und Beruf innere Gewißheit vor Gott gebe und in welchem Jeder bestehen solle, was auch Welt, Türke, Papst, Kaiser und Fürsten dawider redeten. Er erinnert dabei wieder ähnlich, wie in dem Brief an Brück, an die Errettung Israels aus den Händen der Aegypter: so wie den Aegyptern, sagt er, „wirds unsern Pfaffen auch gehen; sie haben uns lange gedrückt und unsern lieben alten Vater, den Kurfürsten, der hat einen breiten Rücken, muß jetzt Alles tragen; es sei denn, daß kein Gott im Himmel sei oder sein Wort erlogen und nicht wahr, so müssen sie in das rothe Meer kommen; denn sie laufen wider den, der da heißt Herr Zebaoth". [2])

Doch in Augsburg ſtanden die Dinge ſchon deshalb nicht ſo gefährlich, weil die Katholiken von denjenigen Forderungen, welche evangeliſcherſeits ſchlechthin unzuläſſig befunden wurden, auch um jenen Preis einer Wiederanerkennung der biſchöflichen Gewalt Nichts aufgeben wollten; die neuen Conferenzen blieben daher ſo erfolglos wie die erſten. Und die politiſchen Vertreter des Augsburger Bekenntniſſes, die Stände und die fürſtlichen Räthe, nahmen jetzt zu den Vorſchlägen und Anſchlägen der Gegner eine weit entſchiedenere und zurückhaltendere Stellung als der Verfaſſer desſelben, Melanchthon. Ja es ſcheint ſogar — wenigſtens meinte es Melanchthon ſelbſt, — daß der Beförderung ſeiner Briefe, durch welche er Luther für ſeine Schritte zu gewinnen ſuchte, jetzt von den Räthen des Kurfürſten Schwierigkeiten bereitet wurden. Luther aber ſprach ſich über dieſen frommen Fürſten, über ſeine Tapferkeit, Geradheit und Unerſchütterlichkeit nachher immer höchſt anerkennend aus: derſelbe habe trotz aller Gefahr nicht einen Finger breit wollen und ſeine Gelehrten anweiſen laſſen, daß ſie, was Recht ſei, zu Gottes Ehre thun ſollten, ohne ihn oder ſein Land und Leute anzuſehen; da auch ſeine Räthe immerdar vermitteln und temporiren wollten, habe er zu ihrer einem, dem Herrn von Minkwitz, geſprochen: „Dein Vater pflegte zu ſagen: Gleich zu gibt einen guten Renner.“ [1])

Als der Kaiſer nach dem Mißlingen der Conferenzen den Evangeliſchen am 7. September eröffnen ließ, daß nun ein Concil veranſtaltet werden ſolle, ſie aber inzwiſchen ihm und der katholiſchen Kirche gleichförmig ſich zu verhalten haben, verweigerten ſie dies um Gottes und ihres Gewiſſens willen und beharrten auf ihrem Speierſchen Proteſt gegen die Beſchlüſſe der Majorität.

Noch ruhten hierauf die Vermittler nicht. Am 11. und 12. verhandelten noch mit Karls Zuſtimmung Truchſeß von Waldburg und der uns von Worms her bekannte badiſche Kanzler Vehus mit Brück und Melanchthon; ſie machten neue Vorſchläge, wie die vereinbarten und die noch ſtreitigen Artikel zuſammengeſtellt und dieſe an die Autorität des Concils verwieſen, wie ferner bis dahin die Gottesdienſte (mit dem Meßkanon) gehalten, Neuerungen verwehrt, Unterthanen katholiſcher Herrn nicht in den Schutz evangeliſcher aufgenommen werden ſollten u. ſ. w. Auch hielt Herzog Heinrich von Braunſchweig eine Beſprechung mit Johann Friedrich von Sachſen.

Doch ſchon am 12. ließ Kurfürſt Johann dieſen ſeinen Sohn von Augsburg abreiſen. Er ſelbſt ſehnte ſich, das Gleiche zu thun, wie es ja Luther längſt gewünſcht und gerathen hatte. Am 14. erſchien Johann Friedrich bei Luther zu deſſen freudiger Ueberraſchung. Er fand, wie er ſeinem Vater meldete, den Reformator „friſch, geſund und fröhlich“, —

mit einem so großen Bart, daß er ihn kaum erkannte. Den kostbaren Siegelring, den er ihm hatte machen lassen, brachte er ihm mit; derselbe war aber zu weit und fiel ihm vom Finger; da sagte Luther: „Du bist ein Wurm und kein Mensch (Ps. 22,10); dem Faber oder Eck hätte man ihn schenken sollen, Dir aber gehört Blei oder vielmehr ein Strick um den Hals.“ — Johann Friedrich bot Luthern an, ihn mit sich heim zu nehmen. Doch dieser bat, ihn auf Coburg zu lassen, damit er auch die Andern bei ihrer Rückkehr von Augsburg hier empfangen und ihnen nach ihrem heißen Bad den Schweiß abwischen könne.[1])

Auch jene neuen Vorschläge wurden wieder an Luther geschickt, damit er sie begutachte. Er fertigte sie kurz ab mit scharfen Bemerkungen: man werde schon mit jener Zusammenstellung der Artikel in neue Disputationen gerathen, mit denen man in zwei Jahren nicht fertig werde; die Gegenpartei wolle den Protestanten Speck auf die Falle legen, — ihnen Zugeständnisse abgewinnen, durch welche sie selbst sich Strafe auf den Hals zögen; die zuletzt erwähnte Forderung wegen der fremden Unterthanen enthalte Verleugnung des Evangeliums und der Nächstenliebe. Seine Augsburger Collegen waren indessen, schon ehe sein Urtheil einlief, gleichfalls für Abweisung.[2])

Durch die neuen Verhandlungen aber war nun jener Argwohn Anderer gegen Melanchthon und die Besorgniß, daß er unheilvolle Erfolge herbeiführen möchte, vollends aufs höchste gesteigert. Er selbst zeigte sich sehr empfindlich und gereizt gegen Diejenigen, welche ihm deshalb Vorstellungen machten und besonders jener Rückkehr unter die bischöfliche Gewalt sich widersetzen wollten. Vornehmlich der in Augsburg befindliche Nürnberger Patrizier Baumgärtner, dessen Freundschaft mit Luther und Katharina von Bora wir bei Luthers Verlobung zu erwähnen hatten, war deshalb sehr unwillig und aufgebracht: Philippus, schrieb er an Spengler, sei kindischer als ein Kind geworden; Niemand habe auf dem Reichstag dem Evangelium mehr geschadet als er; Spengler möge um Gottes willen dazu thun, daß Luther „ihm mit Gewalt einrenne“ und die frommen Fürsten vor ihm warne. Aus Nürnberg erhielt Luther jetzt durch Link die bittersten Klagen in diesem Sinne.

Luther verwies diesen hierauf (am 20. Sept.) auf die neuesten Nachrichten aus Augsburg, wonach ja doch die gefährlichen Bedingungen abgelehnt seien und die Sache wieder vor dem Kaiser liege. Er hoffte, daß, so weit auch die Freunde dort gegangen sein möchten, dies doch Christus nur zu einem trügerischen Schein für diejenigen werden lasse, welche selber mit den Evangelischen ihr trügerisch Spiel treiben möchten. „So“, sagt er, „lege ich es mir aus, indem ich dessen sicher bin, daß ihr Einwilligen ohne mein Einwilligen Nichts ist; und ob auch ich (da Gott vor sei!)

ſolchen gottloſen, mörderiſchen, treuloſen Ungeheuern einwilligte, ſo würde doch die ganze Kirche und die Lehre des Evangeliums dawider ſtehen.“ Für den Fall aber, daß die Nürnberger Berichte dennoch Recht hätten, wonach gar jene in der früheren Commiſſion aufgeſtellten katholiſchen Anträge noch durchzubringen ſchienen, ſchrieb er ſofort auch an Melanchthon und Jonas. An Jenen: er ſchreibe ihm nur ungern über die Klagen, mit denen er jetzt ganz überſchüttet werde; denn er fürchte ſich, ihn und ſeine Genoſſen auch nur ein wenig zu betrüben, da ſie von ihm für ihre ſchwere Aufgabe vielmehr nur Troſt haben ſollten; er bleibe auch dabei, daß er ihnen mehr als jenen Klagenden glaube, und hoffe, daß ſie ihm Nichts verheimlichen; aber er müſſe doch denken, es könnte inzwiſchen Etwas Gefährliches vorgefallen ſein; Melanchthon möge doch ſo bald als möglich wieder berichten. So ſchonend er hier wieder Melanchthon behandelte, ſo kräftig und offen ſprach er ſich gegen Jonas aus: „Ich habe aus Euren letzten Briefen vernommen, daß Ihr nicht gewilligt habt in die Forderungen der Widerſacher; — aber ſiehe, inzwiſchen kommen von Vielen und Großen unter unſern Leuten Blitze und Donner an mich, als hättet Ihr Alles verrathen; — dawider ſage ich: ich weiß, daß die Unſrigen geſchrieben haben, die Vorſchläge der Widerſacher ſeien verworfen, die Sache wieder vor den Kaiſer gebracht: hier ſtehe ich, ſo glaube ich. Da aber Jene ſo hartnäckig dringen und dazu ſchreien, daß Ihr Euch auch auf Luther berufet und daß der Sache mehr Gefahr von Euch als von den Widerſachern drohe, — haben ſie mich beweget zu ſprechen: »Iſts denn alſo, ſo hat der Teufel ein hübſch Trennen unter uns ſelbſt angerichtet.« Denn die Bedingungen, die ihr ſo fein »unvergreifliche Mittel« benannt habt, werde ich nicht dulden, ob auch ein Engel vom Himmel dazu dränge. — — Laßt mich alſo wiſſen, ob inzwiſchen Etwas, das ich nicht möchte, geſchehen iſt, — und ſeht zu, daß Ihr nicht unter uns eine Spaltung anrichtet. Der Friede mag in unſern Augen Alles gelten, was er kann: der Stifter des Friedens und Lenker der Kriege iſt größer denn der Frieden und höher zu achten. Nicht ſchreibe ich Solches, als ob ich meinte, Ihr werdet nachgeben; aber der ſtürmiſche, überaus traurige Ernſt jener Briefe treibt zur Furcht, auch wo's noch ſo ſicher ſteht. Fernerhin will auch ich den Widerſachern nicht einen Finger breit weichen; denn ich ſehe, wie die übermüthigſten, böſeſten Menſchen uns äffen, über unſere Schwäche ſich aufblaſend; ich kenne Ecks natürliche, nicht erſt durch Kunſt erworbene Geiſtesart, wie er Einen, der mit ihm verhandelt, vom Stand und Ziel der Sache abführt, bis er ihn in irgend eine Schlinge gelockt hat. Doch genug hievon. Ich berſte ſchier vor Zorn und Widerwillen. Ich bitte aber, brecht die Verhandlungen ab und geht heim. Sie haben das Bekenntniß, ſie haben das Evangelium: wollen ſie es zulaſſen, gut! wollen ſies nicht, ſo mögen ſie an ihren Ort

fahren. Wird ein Krieg draus, so werde er draus, wir haben genug gebeten und gethan. Der Herr hat sie zu einem Schlachtopfer bereitet, daß er ihnen vergelte nach ihren Werken. Er wird aber uns, sein Volk, befreien, auch aus dem Brande Babylons. Vergebt mir, mein Jonas, daß ich an Eure Brust diese Last meines Herzens ausgeschüttet habe. Was ich aber an Euch schreibe, schreibe ich Allen. Der Herr Jesus bringe Euch wohlbehalten und tapfer heim; er wolle Euch hernach froh machen. Amen."[1])

Den Klagen der Nürnberger also verdanken wir diesen energischsten und letzten Erguß des Reformators über die Augsburger Verhandlungen. Für diese selbst bedurfte es seiner Warnungen nicht mehr: sie waren schon vor dem Einlauf derselben zu Ende, wie er gehofft hatte. Spengler hielt daher der veränderten Lage wegen selbst die durch ihn hervorgerufenen Briefe Luthers an Melanchthon und Jonas in Nürnberg zurück, damit jenen „guten Leuten", besonders dem „frommen, gelehrten Männlein" Melanchthon nicht unnöthigerweise noch mehr Unlust erweckt werde.[2])

Bereits am 23. erhielt Luther vom Kurfürsten die Nachricht, daß ihm der Kaiser endlich erlaubt habe, an diesem Tag von Augsburg aufzubrechen. Froh kündigte er seiner „lieben Käthe" an, daß er binnen vierzehn Tagen wieder bei ihr zu sein hoffe. Seinem Hänschen hatte er schon früher durch sie sagen lassen, daß er für ihn ein großes schönes Buch aus Zucker habe, das Vetter Cyriakus von Nürnberg aus dem schönen Garten, von welchem er ihm früher erzählt, mitgebracht habe. — Ueber den Kaiser äußerte sich Luther auf jene Nachricht hin noch einmal mit seinem, wir möchten sagen, kindlichen Vertrauen: „Kaiser Karl ist ein vortrefflicher Mann; er hofft Frieden und Eintracht zu machen; ich weiß nur nicht, ob ers kann, da er von so vielen Teufels-Ungeheuern umlagert ist."[3])

Der Kaiser entließ jedoch den Kurfürsten Johann erst, nachdem er den Ständen am 22. einen Reichstagsabschied in Sachen des Glaubens hatte verlesen lassen, in welchem er das Bekenntniß der Protestanten für widerlegt und abgelehnt erklärte und ihnen nur noch Bedenkzeit bis zum 15. April des nächsten Jahres gab; und als sie diese Erklärung sich nicht gefallen lassen wollten, wurde ihnen angekündigt, daß er zur Ausrottung ihrer Sekte entschlossen sei, auch mit dem Papst und andern christlichen Potentaten sich deshalb berathen werde. Ueber diesen Abschied schrieb Luther an Spengler: „Ich meine ja, das heißt Weltweisheit; da greife man ja, daß unser Christus, von ihnen verdammt, dennoch so mächtig ist, daß er nicht allein Wäscher, sondern auch Narren regieren kann; — sie schänden Gott und verspotten uns, wie der andere Psalm singet; aber sie müssen das andere Verslein auch erfahren: »Er wird mit ihnen reden in seinem Zorn;« sie wollens also haben." Seinen Fürsten tröstete er mit Gottes Gnade, ob auch Menschen-Ungnade sich fast sauer ansehen lasse.[4])

Sich schickte er nun also zum Abgang von dem Orte an, von wo aus er an der wichtigsten Angelegenheit der deutschen Nation und der christlichen Kirche so bedeutungsvollen Antheil genommen und wo er zugleich seine freie Zeit so emsig für neue schriftstellerische Arbeiten ausgekauft hatte.

Er war, indem er jetzt auch auf die letzteren zurücksah, nicht befriedigt; denn er beklagte, daß er mehr denn die Hälfte seiner Zeit habe müßig gehen müssen über dem Sausen und Rasseln im Kopfe, das bis zum Schluß immer wiederkehrte; sonst, meinte er, hätte er hier alles erledigen können, was er noch für sein übriges Leben vorgehabt habe. Wir haben aber noch weitere Arbeiten nachzuholen, die er trotzdem noch während der letzten Monate ausführte. Während er die Uebersetzung des Ezechiel einstweilen aussetzte, weil ihn die fortgesetzte Beschäftigung mit diesem umfangreichen Buch zu sehr angriff, benützte er die einzelnen günstigeren Stunden und Tage für die kleinen Propheten und erledigte diese alle. Als leichtere Arbeit verfaßte er nach seiner Auslegung des 118. Psalms (oben S. 202) eine des 117., oder vielmehr eine, an die wenigen Worte dieses Psalms sich anschließende praktisch lebhafte Ausführung über Gottes Offenbarung in Christo, wie sie jetzt allen Völkern gelte. Während ein Hauptpunkt des Streites in Augsburg die Messe war, gedachte Luther zugleich der Gleichgiltigkeit, mit welcher jetzt viele Leute evangelischer Lande das für sie in seiner Reinheit wiederhergestellte Sakrament betrachten und seinen Genuß versäumen. Deshalb schrieb er eine „Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn". Er stellte ihnen vor, wie sie hier Gott und Christum loben und für sich selbst Trost und Gnade holen dürfen; und beim ersten dieser beiden Gesichtspunkte belehrte er nun mit deutlicher Bezugnahme auf jene Augsburger Verhandlungen auch das Volk darüber, wie eine christliche Feier des Gedächtnisses Christi und seines heilbringenden Leidens und Sterbens sich unterscheide von dem gotteslästerlichen Meßopfer der Papisten, das sie jetzt gern mit ihren Glößlein vom „Deutopfer" schmückten, das aber für sie doch immer ein verdienstliches, Gott darzubringendes Werk bleibe und dazu ein den Pfaffen allein vorbehaltenes, sie über alle andern Christen erhebendes Werk. Im September gab er auch noch ein wesentlich polemisches Schriftchen in Form eines Sendbriefs — über „Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen" heraus. Die beiden Gegenstände desselben hingen enger unter sich zusammen, als es nach diesem Titel scheint. Was nämlich das „Dolmetschen" betrifft, so war es ihm zunächst um seine Verdeutschung des großen und apostolischen Wortes von der Glaubensrechtfertigung Röm. 3, 28 zu thun, wo er übersetzt hatte, „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben", während ein Wort für

„allein" im griechischen Text nicht steht. Gegen die Vorwürfe, welche ihm deshalb katholischerseits gemacht worden waren, rechtfertigt er sich hier damit, daß ja doch der Apostel, der die Werke neben dem Glauben schlechthin ausschließe, eben nur den Glauben übrig gelassen habe und daß die deutsche Sprache bei solchen Gegensätzen, wo das eine Glied schlechthin negirt sei, zum andern Glied des volleren Ausdrucks wegen ein „allein" beizusetzen pflege. Hieran reiht er dann noch weitere Erklärungen über seine Grundsätze im Verdeutschen; wir haben sie schon früher bei unserem Bericht über seine Bibelübersetzung beigezogen. Auf die andere Frage, die, wie er sagt, ihm von einem Freund vorgelegt worden, — ob nämlich die verstorbenen Heiligen für uns bitten, antwortet er, daß wir davon Nichts wissen, weil die Schrift uns davon Nichts sage, und daß wir sie vollends nicht um ihre Fürbitte anrufen dürfen, weil wir dazu keine Weisung von Gott haben und nicht Gottesdienste eigener Erfindung uns machen dürfen. Er wollte über den Heiligendienst der Papisten, bei welchem diese jetzt auch „heimlich die Pfeifen einziehen" und sich neu schmücken möchten, bald etwas Größeres schreiben. Sein Sendbrief sollte nur das Vorspiel sein; er ließ denselben durch Link veröffentlichen, wie einen Brief, der diesem durch den Empfänger zufällig mitgetheilt worden sei. [1])

Wie übrigens Luther damals gern noch viel bedeutendere Früchte seiner Mußezeit gebracht hätte, so war er auch mit der Form seiner Leistungen großentheils unzufrieden. Er beschuldigte sich selbst damals öfters Freunden gegenüber, daß er in seinen Büchern viel zu wortreich sei und immer wortreicher werde: vielleicht sei es bei ihm die Geschwätzigkeit des Greisenalters, von der Cicero rede. Noch viel stärker äußerte er sich in anderen, wichtigeren Beziehungen über die Art seiner Schriften gegen Brenz, und zwar in einem Brief (vom 26. August), der als Vorrede zu dessen Auslegung des Amos veröffentlicht werden sollte: „Ich denke, mein bester Brenz, von Euren Schriften also, daß die meinigen mir ganz verächtlich werden, im Vergleich mit ihnen; ich schmeichle hier nicht, — ich rühme ja nicht den Brenz, sondern den Geist, der in Euch lieblicher, friedsamer und ruhiger ist; ferner fließt Eure Sprache, mit Kunst der Rede ausgestattet, reiner, lichter, heller dahin und ergreift und ergötzt deshalb mehr; die meinige gibt, in Redekunst unerfahren und ungebildet, Nichts als einen Wald und ein Chaos von Worten von sich und muß überdies wie ein unruhiger und stürmischer Fechter allzeit mit unendlichen Ungeheuern streiten; darum, wenn man Kleines Großem vergleichen darf, ist mir von jenem vierfältigen Geiste des Elias 1. Kön. 19 der Wind und das Erdbeben und Feuer zugefallen, dadurch Berge umgestürzt und Felsen zerbrochen werden, Euch aber und Euresgleichen das stille, sanfte, erfrischende Sausen; deshalb sind mir selbst, geschweige denn Anderen, Eure Schriften

und Worte lieber; doch tröste ich mich damit, daß ich denke, ja weiß, der himmlische Vater brauche in seinem großen Haushalt auch einen oder den anderen Knecht, der hart sei gegen Harte, rauh gegen Rauhe, ein grober Keil für grobe Klötze; und wenn Gott donnert, braucht er nicht bloß den bewässernden Regen, sondern auch den erschütternden Donner und luftreinigenden Blitz, damit die Erde desto besser und reichlicher Frucht trage." So unbefangen und bescheiden würdigte er auch in jenen Tagen, wo ihm unter den Gefahren der Kirche das höchste Gefühl der ihm hiefür von Gott verliehenen Stellung und Kraft beseelte, seine persönliche Eigenthümlichkeit im Vergleich mit der Begabung und Tüchtigkeit Anderer.[1])

Aus der Zeit des Augsburger Reichstages und namentlich aus den letzten Wochen, von denen wir sprachen, sind endlich noch Verhandlungen zu berichten, welche mit unsern Theologen auch von anderer Seite her, nämlich durch die wegen der Abendmahlslehre mit ihnen zerfallenen Straßburger wieder angeknüpft wurden. Wir wissen, wie hartnäckig und eifrig dort Melanchthon im Einverständniß mit Luther jede Gemeinschaft mit Leugnern der wahren Gegenwart des Leibes Christi von sich wies. Zwingli überschickte dem Kaiser ein eigenes Bekenntniß seines Glaubens, worin er übrigens nebenbei durch die Bemerkung, daß gewisse Leute nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückschauen, auch die Lutheraner wieder in seiner alten Weise stach; Melanchthon urtheilte über dasselbe: man könne einfach sagen, Zwingli habe den Verstand verloren. Die Straßburger aber mit drei andern oberdeutschen Städten traten für sich auf, mit einer besonderen Confession, die sie am 14. Juli überreichten. Ueber das Abendmahl sprachen sie hier nachdrücklich dasjenige aus, was in Marburg von beiden Theilen angenommen war, ja drückten es noch stärker aus; sie sagten nicht bloß, das Abendmahl sei des wahren Leibes Christi Sakrament und dieser werde hier geistlich genossen, sondern sie erklärten, Christus gebe seinen wahren Leib wahrhaft zu essen zur Speise für die Seelen mittelst des Sakramentes, während sie übrigens einen Genuß desselben durch Leib oder Mund der Communikanten auch jetzt nicht annahmen. Und Butzer, der selbst in Augsburg war, bot nun in einer schriftlichen Auseinandersetzung, in einem mündlichen Gespräch, zu welchem er den Melanchthon mit großer Mühe brachte, und in einem Brief, welchen er am 25. August mit einer Inlage von Thesen an Luther richtete, Alles auf, um doch noch eine Einigung mit den Wittenbergern zu erzielen. Melanchthon setzte selbst für Luther die Sätze auf, welche er aus Butzers Mund gewonnen habe, bemerkte jedoch dazu, es scheine ihm, als ob hier gar keine Aufrichtigkeit statt hätte. Nicht minder argwöhnisch war Luther. Er antwortete dem Butzer nicht und schrieb noch am 11. September dem Melanchthon: „Ihr wißt, daß ich die Schalkheit und Täuscherei dieser Leute hasse." Aber

Butzer ließ sich nicht abschrecken noch erbittern. Acht Tage nachher erschien er nach einem raschen, angestrengten Ritte selbst bei Luther und hatte am 19. und 20. seine Besprechung mit ihm. Er selber berichtet darüber: Luther sei nicht damit zufrieden gewesen, daß er die Nießung des Mundes bloß aufs Brod, auf den Leib aber nur die Nießung der gläubigen Seele beziehe, und habe mit ihm über einen Genuß des Leibes auch durch die Gottlosen gestritten, habe auch bestanden auf der Behauptung, daß man bisher in Straßburg eine Gegenwart bloß des Brodes und Weines gelehrt habe, und auf der Forderung, daß man die Leute dort auf den rechten Weg zurückrufe, habe sichs jedoch gefallen lassen, daß er, Butzer, die Seinigen ermahne und ein von ihm abgefaßtes Bekenntniß übers Abendmahl seinem Urtheil vorlege; von ausdrücklichen Vergleichsartikeln habe er Nichts wissen wollen, da solche jeder Theil für sich auszulegen und die Sache dadurch nur schlimmer zu werden pflege. Ferner bemerkte er über Luther: er habe in ihm einen Mann gefunden, der wahrhaft Gott fürchte und Gottes Ehre von Herzen suche; derselbe wolle aber von einem Weg, den er einmal eingeschlagen, nicht wieder umkehren, und man dürfe ihm um so weniger mit Ermahnungen und Vorwürfen kommen, je mehr man wünsche, daß er die reine Wahrheit vortrage; es werde darauf ankommen, für die erstrebte Einigkeit eine geschickte Auslegung zu machen, bei der dafür gehalten werde, Luther habe Nichts nachgelassen. Butzer hat hiemit gleich treffend die Art Luthers und die Art seiner eigenen Vermittlungsversuche bezeichnet. Wie viel ihm aber wirklich bei Luther gelungen war, zeigt eine Mittheilung, welche dieser etliche Wochen nachher darüber einem Freunde machte: „Es ist Hoffnung, daß die Sakramentirer, wenigstens die Straßburger, sich mit uns aussöhnen; denn Butzer wurde abgeschickt, um mit mir darüber in Coburg vertraulich zu verhandeln, und wenn das, was er sagt, nicht täuscht (ich habe ihn ermahnt, offen zu sein), so ist die Hoffnung nicht gering." In der That war, während in Augsburg der Bruch mit den Katholischen erst recht unheilbar sich gezeigt hatte, hier in Coburg unter den Evangelischen ein Band angeknüpft, das in der nächsten Zeit allmählich zu dem lang ersehnten Ziele zu führen versprach.[1])

Am 23. September brach nun also Kurfürst Johann vom Reichstag auf. Am 27. verweilte er in Nürnberg. Wohl am 4. Oktober kam er mit Luther in Coburg zusammen und am 5. durfte dieser mit ihm und den ihn begleitenden Freunden heimwärts ziehen. Am 8. trafen sie in Altenburg ein, am 10. in Torgau, wo Luther noch einige Tage beim fürstlichen Hoflager blieb.

Unsere Erinnerungen an seinen Coburger Aufenthalt schließen schön mit einer Bitte, die er noch am 4. Oktober dem damals in Augsburg befindlichen bairischen Hofmusikus Senfel schrieb: dieser möchte ihm eine

Compoſition des lateiniſchen Geſanges „In pace“ ſchicken, nämlich der Pſalmworte: „Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden u. ſ. w.“ (Pſ. 4, 9); denn daran habe er von ſeinen jungen Jahren an ſich erquickt; und jetzt, ſagt er, — „hoffe ich, daß meines Lebens Ende nahe ſei, und die Welt haßt mich und kann mich nicht leiden, und ich bin der Welt überdrüſſig und verwünſche ſie: darum wolle der gute, treue Hirte meine Seele hinwegnehmen!“ Neben dieſer Grundſtimmung aber ertönt gleichzeitig wieder ſein munterer Humor in einem Schreiben an Baumgärtner, der ſeine Beziehungen zu Senfel vermittelte und dem er jetzt auch jenen Brief für ihn zuſchickte. Er hatte ſeit einiger Zeit einen noch unbeantworteten Brief von Baumgärtner: es läßt ſich nicht anders denken, als daß dieſer ihm Aehnliches wie dem Spengler aus Augsburg geklagt hatte. Doch deſſen erwähnt jetzt Luther nicht mehr. Er ſcherzt mit ihm darüber, daß ſein Baumgärtner, wie er höre, ein „großer“ Baumgärtner werde, ja, wie Moſe ſage (5 Moſ. 32, 15), fett und dick und ſtark. Er grüßt ihn im Namen ſeiner Herrin, für die Baumgärtner einſt geglüht habe und der er ſelbſt daheim von dieſen Grüßen erzählen wolle. Was die große, ernſte Sache betrifft, ſo ſpricht er nur ruhig ſeine Hoffnung aus, daß die Papiſten ihr Geſchick ins rothe Meer treiben werde.

An jedem der paar Tage, die zur Reiſe nach Altenburg verwendet wurden, ließ der Kurfürſt Luther vor ſich predigen, während derſelbe unterwegs noch ſeinen Bart trug. Vom Sonntag, dem 9., an welchem ſie bis Nachmittags in dieſer Stadt blieben, erzählt Matheſius, wie da Melanchthon fortwährend mit ſeiner Apologie der Augsburger Confeſſion ſich beſchäftigt und ſogar während des Eſſens geſchrieben, Luther aber ihm die Feder genommen und ihn erinnert habe, daß man Gott auch mit Feiern und Ruhen diene. Dort, in Spalatins Hauſe, hat Luther nach Matheſius Angabe jenen Gedanken (vgl. oben S. 201), daß er lebend den Papiſten Peſtilenz ſei und ſein Tod ihnen erſt recht Verderben brächte, in dem auch nachher von ihm wiederholten Vers ausgedrückt: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa. Ebendaſelbſt hielt er wieder eine Predigt und ferner noch am folgenden Sonntag, dem 16. Sept., in Torgau. Noch am gleichen Tag oder Tags darauf reiſte er vollends nach Wittenberg zurück.[1])

Zwölftes Kapitel.

Vom Augsburger Reichstag zum Nürnberger Religionsfrieden 1532. Kurfürſt Johanns Tod.

In Wittenberg wartete auf Luther vermehrte Berufsarbeit. Die Lübecker, welche jetzt die Reformation ihrer Kirchen vollſtändig durchführen wollten, erbaten ſich, wie früher die Braunſchweiger und Hamburger,

den Bugenhagen hiezu aus. Ungern sah Luther diesen wieder auf längere Zeit von der Wittenberger Gemeinde und Universität weggehen, wo, wie er sagte, man ihn besonders auch deshalb sehr nöthig habe, weil er selbst, alt, kränklich und des Lebens überdrüssig, wohl nicht mehr lange wirken werde. Doch er selber unterzog sich, als Bugenhagen gegen Ende Oktobers abreiste, sogleich wieder der Stellvertretung, und Bugenhagen blieb bis zum letzten April 1532 von Wittenberg abwesend. So schrieb Luther im Dezember 1530 an Link: „Ich bin nicht bloß Luther, sondern Pomeranus [Bugenhagen], Offizial, Moses, Jethro, und was nicht Alles?" Zu den Geschäften eines Offizial gehörten z. B. die Ehehändel, mit denen er an Bugenhagens Stelle zu thun bekam. Bugenhagen pflegte damals am Sonntag über die epistolischen Perikopen, Mittwochs nach der in Wittenberg bestehenden Ordnung (vgl. oben S. 20) über das Matthäus-, Sonnabends über das Johannes-Evangelium zu predigen. Luther fuhr hierin fort, wo Jener stehen geblieben war, mußte freilich, besonders seiner Gesundheit wegen, oft aussetzen. Wir verdanken dem die Predigten, in welchen Luther die Bergpredigt Matth. 5—7 ausgelegt, und dreizehn Predigten, welche er über Joh. 6, 26 — 8, 38 vom 5. November 1530 bis 9. März 1532 gehalten hat (jene erschienen 1532 im Druck, diese erst nach Luthers Tod).[1])

Die Arbeit, welche Luther auf Coburg der praktischen Erklärung einzelner Psalmen zugewandt hatte, trug nach seiner Heimkehr weitere Früchte. Noch im Jahre 1530 gab er auch die des 82. und des 111. Psalms heraus. Indem er im 111. Psalm das „Gedächtniß seiner Wunder", das der barmherzige Herr gestiftet, und die Speise, die er den Gliedern seines Bundes geschenkt, auf Israels Erlösung aus Aegypten und aufs Passahlamm bezog, übertrug er das Loblied des Psalmisten auf Christi Gedächtniß, Sakrament und Evangelium; dieses wollte er der undankbaren Welt neu ans Herz legen; er sagt, er habe erst selbst ein neues Lied darüber machen wollen, aber der heilige Geist sei ja der höchste und beste Poet und habe schon bessere und feinere Lieder zu Gottes Lob gemacht, deshalb habe er seine eigene „garstige und schnöde" Poeterei fahren lassen und diesen Psalm vorgenommen. Mit dem 82. Psalm, in welchem Gott sich erhebt als „Richter unter den Göttern", nämlich unter den auf Erden von ihm bestellten Herrschern, wendet sich Luther strafend gegen diese irdischen großen und kleinen Herrn, Regenten und Jünkerlein, die jetzt ihrer Freiheit von der bisherigen kirchlichen Tyrannei froh seien, das Spiel umkehren und ohne Scheu und Furcht muthwillig nach ihrem Gelüste thun möchten. Er will, daß gegen sie in der Gemeinde das Predigtamt fest hinstehen solle als der Prediger, durch welchen Gott die Götter strafe; denn es sei weder ein Bauernknecht, der die Herrn schelte, um den Pöbel

zu kitzeln, noch ein Hofdiener, der jene mit Schmeichelei in ihrem Muthwillen schütze, sondern ein Diener und Knecht Gottes, um öffentlich, frei und redlich auch die Obrigkeit zurechtzuweisen. Mit jenen schlechten Herrn meint er diejenigen, welche als Verfolger des Evangeliums ihren Muthwillen auslassen, und auch die Junker, die, wie er ein andermal (in seiner Dedikation des 111. Psalms an Herrn von Könneritz) sich ausdrückt, so frech und stolz seien, als wüßten sie nicht, ob sie nicht gar auf dem Kopf gehen wollten. Dagegen stellt er die Tugend rechtschaffener Regenten dar, wie sie Gerechtigkeit üben, dem Frevel wehren, Waisen und Witwen Recht schaffen: das sei die rechte Fürstentugend, ob sie gleich nicht so scheine und gleiße, wie wenn einmal ein Fürst oder eine Fürstin in ein Spital gehe, den Armen die Füße wasche u. s. w. Ebendaselbst führt er auch wieder die Grundsätze aus, welche ihm jetzt feststanden hinsichtlich der Pflicht christlicher Obrigkeiten, die Predigt des göttlichen Wortes zu fördern, gotteslästerliche Lehren — worunter ihm z. B. auch die katholische Lehre von menschlichem Genugthun gehört — zu verbieten, den Winkelpredigern, die ohne ordentlichen Beruf in die Gemeinden sich eindrängen, zu steuern u. s. w. Er läßt sich hierin auch dadurch nicht beirren, daß dies nun vor Allem den tyrannischen Feinden des Evangeliums zum Vorwande dienen werde, indem sie eben das Evangelium für Ketzerei und Lästerung ausgeben. Nur zum Glauben solle Niemand gezwungen werden: jene Irrlehrer und Lästerer sollen schweigen oder sich anderswohin „trollen". [1])

Sodann hatte er eine neue Ausgabe seiner Uebersetzung des Psalters zu veranstalten, zu Anfang des nächsten Jahres. Er arbeitete diese jetzt noch einmal um, den Worten des Grundtextes gegenüber noch freier als bisher, damit sie „dem Deutschen näher, dem Hebräischen ferner werde". Ueber dieses sein Verfahren erklärte er sich im Eingang zu summarischen Uebersichten über die Psalmen, welche „den Einfältigen anzeigen sollten, was ein jeglicher Psalm wolle und vermöge". Diese Schrift, mit dem Titel „Summarien über den Psalter und Ursachen des Dolmetschens" wurde jedoch, nachdem er sie 1531 begonnen, erst zum Neujahr 1533 fertig; Melanchthon erklärte, es gebe gegenwärtig keinen noch so großen Commentar, der mehr Licht als sie über die Psalmen verbreiten würde. [2])

Weiter brachte er — mit dem Propheten Ezechiel — auch vollends seine Uebersetzung der Propheten zum Abschluß. Im Februar 1532 arbeitete er noch an der Vorrede zu denselben. Sie erschienen jetzt alle zusammen in Einem Bande. So lagen nun, abgesehen von den noch fehlenden alttestamentlichen Apokryphen, alle Stücke seiner deutschen Bibel vor. [3])

Er betrieb so in Wittenberg vollauf wieder die alten und neuen Arbeiten, während auch die körperlichen Beschwerden, die ihn zu Coburg so

vielfach gequält und gestört hatten, ihm dorthin folgten: das Leiden im Kopf und auch Affektionen des Herzens. Besonders des Morgens fühlte er sich schwach und im Kopf angegriffen. Im März 1531 erzählte er einmal dem Jonas von einer schweren Nacht, wo er in einem nicht ägyptischen Ofen, wie einst Israel (2 Mos. 1, 14), sondern in einem höllischen, unbeschreiblichen Gluthofen sich habe abarbeiten müssen, so daß er gar eine Leiche zu sein gemeint habe, und im Juni schrieb er an Link, daß er unter den Faustschlägen, die der Satan seinem schwachen Leib gebe, vielleicht bald sterben werde.[1])

Ueber Alles Andere aber mußte nun die weitere Entwicklung der großen Reichsangelegenheit ihn beschäftigen, in welcher der Kaiser zu Augsburg am 22. September seinen entscheidenden, verhängnißvollen Ausspruch gethan hatte.

Luther war getrost über den tapfern Muth, welchen Gott den Protestanten trotz der papistischen Drohreden schenke und in welchem sie auch das Aeußerste fürs Evangelium zu bestehen bereit seien. Mit gleicher Zuversicht stand ihm seine Frau zur Seite; als ein Brief Amsdorfs aus Magdeburg schilderte, wie die Papisten dort über die ungeheuerlichen Absichten des Kaisers triumphiren, rief sie: „O laß sie doch rühmen um Gottes willen! sie werdens erfahren.“[2])

Am 19. November wurde in Augsburg der Reichsabschied erlassen. Er wiederholte, daß Kaiser und Reichstag beschlossen haben, beim alten Glauben zu beharren, die Irrthümer und Neuerungen abzuthun. Den Protestanten wurde darüber, ob sie der unverglichenen Artikel halber sich wieder mit der christlichen Kirche vereinigen wollen, die Bedenkzeit bis zum 15. April 1531 belassen. Damit die wirklich in der Kirche eingerissenen Mißbräuche abgeschafft würden, wollte der Kaiser beim Papst und den christlichen Potentaten auf Berufung eines Concils innerhalb sechs Monaten hinwirken. Mittlerweile sollten die protestantischen Fürsten und Städte Nichts Neues in Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, Niemanden zu ihrer Sekte ziehen, die Klöster und Kirchengüter sofort restituiren, den Bischöfen alle ihre Rechte wieder einräumen, keinen Prediger zulassen, der nicht von diesen für tüchtig befunden sei u. s. w. Wo einer diesen Geboten ungehorsam wäre, sollte alsbald der kaiserliche Fiscal gegen ihn procediren und das Reichskammergericht die Acht und andere Strafe des Landfriedens verhängen. — Der Papst, der einem Concil von ganzer Seele widerstrebte, sagte jetzt doch — wenigstens für den Augenblick — zu, daß er jenen Wunsch des Kaisers erfüllen wolle im Vertrauen darauf, daß dieser auf dem Concil Alles Nachtheilige verhindern werde. — Das Kammergericht wurde so reorganisirt, daß es rein den Standpunkt der Majorität des Reichstags vertrat, und erhielt die Anweisung, dem Reichsabschied gemäß zu handeln.

Zugleich arbeitete der Kaiser seit dem Reichstage darauf hin, daß sein Bruder Ferdinand von den Kurfürsten zum römischen König und hiemit zu seinem ordentlichen Vertreter im Kaiserthum für die Zeiten seiner Abwesenheit aus Deutschland gewählt werde. So sollten die Schwankungen unmöglich werden, denen bisher bei der Einrichtung des Reichsregimentes die Behauptung und Vollstreckung des kaiserlichen Willens namentlich in der kirchlichen Frage unterworfen war. Um so weniger konnten dem gerade jetzt, wo die kaiserliche Gewalt jene Stellung zur kirchlichen Frage genommen, die Protestanten zustimmen. Der sächsische Kurfürst berief sich gegen Karls Vorhaben auf die Bestimmungen der unter Karl IV. aufgestellten goldenen Bulle.

Wie vor dem Augsburger Reichstag, so traten auch jetzt wieder, nachdem der Stand der Dinge so weit sich ausgestaltet hatte, die protestantischen Herrn und Städtegesandte zu gemeinsamen Berathungen zusammen. Und jetzt kamen auch sie zu bestimmteren Entschlüssen. Sie verbanden sich auf einem Convent zu Schmalkalden (vom 22.—31. Dezember 1530); falls einer unter ihnen auf Grund des Reichsabschieds verklagt würde, wollten ihm alle anderen „räthlich und hilflich" sein. — Die Wahl Ferdinands fand am 5. Januar 1531 wirklich in Cöln statt. Kursachsen aber bestand auf förmlichem Widerspruch gegen sie, da eine solche Wahl bei Lebzeiten des Kaisers nur nach vorangegangenem einstimmigem Beschluß der Kurfürsten vorgenommen werden dürfe.[1])

Luther nahm den Reichsabschied, der ihm dem Wortlaut nach erst gegen Ende des Jahrs 1530 oder zu Anfang des nächsten Jahrs bekannt und erst zu Beginn dieses Jahrs durch die deutschen Lande publizirt wurde, sofort in einer populären Schrift, betitelt „Glosse auf das vermeint kaiserliche Edikt", scharf durch, indem er hiemit nicht geredet haben wollte „als wider kaiserliche Majestät oder einige Obrigkeit", sondern gegen die Verräther und Bösewichter, obs nun Fürsten oder Bischöfe seien, die unter kaiserlichem Namen oder bei Hofe ihren verzweifelten Muthwillen zu vollbringen vornehmen, und sonderlich gegen den Hauptschalk, Papst Clemens, und dessen Diener Campeggius, den Legaten beim Reichstag. Mit gröbster Verachtung spricht er namentlich von der Verläumdung, welche die evangelische Lehre, insonderheit der Hauptartikel von der Glaubensgerechtigkeit, dort erlitten habe: dieser hohe, heilige Artikel sei freilich jenen Lehrern, welche auch die niedrigen Artikel wie den von der Ehe nicht leiden können, ganz unverständlich, und es wäre auch Schade, wenn solch toll Vieh und unfläthige Säue diese Muskate riechen, geschweige denn genießen sollten. Er aber erklärt ihnen: „So sage ich Doktor Martinus Luther, unseres Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, daß diesen Artikel soll lassen stehen und bleiben der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der tatarische

Kaiſer, der Papſt, alle Cardinäle, Biſchöfe, Pfaffen, Fürſten, Herrn, alle Welt ſammt allen Teufeln, und ſollen das hölliſche Feuer dazu haben auf ihren Kopf und keinen Dank dazu; das ſei mein, Doktor Luthers, Einſprechen vom heiligen Geiſt.“ In Augsburg hatten hohe Würdenträger der Kirche geäußert, ſie wiſſen wohl, daß viel Irrthum im Papſtthum ſei, aber von dem Wittenberger Winkel aus wollen ſie ſich nicht reformiren laſſen. Ihnen antwortet er jetzt: „Ich, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden aus lauter Gehorſam; da hab ich müſſen meiner allerliebſten heiligen Schrift ſchwören und geloben, ſie treulich und lauter zu predigen und zu lehren; über ſolchem Lehren iſt mir das Papſtthum in Weg gefallen und hat mirs wollen wehren; darüber iſts ihm auch gegangen, wie vor Augen, und ſoll ihm noch immer ärger gehen und ſollen ſich meiner nicht erwehren; ich will in Gottes Namen und Beruf auf den Löwen und Ottern gehen und den jungen Löwen und Drachen mit Füßen treten, und das ſoll bei meinem Leben angefangen und nach meinem Tod ausgerichtet ſein.“ [1])

Die praktiſch wichtigſte Frage, über welche die Proteſtanten erſt jetzt noch ſchlüſſig werden mußten, war die, ob ſie einer gewaltſamen Durchführung des Reichsabſchieds auch *gewaltſamen Widerſtand* entgegen ſetzen dürften.

Kurfürſt Johann bekannte ſich noch als er auf der Rückreiſe von Augsburg durch Nürnberg kam, zu ſeiner und Luthers bisheriger Anſicht hierüber, die beſonders auch in Nürnberg gebilligt wurde. Er ſagte zu Link: „Greift mich meiner Nachbarn einer oder Jemand anders des Evangeliums wegen an, gegen denſelben will ich mich wehren, als ſtark ich bin; kommt aber der Kaiſer, mich anzugreifen, das iſt mein Herr, dem muß ich weichen, und wie kann mir ein ehrlicher Verderben begegnen, denn von des Wortes Gottes wegen?“

Seine Juriſten aber gaben jetzt neue Ausführungen, um jenes Recht zu begründen. Sie faßten beſtimmter diejenigen Schritte gegen die proteſtantiſchen Stände, um welche es jetzt zunächſt ſich handelte, ins Auge, nämlich die beim Reichsgericht einzuleitenden Prozeſſe und die Exekution der bevorſtehenden Urtheile. Und nun beriefen ſie ſich auf die Erklärungen alter Juriſten, ja Lehrer des kanoniſchen, päpſtlichen Rechtes, wonach der Satz, daß man einem Richter keinen Widerſtand thun dürfe, dann nicht gelten ſollte, wenn der Angeklagte appellirt, oder wenn der Richter außer ſeiner Competenz oder wider das Recht procedirt und dem Angeklagten eine unwiderbringliche Beſchwerung auferlegt habe. Hievon machten ſie Anwendung: die proteſtantiſchen Stände haben an ein Concil appellirt, und der Kaiſer ſei in Glaubensſachen nicht Richter, ſondern dürfe nur exequiren, wenn das Concil ein neues Urtheil gefällt habe. Den Einwand, daß die

Artikel der Evangelischen ja schon von den früheren Concilien verurtheilt seien, wiesen sie damit ab, daß der Reichsabschied eine neue Verhandlung über sie auf dem künftigen Concil zulasse (was übrigens der Reichsabschied mit Bezug auf die Glaubenslehren nicht aussprach). Die markgräflich brandenburgischen Theologen erwiederten ihnen mit Bezug auf jene Sätze über den Widerstand gegen einen Richter: dieselben treffen in der gegenwärtigen Sache nicht zu, da es sich in ihr nicht um einen Richter handle, der einem höhern weltlichen Schwert unterworfen sei, sondern um die höchste Majestät des weltlichen Schwertes. Jene hatten indessen auch diesem Einwand bereits in ihrem Gutachten damit vorgebeugt, daß der Kaiser doch zum Urtheil in Glaubenssachen nicht rechtlich befugt, vielmehr, „was die Cognition belange, nur eine Privatperson sei". Die Haupteigenthümlichkeit ihrer Deduktion aber war, daß von ihnen unter Bezugnahme auf die Gestalt, welche die Frage durch Uebertragung der Sache ans Gericht angenommen hatte, jetzt nicht sowohl Grundsätze des deutschen Staatsrechtes, als Gründe aus dem Privatrecht geltend gemacht wurden; sie selbst sagten: wenn es so in Privatsachen gehalten werde, müsse ebendasselbe noch viel mehr in den die Seligkeit betreffenden Glaubenssachen statt haben.

Wir verfolgen diese Rechtsfragen an sich nicht weiter. Genug, daß es Jenen jetzt gelang, auch den Kurfürsten zu überzeugen und Luthern Ausführungen vorzulegen, über die er als Nichtjurist sich zu keinem Urtheil berufen fand, deren Richtigkeit er vielmehr ganz nur den Männern des Rechts anheimstellte. Noch im Dezember 1530 hatten er und wohl auch die andern theologischen Hauptpersonen, wenigstens Melanchthon, mündliche Verhandlungen mit ihnen. Sie disputirten, wie er nachher erzählt, in Torgau scharf mit einander. Er bestand darauf, daß der Rechtssatz, nach welchem man Gewalt mit Gewalt abwehren dürfe, nicht genüge. Da hielten sie ihm entgegen, daß das kaiserliche Recht selbst gestatte, bei notorischer Ungerechtigkeit der Gewalt mit Gewalt zu widerstehen. Hierauf, sagt er, habe er geantwortet, daß *er* nicht wisse, ob Solches die Rechte setzten. Aber von nun an gingen seine eigenen Gutachten eben davon aus, daß er dies Anderen anheimzugeben und seinerseits nur auszusprechen habe, was, wenn es so sich verhalte, Gewissens halber zulässig sei.

Hiemit hat sich in seinem Verhalten zu der vorliegenden Frage die wichtigste Wendung vollzogen, und doch anschließend an die schon bisher von ihm vertretenen Prinzipien (oben S. 186). Wie er früher schon anerkannt hatte, daß die gesammten Reichsstände der deutschen Verfassung gemäß einen frevelnden Kaiser absetzen könnten, so fand er jetzt in den Aussagen der Schrift über die von Gott eingesetzten Obrigkeiten auch keinen Widerspruch *dagegen*, daß ein von der Obrigkeit selbst angenommenes Recht und Gesetz auch einzelnen Gliedern des Staates einen Widerstand gegen unge-

rechte Urtheile einräumen möge. So wollte er denn den Fürsten und freien Städten, welche über das bestehende Recht und Gesetz sich selbst mit Hilfe ihrer Juristen vergewisserten, den Gebrauch solchen Rechtes auch als Theolog und Ausleger des göttlichen Wortes nicht mehr wehren. Das Recht zum Widerstand aber wurde für sie sofort zur Pflicht, wenn sie die Ihrigen nicht anders mehr im Genuß der heiligsten Güter zu schützen vermochten. Diese Stellung, welche Luther jetzt und fernerhin einnahm, ist in einem Bedenken, welches er mit Melanchthon und Jonas wohl im Januar 1531 auf jenes schriftliche Gutachten der Juristen hin abgab, so ausgedrückt: „Wo nun das also bei denselben Rechts-Doktoren oder Verständigen gegründet ist und wir gewißlich in solchen Fällen stehen, in welchen, wie sie anzeigen, man der Obrigkeit widerstehen möge, und [nachdem] wir allezeit gelehrt haben, daß man weltliche Rechte soll lassen gehen, gelten und halten, was sie vermögen, weil das Evangelium nicht wider die weltlichen Rechte lehret, so können wir mit der Schrift nicht anfechten, wo man sich diesfalls wehren müßte, es sei gleich der Kaiser in eigener Person, oder wer es thut unter seinem Namen; auch weil es jetzt allenthalben so fährlich stehet, daß täglich mögen auch andere Sachen vorfallen, da man sich stracks wehren müßte, nicht allein aus weltlichem Recht, sondern aus Pflicht und Noth des Gewissens, so will sichs gleichwohl ziemen, daß man sich rüste und als auf eine Gewalt, so plötzlich sich erheben möge, bereit sei; — denn, daß wir bisher gelehret, stracks nicht zu widerstehen der Obrigkeit, haben wir nicht gewußt, daß Solches der Obrigkeit Rechte selbst geben, welchen wir doch allenthalben zu gehorchen fleißig gelehrt haben."

In Nürnberg waren die Vertreter der bisherigen Ansicht sehr über diese Erklärung erschrocken. Melanchthon, der offenbar selbst sehr ängstlich darüber war, schrieb dorthin an Camerarius, daß Kanzler Brück sie dem Luther mit Mühe abgerungen habe. Luther belehrte die Nürnberger, daß es hier um ein Verhalten der protestantischen Obrigkeiten als „Glieder des politischen Körpers" sich handle, bei welchem sie selber zusehen müssen, ob sie Recht haben; er, als Theolog, lasse sie machen; er habe ihnen genug gepredigt, daß Gott mit ihnen sein und den Widerstand unnöthig machen werde. [1])

Mit noch freierem Wort aber trat er jetzt vors Volk in einer „Warnung an seine lieben Deutschen". Er setzt den Fall, daß es „aufs Allerärgste gerathe", daß durch das Wüthen der Gottesfeinde, die er vergebens abgemahnt habe, ein Krieg oder Aufruhr oder beides zugleich entstehe; noch hofft er, daß Gottes Hand, in der auch sie stehen, dem wehre: aber er will jenen Fall setzen, wie redend im Traume, wo kein Gott sei. Da, sagt er, dürften sie eines Aufruhrs wegen ihm und

den Seinigen nicht die Schuld geben; der Aufruhr möge, wie vormals der Bauernaufstand, auch gegen ihn sich wenden: aber sein Gott könne ihn dann wohl erretten, und so er darin ermordet würde, werde ein großer Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit ihm, dem großen Doktor Martinus, zum Grabe gehen. Wenn aber die Papisten einen Krieg wagen, so könne, ob auch er still sitze, Gott wohl einen Judas Makkabäus erwecken, und Jene sollen erfahren, was ihre Vorfahren im Krieg mit den Hussiten und Ziska erfahren haben. Wer dann gegen sie sich zur Wehre setze, solle nicht aufrührisch gescholten werden; Aufrührer sei, wer die Obrigkeit und das Recht nicht leiden und selber Herr sein und Recht aufstellen wolle; Gegenwehr gegen die Bluthunde solle vielmehr Nothwehr heißen. Auch jetzt will Luther nicht von sich aus diese Gegenwehr rechtfertigen: denn dies sei nicht seines Amtes; sondern er verweist dafür wieder auf die Juristen und die bestehenden Rechte: die Rechte, sagt er, werden dafür den richtigen Namen finden. Daß aber Jene gegen das kaiserliche und natürliche Recht handeln, sei offenbar, da sie ja den Evangelischen von ihrer faulen Confutation nicht einmal eine Abschrift gegeben und sie so nicht zur Verantwortung haben kommen lassen; sie handeln als Mörder und Bösewichter wider göttliche und weltliche Rechte. Den Kaiser möchte Luther fortwährend entschuldigen, da derselbe in Augsburg zuerst mit seltsamer Sanftmuth die evangelischen Stände trotz des Widerredens der Anderen zum öffentlichen Bekenntniß zugelassen habe und jetzt nur so vielen Schälken und Bösewichtern gegenüber zu schwach sei. Würde er aber, wie die Papisten rühmen, jetzt wirklich gegen das Evangelium zum Krieg aufbieten wollen, so handle er gegen seine eigenen Rechte, Eide und Pflichten. Niemand dürfe ihm dann folgen und gehorchen, um nicht an allen den widergöttlichen Gräueln mitschuldig zu werden. Hierüber also wollte Luther sein deutsches Volk belehren: „Weil ich", sagt er, „der Deutschen Prophet bin (denn solchen hoffärtigen Namen muß ich hinfort mir selbst zumessen meinen Papisten und Eseln zur Lust und Gefallen), so will mir, als einem treuen Lehrer, gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen vor ihrem Schaden und Gefahr".[1])

Luthers beide Schriften, die „Glosse u. s. w." und die „Warnung", führten wieder zu einer kleinen Episode zwischen ihm und Herzog Georg. Dieser verklagte ihn deshalb und wegen zweier plumper Schmähbriefe, die er ans Riesaer Nonnenkloster gerichtet haben sollte, beim Kurfürsten, der ihn durch Brück darüber zur Rede stellen ließ. Luther lehnte die Urheberschaft der Briefe an das Kloster, das ihm völlig unbekannt sei, von sich ab, verwahrte seine Schriften gegen den Vorwurf der Aufrührerei und erinnerte seinen Fürsten an die Lästerungen und Schmähschriften gegen die Evangelischen und gegen Johann selbst und seinen seligen Bruder

Friedrich, welche in den Landen Georgs und der anderen katholischen Herrn frei ausgehen dürfen: dies machte denn auch Johann seinem Vetter bemerklich, berichtete ihm indessen, daß er Luther ermahnt habe, Maß zu halten. Georg versuchte sich ferner selbst im schriftstellerischen Kampf mit Luther, indem er unter fremden Namen eine Antwort gegen Luthers Glosse auf der Leipziger Ostermesse ausgehen ließ, und Luther, dem dies Büchlein sehr zeitig zugekommen sein muß, schrieb umgehends eine Entgegnung, die er gleichfalls noch auf den Leipziger Markt zu bringen wünschte. Diese, im ersten Zorneswalten abgefaßt, ist einer seiner leidenschaftlichsten, bittersten Ausbrüche. Er überschrieb sie „Wider den Meuchler zu Dresden". Für ein „Meuchelbuch" nämlich erklärte er jene Schrift, welche ihn mit schändlichen Lügen als einen Aufrührer verläumde. Ueber den Verfasser sagte er, er wolle ihn nicht wissen, sondern wolle für diesmal, wenn er auch den Esel treffe und dieser es fühle, nur den Sack geschlagen haben. So hält er dem ungenannten „Junker Meuchler" vor, wer gegenwärtig in Wahrheit, Krieg, Mord und Jammer anrichten wolle. Und auf die Vorwürfe, die Jener ihm wegen der bösen Worte seiner „Glosse" gemacht hatte, entgegnet er: eben das solle jetzt sein Ruhm sein, daß er voll Scheltens und Fluchens über die Papisten sei; er habe bisher nur zu oft sich gedemüthigt; weil sie hoffnungslos verstockt und schlechthin nur noch zu Bösem entschlossen seien, sollen sie bis zum Grab kein gutes Wort mehr von ihm hören; ja er könne nicht beten, ohne zu fluchen; denn wenn er bete „Geheiligt werde dein Name", so müsse er auch sagen: „Verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Name und Aller, die deinen Namen lästern"; so bete er alle Tage mündlich und im Herzen und fühle, daß er erhört werde. Dennoch, setzt er bei, behalte er ein gut friedlich und christlich Herz gegen Jedermann, wie auch seinen größten Feinden bekannt sei. Als hernach im Monat Juli die beiden Fürsten Georg und Johann über diese und andere Dinge, über welche sie mit einander gespannt waren, auf einer Zusammenkunft in Grimma sich verständigten und in Folge hievon Luther eine noch ernstlichere Mahnung wegen seines scharfen Schreibens erhielt, versprach dieser, die „Knoten und Klumpen", die Georg noch bei ihm am Rocken habe, fahren zu lassen, wofern Georg auch ihn im Frieden lasse.[1])

Das Schmalkalder Bündniß gab sich jetzt eine feste Verfassung mit der entschiedenen Absicht, auch mit Waffengewalt sich gegenseitige Hilfe zu leisten.

Zugleich nahmen nun auch die neuen Einigungsversuche, welche im Auftrag Straßburgs besonders Butzer betrieb, bei den jenen Verbündeten und bei Luther ihren Fortgang. Butzer schickte an Luther neu formulirte Sätze, die auch Oekolampad annehmen wollte und welche besagten,

daß der wahre Leib Christi im Abendmahl wahrhaft gegenwärtig sei und mit den Worten und Sakramenten des Herrn dargereicht werde. Luther dankte Gott, daß so weit Einheit gewonnen sei, und versicherte den Butzer, daß er, wie er ihm schon in Coburg erklärt habe, gern dreimal sein Leben hingäbe, um den Zwiespalt beizulegen. Er wunderte sich jedoch, wie man dann auf jener Seite sich noch gegen die Folgerung sträube, daß der Leib mit dem Brod auch dem Munde der Frommen und der Gottlosen gereicht werde; bis dahin wollte er im Vertrauen auf Gottes fernere Führung noch warten, ohne daß sein Gewissen ihm gestatte, schon eine volle Eintracht mit Jenen auszusprechen. Daß auch Zwingli die Sätze annehmen werde, konnte er nicht glauben. Aehnlich schrieb er dem Herzog von Lüneburg, der Butzers Anbringen vornehmlich bei ihm unterstützte: der noch übrige Streit bestehe nicht bloß in Worten; doch sei für jetzt genug gehandelt; er sei guter Hoffnung, daß Jene mit der Zeit vollends das Uebrige nachgeben werden; Nichts lieberes könne ihm geschehen, als daß diese Leute mit ihm und den Seinigen gründlich eins würden; gern wolle er darüber den bittersten Tod leiden; gebe es Gott, so wolle er fröhlich sterben. Auf eine neue Erklärung Butzers gab er mit Jonas und Melanchthon dem Kurfürsten ein Gutachten des Inhalts: zu einer Concordia möchte wohl der Satz dienen, „daß Christus wahrlich nicht allein bei der Seele sei, sondern auch bei den Zeichen Brodes und Weines"; die Frage nach dem, was die Gottlosen empfahen, möge man für jetzt suspendiren; doch sei festzuhalten, daß der Handel die Gewissen betreffe, und darum müsse man, ehe man eine Concordia in die Welt ausschreibe, wohl bedenken, ob sie bestehen könne oder nicht. Diese Erklärungen aber genügten dem Kurfürsten, um die oberdeutschen Städte, die in Augsburg jenes besondere Bekenntniß abgelegt hatten und denen seither noch eine Anzahl anderer sich beigesellte, als Bundesgenossen anzuerkennen. Sie wurden auf einem Convent, der zu Ende des März stattfand, förmlich in den Schmalkalder Bund aufgenommen.[1])

Zwingli wollte in der That von Butzers Zugeständnissen Nichts wissen; er fürchtete, was Luther hoffte, daß sie — wenigstens beim Volk — einfach zur lutherischen Abendmahlslehre hinüber führen werden. Allein er fiel am 11. Oktober in dem unglücklichen Kampf der Züricher gegen die katholischen Kantone. Wenige Wochen darauf folgte ihm Oekolampad im Tode nach. Die Macht der evangelischen Schweiz war durch jene Niederlage tief gebrochen. Eine hilfreiche Bundesgenossenschaft konnten jene deutschen Städte nur noch bei den lutherischen Reichsständen finden.

Zwingli war ein Opfer geworden jener hohen Pläne, in welchen sich bei ihm der kirchliche Reformator mit dem Politiker und der Eifer für

Gottes Reich mit dem Streben nach einer Neugestaltung seines Schweizer Vaterlandes so innig verband und für welche er auch einen Krieg mit den widerstrebenden Eidgenossen nicht scheute, vielmehr, da er ihn für nothwendig erachtete, so klug und energisch als möglich geführt zu sehen wünschte. Die Anforderungen und Beschwerden, um deren Willen er den Kampf mit Waffen unvermeidlich fand, ließen sich nicht alle in den positiven Rechten begründen. Ueber das Vermögen, seine Rathschläge ins Werk zu setzen, täuschte er sich bitter, indem bei den evangelischen Orten selbst Widerspruch gegen sie sich erhob, gegen welchen er mit seiner Autorität nicht mehr durchdringen konnte und der zu halben, unheilvollen Maßregeln führte. Die Sache des Evangeliums erlitt so in der Schweiz, anstatt mit jenen politischen Tendenzen und Mitteln zu dem umfassenden Ziele durchzudringen, einen demüthigenden Schlag und wurde in enge Grenzen zurückgeworfen. So streng man aber hiernach über Zwinglis Standpunkt und Wirken richten mag, so hell leuchtet durchweg die religiöse und patriotische Gewissenhaftigkeit, mit der er in seinen Ueberzeugungen und Absichten stand, die Treue, mit der er unter jenen schmerzlichen Erfahrungen aushielt, die ernste, ruhige, keineswegs trüb schwärmerische Hingebung, mit welcher er unter dem Banner seiner Vaterstadt der klar erkannten Gefahr entgegenging und auf dem Kappeler Schlachtfeld liegend mit frommem Aufblick zum Himmel als Ketzer den Todesstreich empfing.

Man möchte wünschen, daß dieser Tod auch auf seinen größten evangelischen Gegner versöhnend gewirkt hätte. Dennoch wird es uns nach der Ansicht, die Luther von Anfang an über Zwinglis Geist gefaßt hatte, nicht befremden, wenn er hier ein Gottesurtheil über Zwingli als falschen Propheten und Lästerer des Evangeliums sah. Ja er sagte, es sei ein Gericht wie das über Münzer. Am schwersten verletzte er die Freunde des Gefallenen durch ein Sendschreiben an Herzog Albrecht von Preußen, in welchem er diesen vor Umtrieben der Sakramentirer warnte und welches durch den Druck verbreitet wurde. Hier bedauerte er gar, daß in dem Friedensvertrage der Schweizer der „Zwinglische Glaube" noch geduldet werde. Ueberhaupt zeigt dies Schreiben, daß, während er einem Butzer freundlich entgegenkam, sein Urtheil über die Leugner der wahren Gegenwart des Leibes Christi sich immer gleich blieb. Unser den Gründen gegen sie hebt er dort besonders auch das hervor, daß sie „dem einträchtigen Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat", widersprechen und demnach diese ganze heilige Kirche, bei der doch Christus bis ans Ende der Welt zu bleiben verheißen habe, als eine Ketzerin verdammen. Während er um die nämliche Zeit mit Bezug auf das Verbot des Laienkelchs wiederholt aussprach, daß die Christenheit trotz

der göttlichen Verheißungen und des ihr verliehenen Geistes in einzelnen Dingen vom Wort Gottes ab in Sünde und Irrthum gerathen könne, gab er dies also in Betreff des Artikels von der Gegenwart des Leibes nimmermehr zu; der Gegensatz zwischen der Zwinglischen Ansicht und diesem Artikel erschien ihm so fundamental, daß jene, wenn sie richtig wäre, unmöglich bei der gesammten Christenheit und nicht etwa bloß bei Sophisten und verblendeten Papisten vom Irrthum hätte verdrängt werden können.[1])

Die oberdeutschen Städte aber mußten nun also nur um so fester an den Schmalkalder Bund sich halten, und dieser gewann durch sie eine ansehnliche Stellung auch im Südwesten des Reichs.

Den verbündeten Protestanten kamen ferner dem Kaiser und König Ferdinand gegenüber auch die politischen Interessen und Absichten streng katholischer Reichsfürsten zu Hilfe, — namentlich die Eifersucht der baierschen Herzöge gegen die Fortschritte der habsburgischen Macht. Diese erkannten gleichfalls die Wahl Ferdinands nicht an, ja gingen auf den Gedanken der Protestanten ein, daß, wenn der Papst das Concil verzögere, eine deutsche Reichsversammlung selbständig die kirchlichen Fragen und Beschwerden vornehmen möge.

Weiter schickten die Schmalkalder Verbündeten eine Rechtfertigung ihrer Sache an die mächtigsten auswärtigen Fürsten der Christenheit, die Könige von Frankreich und England, und erhielten freundliche Antworten. König Franz vereinigte sich mit ihnen und Baiern gegen jene Machtstellung Oestreichs. Heinrich VIII. war damals im Begriff, seine Scheidung von seiner Gattin Katharina, einer Tante des Kaisers, kraft eigener Vollmacht zu vollziehen, falls der Papst zur Lösung dieser Ehe sich nicht verstünde. Er behauptete, diese sei nach dem durch Moses geoffenbarten göttlichen Gesetz ungiltig, weil Katharina vorher mit seinem verstorbenen Bruder vermählt war, wozu Papst Julius II. Dispens ertheilt hatte. Papst Clemens hatte, während er mit dem Kaiser im Krieg lag, dem König Hoffnung auf Gewährung seines Begehrens gemacht; nachdem er Frieden geschlossen, zog er die Sache hin. Heinrich holte jetzt zunächst bei den englischen und einer Reihe auswärtiger Universitäten Gutachten ein, welche großentheils beistimmten, daß seine Ehe nichtig sei. Im Verlauf der nächsten Jahre führte dieser Handel vollends zum gänzlichen Bruch zwischen Heinrich und dem Papst, — zur Losreißung Englands vom päpstlichen Stuhl. Natürlich war er in seinem Innern auch gegen den Kaiser, unter dessen Einfluß der Papst handelte, erbittert.

Luther blieb, so weit wir sehen, diesen politischen Verhandlungen ferne. In jener königlichen Ehesache aber wurden auch er und Melanchthon um ihr Urtheil angegangen. Im Sommer 1531 wandte sich deshalb an ihn ein englischer Doktor der Theologie, Robert Barnes, der vor

etwa zwei Jahren wegen seines Glaubens flüchtig geworden war und jetzt unter dem Namen Antonius in Wittenberg sich aufhielt (er hat da auch Thesen mit einem Vorwort Bugenhagens herausgegeben). Derselbe handelte, indem er Luthern die Frage vortrug, ohne Zweifel schon jetzt, wie vollends späterhin, in Folge eines ihm anvertrauten höheren Auftrages. Jener und ebenso Melanchthon, gaben ihm auf sein dringendes Ersuchen auch ein ausführliches schriftliches Gutachten. Luther erklärte sich sehr entschieden gegen den sehnlichen Wunsch des Königs für die Giltigkeit seiner Ehe. Die Hoffnung, in dem ebenso kräftigen als gewaltthätigen Monarchen, dem er sich so verhaßt gemacht hatte, einen Genossen zum Kampf gegen den Papst zu bekommen, übte bei ihm nicht den mindesten Einfluß. Andererseits wars ihm auch nicht etwa darum zu thun, den Kaiser durch sein Gutachten günstig zu stimmen: er wollte gar nicht, daß dieses bekannt werde. Einfach, aufrichtig und gewissenhaft sprach er sein Urtheil über die Sache aus: die Ehe mit der Witwe eines verstorbenen Bruders sei nicht durch natürliches oder göttliches, sondern bloß durch positives, menschliches, kirchliches und bürgerliches Recht verboten; auch Moses verbiete nur, daß Einer die abgeschiedene Frau des noch lebenden Bruders heirathe; das göttliche Recht aber wehre die Lösung einer Ehe, die nach göttlichem Recht giltig sei, und das göttliche Recht gehe dem menschlichen voran. So stimmte Luther diesmal ausdrücklich den Löwener Theologen und Kanonisten bei, während z. B. die Pariser Kanonisten für die Nichtigkeit der Ehe sich entschieden. Er wünschte dringend, den König und besonders die tief von ihm bedauerte Königin vor dem Frevel eines Ehebruchs zu bewahren, und fürchtete nur, daß, wenn sein Gutachten bekannt würde, sein verhaßter Name der Sache schaden möchte. — Noch bemerken wir, daß Luther seiner entschiedenen Weigerung, einer Lösung der Ehe zuzustimmen, den Satz beifügte: „eher noch würde ich dem Könige gestatten, eine andere Königin zur ersten hinzuzunehmen und nach dem Exempel der alten Väter und Könige zwei Frauen zugleich zu haben". Melanchthon, der mit den gleichen Gründen gegen die Ungiltigkeit und Lösung der Ehe sich erklärte, wagte mit Rücksicht auf das Interesse des englischen Staates, daß Heinrich leibliche Nachkommen gewinne, diesen Gedanken weiter auszuführen; denn Polygamie sei nicht durch ein göttliches Gesetz verboten. Wir kennen die eigenthümliche Unsicherheit, welche hierüber Luther schon früher gezeigt hatte (oben B. 1 S. 730), und werden später den verhängnißvollsten Folgen hievon im Ehehandel des Landgrafen Philipp wiederbegegnen. Den gleichen Gedanken gab übrigens auch der Papst selbst dem englischen Gesandten, wie wenigstens dieser Heinrich berichtete, insgeheim als eine mögliche Vereinbarung an die Hand.[1])

Die wirksamste Stütze gegen die drohenden Absichten des Kaisers

kam endlich den Protestanten wieder von dem gemeinsamen Feinde, den Türken. Diese hatten sich in Ungarn behauptet und bereiteten einen neuen Kriegszug in die deutsch-östreichischen Lande vor, der dann im Frühjahr 1532 wirklich eröffnet wurde. Sie selbst pochten darauf, daß die Deutschen unter sich entzweit seien.

Angesichts dieser Gefahr wurden durch die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz schon im Sommer 1531 neue Verhandlungen zum Zweck eines friedlichen Ausgleichs mit den Protestanten eröffnet, und zwar ließen diese jetzt über ein Nachgeben in Sachen des Glaubens und in den Grundordnungen des Gottesdiensts gar nicht mehr mit sich handeln, sondern nur über die Bedingungen eines Reichsfriedens, der ihrem Bekenntniß und Kirchenwesen so, wie es bestand, Sicherheit gewähren sollte.

In dieser Sache zog Kurfürst Johann seine Wittenberger Theologen fortwährend wieder zu Rathe, besonders im Frühjahr und Anfang Sommers 1532 während einer Conferenz in Schweinfurt und einer weiteren in Nürnberg, wo dieselbe endlich zu einem Abschluß gelangte.

Hatte aber Luther für den Fall eines Krieges, der durch die Papisten erregt würde, neuerdings den Widerstand zugegeben und mit gewaltigem Worte das Volk darauf vorbereitet, so zeigt er sich jetzt andererseits aufs Innigste vom Streben beseelt, den Frieden, wenns doch möglich wäre, zu erhalten und die Seinigen vor jeder Mitschuld am blutigen innern Kampf der Nation zu bewahren.

Auf keinen Fall sollten sie aus der Wahl Ferdinands zum römischen König eine Ursache zum Krieg werden lassen. Luther hatte schon vor derselben seinem Landesherrn, der ihn deshalb befragte, erklärt, daß er zwar von solchen Reichsangelegenheiten nicht viel verstehe, aber hierin nur zur Nachgiebigkeit rathen könne, damit nicht ein Riß und großer Jammer über Deutschland komme: er hatte den Kurfürsten gebeten, ihm dieses sein „unverständiges Geschwätz" zu gute zu halten, indem er seines Herrn Gewissen herzlich gern sicher und frei haben möchte. So meinte er auch jetzt: dem Unrechte, das bei der Wahl geschehen sei, habe ja der Kurfürst genugsam widersprochen; die Verletzung der Bulle sei ja doch keine Sünde gegen den heiligen Geist; Gott möge wohl den Protestanten noch Balken in ihren eigenen Augen offenbaren, gegen welche jene ein bloßer Splitter sei.

In dem Handel über die kirchlichen Fragen empfahl er die Taubeneinfalt und Schlangenklugheit nach Jesu Vorschrift.

Conzessionen mit Bezug auf den Meßkanon und die Feier des Abendmahls unter Einer Gestalt, worauf der katholische Theil Anfangs zurückkam, wies er ebenso fest ab wie in Coburg. Daß den Prozessen auf Grund des letzten Reichsabschieds Einhalt gethan werden müsse, verstand sich für ihn von selbst. Ein Nachgeben in bloßen äußeren Zeremonien aber hielt

er auch jetzt für möglich. Zulässig schien ihm auch wieder eine Zustimmung zu dem Satz, daß die Bischöfe, wenn sie die reine Lehre und die evangelischen Priester dulden, ihre Gewalt im Uebrigen behalten mögen, — weil nämlich die Bischöfe selbst ja doch nie hierauf eingehen könnten. Hinsichtlich der Kirchengüter, welche die Katholiken zurückforderten, erachtete er zwar für recht, daß sie den evangelischen Landesherrn verbleiben für die Pflege der Kirche und auch für Bedürfnisse des weltlichen Regiments, welches gleichfalls ein Gottesdienst sei, meinte aber doch, man dürfe wegen der „liederlichen" äußeren Güter sich nicht allzusehr sperren und möge, wenns sein müsse, die katholischen Geistlichen davon „fressen und saufen lassen in ihres Gottes Namen", wofern sie nur ihre lästerlichen Gottesdienste nicht wieder aufrichteten.

Der Forderung gegenüber, daß die Entscheidung über den religiösen Zwiespalt einem Concil anheimgegeben sein solle, erklärte er fest, daß die Lehre, zu der sich die Evangelischen bekannt haben, kein Engel vom Himmel ändern könne. Doch rieth er, auf ein Concil unter der Bedingung einzugehen, daß auf demselben die Richter nicht nach Menschensatzungen und Schulmeinungen, sondern frei nach Gottes Wort und eigenem christlichem Gewissen urtheilen sollten. Er zweifelte indessen nicht, daß eine Einigung hierüber mit dem Papst und Kaiser in keinerlei Form möglich sein werde, und versprach sich auch von keiner eine Sicherheit. Schon mit der kurzen Formel, daß es „ein frei christlich Concil" sein müsse, wollte er sich begnügen, da ja doch auch die Gegner behaupten würden, nach dem reinen Gotteswort zu sprechen.

Am meisten endlich beschäftigte die evangelischen Verbündeten auch unter sich die Frage, ob und wie weit die Friedenszusicherungen und Rechte, welche sie, nämlich die auf der Augsburger Confession stehenden Fürsten und Städte, zu erringen im Begriff waren, auch evangelisch gesinnten Unterthanen katholischer Reichsfürsten zu gute kommen und auf künftige Mitglieder des Bundes ausgedehnt werden sollten. Es pflegten damals z. B. die Einwohner mehrerer dem Mainzer Gebiet zugehöriger Städte zum Gottesdienst ins benachbarte Hessen herüberzukommen: sollte ihnen nicht die Freiheit hiezu garantirt werden? die Reformation war eben jetzt z. B. in das wichtige Lübeck vorgedrungen, das sofort in den Bund trat: mußte dieser nicht im voraus allen Reichsständen, welche fernerhin Brüder im Evangelium würden, seinen Schutz versprechen? So wollten es die Verbündeten, so Anfangs auch Luther. Man dürfe, sagte er, die andern Glieder der wahren Kirche nicht verlassen, dürfe einen Artikel, der dies fordere, nicht annehmen; es wäre so viel, als wenn man Christum wieder wollte kreuzigen lassen. Dennoch — als die Verhandlungen hieran zu scheitern drohten, rieth er seinem Fürsten, von der eige-

nen Forderung abzustehen: die Protestanten sollten nach seiner Meinung nicht etwa, wie man ihnen in Augsburg zugemuthet hatte, auf die Aufnahme evangelischer Brüder verzichten, wohl aber auf die positive Anerkennung eines hierauf bezüglichen Rechtes im Friedensvertrage. Nimmermehr sollten die Evangelischen selbst einwilligen, daß das Evangelium gebunden werde; sie sollten nicht bloß die Unterthanen fremder Herrschaften, welche in ihren Landen das Evangelium suchen, bei sich aufnehmen und schützen, sondern fortwährend auch Angehörigen jener Gebiete Prediger zusenden und die evangelische Lehre dort mit friedlichen Mitteln fördern. Luther erklärte, daß es darüber gar keiner Disputation bedürfe: man dürfe keinen Artikel billigen, der dies wehren möchte. Aber er meinte auch keinen Artikel durchsetzen zu müssen, der den evangelischen Fürsten eine Vollmacht hiezu oder den katholischen eine Pflicht, evangelische Unterthanen und Gottesdienste zu dulden, zugesprochen hätte; und wir müssen beifügen: Jene wollten ja auch nach ihren eigenen staatskirchlichen Grundsätzen dem Papismus keineswegs ein entsprechendes Recht mit Bezug auf ihre Gebiete einräumen; so erinnerte auch Luther: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thu auch keinem Anderen." Was die Aufnahme weiterer Fürsten und Reichsstände in den Bund betrifft, so blieb er dabei, daß es „göttlich und recht sei, Bündnisse zu solcher christlichen Hilfe zu machen", ja er erklärte, daß „jeder Regent auch ohne Bündniß dem andern in solchem Fall treue Hilfe zu leisten schuldig sei". Aber er rieth, über diesen Punkt „nicht also zu streiten, daß dadurch der ganze Handel vom Frieden umgestoßen werde". Und hierauf bestand er trotzdem, daß nicht bloß Landgraf Philipp, sondern alle Vertreter der protestantischen Stände, ja auch der vom Kurfürsten dazu abgesandte Johann Friedrich an seinem Rath sich stießen. Er machte geltend, daß die neu übertretenden Fürsten und Städte doch nur bestehen müssen, was auch die jetzt Verbündeten Anfangs bestanden haben, indem sie ohne Jemandes Schutz dem Evangelium zugefallen seien; Jeder sei schuldig, dasselbe auf eigene Gefahr anzunehmen; überdies werde auch für jene die Gefahr kleiner, wenn jetzt der Friede zu Stande komme, als wenn die Sachen so unruhig bleiben. Die Sicherheit, welche der Kaiser den bisher übergetretenen gewähren wolle, erschien ihm als Gnadenakt des Reichsoberhauptes und als persönliches Privilegium für sie, — die weitergehende Forderung ihrerseits als ein Eingriff in die kaiserliche Gewalt: eine solche Auffassung hatte ja auch wirklichen Grund in den uranfänglichen und bisher feststehenden Prinzipien und Ordnungen des deutschen Reiches, aus denen freilich keinerlei Recht zur Absonderung einzelner Glieder von der allgemeinen Kirche und ihrem durch Kaiser und Reichstag anerkannten Bestand sich ableiten oder auch nur mit ihnen vereinbaren ließ.

Zu dem warnte Luther, daß die Protestanten der Macht ihres Bundes und der Gunst der äußeren politischen Verhältnisse nicht zu sehr vertrauen mögen. Während im Widerstand gegen den römischen König Baiern besonderen Eifer zeigte, merkte er „an den Herrn von Baiern wohl, daß sie gern einbrocken wollten eine Suppe, die ein Anderer sollt ausessen". Bei den ausländischen Königen sah er keine Treue. Und auch bei den evangelischen Bundesgenossen, besonders den Städten, war ihm fraglich, wie weit sie Stand halten würden, wenns zum Treffen käme; er wies auf das „starke Exempel" hin, das man jetzt an Zürich habe. Ueberhaupt hegte er zu Bündnissen, auch wenn er sie ihres Zweckes halber billigte, doch immer schlechtes Vertrauen: man gerathe damit in eitel menschliche Anschläge, und alle Menschen seien, wie die Schrift sage, Lügner (Ps. 116, 11); ja Gott sei den Bündnissen feind, wie die Propheten vollauf bezeugen. Von Gott aber sah er jetzt das Anerbieten des Friedens kommen: Gott selbst biete hier seine gnädige Hand.

Seine Gutachten und Mahnungen bekräftigte er mit kurzen Sprüchen der Bibel und des Volksmundes. Hier findet er des Apostels Wort am Platz: „So viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Frieden" (Röm. 12, 18). Bei den Sorgen wegen eines Concils bemerkt er: „Nachtfrist — Jahrfrist; kommt Tag — kommt Rath." Zum Nachgeben wegen der Königswahl und wegen der weiteren Ausdehnung des Bundes: „Wer die Nase zu hart schnäuzet, zwingt Blut heraus (Sprichw. 30, 33), wer zu viel haben will, der kriegt zu wenig." Fürs Ergreifen des von Gott gegebenen günstigen Momentes: „Die Gelegenheit ist vorn am Kopf voll Haares, hinten aber kahl und steht auf einer Kugel"; „nehmet die Zeit der Gnaden und den Tag des Heils nicht vergebens an" (2 Kor. 6, 2); „Gott grüßet uns, und ist Zeit, daß wir ihm danken."

Kurfürst Johann schloß auch hierin an Luther sich an: er wollte beim Kaiser möglichst darauf bringen, daß die Aufnahme neuer Genossen in den Bund und Frieden zugelassen, wollte jedoch im Nothfall damit sich begnügen, daß sie wenigstens nicht verboten werde. Der Landgraf machte ihm darüber solche Vorwürfe, daß sie in bittern Streit geriethen, konnte jedoch ohne ihn die Sache nicht aufs Aeußerste treiben. Der Kaiser ließ sich in diesem Punkt Nichts weiter abdringen.

So wurde endlich durch die beiden, vom Kaiser bevollmächtigten Kurfürsten, Erzbischof Albrecht und Pfalzgraf Ludwig, mit den Protestanten, an deren Spitze Johann Friedrich im Auftrag seines Vaters stand, am 23. Juli zu Nürnberg ein „gemeiner Friede" abgeschlossen (noch ohne Philipp, der erst nachher beitrat). Die sämmtlichen evangelischen Herrn und Städte, welche damals zum Bund gehörten, wurden als Theilnehmer des Friedensvertrags namentlich aufgeführt, von einem künftigen

Zutritt Anderer geschwiegen. Ueber den Schutz, den der eine Theil Unterthanen des andern in Glaubenssachen gewähren könnte, wurde gleichfalls Nichts ausgesagt, außer daß kein Stand Leuten Schirm und Hilfe geben dürfe, die unter dem Vorwand des Glaubens oder aus anderen Ursachen irgendwo gewaltthätigen Frevel verüben. Das zu erwartende Concil wurde bezeichnet als ein „gemein, frei, christlich Concil", wie ein solches schon auf dem Nürnberger Reichstag beschlossen worden sei. Bis zu diesem Concil also, das schon in einem Jahr veranstaltet werden sollte, wurden nun alle Prozesse in Glaubenssachen eingestellt. Kein Theil sollte einen andern deshalb beleidigen oder bedrohen. Auch der bischöflichen Jurisdiktion und der Kirchengüter wurde nicht weiter gedacht. Im Uebrigen verpflichteten sich die Verbündeten zu unterthänigem Gehorsam gegen den Kaiser und zu gebührender Hilfleistung gegen die Türken. — Die Friedenszusagen dieses Vertrages bestätigte der Kaiser sofort auf dem Reichstag zu Regensburg in einem Erlaß vom 2. August. — Für den Fall, daß das gehoffte Concil nicht erlangt werden könnte, versprach der Nürnberger Vertrag und der Regensburger Reichsabschied, daß dann eine deutsche Reichsversammlung den vorliegenden kirchlichen Nothständen abhelfen solle.

Dies war die einstweilige Entscheidung, welche jetzt besonders durch Luthers Einfluß auf den Kurfürsten möglich wurde. Wir sehen in jenem Rathe Luthers vor Allem wieder seinen religiösen Standpunkt: seinen Grundsatz, die eigene Sache als Sache Gottes möglichst nur der göttlichen Lenkung anheimzugeben und sie vor allen bedenklichen menschlichen Mitteln zu behüten. Auch auf die wichtigsten Gesichtspunkte einer besonnenen menschlichen Politik aber hat er genugsam hingewiesen. Die Protestanten für sich hatten keineswegs schon eine solche Machtstellung im deutschen Reich, daß sie dadurch auch nur die jetzt dargebotenen Conzessionen dem Kaiser und der Majorität der Stände hätten abnöthigen können: sollten sie da einen Kampf für noch Weiteres wagen mit Hilfe der stets papistisch gesinnten bairischen Herzöge und des französischen Königs, welcher der evangelischen Reformation nicht minder im Herzen feind, als nach deutscher Beute begierig war? Es verhielt sich mit diesen angeblichen Bundesgenossen noch schlimmer als Luther wußte: sie stachelten, als sie den Verlauf der Friedensverhandlungen sahen, selber den Papst auf, daß er einen für die Sache der Kirche so schimpflichen Frieden nicht dulden möge. Den Ausschlag gab beim Kaiser vollends nur die Türkengefahr. Luther wußte von dieser viel weniger als die Politiker. Am 13. Juni 1532 schrieb er an Amsdorf: der Türke sei bisher beinahe todt gewesen, jetzt ziehe derselbe mit einem unermeßlichen Heer gegen Deutschland. Zugleich berichtete er als ein „Monstrum des gegenwärtigen Zeitalters", daß jetzt Frankreich und der Papst dem Kaiser eine

Beihilfe gegen diesen Feind verweigern: sollte er da zum gleichen Verhalten den Protestanten rathen, bis ihre weitere Forderung erfüllt, oder der Fluch des furchtbarsten feindlichen Einbruchs über sie gekommen, oder etwa von dem aufs Aeußerste gegen sie erbitterten Kaiser ein demüthigendes Abkommen mit jenem Feind getroffen war?

Die Entscheidung war nur eine provisorische. Sie sollte nur gelten bis zu einem Concil, das selber eine Drohung für die Evangelischen war: aber man wußte, wie sehr auch der Papst dasselbe fürchtete, und eine selbständige deutsche Nationalversammlung über die kirchlichen Beschwerden schloß bereits einen Bruch mit dem Papst in sich. Eine rechtliche Stellung im Reich hatte das evangelische Bekenntniß als solches noch nicht erreicht, so lange nur seinen einzelnen bisherigen Genossen, nicht Allen, die sich dazu halten würden, der Friede zugesagt war. Aber es hatte doch mit Bezug auf diese Stellung einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, nachdem es in Augsburg zum ersten Mal zum öffentlichen Ausdruck vor Kaiser und Reich gekommen war; dort war es für einen Abfall vom bisherigen Kirchenthum des Reichs, das bisher nie eine solche Abweichung zuließ, erkannt und deswegen verurtheilt worden: jetzt wurde ihm trotzdem seine Stelle zugestanden. Und ist ein solches schrittweises Vorgehen nicht der einzige Weg, auf dem neue Rechtsbildungen sich entwickeln können, ohne die heftigsten Umwälzungen hervorzurufen und hiemit selbst auch den schlimmsten Gegenschlägen und Reaktionen ausgesetzt zu sein?

Der Kaiser und König Ferdinand fühlten wohl noch mehr als die Protestanten selbst die schwere Bedeutung der Conzessionen, die sie so bald nach dem so sicher und fest auftretenden Augsburger Reichsabschied machen mußten. Weinend hatte Ferdinand den päpstlichen Gesandten anvertraut, über was verhandelt werde, und diese sagten, man werde durch einen solchen Waffenstillstand die Ketzer erstarken lassen, bis sie unüberwindlich werden.

Luther durfte sagen: „Gott hat unser arm Gebet barmherziglich erhöret.“ Die Hoffnungen, die er von Coburg nach Augsburg hin ausgesprochen hatte, waren ihm schon reichlich erfüllt. — Diese erste Gewährung eines Reichsfriedens an die Bekenner seiner Lehre und zugleich der Anschluß der oberdeutschen Glaubensgenossen an dieselben war einer der Höhepunkte im Verlauf seines Wirkens. [1])

Hiemit fiel der Zeit nach der Tod seines treuen Kurfürsten zusammen. Er, der mit seiner landesherrlichen Autorität die Reformation im Hauptlande des Protestantismus durchgeführt und sie dem Reich gegenüber besonnen und fest in stetem Einvernehmen mit Luther vertreten hatte, erlebte eben noch den Abschluß des Friedens.

Johann lag schon im Februar 1523 an einem Fußleiden, bei welchem ihm ein Zehen abgenommen werden mußte, gefährlich darnieder. Im Gedanken an ein nahes Ende verschrieb er damals (am 2. Febr.) Luthern, seiner Frau und seinen Leibeserben das Klostergebäude, in dem derselbe bisher wohnte, sammt Hof und Garten. Luther machte, obgleich selbst sehr leidend, dem kranken Herrn zwei Besuche in Torgau, — einen mehrtägigen gegen Ende jenes Monats. Er stärkte ihn mit den Tröstungen des göttlichen Worts, heiterte ihn auf durch allerhand Gespräch, Erzählungen u. s. w. Die Operation brachte ihm Genesung, wozu ihm Luther unter Dank gegen Gott und in der Hoffnung, daß es mit ihm „keinen Mangel weder hie noch dort haben solle", Glück wünschte. Am 15. August aber traf ihn ein schwerer Schlagfluß, während er einer Jagd wegen in Schweinitz sich aufhielt. Luther, der ein paar Wochen vorher ihn noch einmal in Torgau besucht und nachher von seiner fast allzugroßen fürstlichen Langmuth und Geduld den Freunden erzählt hatte, wurde schnell mit Melanchthon und dem Arzt Schurf an sein Sterbebett geholt. Als sie am 16. morgens zehn Uhr bei ihm eintrafen, lag er ohne Sprache und Bewußtsein da und rang so noch zwölf Stunden lang mit dem Tod. Am folgenden Sonntag, den 18., wurde er in Wittenberg neben seinem Bruder Friedrich bestattet.

Luther hielt ihm die Leichenpredigt über 1 Thess. 4, 13—18, Melanchthon eine lateinische Gedächtnißrede. Luther sprach unter vielen Thränen, ja weinend wie ein Kind. Während er ihm bezeugte, wie er ein frommer, freundlicher Mann ohne alles Falsch gewesen sei, bei welchem er selbst niemals Etwas von Stolz, Zorn oder Neid verspürt habe, wollte er ihn jetzt doch nicht seiner hohen Tugend halber loben. Auch davon schwieg er nicht, daß derselbe wohl auch hin und wieder im Regiment möge gefehlt haben, wie denn ein Fürst auch ein Mensch sei und allewege zehn Teufel um sich her habe. Das Alles aber wollte er jetzt fahren lassen und nur das von ihm rühmen, was der Apostel von seinen Christen rühme, daß nämlich Gott sie, die mit Christo geistlich sterben, mit Christo führen werde. Da erinnerte er, wie Johann vor zwei Jahren in Augsburg einen rechten Tod für sich und seine Landeskinder erlitten habe, wie er die böse Suppe und das Gift habe auseffen müssen, die ihm der Teufel eingeschenkt, wie er Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt bekannt habe und darauf geblieben sei, Land und Leute, ja Leib und Leben dran setzend.

Er verfaßte auch deutsche Reime auf ein Bild des Entschlafenen; er rühmte ihn hier nicht bloß wegen seines festen Bekenntnisses, vor Kaiser und Reich, sondern auch um deswillen, daß der Fürst bei jener Wahl Ferdinands, für welche er selbst zum Nachgeben rieth, für das alte Recht eingetreten sei und großen Zorn nicht gescheut habe; zum Schluß ließ er ihn sagen:

„Erfahren hab' ich's und zeugen thar [darf],
Wie uns die Schrift sagt und ist wahr:
Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann;
Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält."

Seinem Nachfolger Johann Friedrich wünschte er des Oheims Weisheit, des Vaters Frömmigkeit. Ueber ihn äußerte er einmal, es sei ihm Muth genug eigen, den er ihm wohl gönnen wolle, wenn damit die Hälfte jener Weisheit und jener Frömmigkeit sich paare; er fürchte aber, daß die Herrn vom Adel, die ihm immer noch mehr Muth zusprechen, ihn beherrschen und er und sie dem Land ein Schweißbad zurichten möchten. [1])

In den innern kirchlichen Angelegenheiten des Landes und auch bei der Universität hatten seit den letzten Jahren wieder verschiedene Nothstände und Beschwerden sich herausgestellt, auf die wir im nächsten Hauptstück zurückgreifen werden. Kurfürst Johann kam jedoch nicht mehr dazu, Neues hier vorzunehmen: erst kurz vor seinem Tod erließ er noch Schreiben an die Wittenberger und an seinen Kanzler Brück wegen einer neuen Kirchenvisitation. [2])

Von Luthers Haus haben wir aus diesen Jahren die Geburt seines Sohnes Martin, am 7. November 1531, zu berichten. — Seine Mutter folgte seinem Vater ein Jahr später, am 30. Juni 1531, im Tode nach. Auch aus ihrer letzten Krankheit haben wir noch einen Brief Luthers an sie, in welchem er sie ähnlich wie einst seinen Vater der göttlichen Barmherzigkeit getröstet und in dem „rechten Helden und Siegesmann" stark und froh machen wollte. Er schrieb ihn in Mitten der Seinigen, von denen er am Schlusse sagt: „Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe; etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank; Gottes Gnade sei mit uns allen." [3])

Sein eigenes leibliches Befinden wollte sich nicht bessern. Er suchte im Spätherbst 1531 beim sächsischen Erbmarschall Hans Löser auf Schloß Pretsch Erholung für seinen Kopf durch frische Luft und Bewegung. Auch zur Jagd fuhr er da mit hinaus; auf dem Wagen aber hielt er ein „geistlich Gejägd", nahm seinen Psalter zur Hand und entwarf eine Auslegung des 147. Psalms, die er nachher als sein edelstes und unter Viele theilbares Wild mit einem liebenswürdigen Schreiben jenem Freund widmete; auch kurze lateinische Anmerkungen Luthers zum 42. Psalm („Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser u. s. w.") stammen nach Dietrichs Angabe von jener Jagd her. Im folgenden Januar meinte er zu fühlen, daß bei ihm eine neue schwere Krankheit im Anzug sei, die bis zum Monat März hin ausbrechen möchte. Schon am 22. Januar aber kam über ihn wieder ein so heftiger Anfall von Sausen im Kopf und darnach von Schwäche

des Herzens, daß der Arzt einen Schlag befürchtete und meinte, er werde schwerlich davon kommen; Melanchthon und Kaplan Rörer, welche Luther zu sich rufen ließ, sprachen schon von dem großen Aergerniß, welches sein Tod den Papisten geben würde; doch er erklärte, er wisse gewiß, daß Gott nicht jetzt nach Zwingli und Oekolampad auch ihn sterben lassen und Jenen einen solchen Triumph bereiten werde: der Satan wolle ihn zwar tödten und gehe ihm alle Augenblicke auf dem Fuße nach, aber nicht sein, sondern Gottes Wille werde geschehen. Melanchthon hatte auch vorher schon gegen Camerarius die Befürchtung ausgesprochen, daß sie „ihren Theologen" bald verlieren werden. Während seines Besuchs beim Kurfürsten gegen Ende Februars litt Luther, besonders Morgens vor dem Frühstück, wieder so sehr, daß er an Dietrich schrieb: dieser möge daran denken, im Fall seines Todes die Vorrede zu seinen Propheten statt seiner zu machen. Tage und Wochen lang wurde er wieder an der Arbeit verhindert. Indem er am 13. Juni dem Amsdorf meldete, daß Gott seinen Kopf auf die Gebete seiner Freunde hin allmählich wieder stärker werden lasse, fügte er bei: „an meinen natürlichen Kräften bin ich verzweifelt". [1])

Seine Thätigkeit auf Kanzel und auch Katheder mußte er daher jetzt wenigstens zeitweise einschränken.

Hinsichtlich seiner Vorlesungen sind wir indessen für diese und die nächstfolgenden Jahre nicht ganz im Klaren.

Wir hören, daß er vom März 1532 an eine ausführliche Erklärung ausgewählter, besonders wichtiger Psalmen, nämlich des 2., 51. und 45. vortrug, von denen die des 45. sich ins folgende Jahr hinüberzog, und daß er, wie er beim Uebergang zum 45. Psalm bemerkte, sich damals seiner Kränklichkeit wegen zur Behandlung des ganzen Psalters oder eines andern Buches unfähig fühlte; ferner daß er vom Jahr 1531 bis Ende Oktobers 1533 auch über die sogenannten Stufenpsalmen, Ps. 120—134, las, welchen Namen er darauf bezog, daß diese Psalmen wohl an einem erhöhten Ort beim Gottesdienst durch einen Chor von Leviten gesungen worden seien. Diese Auslegungen alle sind aus Nachschriften durch Dietrich (nur die von Ps. 51 durch einen Andern) herausgegeben worden. Endlich stammen wohl auch Anmerkungen Luthers zu einigen andern Psalmen, die durch Dietrichs Söhne später veröffentlicht wurden, aus jenen oder den folgenden Jahren.[2]) Aber in den Zeitraum zwischen den Jahren 1530 und 1534 werden wir, obgleich wir keine bestimmte Data dafür haben, auch neue Vorlesungen Luthers über die Propheten Hosea, Micha und wohl auch Joel verlegen müssen.[3]) Wir haben ihre Herausgabe durch Dietrich später (Buch 8, Kap. 6) zu erwähnen, werden jedoch ihren Ursprung nur in diese frühere Zeit setzen können und müssen andererseits die über Hosea und Joel von denjenigen, welche Luther schon mehrere Jahre vorher

(oben S. 154) darüber gehalten hat, unterscheiden; denn der Inhalt derselben ist zu sehr verschieden und den gegenwärtigen fehlt jede Beziehung auf jenen noch früheren Zeitabschnitt. Die über Micha sind überhaupt die ersten über diesen Propheten, die wir von Luther kennen.

Um ebendieselbe Zeit finden wir Luther wieder mit neutestamentlichen Vorlesungen beschäftigt. Sicher ist, daß er im Wintersemester 1531—1532 den ihm so besonders werthen und wichtigen Galater-Brief wieder vorhatte.[1]) Diese Vorlesung dehnte sich aber wohl durch eine ganze Reihe von Semestern aus und wird besonders im Jahre 1532 bei jenem Befinden Luthers Unterbrechungen erlitten haben. Wir werden so erst bei den nächsten Jahren (im 2. Kap. unseres nächsten Buches) weiter von ihr reden. Ihr wird vorangegangen sein die früher (oben S. 155) besprochene zweite Vorlesung Luthers über den 1. Johannis-Brief, die noch ins Jahr 1531 hineingereicht haben mag.

Aufs Predigen vor der Gemeinde verzichtete Luther auch nach jenem neuen Krankheitsanfall und nach Bugenhagens Rückkehr nicht ganz. Namentlich haben wir von ihm aus dem Jahre 1532 noch eine längere, sehr gehaltvolle Predigtauslegung des Textes 1. Joh. 4, 16—21 über die Liebe zum Nächsten, in welcher ein echt christlicher Glaube und Geist sich bewähren müsse. Während er aber für die nächste Zeit doch nur wenig mehr in dieser Thätigkeit leisten konnte, begann er seit dem Frühjahr 1532, des Sonntags gewöhnlich zu Haus vor Frau und Kind, Gesinde und herzukommenden Freunden über die evangelischen Perikopen zu predigen. Dies, sagte Luther, thue er nach seiner Pflicht als Hausvater, und er sehe auch, daß es im Haus ebenso sehr als in der Kirche Noth thue, der Verachtung des göttlichen Wortes zu steuern.[2])

Siebentes Buch.

Luther unter den Aufgaben und Erfahrungen der Jahre 1532—1540.

Erſtes Kapitel.

Ruhigere Jahre, 1532—1535.

In ſeinem ſiebenundvierzigſten Lebensjahre ſtand Luther, als der große Bekenntnißakt vor dem Augsburger Reichstag geſchah, in welchem er einen der ſchönſten Erfolge des Evangeliums begrüßt hat. Noch nicht fünfzig war er alt, als den Bekennern der Lehre, um deren willen er elf Jahre früher in die Reichsacht gethan worden war, ein förmlicher Friede im Reich zu Theil wurde. Schon zur Zeit jenes Reichstags aber hat er — z. B. in Briefen, die wir oben anführten, — ſich ſelbſt einen Greis genannt und von Schwächen des Greiſenalters geredet, an denen er leide.[1]) Er äußert ſich des Lebens überdrüſſig, und zwar nicht mehr bloß ſo wie früher, wo er wohl auch ſchon immer aufs Neue wünſchte, der argen Welt los zu werden, ſein Zeugniß mit dem Tod verſiegeln zu dürfen oder bald den lieben jüngſten Tag zu erleben; ſondern ſeither haben die anhaltenden, auch für ſeine geiſtige Thätigkeit ſo ſtörenden körperlichen Beſchwerden, die Laſt der ſeit 1517 unabläſſig fortwährenden und immer neuen Arbeiten und Kämpfe und zugleich die ſchmerzlichen Erfahrungen davon, daß beim herrlichen Aufleuchten des Evangeliums die göttliche Gnade doch von einer großen Menge mit Undank belohnt werde, noch viel weiter und tiefer auf jene Stimmung bei ihm eingewirkt. Laut ſeiner eigenen Aeußerungen könnte man ſagen, daß ſchon jetzt der Abend ſeines Lebens für ihn begonnen habe, nachdem die Sonne desſelben noch beſonders reich, kräftig und voll während jenes Reichstages nach allen Seiten hin geſtrahlt.

Auch ſein äußeres Wirken nahm an Umfang und Regſamkeit ab, ſofern er weniger als früher an den verſchiedenen Punkten der Reformation und evangeliſchen Kirche unmittelbar mit ſeinem Wort und Rath eingriff. Während das von ihm geſtiftete evangeliſche Werk noch weiter ſich ausbreitete, nahm im Verhältniß dazu die Zahl der von ihm ausgehenden

Briefe und Gutachten vielmehr ab. Er selbst wurde einer größeren Ruhe, nach der er ja schon früher oft sich sehnte, immer mehr bedürftig. Und die evangelische Kirche zählte, nachdem sie begründet und herangewachsen war, jetzt auch andere Männer, welche auf dem gelegten Grund weiter bauen konnten. Ueber die wichtigsten prinzipiellen Fragen des evangelischen Glaubens, Kirchenthums und Lebens waren die Grundsätze festgestellt: es waren diejenigen, welche eben er ans Licht gebracht hat. Für die laufenden kirchlichen Angelegenheiten und praktischen Vorkommnisse war er auch mit seiner ganzen großartig angelegten Geistesart und mit seinem, bald still vertieften, bald gewaltig erregten Gemüth weit weniger begabt, als fürs Zeugniß von jenen höchsten Glaubenswahrheiten und für einen in den höchsten Fragen und Gegensätzen sich bewegenden Kampf.

Doch es war ihm noch eine längere Lebensfrist, als er fort und fort meinte, beschieden. Und da steht er fort und fort innerhalb der evangelischen Kirchen Deutschlands mit seinem Wort als die gewichtigste menschliche Autorität, vor welche die auch jetzt noch neu auftauchenden schwereren Fragen und Controversen gebracht werden. Insofern nahm er, wenn nach seiner Erklärung ein wahrer Bischof ein Aufseher oder Wächter ist, thatsächlich, ohne daß ihm ein anderes Amt als das eines Doktors der Theologie übertragen gewesen wäre, die Stelle eines obersten Bischofes ein: die Katholiken hatten ihm ja längst vorgeworfen, daß er ein Gegenpapst sei. Nie aber wollte er einen anderen Einfluß als eben durch die einfache Kraft seines Wortes, das heißt des Zeugnisses, das er für die in der heil. Schrift vorliegende göttliche Wahrheit ablege. — Während wir ihn ferner auf die äußere Entwicklung der Kirche weniger, und vielmehr nur bei einzelnen, besonders wichtigen Anlässen unmittelbar werden eingreifen sehen, sind aus seiner Beschäftigung mit dem Schriftworte, der er wieder mehr als im letzten Zeitabschnitt sich zuwenden konnte, gerade jetzt noch Früchte hervorgegangen, welche den Reichthum und das kräftige innere Leben seines Geistes in vollem Maß uns werden erkennen lassen.

Besonders die nächstfolgenden Jahre brachten ihm, was spannende und aufregende kirchliche Arbeiten und Kämpfe betrifft, eine größere Ruhe.

Auch sein leibliches Befinden hat sich da, trotz wiederholter neuer Stürme, doch im Ganzen allmählich wieder mehr befestigt und wir hören nicht mehr von so schweren geistigen Anfechtungen, die sich mit jenen Leiden verbunden hätten, obgleich er in jenen fortwährend „des Satans Engel" fühlte. Wichtigen Einfluß übte auf sein Gesammtbefinden jetzt und auch später, ja bis zum Ende seines Lebens ein Uebel, das er am Schenkel bekam, das ihm aber für die Beschwerniß seines Kopfes und die Affektionen des Herzens Erleichterung brachte. Wir hören von Spengler schon in der Mitte Julis 1532, daß Luther einen bösen Schenkel überkommen

habe, wovon Jener Gutes für seinen Kopf hoffte, — dann drei Monate nachher, daß der bisher offene Schenkel wieder zugeheilt sei, was jener für schädlich ansieht. Im folgenden Februar erkrankte er wieder mit einem heftigen Anfall von Schwindel, der ihn bei einer Begräbnißfeier in der Kirche ergriff und dem Tod nahezubringen schien. Im April war er von seiner schweren Krankheit genesen, und im Juli berichtete er dann einem Augsburger Freund, der ihm ein Arzneimittel gerathen hatte: „Es ist je wahr, daß ich nicht gemeint hätte, solche Stäupe zu überwinden, sondern des Lebens mich schon verziegen [verzichtet] hatte, so gar hart war der Schwindel, daß ichs nicht allein der natürlichen Unkraft, sondern auch dem Teufel und seinen Pfeilen Schuld gab, und wollte mich gar davon gemacht haben; aber Gottes Macht ist in mir über mein Dünken stark gewest; — unsere Aerzte meinen, wo ich den Fluß im linken Bein, so bisher offen gewest, offen behalten könnte (darin sie arbeiten), so solle es dem Haupt Lösung geben; das glaub ich, doch muß ich mich des Erzmörders Pfeile dennoch daneben auch versehen." In der That erfahren wir nach jenem Anfall drei Jahre lang von keinem ähnlichen mehr, sondern nur davon, daß Luthers Gesundheitszustand im Allgemeinen schwankend, seine Kraft gering und sein Kopf in den Morgenstunden meist zur Arbeit untüchtig geblieben sei. Bald abzuscheiden wünschte und hoffte er immer.[1])

Sein neuer Landesherr war ihm, wie wir wissen, schon vom Jünglingsalter an eng verbunden. Wir erwähnten schon die Besorgnisse, die Luther bei seinem Regierungsantritt hegte. Er fand wirklich nachher oft Ursache, über das Treiben und den Einfluß des Adels bei Hof und Regiment zu klagen, wie er dies zuvor befürchtet hatte. Aber er freute sich auch, daß Johann Friedrich rascher und energischer als sein Vater war. Am Evangelium, an den Pflichten eines christlichen Regenten, wie Luther sie lehrte, und an der vertrauensvollen persönlichen Beziehung zu Luther hielt derselbe mit redlicher, unwandelbarer Treue fest. Als unverdorbener Jüngling war er herangereift; Luther sprach ihn frei von den unter den großen Herrn allgemein grassirenden Lastern des Trinkens, der Unzucht und des Spieles: wenn er einen starken Trunk thue, so bedürfe auch sein starker Leib Vieles und könne viel aushalten, während freilich Andere daneben trunken werden.[2])

Luther ging ihn gemäß dem Verhältniß, in dem er schon bisher zu ihm stand, noch öfter und freier als seine Vorgänger mit Fürsprachen manigfacher Art an: für Studirende, welche einer Unterstützung bedurften, für nothleidende Pastoren und andere Unterthanen, besonders auch für Personen, welche ihm in der öffentlichen Rechtspflege und Verwaltung unbillig behandelt zu werden schienen. So verwandte er sich bei ihm zwei Monate nach seinem Regierungsantritt für ein hochbetagtes Ehepaar in

Altenburg, das wohl allzuschnell (wegen einer uns nicht bekannten Sache) gefangen gesetzt und mit einer Tochter um Haus und Hof gebracht werde. Er schreibt ihm: er könne noch nicht glauben, daß der Fürst zum Anfang seines Regiments so geschwind mit alten ehrbaren Leuten handeln sollte; die Sache sei nicht so schwer, und das Recht, das in den Büchern der Juristen stehe, sei nicht das einzige und noch viel weniger das ewige Recht. Auch erlaubte er sich wohl, direkt einen fürstlichen Beamten vor vorschnellem, ungerechtem Verfahren zu warnen. Entsprechend eben jenem vertraulichen Verhältniß bedang sich Johann Friedrich gleich Anfangs von Luther aus, daß dieser ihms nicht verübeln dürfe, wenn er nicht dazu komme, alle seine Unterstützungsgesuche zu lesen, und Luther war zufrieden in der guten Zuversicht, daß Jener das Nothwendige richtig treffen, — was Hemd und was Mantel sei, wohl merken, und mit der Ausführung des für nöthig Erkannten nicht zögern werde. Er wollte auch mit Bittgesuchen nicht zu oft kommen: die paar ersten zählte er, damit „ers nicht zu viel mache". — In seinem eigenen persönlichen Interesse hören wir Luther seinem Fürsten nie eine Bitte vortragen.[1])

Vom Hofe wollte Luther nach wie vor sich ferne halten. Er wurde aber noch häufiger als früher vom Fürsten nach Torgau berufen und dieser erschien öfters in Wittenberg, wo Luther sofort eingeladen wurde und möglichst oft im Schloß zu predigen hatte. Melanchthon erzählt, wie Luther mit ihm im Sommer 1534 auch einmal ungeladen, um dem Fürsten einen Freund für seinen Dienst zu empfehlen, nach Torgau kam, wie da Johann Friedrich sie voll Freude und Freundlichkeit aufnahm und bewirthete, im Tischgespräch mit ihnen große Wanderungen durch allerhand Länder und Zeiten und bis in den Himmel machte, den „Doktor" nach der Tafel zu seiner im Wochenbett liegenden Gemahlin führte und ihnen dann die neuen Bauten am Schloß zeigte, wobei Luther bis auf den Gipfel des Thurmes stieg. Luther schickte damals einen heitern Brief an seine Frau, — an „D. Lutherin", seinen freundlichen lieben Herrn", — unterzeichnet „Dein Liebchen, M. Luther D.": sie möge jetzt denken, wie lang er da bleiben werde, oder wie sie ihn los mache; er habe aber dort einen übeln Trunk gethan und gedacht, wie gut Wein und Bier er daheim habe, dazu eine schöne Frau oder vielmehr einen Herrn. So mochten jetzt in seinem Zusammensein mit dem Landesherrn gemüthliche Stunden mit den ernstesten Verhandlungen abwechseln.[2])

Das dringendste kirchliche Bedürfniß, welches der neue Kurfürst vorfand und das auch dem Reformator jetzt am Herzen lag, war, daß das landesherrliche Kirchenregiment wieder umfassend und eingehend Hand anlege an alte und neue ungeordnete, verderbte oder wenigstens unfertige Zustände, welche in dem jungen evangelischen Kirchenthum sich zeigten.

Zu diesem Zweck hatte schon Kurfürst Johann die neue Kirchenvisitation sich vorgesetzt. Er sprach in jenem Erlaß von allerlei Beschwerungen der Pfarrherrn durch Mangel an Unterhalt und durch Verachtung, Unrecht und Gewalt, die ihnen an manchen Orten zugefügt werden, von Entziehung der kirchlichen Einkünfte und Verschleuderung der Kirchengüter, von Beschuldigung wegen sträflichen Lebens, die gegen manche Pfarrer mit Recht sich erhebe u. s. w. Von den Gütern und Gebäuden waren besonders die der Klöster theilweise in unbefugte Hände übergegangen. Ein paar einzelne Klöster bestanden sogar auf kursächsischem Gebiet noch fort. Mancherlei Streitigkeiten waren auch wegen Besetzung von Pfarrstellen oder Entlassung von Pastoren entstanden. Eine besondere, ordentlich organisirte Behörde zur obersten Aufsicht und Entscheidung solcher Händel bestand nicht. Kamen schwere Fragen und Fälle vor den Landesherrn, so entschied dieser mit seinen gewöhnlichen Räthen, indem er sich dazu Gutachten von seinen Wittenberger Theologen einholte. Von manchen Orten aus wandte man sich klagend und streitend auch unmittelbar an Luther.

So hatte es namentlich zu Zwickau zwischen den Geistlichen und dem Magistrat im Jahr 1531 sehr schlimme Zerwürfnisse gegeben, mit denen Luther selbst zu thun bekam. Der Magistrat entließ damals im Unfrieden einen der städtischen Prediger, Lorenz Soranus, der deshalb mit Hausmann, dem Oberpfarrer der Stadt, Luthers intimem Freund, klagend in Wittenberg erschien. Luther erklärte dies (am 4. März) für einen frevelhaften Uebergriff des Magistrats, da dieser nicht Herr über die Kirche sei, einen Prediger nicht wie einen Knecht fortschicken könne und insbesondere nicht ohne Zustimmung des Pfarrherrn und Urtheil des Landesherrn einen entlassen dürfe. Die Zwickauer standen bei ihm schon von früher her in üblem Ruf als harte, streitsüchtige Köpfe; ein paar Jahre vorher erst hatte ein anderer Prediger, den übrigens er selbst zu ruhigem, versöhnlichem Verhalten ermahnt hatte, wegen gegenseitiger Unverträglichkeit von ihnen abziehen müssen; auch sein gewissenhafter Freund Hausmann aber hatte immer wieder über sie zu klagen und nochmehr der ihm gleichfalls persönlich nah stehende, aus Oestreich übergetretene Prediger Cordatus. Die Zwickauer galten dafür, daß sie keinen Pfarrer und Prediger leiden können; überdies stand ja der böse Geist, der im Beginn der Reformation dort sein Wesen getrieben und von dort sich verbreitet hatte, noch in lebhaftem Andenken. So schrieb Luther jetzt heftig aufbrausend an Bürgermeister und Rath und zugleich an den Stadtschreiber Roth, seinen persönlichen Freund: sie dürfen das Amt und die Einkünfte nicht wie ihr Eigenthum ansehen, nicht rauben und stehlen nach ihrem Gutdünken; die Sache stehe dem Landesfürsten zu, bis die Frage über die

bischöfliche Gewalt ins Reine gebracht sei. Im Brief an Roth redete er sie als Junker an, die in der Kirche dominiren wollen, ja er sprach von Zwickauer Bestien, die er öffentlich in einer Schrift züchtigen werde. Dabei drückte sich ein Gefühl persönlicher Ueberlastung und Verletzung aus: Jenen sei wohl Nichts daran gelegen, was ihn verdrieße und ihm unrecht dünke; doch sollten sie seiner, der ihnen das Evangelium so schwer erworben, billig schonen und ihn armen, betrübten Mann nicht mit solchem Vornehmen bekümmern. Von den Antworten, welche ihm darauf der Magistrat und Roth gaben, besitzen wir noch die des letzteren. Auch sie lautete heftig: er müsse sich wundern über Luthers übereiltes Urtheil, das diesen wohl werde gereuen müssen; denn der Rath habe den Soranus in ordentlicher Form nach reiflicher Ueberlegung entlassen und habe Gründe gehabt, es ohne Wissen des Pfarrers zu thun; Luther habe Verläumdern Gehör geschenkt, wie er denn schon unzählige Male durch solche Bestien hinters Licht geführt worden sei; es gebe viele Prediger, die unter dem Vorwande des Evangeliums ihr Eigenes suchen, ihren Affekten folgen, das Volk durch Unbescheidenheit, Ungestüm und grobe Scheltreden erbittern; von Anderem wolle er mit Vorbedacht schweigen. Aehnlich muß der Magistrat gegen Luther sich ausgelassen haben. Luther aber wurde durch den Brief des Rathes vollends so erregt, daß er ihn nur zum vierten Theile las, den des Roth gar nicht öffnete und beide so den Zwickauern zurückschickte. Dazu kam, daß eben jetzt wegen einer Entscheidung, die er in einem Ehehandel gegeben, die Zwickauer Herrn ihm in Torgau beim Kurfürsten, wie er sagt, mit boshaften Anschwärzungen, als ob er sich Herrschaft über sie anmaßte, ein Feuer angezündet hatten. Ebenso beschuldigten sie dort ihn und Hausmann des Eingriffs in das obrigkeitliche Amt in der Sache des Soranus. Er wies jetzt den Hausmann an, dem Magistrat wegen des Eingriffs ins Pfarramt noch einmal Vorstellungen zu machen und, wenn sie Nichts fruchten, öffentlich vor der Gemeinde gegen die Gewaltthat zu protestiren; Cordatus möge das Gleiche thun. Denjenigen Prediger, der nach dem Willen des Raths in Soranus' Stelle eingetreten war, befragte er, mit welchem Gewissen er dies thun könne. Darauf forderte er jene beiden auf, den Zwickauern bis auf Weiteres Valet zu sagen und sie sich selbst zu überlassen: Hausmann möge zu ihm auf Besuch kommen. Hiebei ermahnte er jedoch „alle fromme Christen in Zwickau unter den falschen Brüdern" in einem kurzen Sendschreiben: sie sollen mit Geduld stille sein, die tollen Köpfe versaufen lassen, mit Niemand in dieser Sache zanken, auch die Gnadenmittel, Predigt und Sakrament, die ja Gottes und nicht der Menschen Sache seien, in der Kirche des schnöde vertriebenen Soranus gebrauchen, bis der Fürst eine Entscheidung fälle. Diese erfolgte endlich im Juli 1531. Der Bürger-

meister Mühlpford und andere Zwickauer wurden da mit Luther, Jonas und Melanchthon nach Torgau beschieden, wo Jene ihre Klagen über das Schelten der Geistlichen auf der Kanzel und über Luthers Herrschsucht wiederholten. Mit deutlicher Beziehung auf sie äußerte damals Luther, als er bei einem Gastmahl dem Kurfürsten ein Handtuch hinhalten sah: „Bittet unsern Herrgott, daß wir den Fürsten die Handtücher lange reichen mögen, auf daß nicht Bestien oder Bauern zu Fürsten werden." Dagegen erklärte ihm Mühlpford bei einem etwas späteren zufälligen Zusammentreffen zu Torgau im Tischgespräch: „Herr Doktor, ihr bringet uns nimmer unter den Papst, wir sind viel zu gelehrt dazu", worüber Luther nachher bemerkte: „Ists nicht eine Plage, daß ich andere Leute so gelehrt habe gemacht und ich weiß selbst Nichts?" Auf jener Zusammenkunft im Juli genehmigte nun Kurfürst Johann, daß Hausmann seine Stelle in Zwickau ganz aufgebe; Luther selbst verwandte sich zuletzt, obwohl ungerne, hiefür, um ihn von jenen „übermüthigen Klötzen" zu erlösen. Cordatus ging gleichfalls ab. Zugleich verbot jedoch der Fürst, daß eine Stadt oder auch ein adeliger Patron je wieder so ohne landesherrliches Erkenntniß zu verfahren wage. Ueber Forderungen, welche Hausmann und Cordatus noch an die Zwickauer zu machen hatten, wurde im folgenden Mai vollends ein Ausgleich erzielt, und diese schickten dann jenen zum Zeichen der Versöhnung noch ein Geldgeschenk. — Wir haben nicht mehr die Mittel, den hier geschilderten Streit im Einzelnen zu prüfen. Jedenfalls aber bezeugt jene Behandlung der Zwickauer Briefe durch Luther, daß er persönlich nicht dazu angelegt war, in solchen kirchlichen Dingen das ordentliche Regiment zu führen. — Der Streit ist ferner ein Vorspiel vieler ärgerlichen gegenseitigen Klagen, welche vollends nach Luthers Tod über trotzige, undankbare Gemeinden und ungestüm eifernde Männer des kirchlichen Amtes in der evangelischen Kirche sich erhoben haben.[1])

Mit den kirchlichen Schäden und Unordnungen, für welche jetzt Abhilfe in einer neuen Visitation gesucht wurde, verband sich endlich ein niedriger Stand des sittlichen Lebens unter der Masse der Gemeindeglieder, den Luther, der Prediger der Glaubensgerechtigkeit, nicht minder fühlte, als solche aus der Reformation hervorgegangene schwärmerische Eiferer, welche längst ihm und seinen Anhängern ein Versäumniß der persönlichen und gemeindlichen Heiligung vorgeworfen hatten, oder solche Anhänger der alten Kirche, welche die Früchte des angeblich neu erstandenen Gottesworts bei den Evangelischen vermißten, ohne bessere auf der eigenen Seite aufweisen zu können. Wir erinnern namentlich an die Predigten aus dem Johannes-Brief, welche er eben jetzt gehalten hatte (oben S. 269): aus den tiefsten christlichen Motiven heraus wollte er hier die echte, lebendige und werkthätige Liebe wachrufen und die Christen verwarnen, die ihr Christen-

thum nur wie Schaum auf der Zunge schweben lassen und statt der Früchte nur leere Hülsen haben. Das Grundübel blieb das, daß die neue Kirche so viele Glieder umschloß, die für eine solche Predigt überhaupt noch ganz stumpf sich zeigten: sie waren Glieder derselben geworden nicht bloß ohne wahre innere Umkehr, sondern überhaupt ohne innere Erregung und Theilnahme — durch die äußere Reform, welche neue kirchliche Ordnungen, Prediger und gottesdienstliche Formen ihnen gegeben hatte. Sollte nicht gegen die groben Unsittlichkeiten, die unter diesem Volk herrschten, eben auch durch äußerliches Kirchengesetz, durch strenge gesetzliche Kirchenzucht eingeschritten werden? In dem Momente, wo die Evangelischen vermöge des Reichsfriedens wieder ruhiger ihren inneren Angelegenheiten sich widmen konnten, regte sich auch an verschiedenen Orten zugleich ein Streben, diesem Bedürfniß zu genügen.

Von Vornahme der Visitation überhaupt durch den neuen Kurfürsten war unter den Theologen Wittenbergs schon die Rede, als dieser wenige Tage nach seines Vaters Beerdigung, der er nicht hatte beiwohnen können, hierher kam. Luther meinte jedoch, es sei noch nicht Zeit mit ihm darüber zu sprechen, sondern man werde warten müssen, bis er erst unter seinen vielen hochweisen Räthen, welche jetzt wohl die Mahnung eines Theologen abweisen würden, sein Lehrgeld werde bezahlt haben. Noch im Spätjahr 1532 aber wurde von dem zu Weimar versammelten kursächsischen Landtag die Veranstaltung der Visitation beantragt und von Johann Friedrich verfügt. Daß die Stände so bei der Sache sich betheiligten, entsprach völlig jener, namentlich auch bei Luther obwaltenden Auffassung von der Einheit der bürgerlichen und der religiösen oder kirchlichen Volksgemeinde, deren Obrigkeit eben nicht der Landesherr für sich allein, sondern er sammt seinen zur Gesetzgebung mitberufenen Ständen bildete.

Wieder wurden Visitatoren für die verschiedenen Kreise bestellt und ihre Thätigkeit dehnte sich wiederum durch ein paar Jahre hindurch aus. Luther, und auch Melanchthon, wurden jetzt nicht mehr mit ausgesandt. Jenem fehlte, abgesehen von seiner Gesundheit und seinem eigentlichen Beruf, ohne Zweifel auch alle Lust dazu. Die Ergebnisse der Visitation konnten ihn nicht freudiger stimmen. Als sein Freund Menius, einer der Visitatoren Thüringens, im Sommer 1535 der Last überdrüssig geworden war, schrieb er ihm: „Glaube mir, alle Visitationsgeschäfte sind lästig, also daß ich hin und wieder ungeduldig wünsche, es möchten lieber alle die Schlechten in unserer Kirche Papisten werden; — doch weil Christus uns und unsere Schwächen getragen hat, müssen auch wir die Brüder und die Schwächen und Aergernisse tragen."

Die alten Visitationsartikel wurden 1533 mit einigen Ergänzungen neu publizirt. Im gleichen Jahr wurde auch die Kirchenordnung

für die Stadt Wittenberg revidirt und veröffentlicht: aus ihr sind namentlich die fortlaufenden täglichen Gottesdienste mit Auslegung der heiligen Schrift und allsonntägliche Frühpredigten über den Katechismus zu erwähnen.

Die kirchlichen und klösterlichen Güter und Einkünfte wurden von den landesherrlichen Commissären aufgenommen, die Klostergüter eingezogen, die Pfarrgehälter möglichst geordnet (nach Jonas Antrag sollte jeder Pastor 50 oder mindestens 40 Gulden jährlich beziehen). Luther selbst wollte übrigens auch jetzt nicht wehren, daß, wenn Pfarreien, Schulen, Spitäler, gemeine Kasten und arme Studenten ordentlich versorgt seien, der Kurfürst den Rest zur Erstattung der großen Kosten gebrauche, die derselbe für das Evangelium, für seinen eigenen und Melanchthons Unterhalt und für andere kirchliche Zwecke sich gemacht habe, und daß Etwas davon, jedoch mit Maß, für arme Adelige oder sonst hochverdiente Leute, oder für gemeinnützliche Bauwerke, Brücken, Wege, Landesfestungen verwendet werde.

Die in einzelnen Klöstern noch vorhandenen Mönche und Nonnen bezogen daselbst fernerhin ihren Unterhalt, ohne Zulassung neuer. So fanden sich in Nimtsch, im Kloster, welchem Katharina von Bora angehört hatte, noch fünfzehn Nonnen. Sie bekannten sich alle zum Evangelium. Luther warnte selbst, daß sie nicht unbedacht austreten; die bejahrten unter ihnen sollten jedenfalls bleiben.[1])

Während so die Klöster durch die Reformation eingingen, kam Luther dem Fortbestand eines Hauses der sogenannten Brüder gemeinsamen Lebens zu Herford in Westfalen, welche längst mit ihrem Dekan Gerhard Viscamp seiner Lehre zugefallen waren (vgl. oben B. 1 S. 646. B. 2 S. 167), aber aus freiem Antrieb bei ihrem frommen Verein und ihrer Ehelosigkeit verblieben, sogar mit warmer Fürsprache zu Hilfe. Man wollte dort, nachdem auch die Stadt die Reformation angenommen hatte, die Pfarrrechte jenes Hauses und seine Stellung unter der Jurisdiktion der gleichfalls evangelisch gesinnten Aebtissin des Herforder Frauenstiftes nicht mehr dulden; Manche eiferten auch gegen die Lebensordnung der Brüder als eine unevangelische, seelengefährliche. Hiegegen nahm sich Luther ihrer vor dem Magistrat und der städtischen Geistlichkeit im Jahr 1532 und wieder im Jahr 1534 kräftig an: sie haben ja des Papstes Gräuel abgethan, halten sich in ihrer alten Tracht und Form christlich frei, leben züchtiglich und von ihrer eigenen Hände Arbeit. Ja er sprach hier und in Briefen an Viscamp ein großes Wohlgefallen an ihrem Verein aus, indem er gute Früchte für Erziehung der Gläubigen in Gottesfurcht und sittlichem Wandel von ihm hoffe. „Wollte Gott", schrieb er, „alle Klöster wären so, so wär allen Pfarrherrn, Städten und Landen wohl geholfen." So wünschte

er, daß man ihnen auch jene äußere Stellung lasse; nur empfahl er ihnen, am Abendmahl der städtischen Gemeinde mit Theil zu nehmen. Der Charakter, welchen dieses evangelisch gewordene Brüderhaus trug, war eine Verwirklichung derjenigen Idee, welche Luther zu Anfang der Reformation über eine möglichst christliche Umgestaltung von Klöstern und andern ähnlichen Instituten vorgetragen hatte. Dasselbe blieb jedoch das einzige Beispiel dieser Art, und bei keinem der eigentlichen Klöster geschah Aehnliches.[1])

Was Kirchenzucht betrifft, so wurde die christliche Uebung des Bannes, welche schon im ursprünglichen Visitatorenunterricht gewünscht war, auch durch die neuen kursächsischen Verfügungen nicht geregelt, wohl aber verordnet, daß die Obrigkeit strafend gegen Gotteslästerung, Fluchen und andere sittliche und kirchliche Excesse, z. B. den Besuch der Bierhäuser während des Gottesdienstes einschreiten sollte (Luther hielt 1534 einmal eine scharfe Predigt gegen das Saufen und Schreien in den Schenken zur Zeit des öffentlichen Gottesdiensts). Von der Wittenberger Kirche berichtete Luther einem Geistlichen, der ihn wegen der Zuchtübung befragte, daß man hier grobe Verächter der Religion mit den Strafen der Obrigkeit gegen Gotteslästerer bedrohe und daß die Pfarrer sie nach fortgesetzter Belehrung und Vermahnung endlich aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen sollen; er sagt jedoch nicht, wie weit dies wirklich durchgeführt werde und sich durchführen lasse. Denjenigen Gemeindegliedern gegenüber, welche trotz anstößigen Wandels doch gewohnheitsmäßig am Abendmahl Theil nehmen wollten, wurde ein ordentliches Verfahren den Pfarrern dadurch möglich, daß auf vorangehende Meldung und Beichte oder „Verhör" der Communikanten fortwährend gehalten wurde. Wir hören aber auch von heftigen Beschwerden Solcher, welche behaupteten, daß ihnen hiebei von ihrem Pfarrer Unrecht geschehe. Auch z. B. aus Magdeburg kam einmal eine derartige Klage an Luther, die ihm sichtlich Noth machte: er fürchtete, in „jenem Babylon" möchte aus dem Funken ein Brand werden. Da bleibt denn sein allgemeiner Grundsatz doch immer der: man müsse, da der thatsächliche Zustand der Massen eine echt evangelische Ordnung des kirchlichen Lebens noch unmöglich mache, in dieser Hinsicht Geduld haben, mit Predigt des göttlichen Wortes und seelsorgerlicher Mahnung und Warnung das Beste zu erreichen suchen, die Halsstarrigen zuletzt sich selbst überlassen, eine Verleugnung der evangelischen Prinzipien und einen Rückfall in papistische Maßregeln auch für die guten Zwecke der Zucht sich nicht erlauben.[2])

Einen heftigen Streit erregten diese Fragen in Nürnberg, als diese Stadt gemeinsam mit dem Markgrafen von Brandenburg, 1532, eine Kirchenordnung entwarf. Auf der einen Seite wurde Wiederherstellung

des Bannes erstrebt und auch an bürgerliche Folgen, welche derselbe haben sollte, gedacht; auf der andern Seite fürchtete man eine neue hierarchische Tyrannei, und auch streng gesinnte evangelische Theologen erkannten an, daß das Urtheil über öffentliche Laster nicht Sache der Geistlichen allein sei, sondern fromme, verständige Gemeindeglieder als Aufseher oder Aelteste beigezogen werden müßten: so die theologischen Rathgeber des Markgrafen, darunter Brenz, der ja ein solches Institut gleich Anfangs in Schwäbisch Hall hatte aufrichten wollen (oben S. 47). In Nürnberg war auch jene Meldung zum Abendmahl und Privatbeichte der Communikanten nicht mehr Regel. Man hatte hier den auch anderwärts schon früher bestehenden Brauch (vgl. oben S. 21), daß der Geistliche nach der Predigt ein allgemeines Sündenbekenntniß oder eine „gemeine offene Beichte" sprach und den Anwesenden insgemein, so sie herzlich bereueten und der göttlichen Zusage vertrauten, die Absolution ertheilte: so geschah es im Hauptgottesdienst vor dem Abendmahl. Um so mehr glaubten die meisten Gemeindeglieder einer besonderen Absolution und vorangehenden Privatbeichte entbehren zu können, entzogen sich also dem Akte, in welchem sonst den groben Sündern der Zutritt zum Abendmahl versagt wurde, und nahmen ohne Weiteres an diesem Theil. Die Kirchenordnung nahm dann keine Bestimmungen über den Bann auf. Dagegen drang in Nürnberg Osiander darauf, daß jene, die allgemeine Absolution, abbestellt werde. Aber die Gemeinde wollte auf diese nicht verzichten, und Osianders Collegen wollten ihrem Wunsch willfahren, so hoch sie auch die Privatabsolution schätzten; Link verfaßte eine Formel für die allgemeine Absolution. Deshalb stritt Osiander seit 1533 mit maßloser Leidenschaft und Hartnäckigkeit gegen Magistrat und Collegen: er war, wie Spengler ihn charakterisirt, ein „geschickter Kopf und schönes Ingenium", aber ein hochfahrender, Andere verachtender Geist, von dem allweg zu besorgen war, daß er einmal einen großen Lärm anrichten werde.

Ueber die Artikel jener Kirchenordnung, speziell den Bann, und ferner über die gemeine Beichte und Absolution wurde nun Luther nebst seinen Wittenberger Collegen um sein Urtheil gebeten. Er wünschte auch hier, daß man denen, welche in öffentlichen Lastern liegen, das Sakrament nicht reiche, sie also in so weit excommunicire, ohne auf die Frage sich einzulassen, welcherlei kirchliche Organe man hiezu bedürfe. Bürgerliche Folgen aber (wie sie der große Bann der katholischen Kirche hatte) wollte er damit nicht verbinden: denn auch mit einem, der für einen Heiden zu achten sei, könne man bürgerliche Gemeinschaft pflegen, wenn man nur zu erkennen gebe, daß man an seinem sträflichen Treiben kein Gefallen habe. Wer selbst ums Sakrament sich nicht kümmere und jenen Ausschluß für keine Strafe ansehe, den möge man gehen lassen und der Obrigkeit anheim-

geben, ob sie öffentlich Laster gestatten wolle. Wichtiger noch ist für uns die Entscheidung Luthers über die zweite Frage. Er hatte bisher immer den Werth der Privatbeichte gepriesen, in welcher der Einzelne speziell für seine Person und seine besonderen Gewissensanliegen die göttliche Gnadenzusage und mit ihr die wirkliche Vergebung empfange, und auf eine Prüfung der Communikanten, deren Leben oder christliche Erkenntniß Bedenken erregen könnte, gedrungen; die gemeine Beichte hatte er in den evangelischen Kultus Wittenbergs und Kursachsens nicht aufgenommen. Andererseits wollte er doch nimmermehr die Vergebung an jenen besonderen Akt binden: er lehrte sie überall finden und im Glauben wahrhaft genießen, wo das Heilswort verkündigt werde. Jetzt traten von dieser Seite aus jene üblen praktischen Folgen in Nürnberg an den Tag. Dennoch wies er sehr entschieden den Eifer Osianders zurück. Er erklärte: das Evangelium überhaupt bringe Vergebung und Seligkeit allen Gläubigen; jene gemeine Absolution diene noch weiter dazu, zu erinnern, daß Jeder des Evangeliums mit der darin geschenkten Vergebung sich annehmen möge; er könne daher dieselbe nicht als unchristlich verbieten. Ihre Gegner wandten ein, daß sie doch nur eine bedingungsweise sei und die Zuhörer, denen Reue und Glauben fehle, nicht wirklich der Schuld entbinde. So aber, sagte er, verhalte sichs auch mit der gemeinen Predigt und nicht minder mit der Privatabsolution: sie entbinde nie ohne Glauben. Es genügte ihm, daß man die Privatabsolution neben der allgemeinen fort und fort anbiete und empfehle, und erwartete, daß angefochtene Gewissen von selbst ihrer sich bedürftig fühlen, daß ferner durch sie Viele erst recht lernen werden, auch die allgemeine Absolution sich anzueignen. Für diese setzte er jetzt selbst eine Formel auf. Die aufgeregten Gemüther der streitenden Nürnberger Prediger suchte er durch reiche, herzliche Zusprache zu versöhnen. Osiander behielt indessen seinen Groll, obgleich ihm ausnahmsweise gestattet wurde, die ihm anstößige Formel wegzulassen.[1])

Auch in Hessen war 1533, auf einer Synode zu Homberg, die kirchliche Zucht ein Hauptgegenstand der Verhandlungen, und es wurde ein weiter gehender Bann als der bloße Ausschluß vom Abendmahl erstrebt. Luther aber warnte die dortigen Geistlichen unter warmer Anerkennung ihres Eifers für christliche Disziplin vor Neuerungen, zu welchen die Zeitlage nicht angethan sei: man müsse „fürwahr die Bauern ein wenig versaufen lassen“; einem trunkenen Mann müsse ein Fuder Heu weichen; die Sache werde sich selbst schicken; auf dem Weg des Gesetzes könne mans nicht treiben. Er rieth auch hier, diejenigen, welche Excommunication verdienen, vom Abendmahl abzuweisen, ferner sie nicht als Pathen zuzulassen. Die Erstreckung des Bannes aufs bürgerliche Gebiet verwarf er grundsätzlich, da die Diener der Kirche hiezu kein Recht haben.

Ueberdies würde ein Versuch dazu sie nur lächerlich machen, da derselbe über ihre Kräfte ginge. Wenn aber, wie ihm scheine, die hessischen Geistlichen auf eine Exekution durch den Arm des Landesherrn hoffen, so sei sein Wunsch vielmehr, daß die bürgerliche Obrigkeit sich in dieses Amt nicht mische, sondern ganz davon fern halte, damit zwischen geistlicher und weltlicher Obrigkeit ein wahrer und bestimmter Unterschied bestehe.[1])

Durch die Visitation wurden nun wenigstens die rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Pfarrstellen und Gemeinden geordnet, die dringendsten kirchlichen Bedürfnisse besorgt, alte und neue Mißbräuche abgethan, die Geistlichen und das Volk an ihre Pflichten erinnert. Ueber Rohheit und Stumpfheit der Menge aber und besonders über bäuerlichen Undank und Trotz und über junkerliche Anmaßung und Gewaltthätigkeit hatte Luther während und nach derselben nicht minder als früher zu klagen. Von der Behandlung, welche die Pfarrherrn und Kirchendiener zu erdulden haben, sagt er in einer seiner Hauspredigten: „man siehts allenthalben, wie die Amtleute, Richter, Bürger und Bauern mit ihnen umgehen, halten sie geringer und verächtlicher, denn Kühe- und Sauhirten". In einer Predigt die er (am 8. März 1534) vor dem Kurfürsten und seinem Gefolge in der Wittenberger Schloßkirche hielt, zog er gegen die „Scharrnhanse zu Hofe", die „Junker auf den Dörfern" und die „Stadtschlingel in den Städten" los, die nur hören möchten, wonach ihnen die Ohren jucken, ja redete direkt die „lieben Junker" an. Und ein andermal (am 22. August) sprach er ebendaselbst vor Johann Friedrich und dessen Vetter Heinrich, dem Bruder Herzog Georgs: „Bei uns, Gott Lob, ist die Zunge des göttlichen Wortes so weit kommen, daß wirs rein reden und die Ohren es gern hören; denn es sind allenthalben viel fromme Leute noch, die mit Lust Gottes Wort hören. Aber daneben geht auch bei uns ein großer Undank und eine gräuliche Verachtung des Worts, ja wohl eine heimliche Verfolgung und heimliches Leiden. Andere Fürsten verfolgen es öffentlich; aber hier sitzen wir unter dem Schutz wie in einem Rosengarten, und sind ihrer doch heimlich so viele der Bürger und Bauern und der Herrn Richter in den gelben Ketten, welche gern alle Pfaffen ausbissen." Solchen Beschwerden der Geistlichen traten freilich auch mancherlei Klagen über unwürdige Subjekte in ihrer eigenen Mitte gegenüber, obgleich die Zustände seit der ersten Visitation in dieser Hinsicht sich sehr gebessert hatten, und namentlich Klagen über grobe Scheltreden und persönliche Ausfälle in Predigten: so rügten auch die sächsischen Stände, als sie 1532 der kirchlichen Bedürfnisse sich annahmen, „das unfruchtbare Schelten und Schmähen und die Benennung und Bedeutung der Personen". Luther, der große Mann, gab selbst in Kanzelreden der eben angeführten Art kleinen Nachfolgern ein gefährliches Beispiel.[2])

Zur Ausgestaltung eines obersten Kirchenregimentes endlich geschahen auch jetzt keine weiteren Schritte. Sie war unverträglich damit, daß die protestantischen Reichsstände ja immer noch den Fall einer Anerkennung oder wenigstens Duldung des lautern Evangeliums durch die Bischöfe als möglich setzen und für diesen Fall ihren Wiedereintritt unter die allgemeine bischöfliche Verfassung und Gewalt versprechen mußten. Ihre eigene Kirchenverfassung blieb mit Bezug auf diesen Hauptpunkt nothwendig eine provisorische. Gerade auch Luther ließ ja die Annahme oder Fiktion jenes Falles noch fortbestehen.

Luther war über die Lage, in welcher sich sogar die unter einem Johann Friedrich stehende sächsische Kirche befand, mitunter aufs Aeußerste verstimmt. Als sein Freund Link einmal im Frühjahr 1535 sich aus Nürnberg in die sächsischen Lande zurückwünschte, schrieb er ihm: „Wie wenn ich selbst zu euch wanderte oder ins Exil ginge? Der Fürst ist vortrefflich, an ihm zweifle ich nicht; aber außer ihm ist, so weit ich weiß, Keiner, der uns nicht verdächtig wäre (ich rede von den Machthabern); darnach könnt Ihr ermessen, wie groß die Liebe zum Wort in der Welt ist; inzwischen bitte ich, singet den Psalm: »Ich harrete des Herrn« (Psalm 40, 1).“[1]) —

Unter den kirchlichen Kämpfen, Unruhen und Arbeiten der vorangegangenen Jahre hatten auch die Ordnungen der Wittenberger Universität oder wenigstens theologischen Fakultät gelitten. Seit dem Jahr 1523 bis 1533 war das Dekanat der Fakultät immer in der Hand des Jonas geblieben. Luther hatte Anderes zu thun. Bugenhagen und der 1528 an die Universität berufene Cruciger, welcher zuerst Philologisches und seit dem Frühjahr 1529 biblische Exegese vortrug, waren noch nicht Doktoren und ordentliche Mitglieder der Fakultät. Seit 1525 war auch keine theologische Promotion mehr in Wittenberg erfolgt: der Hauptgrund hiefür lag ohne Zweifel darin, daß Luther und Jonas die alten Gesetze und Formen für den Akt und die Verpflichtung der zu Promovirenden nicht mehr anwenden wollten und es an Zeit und Ruhe zur Herstellung neuer fehlte. Luther sagt, in jenem Jahrzehnt sei „wegen des Papstkrieges“ überhaupt Alles in Unordnung gewesen.

Jetzt, im Jahr 1533, erhielt die Fakultät neue Statuten, entworfen von Melanchthon. Nach ihnen sollte nun z. B. derjenige, welcher zum sogenannten Sententiarius promovirt war, nicht mehr wie auf den katholischen Universitäten über die Bücher des Petrus Lombardus, sondern über Psalmen und Propheten lesen. Die Schriftauslegung wurde auch für die ordentlichen Mitglieder der Fakultät zur Hauptsache gemacht: immer sollte Einer eine alttestamentliche, der Andere eine neutestamentliche Schrift, und zwar vorzugsweise Römer-Brief, Johannes-Evangelium, Psalmen, 1. Buch

Mose und Jesaias vortragen. Die „albernen Possen", welche bei der Doktorspromotion üblich gewesen seien, sollten abgethan sein: denn es handle sich hier um Uebernahme der höchsten, heiligsten Aufgabe, die göttliche Lehre darzulegen. Der erste Paragraph der Statuten bestimmte, daß die reine evangelische Lehre übereinstimmend mit dem Bekenntniß von Augsburg vorgetragen, bewahrt und fortgepflanzt werden sollte, auch aufs Strengste allen den alten Ketzereien gewehrt, welche (in Betreff der Trinität und Person Christi) auf den Concilien von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon verdammt worden seien.

Die ersten Doktoren, welche jetzt wieder creirt wurden, waren Bugenhagen, Cruciger und der Hamburger Superintendent Aepin. Kurfürst Johann Friedrich, der im Juni 1533 mehrere Tage in Wittenberg verweilte, wünschte, daß der feierliche Akt in seiner Gegenwart geschehe. Der Disputation, welche die drei unter Luthers Präsidium zu bestehen hatten, wohnte er selbst von Anfang bis zu Ende bei mit seinem Bruder Johann Ernst, den Herzogen Franz von Lüneburg und Magnus von Mecklenburg (Sohn Herzog Heinrichs) und anderen hohen Gästen. Zum Schluß gab er der Universität ein glänzendes Mahl im Schlosse mit achtzehn bis zwanzig Tischen. — Die gleiche Würde erhielten am 14. September 1535 unter Luthers Dekanat sein Freund Hieronymus Weller, den die Stadt Freiberg zu theologischen Vorlesungen berief, und Nikolaus Medler, damals Diakonus in Wittenberg und Kaplan der dort lebenden Gattin des Kurfürsten von Brandenburg. Luther sorgte auch für eine stattliche äußerliche Feier des hohen Aktes; seine Frau nahm sich der Küche für den großen Doktorschmaus an; er selbst bestellte in ihrem Auftrage Geflügel bei dem damals in Jena verweilenden Jonas und schrieb an den Kurfürsten um Wildpret. Auch Fürst Georg von Anhalt schickte ein Geschenk zu der Feier.[1]) —

So konnten die Protestanten überhaupt auf ihren Gebieten die Ruhe genießen und gebrauchen, welche der Nürnberger Friede ihnen gewährte.

In der Rüstung und dem Krieg gegen die Türken 1532 leisteten sie jetzt treulich das Ihre als gleichberechtigte und gleichverpflichtete Glieder des Reichs und der bedrohten Christenheit. Die evangelische Stadt Nürnberg ging allen Ständen im thätigen Eifer voran. Zum Feldhauptmann für die Truppen des niedersächsischen Kreises wurde vom Kaiser der Joachim von Brandenburg ernannt, der Sohn des streng katholischen Kurfürsten und der nach Wittenberg geflüchteten Elisabeth. Er wandte sich vor dem Auszug ins Feld an Luther, dem er kurz zuvor eine Gewissensfrage wegen des Empfanges des Sakraments unter Einer Gestalt vorgetragen hatte. Ihn bat er jetzt um seine Fürbitte und um eine christliche Anweisung fürs Kriegführen, worauf Luther ihm ähnliche fromme

Wünſche und Mahnungen für die deutſchen Heerführer ſchrieb, wie ſie in ſeinen früheren Schriften weiter ausgeführt waren, vor Allem den Wunſch, daß Gott dem Kaiſer und allen Andern ein freudiges Herz geben möge, das ſich auf ſeine Hilfe allein und feſt verlaſſe; vom Türkenkaiſer höre man, daß er auf ſein Schwert geſchworen habe: dieſen Abgott möge Chriſtus zu Koth und Spott werden laſſen. Mit beſonderer Liebe und guten Hoffnungen äußerte ſich Luther in dieſem Schreiben und in Geſprächen mit Freunden damals über den „lieben frommen“ Kaiſer Karl, während er von König Ferdinands Geſinnungen ſehr ſchlimm dachte und ebenſowenig dem Glück vertraute, das derſelbe haben werde. Von Jenem ſagte er: „Gott wird ihm helfen, denn er iſt rechtſchaffen und aufrichtig, nicht blutdürſtig.“ Auch ſein ſchweigſames Weſen gefiel ihm: „Er iſt fromm und ſtille, ich halte, er rede in einem Jahre nicht ſo viel als ich in einem Tage.“ So frei war er von Argwohn gegen Karls geheime Gedanken und Pläne. Was er vom Verhalten desſelben in Augsburg und bei den Nürnberger Verhandlungen wußte, iſt weit nicht genügend, dieſes ſein Urtheil zu erklären: wir ſehen darin immer wieder die alte treue Geſinnung eines ſchlichten, guten Deutſchen gegen ſeinen Kaiſer. — Der Sultan hatte längſt den Zwieſpalt im Reich, den Luther veranlaſſe, in ſeine Berechnungen gezogen. Ein gewiſſer Schmalz, der mit einer Geſandtſchaft in der Türkei geweſen war, erzählte, daß derſelbe nach ſeiner Perſon und nach ſeinem Alter gefragt und auf die Antwort, daß er achtundvierzig Jahre alt ſei, erwiedert habe: „Ich wollte, daß er noch jünger wäre, denn er ſollte einen gnädigen Herrn an mir wiſſen.“ Als aber Luther dies hörte, ſchlug er ein Kreuz und ſprach: „Behüt mich Gott vor dieſem gnädigen Herrn.“ Jetzt, da der Kaiſer ſelbſt ins Feld rückte, hoffte er, daß die Weisſagung damals ſich erfüllen, daß der Erzengel Michael, der Fürſt des Volkes Gottes (Dan. 12, 1), gegen den Türken ſtreiten werde. Auch Karls bisherige politiſche Erfolge ſah er in beſtem, Hoffnung erweckendem Lichte: dieſer habe überall glücklichen Erfolg, Alles „komme ihn ſchlafend an“, er müſſe einen guten Engel haben. Wenn er den Türken niedergeworfen habe, ſolle er auch ſeinen andern Widerſachern, wie dem Papſt und dem König von Frankreich, „wohl rathen“. Dazu müſſe man ihm mit Gebet Hilfe leiſten. Unmittelbar an dieſe Siegeshoffnungen knüpfte dann Luther die Ausſicht auf dieſer Welt Ende; als zu jener Zeit Melanchthon eine Vorherſagung, wohl aſtrologiſche Berechnung, vorbrachte, nach welcher Kaiſer Karl bis ins 49. Jahr leben ſollte, antwortete Luther: „So lang ſtehet die Welt nicht; Ezechiel [mit der Weisſagung über Gog und Magog] iſt dawider; wann wir den Türken weg ſchlagen, ſo iſt der Daniel hinweg, ſo iſt der jüngſte Tag gewißlich vor der Thür.“ In der That brachte der Kaiſer aus ſeinen verſchiedenen

Staaten und Völkern, zumeist aber aus Deutschland, ein Heer zusammen, dergleichen seit Jahrhunderten nicht mehr auf deutschem Boden, ja nicht innerhalb der Christenheit gesehen worden war, wenns auch nicht, wie man in Wittenberg hörte, 150000, sondern nur etwa 80000 Mann zählte. Es überstieg nach Luther alle Erwartung und war ihm ein Zeichen, daß Gott nach wunderbarem Rath die Welt regiere. So genügte es denn auch, um Soliman schnell, ja ohne eine Schlacht, aus Steiermark nach Ungarn zurückzutreiben. Zu weiteren Unternehmungen war es jedoch nicht zu bringen; die deutschen Feldhauptleute dachten nicht daran, jene Weissagungen zu erfüllen; sie hielten sich nicht für verpflichtet, dem König Ferdinand Ungarn zu erobern, sondern waren zufrieden, Deutschland so weit geschützt zu haben.[1])

Als die Gefahr, für welche der Friede im Reich und die Schonung der Protestanten unerläßlich war, in so weit aufgehört hatte, war die nächste Aufgabe für den Kaiser, das Concil zu Wege zu bringen, vor welchem Jene endlich sich beugen und durch welches die einzelnen auch von ihm gewünschten Reformen beschlossen und auch trotz päpstlichen Widerstrebens durchgesetzt werden sollten.

Im Dezember 1532 kam er deshalb wieder persönlich mit Papst Clemens zu Bologna zusammen. Ungern vernahmen die Evangelischen in Deutschland, daß er diesem aufs Neue die Füße geküßt habe. Allein Clemens stand damals bereits wieder in vertraulichen Verhandlungen mit König Franz, durch welche er sowohl dem Dringen auf ein Concil sich zu entziehen, als Karls Gewalt in Italien wieder einzuschränken wünschte. Nach Wittenberg kam gar ein Gerücht, daß er den Kaiser habe vergiften wollen. So meinte Luther auch hinsichtlich jenes Fußkusses, daß der Papst dabei wohl werde gewußt haben, wie völlig anders der Kaiser innerlich gesinnt sei; er blieb ruhig bei seiner Annahme einer geheimen großen Feindschaft zwischen beiden. Im folgenden Jahr versiegelte der Papst seinen Bund mit Franz, indem er seine Nichte Katharina von Medici mit dessen Sohn Heinrich vermählte: Luther hielt jene gar für eine uneheliche Tochter von Clemens.

Oeffentlich that derselbe dennoch nach Karls Begehren einleitende Schritte zu einem Concil. Beide erließen deshalb im Januar 1533 ein Ausschreiben von Bologna aus und Jener schickte Gesandte nach Deutschland, Frankreich, England. Sein Legat Hugo von Rango, Bischof von Rhegium, trug am 3. Juni feierlich in Begleitung eines kaiserlichen Gesandten dem Kurfürsten Johann Friedrich in Weimar die Einladung zum Concil vor; dieser nahm ihn sehr höflich auf, erbat sich aber Bedenkzeit, um mit seinen Verbündeten darüber zu rathschlagen. Jene Beiden besuchten von Weimar aus auch die Stadt Luthers, ohne jedoch diesen zu

ehen. Wir erfahren nur, daß der Kurfürst ihnen auch hier einen glän-
enden Empfang veranstaltet und eine Deputation der Universität sie mit
urz abgemessenen Worten begrüßt hat. Unmittelbar nach ihrer Abreise
on da, am 15. Juni, kam der Kurfürst nach Wittenberg, indem er per-
önlich mit seinen Theologen diese Angelegenheit besprechen wollte. Er
erweilte hier etwa vierzehn Tage, während deren er Luther aufforderte
äglich vor ihm zu predigen: daher stammt wohl auch eine Reihe von Predigten,
elche Luther über 1 Kor. 15 gehalten hat (auch die oben erwähnte
Doktorpromotion fand damals statt). Bugenhagen, Jonas, Melanchthon
nd Luther gaben ihr Urtheil über die vom Legaten vorgetragenen Artikel
uch schriftlich. In diesen stand, wie die Protestanten gefordert hatten,
aß das Concil ein freies sein solle; aber zugleich: es solle nach der von
er Kirche seit Anbeginn angenommenen Weise der allgemeinen Concilien
ehalten werden und jeder Theilnehmer an demselben im Voraus unver-
rüchlichen Gehorsam gegen seine Beschlüsse versprechen. Hiegegen erklärten
jene: ein Concil nach der anfänglichen, apostolischen Weise wäre eines,
as frei gemäß dem göttlichen Wort urtheilte, ein Concil nach der her-
ebrachten Gewohnheit aber verfahre nach menschlichem Dünkel und Muth-
illen, und mit der Einwilligung in ein solches wäre das evangelische
Bekenntniß bereits widerrufen. Unter den Protestanten war auch schon
on Veranstaltung eines Gegenconcils die Rede; die Wittenberger wider-
iethen es jedoch, da es unnöthig sei und die fremden christlichen Fürsten
nd Nationen nur verbittern würde. Luther berichtete, als er von den
Artikeln Kenntniß genommen, an Hausmann: „der Papst will ein Concil,
arin nach seinem Gutdünken und dem Brauch der früheren Concilien ver-
andelt, d. h. von welchem wir verdammt und verbrannt würden, sagts
ber in glatten, eines solchen Hoheprieſters würdigen Worten; — es sind
Buben in der Haut und bleibens auch.“ Sein Gutachten lautete kurz
ahin, daß man jetzt nicht weiter handle, als was nöthig und glimpflich
ei, und dem Papst oder Kaiser keine Ursache gebe, Unglimpf auf die
Evangelischen zu schieben; mögen jene dann ein Concil machen oder nicht,
o komme Zeit und komme auch Rath. Er wollte weder Furcht noch Hoff-
ung wegen eines Concils hegen, denn er war überzeugt, daß jedenfalls
och viel hunderttausend Menschen sterben, ehe es dazu komme. — Die
Schmalkalder Verbündeten antworteten dann in jenem Sinne: sie bestritten,
aß das Concil nach dem päpstlichen Antrag ein freies heißen könne,
aten den Kaiser, für eines zu sorgen, das frei und unparteiisch nach Got-
es Wort richtete, wollten zwar auch der Einladung zu einem Concil, wie
s der Papst ankündige, folgen, um Rechenschaft von ihrem Glauben ab-
ulegen, wollten aber vor Gott und allen Nationen entschuldigt sein, falls
asselbe Etwas gegen Gottes Wort beschlösse. — Indessen ließ der Kur-

fürst nach dem Willen des Kaisers Kirchengebete fürs bevorstehende Concil abhalten und Luther verfaßte das Vorwort zu einer Schrift, in welcher für diesen Zweck der Antrag des Papstes veröffentlicht wurde. Derselben wurde aber auch jene Antwort beigegeben, und Luthers Vorrede sprach nur Vertrauen zum Kaiser aus, den die Christen in seinem treuen Fleiß um ein Concil mit ihren Gebeten unterstützen sollen, während er sie zugleich erinnerte, wie der Papst bisher ein Concil zur Besserung der eingerissenen Mißbräuche und Aergernisse stets verhindert habe und auf den päpstlichen Concilien schier Nichts beschlossen worden sei, als was zur päpstlichen Obrigkeit und Stärkung der Mißbräuche dienete. — Der Papst selbst ließ dann die Sache bis auf Weiteres wieder ruhen.[1])

Innerhalb des Reiches wurde den Protestanten zwar der Genuß des Nürnberger Friedens dadurch gestört, daß das Kammergericht wegen kirchlicher Güter und Einkünfte, welche sie an sich genommen hatten, und wegen anderer äußerer kirchlicher Dinge Klagen annahm und Prozesse einleitete: es behauptete nämlich, dies seien nicht Sachen des Glaubens, für welche allein Jenen der Friede zugesagt sei; und auf die Beschwerden, welche sie deshalb erhoben, gab der Kaiser nur zweideutig gefaßten Bescheid. Doch zogen sich diese Händel hin, ohne daß eine gewaltsame Exekution versucht wurde. Die Verbündeten hielten fest und wachsam zusammen. Luthern übrigens schienen jene Objekte noch nicht werth, ihretwegen zu den Waffen zu greifen; ja er wollte, ehe dies geschehen sollte, sogar eine Restitution der Klöster durch Kaiser und Reich dulden. Auch gab er 1534 ein neues Gutachten dagegen ab, daß die protestantischen Stände fremde Unterthanen, speziell die andern Fürsten zugehörigen Städte in ihren Schutz aufnähmen.[2])

Die Reformation aber schritt auch trotz dem, daß die Nürnberger Zusicherungen auf ihre bisherigen Genossen sich beschränkte, in Deutschland weiter.

Eine äußerlich kleine, aber für Luther besonders werthe, friedliche Eroberung machte sie in dem benachbarten Anhalt. Während Fürst Wolfgang, welchem der eine Landestheil mit der Stadt Köthen zugehörte, längst mit Entschiedenheit für das evangelische Bekenntniß eingetreten war, blieben in den anderen Gebieten, mit der Stadt Dessau, seine drei Neffen, Johann, Joachim und Georg, zu Lebzeiten ihrer Mutter, die 1530 starb, noch beim alten Kirchenwesen. Georg war diesem aufs Engste verbunden, denn er war schon als ganz junger Mann Domprobst in Magdeburg geworden. Jetzt aber wandten sich alle drei den evangelischen Ueberzeugungen zu. Sie waren anerkanntermaßen ernste, gediegene sittliche Persönlichkeiten, besonders Georg ein wahrhaft frommer und reiner Charakter. Nach gewissenhafter eigener Prüfung der großen Lebensfragen

traten sie über. Im Frühjahr 1532 entließen sie ihren Hofprediger in Folge einer heftigen Predigt gegen die Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten und beriefen auf seine Stelle Luthers Freund Hausmann, der im September das Amt bei ihnen übernahm. Hiemit war ihr Uebertritt erklärt, natürlich ließen sie jetzt auch das Abendmahl in evangelischer Weise halten. Luther wünschte ihnen dazu Glück und Segen. Er sprach besonders über ihre brüderliche Einmüthigkeit seine Freude aus, und über den Muth, mit welchem sie trotz des Widerrathens, ja der Drohungen großer Fürsten ihr Werk begonnen haben. In der That nahmen sie damit den Zorn der mächtigsten Nachbarn auf sich, mit denen sie auch persönlich bisher eng verknüpft waren. Der Kurfürst von Brandenburg, Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg und Herzog Georg von Sachsen waren mit ihnen verwandt und ihre Vormünder gewesen. Joachim war als Jüngling an des Herzogs Hof erzogen worden und dieser ließ ihn jetzt zu sich nach Leipzig kommen, um ihn dringend zu verwarnen. Schwierig mußte vollends Georgs Stellung seinem Erzbischof gegenüber werden; er diente diesem auch als juristisch gebildeter Rath und wurde von ihm hoch geschätzt: derselbe versuchte ihn, wie Luther sagt, mit schmeichelnder Sirenenstimme, damit er seinetwegen Christum verleugne. Die drei Brüder aber schlossen jetzt auch einen herzlichen persönlichen Bund mit dem Reformator. Im November luden sie ihn mit Melanchthon und Cruciger zu sich nach Wörlitz ein, wo damals auch jener Joachim von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten, als ihr Gast bei einer großen Jagd sich aufhielt. Er predigte hier vor ihnen über die pauliniſchen Worte 1 Tim. 1, 5 ff. von „der Hauptsumme des Gebotes, der Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen und von ungefälschtem Glauben.“ Die Predigt ist eine schöne Probe davon, wie er neuen Anhängern seiner Lehre statt heftiger oder triumphirender Polemik vielmehr das schlichteste, wärmste Zeugniß über den Weg des Heiles und ein echt christliches Leben vortrug, und nicht minder davon, wie wenig er durch Rücksicht auf hochgestellte Zuhörer in der gewohnten Einfalt seiner religiösen Rede sich beirren ließ: denn während neben Fürsten und Hofgesinde kaum zehn Bauern in der Kirche sich einfanden, gab er diesen Nahrung, Mahnung und Erbauung so gut wie jenen (die Predigt ist nach einer Nachschrift Crucigers gedruckt worden). Von den drei Fürsten nahm er die trefflichsten Eindrücke mit sich. Er rühmte sie nach seiner Heimkehr, daß sie gar feine, geschickte Herrn seien, echt fürstlichen und christlichen Gemüthes, wohl erzogene Kinder gottesfürchtiger Eltern, in Worten und Gebärden züchtig, ja von jungfräulicher Schamhaftigkeit, im Latein wohl geübt, in der Bibel tüchtig bewandert, in seinen eigenen und auch in Zwinglis und Oekolampads Schriften sehr belesen. Ueber Tisch hatten sie nur über Gottes Wort mit

ihm gesprochen, in großer Freundlichkeit und Vertraulichkeit. Hinsichtlich ihres religiösen Entschlusses und Vorhabens erinnerte sie Luther, daß Gottes Werke überall von den geringsten Anfängen aus zu ihrer Größe heranwachsen müssen, wie der Baum aus dem Keim und zarten Wurzeln, wie des Menschen Leib aus kleinem, wundersamem Gebilde (nach Hiob 10, 10). Sie schritten seinem Sinne gemäß nur langsam mit reformatorischen Maßregeln vorwärts. Dazwischen wurde Hausmann durch einen Besuch beunruhigt, welchen der Brandenburger Kurfürst und sein Bruder, der Erzbischof, in Dessau ankündigten und bei welchem er vor diesen predigen sollte (das Thema sollte die christliche Taufe sein): Luther rieth ihm, einfach, ohne Streitreden, die evangelische Lehre vorzutragen, worüber dann die Papisten denken möchten, sie lehren auch Nichts Anderes, nur weniger warm und tief. Erst 1534 wurde die Austheilung des Sakraments unter beiden Gestalten allen Geistlichen befohlen und durch Hausmann eine Kirchenordnung aufgesetzt; nach Luthers Rath erschien diese nicht gedruckt, damit Raum für Verbesserungen bleibe und die passendsten Einrichtungen nicht durch ein Gesetzeswort, sondern in der geschichtlichen Entwicklung des Lebens entstünden. — Dem Fürsten Joachim stand Luther auch in Krankheit und Neigung zur Schwermuth mit Briefen und Besuchen, wonach Jener sich sehnte, getreulich bei. Er ermunterte diesen noch jungen Mann, dessen schweres Gemüth ihm mit einer natürlichen Anlage seines ganzen, durch stilles, eingezogenes Wesen sich auszeichnenden Stammes zusammenzuhängen schien, daß er mit gutem Gewissen an Gottes Gaben sich erfreuen und im Verkehr mit Andern sich aufheitern möge: Freude und guter Muth in Ehren und Züchten sei die beste Arznei eines jungen Menschen, ja aller Menschen; Freude in Sünden sei der Teufel, aber Freude mit guten, frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren gefalle Gott wohl, ob auch einmal ein unziemlich Wort (ein „Wort oder Zötlein zu viel") mit unterlaufe; Joachim möge fröhlich sein inwendig in Christo selbst und auswendig in seinen Gaben. Von einem Besuche her, den Luther im Juli 1534 mit Bugenhagen und Cruciger zu Dessau machte, haben wir auch wieder eine Predigt von ihm und zwar eine seiner wenigen Predigten über Psalmtexte, nämlich hier eine über den 65. Psalm, der vornehmlich von Gottes Wohlthaten in der Natur, vom Segen des Feldes, von den Gaben des Jahreslaufes redet: davon wollte auch Luther in jener Sommerzeit handeln, damit man gedenke, wer der Mann sei, der solche Güter gebe, und ihn recht anrufe um gut Wetter und fruchtbar Jahr; mit eigenthümlicher Wärme und gemüthlicher Breite malt seine Predigt aus, was da von Mensch, Thier, Feld und Wald zu sagen war. — Im Dezember desselben Jahres nahm Joachim Pathenstelle bei Luthers neugeborenem Töchterlein Margarethe an, ob er gleich seiner Gesundheit und

der rauhen Witterung wegen nicht persönlich zur Taufe kommen konnte. — In solcher vertrauten Freundschaft blieb Luther für immer mit den Anhaltischen Fürsten verbunden. Sie gehörte für ihn zu den erfreulichsten Erfahrungen dieses seines späteren Lebens.[1])

Durch eine That des Landgrafen Philipp, welche Luther Anfangs sehr bedenklich ansah, wurde ferner das Land Würtemberg jetzt für die evangelische Kirche gewonnen. Es war einer der ersten glücklichen Erfolge Karls V. gewesen, daß der schwäbische Bund, der den Herzog Ulrich vertrieben, dieses Land im Jahre 1520 an Oestreich überließ. Ulrich hatte seither an Philipp und das evangelische Bekenntniß sich angeschlossen, auch an Philipps Verhandlungen mit Zwingli sich betheiligt; wir fanden ihn bei dem Marburger Gespräch. Seit 1532 begehrte nun Ulrichs Sohn Christoph das väterliche Erbe zurück und auch die bairischen Herzöge, die Brüder seiner Mutter, die einst an Ulrichs Vertreibung wegen der Kränkung ihrer Schwester durch ihn vorzugsweise mitgewirkt hatten, fanden jetzt die Wiederherstellung der Selbständigkeit Würtembergs in ihrem Interesse. Von den andern Reichsfürsten war keiner geneigt, den König Ferdinand, den Karl noch auf dem Augsburger Reichstag mit Würtemberg belehnt hatte, in diesem Besitz zu unterstützen. Der König von Frankreich war zu einem geheimen Bündniß und Geldhilfe bereit, um der Macht Oestreichs hier einen Schlag zu versetzen; er war wohl sogar der Zustimmung des Papstes gewiß, mit dem er vorher, im Herbst 1533, eine Zusammenkunft in Marseille gehabt hatte. Der Kaiser war aus Deutschland abwesend. So unternahm es jetzt der Landgraf, den Herzog Ulrich zurückzuführen.

Er kam darüber zu einem Gespräch mit Johann Friedrich nach Weimar, und dieser berief hiezu auch Luther und Melanchthon, nachdem Philipp schon vorher durch einen Cassseler Pfarrer beruhigende Erklärungen über sein Vorhaben an Luther hatte ergehen lassen. Dort boten nun jene beiden Theologen ihre „beste Rhetorik" dawider auf, daß er nicht ihrer Lehre einen Schandfleck anhänge und den Landfrieden breche, so daß Philipp vor Zorn ganz roth wurde. Auch ließ sich der Kurfürst nicht in die Sache ein, obgleich auch er dringend für Ulrichs Wiederherstellung sich verwandte.

Philipp aber war seines Planes sicher. Wohl vorbereitet und rasch schlug er im Mai 1534 los, warf beim Städtchen Laufen die Truppen Ferdinands in die Flucht und besetzte das ganze Land. Nicht minder glücklich war er in schnellem Abschluß des Friedens, während die Wittenberger das Auflodern eines europäischen Krieges befürchteten. Ferdinand, der in diesem Handel ganz isolirt stand, räumte durch den Vertrag von Cadan dem Herzog sein Land wieder ein, wogegen dieser dazu sich verstand, daß es für ein östreichisches Afterlehen gelten sollte. Zugleich wurde in

Cadan auf Grund vorangegangener Verhandlungen zwischen Ferdinand und Johann Friedrich jetzt endlich jener von diesem als römischer König anerkannt; er dagegen versprach, den oben erwähnten Prozessen beim Kammergericht Einhalt zu thun. Die religiöse Frage hatte Philipp in der würtembergischen Angelegenheit während des Kampfes gar nicht berührt. Im Friedensvertrag aber bestanden er und Johann Friedrich darauf, daß dem zurückkehrenden Herzog keine Bedingung auferlegt wurde, die ihn an Vornahme der evangelischen Reformen verhindert hätte, und er schritt wirklich sogleich hiezu. So war denn Luther jetzt froh, daß Gott wider alles Erwarten den gefährlichen Handel zu einem solchen Frieden gewendet habe.

In Betreff der Reformation Würtembergs hegte Luther Anfangs Besorgniß, weil zu derselben (neben seinem Freund Schnepf) der des Zwinglianismus verdächtige Ambrosius Blaurer beigezogen sei und bei Ulrich sehr in Gunst stehe: er fürchtete davon schlimme Folgen für ganz Ober-Deutschland. Blaurer nahm jedoch für die Lehre vom Abendmahl die Formel an, daß der Leib Christi wahrhaftig und nach seinem Wesen und seiner Substanz, obgleich nicht in abgemessenem Raum und nach Maß seiner Größe (localiter und quantitive), gegenwärtig sei: sie war die erste Formulirung, über welche ein Mann der Butzerischen Richtung mit strengen Lutheranern sich einigte, und genügte auch Luthern. Als Blaurer dann gegen den Vorwurf, von seinem früheren Standpunkt abgefallen zu sein, eine Schutzschrift für sich herausgab, schrieb Luther an Schnepf, daß zwar Viele an sein Vorgeben, nie anders gedacht zu haben, nicht glauben wollen, daß jedoch er selbst ihm der Eintracht wegen dies zu gute halte: denn Männern, welche von Herzen recht gesinnt seien, verzeihe er, auch falls sie vorher Feinde gewesen sein sollten, gern Alles.[1])

Während Würtemberg so der Reformation zufiel, leiteten sie die pommerschen Herzoge Barnim und Philipp auch in ihrem Land ein. Barnim, der Oheim Philipps, war ihr schon von früher her geneigt, auch längst mit Luther persönlich bekannt: er hatte in Wittenberg studirt, Luthers Disputation in Leipzig beigewohnt, ihn dort zu seiner Predigt veranlaßt (oben B. 1 S. 253 ff.), auch sonst sich ihm freundlich bezeigt. Im Spätherbst 1534 riefen sie Bugenhagen zu sich und führten dann in Uebereinstimmung mit dem Verlangen, das in den Städten und auf dem Land herrschte, trotz des Widerstrebens von Adeligen und Prälaten die neuen Ordnungen durch. Zu der kirchlichen Gemeinschaft, in welche hiemit Pommern und Kursachsen traten, kam dann die eheliche Verbindung Philipps mit einer Schwester Johann Friedrichs: Luther selbst vollzog ihre Trauung zu Torgau im Februar 1536, und zwar ganz nach dem von ihm angegebenen evangelischen Ritus; er freute sich, in Philipp einen sittsamen, trefflichen jungen Mann kennen zu lernen.[2])

Eine traurige Erfahrung machte Luther seit 1530 mit jenem vertriebenen Dänenkönig Christian II., der sich in seinem Elend so vertraulich ihm genähert und den er selbst für ein so edles und seltenes Exempel eines gottseligen Fürsten gehalten hatte. Es zeigte sich, daß diesem doch die irdische Krone das höchste Ziel war. Als Karl V. 1530 nach Deutschland kam, hoffte er sie mit dessen Hilfe wieder erlangen zu können, indem er wieder guter Katholik wurde. Von den Niederlanden aus, wo ihn die reichen Städter ihrer Handelsinteressen wegen bei seinen Truppenrüstungen unterstützten, eroberte er zunächst Norwegen, unterlag jedoch der Flotte des mit König Friedrich verbündeten Lübeck und fiel so in Friedrichs Hände. Sein Unternehmen hatte zugleich die in Dänemark begonnene Reformation bedroht. Luther aber sah in ihm jetzt nur seinen vormaligen „guten Herrn" und den unglücklichen „gefangenen Mann", der sich, wie er höre, „als ein verlorener Sohn" an Friedrich, seinen Vetter, ergeben habe: er richtete für ihn an diesen im September 1532 eine bewegliche Fürbitte, daß ihm derselbe väterliche Gnade und Treue um Christi willen erzeigen möge. [1])

Zweites Kapitel.

Friedliche Thätigkeit durchs Wort 1532—35 (deutsche Bibel; Galater-Brief; neue geistliche Lieder).

Luther hatte bei diesem Stande der kirchlichen Dinge während jener Jahre mehr Ruhe und Frieden als seit dem Beginn seines Ablaßstreites zu genießen, wenn wir gleich daneben auch hier noch von bitterem Streite werden zu reden haben.

So sind denn auch seine Arbeiten aus dieser Zeit der Hauptsache nach friedlicher Art, und er hat sie trotz der körperlichen Schwächen und Leiden, mit denen er auch jetzt noch fortwährend zu ringen hatte, mit neuer, größer Energie betrieben.

Vor Allem führte er seine Bibelübersetzung zu Ende, von welcher die alttestamentlichen Apokryphen noch rückständig waren: nur das Buch der Weisheit hatte er schon früher herausgegeben (oben S. 159).

Am meisten Mühe gab er sich unter diesen mit dem Sirach-Buche, das er dann zu Ende des Jahrs 1533 erscheinen ließ. Der Text desselben erforderte ein kritisches Verfahren: denn es ist in einer griechischen und einer lateinischen Gestalt überliefert worden, welche sehr stark von einander abweichen: Luther vermuthete, daß es auch schon ursprünglich nicht von Eines Meisters Hand componirt gewesen sei, sondern sein Stoff aus mancherlei älteren Quellen gezogen, wie eine Biene aus mancherlei Blumen ihr Säft-

lein sauge und in einander menge. So wollte er es denn „wie einen zerrissenen, zerstreuten und zertretenen Brief wieder zusammenlesen und den Koth abwischen", damit es verständlich und brauchbar werde. Es war ihm dieser Arbeit werth: denn er sah in ihm „ein nützlich Buch für den gemeinen Mann", ein rechtes „Buch von der Hauszucht oder von den Tugenden eines frommen Hausherrn". Indem er hiebei, seinem Genius folgend, mit seiner Vorlage frei schaltete, ist er, wie ein neuerer gelehrter Erklärer des Buches sagt, zwar oft in die Irre gerathen, hat aber auch oft aus unverständlichen Worten den richtigen Sinn herausgefühlt und sein Ausdruck ist stets treffend und markig. Insofern verdient dieses Stück, wenn wir Luthers Gaben und Leistungen würdigen wollen, besondere Aufmerksamkeit. — Die Vorrede, welche dem Buch im griechischen und lateinischen Text voransteht und in welcher der griechische Uebersetzer des (ursprünglich hebräischen) Buchs uns über die Abfassung desselben durch seinen Großvater Jesus Sirach berichtet, ist von Luther ganz angemessener Weise mit aufgenommen worden: erst spätere Herausgeber unserer deutschen Bibel haben sie wegfallen lassen.

Daß diese Bücher, die im hebräischen Kanon des Alten Testamentes nicht standen, von der Kirche nur unbefugter Weise in die „heilige Schrift" mit aufgenommen und mit zur Norm unsres Glaubens gemacht worden seien, hatte Luther schon seit der Leipziger Disputation (oben B. 1 S. 264) erklärt. Indem er sie jetzt seiner Uebersetzung doch beifügte, schickte er ihnen die Bemerkung voran: „Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind." Er konnte ihnen diese Stelle um so leichter noch einräumen, da ihm ja auch unter den Bestandtheilen der „heiligen" Schrift selbst, zumal des Alten Testaments, doch nicht alle auf gleicher Linie neben einander standen: so legen seine schon früher angeführten Worte über die Sprichwörter und den Prediger Salomonis, bei aller Schätzung ihres Werthes und Nutzens, ihnen doch nicht den hohen Gehalt und Charakter wie den Psalmen bei und an sie läßt sich vielmehr anreihen, was wir so eben über den Werth des Sirach gehört haben; über das Buch Esther bemerken seine „Tischreden" sogar einmal, daß er ihm und dem zweiten Makkabäer-Buch feind sei, weil sie „zu sehr judenzen und viel heidnischen Unrath haben", und schon in seiner Schrift „vom geknechteten Willen" gegen Erasmus hatte er erklärt, daß dasselbe am wenigsten einen Platz im Kanon verdiene. Dagegen erklärt seine Vorrede zum 1. Makkabäer-Buch, daß dieses, besonders weil es zum Verständniß des Daniel diene, sogar unter „der heiligen Schrift Bücher" hätte gerechnet werden dürfen.

Die Bücher Judith und Tobiä schienen ihm nach Ursprung, Inhalt und Zweck Dichtungen zu sein: jenes eine gute, tapfere Tragödie,

welche das Volk Gottes (Judith = das jüdiſche Volk) als eine verlaſſene, im Glauben und Gebet ausharrende Witwe darſtelle und an Holofernes zeige, wie die Tyrannen nach hoffärthigem Toben ſchändlich zu Boden gehen, — dieſes eine liebliche, gottſelige Komödie, welche anzeige, wie es einem frommen Bauern und Bürger auch übel gehe und viel Leiden im Eheſtande ſei, Gott aber gnädiglich ein Ende mit Freuden mache; das urſprüngliche Schauſpiel ſei dann wohl nachher in die geſchichtliche Form gebracht worden; man möge ſolche Gedichte wohl ähnlich, wie in der Gegenwart die Paſſionsſpiele, zur Belehrung des Volkes und der Jugend geſpielt haben. Eigenthümlich iſt die Ordnung, in welcher Luther die Bücher Judith, Weisheit, Tobias und Sirach an einander gereiht hat. Sie erklärt ſich daraus, daß ihm auch beim Weisheit-Buch die Beziehung auf die Tyrannen oder „großen Hanſen, ſo wider die Unſchuldigen um Gottes Worts willen wüthen", beſonders wichtig war, und hinter Tobias gehörte ihm, wie er ſelbſt ſagt, „billig Jeſus Sirach, als der ein rechter Lehrer und Tröſter iſt des gemeinen Manns und Hausvaters in allen Sachen".

Sehr gering ſchätzte Luther das Baruch-Buch, das mit ſeinem ärmlichen Geiſt nur mitlaufen möge unter dem Haufen, weil es doch ſtreng und nach Gottes Geſetz die Abgötterei beſtreite, und das zweite Makkabäer-Buch, das indeſſen wegen der ſchönen Geſchichte von den ſieben Märtyrern (Kap. 7) und einzelner anderer Stücke mitgehen möge.

Günſtiger beurtheilte er die apokryphiſchen Zuſätze zum Danie und Eſther-Buch („Stücke in Eſther" u. ſ. w.): er ſchätzte nämlich beſonders die darin enthaltenen Gebete und Lobgeſänge; deshalb, ſagt er, habe er dieſe Stücke, die im hebräiſchen Text jener Bücher nicht ſtehen, wie Kornblumen ausgerauft und ſetze ſie hier in ein beſonderes Beet. So behielt er auch das, ſchon in ſein Beichtbüchlein vom Jahr 1519 (B. 1 S. 293) aufgenommene ſogenannte Gebet Manaſſes bei, — eine wohl aus vorchriſtlicher Zeit ſtammende Zugabe zum 2. Chronik-Buch, welche übrigens von der katholiſchen Kirche nicht in den Bibeltext recipirt worden iſt. Die Geſchichten von Suſanna, dem Götzen Bel und dem Drachen zu Babel galten ihm wie Judith und Tobias für geiſtliche Gedichte.

Außerdem wurden in jener und noch in den folgenden Zeiten zwei apokryphiſche Bücher Esrä, nämlich ein werthloſes, ſchlecht compilirtes Geſchichtsbuch und die ſogenannte Prophetie oder Apokalypſe des Esra, vielfach mit den heiligen Büchern geleſen und verbreitet. Der geheimnißvolle, dunkle Inhalt der letzteren ſtimmte ganz zu der Begierde, mit welcher jene Zeit nach alten und neuen Weisſagungen, nach prophetiſchen Räthſeln wie nach den Zeichen der Geſtirne griff. Jene Bücher ſind z. B. auch in der Züricher Bibel durch Leo Judä übertragen worden. Luther aber ſchloß

sie aus: denn es sei Nichts drin, was man nicht viel besser im Aesop oder noch geringeren Büchern finde, und vollends seien im 4. Buch Esrä, d. h. in jener Prophetie, Nichts als eitle Träume und „sonst auch gute Pößlein“.[1])

So hat Luther zu Anfang des Jahres 1534 das große Werk vollendet, das er auf der Wartburg begonnen. Die sämmtlichen Bestandtheile der Schrift waren übersetzt und herausgegeben. Und sofort wurde nun auch seine deutsche Bibel als Ein Ganzes neu gedruckt und veröffentlicht. Diese erste Gesammtausgabe erschien mit dem Titel: „Biblia, das ist, die gantze heilige Schrifft, Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. — MDXXXIV“, und zwar in sechs Abtheilungen. Das kurfürstliche Privilegium, welches der Drucker, Hans Luft, für sie erhielt, ist vom 6. August datirt. Hiernach war wohl eben zu dieser Zeit der Druck der ersten Abtheilung fertig, der dann die übrigen rasch folgten. Schon fürs nächste Jahr wurde eine neue Auflage nothwendig. Der Text dieser Gesammtausgabe ist nicht etwa nur eine Wiederholung der bisher erschienenen einzelnen Stücke, sondern Luther hatte ihn fleißig revidirt und Vieles geändert. Auch jetzt gab er ihm seine Glossen bei, ferner neue Holzschnitte. Mehrere Briefe Luthers an Joachim von Anhalt aus dem Monat Juni zeigen uns, wie streng er damals von den Druckern, nämlich eben mit dem Druck der Bibel, in Anspruch genommen war: er mußte, ehe er Jenen wieder besuchen konnte, erst seine „Plager“, die Buchdrucker speisen, — aus „ihrem Kommet, Zaum, Sattel und Sporn sich losreißen“. Es hatte ihn sehr gedrängt, endlich die hohe Aufgabe, eine Hauptaufgabe seines Lebens, zum Abschuß zu bringen. So erklärte er im Februar dieses Jahres: das Eine Werk der Bibelübersetzung nehme ihn ganz in Beschlag; der Satan dürfe ihn nicht wieder, wie früher, davon abziehen, daß er etwa im Streit mit Erasmus und andern papistischen Widersachern eitlen Dingen und Wolken nachjagte. Das vollendete Werk aber ließ er dann ohne alle großen Worte seinerseits in die Welt ausgehen.[2])

Die Predigten in seinem Hause (S. 269) setzte Luther bis zu Ende des Jahres 1534 fort. Dazwischen predigte er jedoch auch wieder in der Kirche. In der Stadtkirche half er über die Festzeiten noch fleißig aus: so haben wir von ihm nicht weniger als sechs Weihnachtspredigten aus dem Jahr 1532, nämlich fünf über die Weissagung Jesai 9, 1—7 und eine über das Festevangelium.[3]) Der Anlässe zum Predigen, welche ihm die Besuche seines Kurfürsten und seine eigenen Besuche in Torgau, Dessau, Wörlitz gaben, haben wir bereits gedacht.

Seine Hauspredigten sind dann aus Nachschriften Veit Dietrichs von diesem im Jahr 1544 und später (1559) aus Nachschriften des Diakonus Rörer durch Andreas Poach veröffentlicht worden: dies ist die sogenannte

Hauspostille Luthers. In beiden Ausgaben (besonders der zweiten) sind indessen, um den Jahrgang voll zu machen, auch verschiedene Predigten, die er in der Kirche gehalten, beigefügt, und unter diesen auch Predigten aus den Jahren 1528—1531, 1535—38 und 1541, während die Hauspredigten in die Jahre 1532—34 fallen. Dietrichs Ausgabe führte Luther selbst mit einem Vorwort ein, worin er bemerkte, daß dieser, damals sein Tischgenosse, ohne sein Wissen die Predigten, die er vor seinem Gesinde gethan, „aufgefangen und behalten habe". Dietrich hat indessen nicht bloß hin und wieder Predigten Luthers aus verschiedenen Jahren mit einander verschmolzen, sondern auch, wie er selbst bekannte, für mehrere Tage, für welche er keine von Luther besaß, und besonders für gewisse Feiertage, welche in der kursächsischen Kirche weggefallen waren, eigene Predigten aufgenommen. Dagegen hat der Herausgeber der Rörerschen Handschrift nur Predigten Luthers zusammengestellt. Die zahlreichen Predigten, welche beiden Ausgaben gemeinsam sind, zeigen, daß weder Rörer noch Dietrich Luthers Worte buchstäblich nachgeschrieben, beide aber den Gedankengehalt und auch den Charakter seiner Sprache getreu bewahrt haben.

Der Fortschritt, den Luther in seiner Predigtweise seit dem ersten Erscheinen seiner Kirchenpostille machte, wird besonders bei einem Vergleich der beiden Predigtsammlungen, der Kirchenpostille in ihren älteren Bestandtheilen und der Hauspostille, ersichtlich. In einfachem Anschluß an das Textwort, ohne die Anfangs auch ihm noch anhaftende Neigung zu allegorischen Deutungen oder wenigstens allegorischen Beigaben, legt er jetzt dem Herzen und gläubigen Verständniß aller Zuhörer die religiösen und sittlichen Wahrheiten vor, die ihm das Wort darbietet, und die ihm selbst immer lebendig und hell, mit den concretesten Beziehungen aufs äußere und innere Leben vor der geistigen Anschauung stehen. In seiner schlichten, anschaulichen, gemüthlichen und energischen Art bleibt er sich gleich, ob er vor der Gemeinde oder vor dem Kreise seiner Hausgenossen redet. Seine späteren Predigten, und zwar die vor der Gemeinde oder fürstlichen Herrschaften so gut wie die Hauspredigten, nehmen oft eine gemüthliche Breite an. Er pflegte sie nicht bloß nicht zu schreiben, sondern auch nicht bis ins Einzelne hinein vorher auszudenken: sonst, sagte er, könnte er noch weniger kurz sich fassen, indem ihm aus jedem Gedankenglied eine ganze Predigt würde. So aber bleibt er doch immer auf die Hauptgedanken hingerichtet, die der Rede auch ohne eine Disposition und strenge Concentration ihre Einheit geben, zieht gerade auch durch die Freiheit von allem Zwang der Formen die Hörer und Leser an und fesselt sie bald mehr durch die Kraft, bald mehr durch die Anmuth seiner Rede an seine Ausführungen. Manche werden durch diese Eigenschaften von der Hauspostille noch mehr als von der Kirchenpostille sich angesprochen finden. Vermöge

jener Behandlung des Textes ist auch zwischen den Predigten, welche er über die kirchlichen Perikopen oder frei gewählte Abschnitte, und denen, welche er fortlaufend über größere Stücke biblischer Bücher gehalten hat, nirgends ein wesentlicher Unterschied wahrzunehmen.[1])

Wie sich Luther schon in seinen Predigten vom Gesetz und Evangelium und von der christlichen Grundgesinnung der Liebe aus über alle Gebiete des Lebens verbreitet, so hat er jetzt in einer Auslegung des 101. Psalms, die er 1534 herausgab, auch einmal eigens den „weltlichen Stand" und zwar speziell das weltliche Regiment, das Verhalten der Regenten, das Treiben ihrer Räthe und Hofleute u. s. w. vorgenommen. Der Psalm sollte, wie Luther sagt, die Leute, die in solchen Ständen sein müssen, lehren und trösten, daß sie nicht meinen, sie müssen größerer Heiligkeit wegen daraus entlaufen. Noch viel mehr aber will sie Luther auf Grund der Psalmworte an ihre Pflichten mahnen und ihnen die sonderlichen Verkehrtheiten und Laster, mit denen in ihrem Stand und Beruf zu kämpfen sei, vor Augen führen. Davon will er nach Beispielen der Erfahrung reden, obgleich er selbst nie zu Hofe gewesen sei, es auch nicht begehre, vielmehr wünsche, daß Gott ihn ferner davor behüte. Er malt aus, wie es gemeiniglich im Rathe der Großen hergehe: da sitze ein König oder Fürst, für sich selbst weise und klug, und habe die Sache bei allen fünf Zipfeln gefaßt; dann komme ein Jurist mit seinem Buch, darin das Recht ganz klar und unfehlbar geschrieben stehen solle, dazu ein großer Hans, dem das Haupt vor großer Vernunft viel zu klein sei und der die Sachen im natürlichen Recht fest und für alle Welt unumstößlich gegründet finde, zuletzt mit Glockengeläute ein Prälat oder Theolog, der seine Sachen gar göttlich sein lasse, — vier Säulen des Königthums, die gar den Himmel tragen könnten; und keiner unter ihnen sehe hinauf gen Himmel und suche Rath und That bei Gott: diese Selbstvermessenheit vor Allem rügt Luther. Die Fürsten ermahnt er dann vor allen Dingen zur Gerechtigkeit, zu richtigem Ueben theils der Gnade, theils des Rechtes, zu besonnenem Maß auch in Ausübung rechtmäßiger Gewalt, ferner besonders zur Wahl rechtschaffener Dienstleute und Rathgeber. Er warnt vor fürstlichem Uebermuth, vor der Hoffart der Tyrannen, zu deutsch Wütheriche, gegen ihre Unterthanen, wo dann Hoffart gegen Hoffart, Gram gegen Gram sich erhebe und wohl aus dem Fürsten ein armer Schulmeister werde, wie einst aus Dionysius. Weisheit, Rath und Kraft im Regiment aber ist ihm eine sonderliche Gottesgabe bei Heiden und Christen: kein großer Mann sei gewesen ohne Hauch von oben oder besonderes Eingeben Gottes, wie auch die Heiden sagen, man dürfe Nichts ohne Willen der Minerva thun; und da pflege nun hinter einem solchen Mann eine Menge von Affen und Gäuchen herzulaufen, die ihms nachthun möchten, da doch

ein Esel nicht Harfe spielen könne, und ein Affe, wie die Griechen sprechen, auch in Königskleidern ein Affe bleibe. Am längsten ergeht sich Luther in Schilderung des Unwesens, das unter den Genossen eines fürstlichen Hofes zu wuchern pflege: da ist der Faulwitz, der sich viel zu schaffen macht, wo ihm Nichts befohlen, und es läßt, wo ihm viel befohlen ist, — Falschheit und Büberei, die größte Plage frommer Fürsten, — Zungendrescherei und Schmeichelei, ein fein Kätzlein, das vorne leckt und hinten kratzt u. s. w. Hinsichtlich des bürgerlichen Rechtes hatte Luther im Beginn seines Wirkens, namentlich in seiner Schrift an den Adel, über die Wildniß, zu der es geworden, und über die Weitläufigkeit und Künstlichkeit der römischen und kaiserlichen Rechte geklagt. Jetzt, sagt er, hebe man die Vernunft und das natürliche Recht als Quelle alles geschriebenen zu rühmen an und dies sei ja wahr und wohl gerühmet; aber der Fehler sei, daß Jeder meine, das natürliche Recht stecke in seinem Kopfe: steckte es aber gleich in allen Köpfen, so müßten Kinder, Weiber und Narren so gut als David, Augustus und Hannibal regieren und kriegen können. Er erkennt ferner jetzt an, daß das ins kaiserliche Recht übergegangene römische Recht eine Weisheit der alten Heiden in sich befasse, dergleichen alle Juristen der Gegenwart, wenn man sie in Einen Kuchen backte, und alle Weisen, wenn man sie in Einen Trank braute, nicht könnten hervorbringen: denn jene seien in großen Händeln geübt und mit mancherlei Menschen Sinn bekannt, auch mit hoher Vernunft und Verstand begabt gewesen. So will er sich denn den Meister Klügling, der die weltlichen Rechte meistere, nicht gefallen lassen. Es dünkt ihn aber doch, daß die Regimente und Juristen wohl auch eines Luthers bedürfen, und er fürchtet, daß sie einen Münzer statt dessen bekommen möchten. Indessen, meint er, müsse man sich behelfen mit Flicken und Plätzen, bis Gott doch einmal einen Wundermann schicke, unter dessen Hand Alles besser gehe, als in Büchern stehe, und der das Recht ändere oder heilsam meistere. Denn wo eine gesunde Natur sei, gehe Alles frisch aus ihrer Kraft auch ohne Gesetze; wo es aber an ihr fehle, müsse Alles Bettelei und Flickwerk beiben, und die Welt sei nun einmal ein krank Ding und die gesunden Helden eine seltene Gottesgabe. — In allen diesen Betrachtungen und Weisungen redet Luther nicht bloß aus dem Bibelwort heraus, sondern aus allgemein menschlichem sittlichem Verstand und Witz; und so entsprach es ja auch seinen allgemeinen Grundsätzen über die Auffassung der sittlichen Verhältnisse und Ordnungen des Weltlebens. Da führt er denn auch in reicher, anmuthiger Mischung die Aussprüche biblischer Weisheit und heidnischer Weisen, z. B. eines Bias, Plato u. s. w., und eine Menge deutscher Sprichwörter ein, — ferner, neben Exempeln aus der heiligen Schrift, heidnische Helden, wie die oben genannten, oder auch Herkules, Alexander, Trajan u. s. w., und deutsche

Kaiser und Fürsten, wie z. B. seinen verehrten Kurfürsten Friedrich. Er empfiehlt denen, welche im weltlichen Regiment klug werden möchten, die Lektüre der heidnischen Bücher und Schriften, welche weltliches Recht und weltliche Weisheit mit Sprüchen und Bildern, mit Lehren und Beispiel gar schön und reichlich herausgestrichen und gemalet haben: Gott habe den Heiden in einem Homer, Virgil, Demosthenes, Cicero, Livius und in den alten Juristen Propheten gegeben fürs weltliche Reich, wie die Propheten und Apostel der heiligen Schrift den Weg zum ewigen Gottesreich lehren sollten. Luthers eigene Ausführung strömt über von kräftigen, packenden Worten, treffenden Sentenzen, anschaulichen Bildern. Da ist Nichts von der greisenhaften Geschwätzigkeit, die er selbst schon öfters seinen anschwellenden Büchern vorgeworfen hatte, sondern derbe und heitere Jugendfrische, verbunden mit den Erfahrungen des Lebens in der Welt und mit den Früchten eines vertrauten, liebreichen Umgangs mit seines Volkes Sprache und Witz. — Gegen den Schluß hin kommt er mit Wehmuth noch speziell auf sein Deutschland zu reden. Er wiederholt nicht bloß seine alte Klage über deutsche Völlerei: wie jedes Land seinen eigenen Teufel habe, so werde der deutsche Teufel ein guter Weinschlauch sein. Sondern er sieht auch die besondere Tugend der Deutschen schwinden und fremde Untugend einreißen, und zwar besonders im Regiment. Keine Tugend, sagt er, habe bisher die Deutschen so hoch erhoben und erhalten, als daß sie für treue, wahrhaftige, beständige Leute gegolten haben, die ihr Ja Ja und ihr Nein Nein sein ließen. Dafür bringe jetzt die welsche und griechische Unart ein. Doch sei von jener noch ein Fünklein geblieben, das Gott erhalten und wieder anblasen möge; denn noch sei wenigstens das übrig, daß für einen Deutschen Nichts ein gräulicher Scheltwort sei, als wenn er Einen einen Lügner schelte oder ein Lügner gescholten werde. — Er bricht endlich seine Ausführungen ab mit den Worten: „Hie will ichs beschließen, hoffe, ich habs gut gemacht; gut heiße ich, wo es wenig Leuten wohl gefallen und viele Leute übel verdrießen wird." — Unter den classischen Schriften des deutschen Mannes Luther gebührt dieser Schrift eine der ersten Stellen, — unter denjenigen, welche auf den hier vorliegenden Gegenstand sich beziehen, die erste.[1]) —

Ein rechtes Schriftchen für die „Einfältigen" ist die Anweisung zum Beten, welche Luther im gleichen Jahr verfaßt hat. Er gab ihr den Titel: „Ein einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund, Meister Peter, Balbier." Dieser Barbier sprach gern mit Luther über religiöse Dinge und Fragen (er war, wie es scheint, eine auch sonst, und schon von lange her, bei Professoren bekannte Persönlichkeit). Damals wünschte er von Luther eine Belehrung, wie man beten solle. Luther schreibt ihm: „Lieber Meister Peter, ich gebs Euch, so gut

ls ichs habe und wie ich selber mich mit Beten halte." Er erzählt ihm, ie er selbst sich zum Gebet anrege, indem er mit seinem Psälterlein in ie Kammer laufe, oder zur Zeit eines Gottesdienstes nach der Kirche ehe, die zehn Gebote, den apostolischen Glauben, Sprüche Christi, Pauli . s. w. bei sich vornehme und betrachte, bis das Herz warm werde und ı sich selbst komme. Hauptsächlich räth er, dem Gebete den Anfang und chluß des Tages zu widmen, weil einen den Tag über leicht die Geschäfte icht dazu kommen lassen und man doch ja nicht vom rechten Gebet sich ntwöhnen dürfe, obgleich bei einem gläubigen gottesfürchtigen Menschen uch das Sprichwort „Wer treulich arbeitet, der betet zwiefältig", seine Wahrheit habe. Dann zeigt Luther, wie der Betende den Inhalt der inzelnen Bitten des Vater Unsers weiter in Gebetsworte fassen, ferner den Inalt der zehn Gebote fürs Gebet gebrauchen möge: denn jedes der Gebote lehre ine göttliche Wahrheit beherzigen, führe uns auf Gegenstände des Dankes egen Gott, verpflichte zur Beichte vor Gott und treibe zur Bitte um ottes Gnade. Er gibt es dem Leser anheim, ähnlichen Gebrauch vom postolischen Glauben, von einem Psalm und von anderen Abschnitten der eil. Schrift zu machen: man möge ein solches Stück zum Feuerzeug ehmen und in seinem Herzen damit ein Feuerlein aufschlagen; in späteren lusgaben des Büchleins fügte er auch eine kurze Behandlung des Glaubens n diesem Sinne bei. Die Gebetsworte, die er hiebei den Lesern an die and gibt, will er nicht etwa von diesem nachgesprochen haben; sie sollen hnen nur zur Anreizung und zum Unterricht dienen: denn sonst würde in Geplapper und eitel Gewäsche daraus werden. Für alle Worte und edanken des Gebetes aber fordert er ein ganzes und ungetheiltes Herz: müsse ja doch auch ein guter Barbier Gedanken, Sinne und Augen gar enau auf das Scheermesser und auf die Haare richten und nicht zugleich iel plaudern oder anderswohin denken und gucken. — Eine „einfältige Weise" lehrt er so. Und in derselben Einfalt pflegte er, wie gesagt, selbst uch zu beten: er sauge, sagt er, so immer auch noch wie ein Kind an em Vater Unser und trinke und esse wie ein alter Mensch und könne sein icht satt werden; er thue ebenso auch selbst mit den zehn Geboten.[1])

Auch seine Poesie ist damals wieder erwacht in zwei neuen geistlichen esängen, die sich zum ersten Mal in dem Wittenberger Gesangbuch vom Jahr 1535 (noch nicht in dem vom Jahr 1533) finden. Der eine ist as „Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindelein Jesu Luk. 2": „Vom himmel hoch da komm ich her." Es wird inmitten seiner eigenen Kinder seinem Geist entsprungen und vor Allem für sie bestimmt gewesen ein, die jetzt so weit waren, die „gute Mähr" des Engels zu vernehmen nd selber in das „Willekomm du edler Gast" einzustimmen. Er, der ja berhaupt an den geistlichen Spielen für die Jugend Wohlgefallen hatte,

mochte, wie die Ueberlieferung erzählt, wohl auch einen Engel mit dem Gesang vor seinen Kleinen am Weihnachtsabend erscheinen lassen. Das Lied ist die köstlichste Gabe, die Luther eigens für die Kinder der deutschen Christenheit gestiftet hat.[1]) — Das andere ist das ganz eigenthümliche „Lied von der heiligen christlichen Kirche, Offenb. Joh. 12, 1—6": „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr'r nicht vergessen." Im ersten Vers besingt er in Tönen eines innig zarten und fein geformten Volksliedes die werthe züchtige Magd, die sein Herz besitzt und sein Ergötzen ist: man vermuthet, er habe dabei an irgend ein weltliches Lied sich angeschlossen, obwohl wir kein ähnliches kennen. Dann stellt er sie, nämlich die Kirche, die herrliche, sternengekrönte Gottesbraut, die im sonnenhaften Lichtgewand auf dem Monde steht, nach jener wundersamen Vision des Johannes dar. Es ist dieselbe Vision, welche einen Murillo zur Darstellung der Jungfrau Maria begeistert hat. Luther deutete sie mit Recht vielmehr auf die heilige Kirche, d. h. auf die geistliche Gemeinde Gottes, wie sie schon im Alten Bunde bestanden und den Gottessohn selbst aus ihrem Schoß geboren hat und jetzt vom alten Drachen in der Welt verfolgt, von Gott aber behütet wird.[2]) — Aus unserem Zeitabschnitt stammt so die kindlichste und die mystischste Dichtung Luthers. —

Hinsichtlich der akademischen Thätigkeit Luthers hatten wir schon oben (S. 268 f.) in die Jahre, bei denen wir jetzt stehen, hinüberzugreifen. Jene neuen Vorlesungen über einige kleine Propheten mögen in sie hinein sich erstreckt haben. An jene eingehende Auslegung des 2., 51. und 45. Psalms schloß sich noch die des 90. an, über welchen Luther bis ins Jahr 1534 gelesen hat.[3]) Am Schluß dieser Vorlesung kündigte er an, daß er weiterhin das 1. Buch Mose vornehmen wolle: zu einer so großen umfassenden Arbeit entschloß er sich also jetzt wieder; es war die langwierigste und letzte exegetische Vorlesung, die er unternommen hat.

Die Hauptarbeit aber, die er in unseren Jahren vollendete, war die am Galater-Brief. Rörer gab sie 1535 aus Nachschriften mit einem Vorwort Luthers heraus. Es war das zweite Mal (vgl. oben B. 1 S. 288), daß er diese neutestamentliche Schrift behandelte. Der gegenwärtige Commentar ist dem Umfang nach mehr denn dreimal so groß als derjenige, welchen er 1519 herausgegeben hat. In seinem Vorwort bekennt Luther: „In meinem Herzen regiert dieser Eine Artikel, der Glaube an Christum; aus ihm, durch ihn und zu ihm fließt all mein theologisches Denken bei Tag und Nacht; dennoch habe ich, wie ich sehe, von einer so hohen, breiten und tiefen Weisheit nur schwache Erstlinge und Bruchstücke begriffen; darum schäme ich mich der Herausgabe meiner so ärmlichen Erklärungen zu einem solchen Apostel und auserwählten Werkzeug Gottes, und doch zwingt mich das gräuliche Wüthen, das unablässig wider den Einen, festen Fels des

Artikels von der Rechtfertigung ergeht, die Scham abzulegen und ohne Scham kühn zu sein." Seine Vorlesungen leitete er ein mit einer Auseinandersetzung über die Eigengerechtigkeit oder die Gerechtigkeit des Gesetzes und der Werke und über die von Gott kommende Gerechtigkeit des Glaubens, aus der dann das rechte Wirken in der Welt fließe wie vom Himmel der befruchtende Regen. Das sind die Grundgedanken, für welche ja jener Brief neben dem an die Römer die Haupturkunde unter den apostolischen Schriften ist; das die Gedanken, die er jetzt, nachdem er so lang in seiner Theologie und Reformation für sie gekämpft, auch noch einmal recht eingehend, scharf und zusammenhängend aus dieser Urkunde auf dem Katheder vortragen wollte. Von ihnen sehen wir ihn auch in seinem Geist hier noch eben so unmittelbar ergriffen, beseelt und gewaltig zum Kampf bewegt wie damals, als er am Beginn seiner reformatorischen Laufbahn den Brief auslegte. Nirgends erhalten wir von ihm kühnere Aeußerungen, als hier, über das Gesetz, das uns nur ängstigen, tödten und verdammen könne, das am unschuldigen Christus selbst seine Tyrannei geübt habe, da dieser seinen Fluch an unserer Statt habe tragen müssen, und das jetzt selbst verurtheilt und von Christo besiegt und abgethan sei: Sätze, die nur verstanden werden können in ihrem Zusammenhang mit Luthers gesammter Lehre von dem Gotte der Liebe, der doch selber dem Gesetz ein solch Straf- und Henkeramt wider die Sünde gegeben und Christum für uns zum Fluch, ja zur Sünde gemacht habe (Gal. 3, 13. 2. Kor. 5, 21). Nirgends hat er strenger als hier jene Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben durchgeführt, mit welchem Artikel die ganze christliche Lehre dahin falle, und die Sätze der scholastischen Theologen, besonders seines vormaligen Meisters Okkam, gerügt und vor ihnen gewarnt. Aber auch die volle, lebendige Beziehung, in welcher jener Glaube zu Christus, und zwar nicht bloß zu dem für uns gekreuzigten, sondern zu dem für uns und in uns lebenden Erlöser stehen müsse, stellt er hier so tief und innig dar, wie je zuvor, z. B. in seinen früheren, vorzugsweis mystischen Schriften. Sagt ja doch Paulus dort: „nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebet in mir" (Gal. 2, 20). Dies soll im Glauben zur vollsten Wahrheit werden. Ja hier bringt Luther den kühnen Satz: „durch den Glauben wirst du also mit Christus vereinigt, daß aus dir und ihm wie eine einzige, unzertrennliche Person wird, so daß du mit Zuversicht sagen kannst: Ich bin Christus". Er meint hiemit, wie er selbst es erläutert: Christi Gerechtigkeit, Sieg, Leben u. s. w. werde dem Gläubigen ganz zu eigen und des Gläubigen Sünde werde Christi Sünde, soferne nämlich in jenem Einswerden durch Glauben die ganze Gerechtigkeit Christi dem Gläubigen zu gute kommt, seine ganze Sündenschuld von Christus getragen und abgethan ist; ähnlich hat er dies besonders in seiner „Freiheit eines Christenmenschen (oben B. 1 S. 389)

ausgeführt; und noch schärfer als dort stellt sich jetzt dieser Glaube zunächst rein als Vertrauen auf den objektiven, für uns gestorbenen, auferstandenen und erhöhten Christus dar, wobei noch gar Nichts Gutes, das in uns selbst wäre, für unser Gerechtsein vor Gott in Betracht kommen soll. Doch indem der Glaube uns persönlich mit diesem Christus einigt, soll nach Luther seine Gerechtigkeit und sein Leben unmittelbar hiemit auch in dem Sinn unser eigen werden, daß er selbst mit seinem Geist im sittlichen Wesen und Wirken des Gläubigen durch und durch und nach allen Seiten hin waltet, daß des Christen Hören und Sehen nicht mehr aus ihm, nämlich seinem Fleische, sondern aus dem Geist oder aus dem Christus in ihm kommt, daß der Christ als solcher Nichts mehr redet denn Keusches, Heiliges, Göttliches zur Ehre Gottes und zum Besten des Nächsten. So ist der Glaube, wie Luther sagt, nicht eine müßige Qualität im Menschen, wie die Scholastiker meinen. Namentlich der gegenwärtige große Commentar Luthers zum Galater-Brief zeigt überall wieder, was es — nach dem Ausdruck seiner Vorrede zum Römer-Brief vom Jahr 1522 — für ein lebendig, geschäftig, mächtig Ding um den Glauben sei, daß unmöglich sei, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. — Mit dieser Lehre von der Aneignung des Heiles verbindet der Commentar, wie schon im Bisherigen angedeutet ist, besonders auch die tiefsten und umfassendsten Ausführungen über das Werk des Erlösers. — Der biblische Inhalt, mit welchem Luther hier sich beschäftigte, das mächtige Interesse, welches dieser für ihn hatte, und die hieraus stammende schwungvolle Erhebung und kräftige Concentration seines Geistes brachte es mit sich, daß dieser Commentar das bedeutendste schriftstellerische Produkt seiner akademischen Thätigkeit und, wenn wir überhaupt zwischen wissenschaftlichen, praktischen und kirchlich polemischen Schriften bei ihm unterscheiden wollen, das bedeutendste seiner wissenschaftlich dogmatischen Werke geworden ist. — Luther selbst äußerte einmal über den Galater-Brief: „das ist mein Brief, mit dem ich mich verlobt habe, er ist meine Katharina von Bora"; und über seinen Commentar zu demselben: dieser und seine Auslegung von Joh. 16 und 17 (vgl. über Joh. 16 unten in Kap. 12, über Joh. 17 oben S. 156) sei das Beste, was er geschrieben habe. [1])

Zu Luthers akademischer Thätigkeit gehörten wohl auch die zahlreichen, sehr inhaltsvollen und durch ihre scharfe Fassung wichtigen Thesen zu Disputationen, die wir aus dem Jahr 1535 von ihm haben, und zwar besonders wieder über die Lehre von der Rechtfertigung. Regelmäßige öffentliche Disputationen sollten nach den neuen Wittenberger Statuten einmal in jedem Vierteljahr von den Doktoren der Theologie gehalten werden. Luther, von jeher ein Freund solcher Uebungen, wollte wohl noch öfter zum Durchsprechen jener wichtigsten Fragen in ihnen anregen. Wir wissen

freilich nicht, wie weit alle seine Thesen Gegenstand wirklicher Disputationen geworden sind. [1]) —

Im Juli 1535 trieb eine Pest oder vielmehr die Furcht vor ihr die Universität bis zum folgenden Frühjahr wieder nach Jena. Luther aber blieb ruhig wieder in Wittenberg, die ängstlichen Gerüchte und Befürchtungen verlachend. Dem um ihn besorgten Kurfürsten antwortete er am 9. Juli: „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, welcher bisher eine ganz nüchterne Geiersnase gehabt hat auf die Pestilenz, und wo sie fünf Ellen unter der Erde wäre, würde er sie wohl riechen; weil derselbe hier bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhie sei; wohl ists wahr, daß ein Haus oder zwei ein Geschmeiß gehabt, aber die Luft ist noch nicht vergiftet; doch weil die Hundstage vorhanden und die jungen Knaben erschreckt, hab ich mirs gefallen lassen, daß sie umher spazieren, damit ihre Gedanken gestillet würden, bis man sehe was werden will; ich merke aber, daß derselben Jugend viele solch Geschrei der Pestilenz gern gehöret: denn Etliche den Schwären auf dem Schulsack, etliche die Kolik in den Büchern, etliche den Grind an den Federn, etliche die Gicht am Papiere kriegen, vielen ist die Tinte schimmlicht worden, so haben auch sonst etliche die Mutterbriefe gefressen, davon sie das Herzweh und Sehnsucht zum Vaterland gewonnen, und mögen vielleicht dergleichen Schwächlichkeiten mehr sein, denn ich erzählen kann." Mit Aerger und Spott nahm er von schreckenerregenden Nachrichten Kenntniß, welche auswärts über Wittenberg umliefen. In der That beschränkte sich hier diesmal die angebliche Epidemie auf vereinzelte wirkliche Krankheits- und Todesfälle und auf Fälle leeren Schreckens, wie ein solcher auch in Luthers eigenem Hause bei seinem Kutscher vorkam, bei dem aus der vermeintlichen Pest ein leichtes Fieber wurde. [2])

Drittes Kapitel.

Polemisches aus den Jahren 1532—1535.

So weit deutsche Fürsten und Reichsstädte das evangelische Bekenntniß angenommen hatten, genossen sie und ihre Angehörigen jetzt des Friedens. Um so mehr mußte das Loos derjenigen Glaubensgenossen Theilnahme erwecken, deren Herrschaften bei der römischen Kirche beharrten und ihnen die Duldung verweigerten. Freilich kannte man auch umgekehrt auf den evangelischen Territorien keine Duldung für hartnäckige Anhänger des Alten, sondern verwies sie des Landes, und wir haben zwar aus jenen Jahren eine Fürsprache Luthers für einen Ausgewiesenen, den er für unschuldig ansehen zu dürfen glaubte[3]), aber mit dem Grundsatz an sich erscheint

er jetzt und später, wie ja auch schon früher, einverstanden; nur waren allerdings die Fälle, wo hier eine solche Hartnäckigkeit sich zeigte und demgemäß gegen sie verfahren wurde, immer, so weit wir sehen können, sehr selten.

Besonderen Anlaß zu jener Theilnahme nun hatte Luther gleich in der Nachbarschaft, bei Unterthanen des Herzogs Georg. Während im Großen der Kampf innerhalb des Reiches ruhte, brach der kleine Krieg zwischen ihnen beiden mit der alten Erbitterung wieder aus.

Einwohner von Leipzig und ferner von Oschatz pflegten in beträchtlicher Zahl nach kursächsischen Grenzorten herüberzukommen, um hier am evangelischen Gottesdienste Theil zu nehmen und namentlich das Abendmahl gemäß Christi Stiftung unter beiden Gestalten zu empfangen. Auch in Wittenberg und bei Luthers Hauspredigten erschienen mehrmals Gäste aus Leipzig. Hiegegen ließ der Herzog Aufpasser bestellen und streng darauf achten, ob jeder Einwohner die Fasten beobachte, das Sakrament in der katholischen Kirche wenigstens einmal jährlich, an Ostern, genieße u. s. w. Wer dessen sich weigerte, sollte das Land räumen: hiezu wurde 1532 eine Anzahl evangelisch Gesinnter in Leipzig und in Oschatz verurtheilt. Luther tröstete jene Leipziger, welche damals den Herzog noch um Abschiedsbriefe oder Bescheinigungen über ihr Verhalten zum Behuf der Auswanderung baten und diese Bittschrift Luthern mittheilten, in einem Briefe vom 4. Oktober, die Oschatzer in einem Brief vom 30. Januar des folgenden Jahrs.

Auf Ostern 1533 wurden die Befehle verschärft: in Leipzig sollte jeder Communikant durch eine ihm vom Priester gegebene Marke sich ausweisen. Für die hiedurch Bedrohten entwarf Luther jetzt (am 5. April) selbst eine Bittschrift an ihren Fürsten. Sehr beweglich stellen sie diesem darin die Noth ihres Gewissens vor: sie wollen fasten, beichten und Alles, was ihm sonst wohl gefalle, halten, nur nicht zum Empfang des Sakraments in Einer Gestalt sich zwingen lassen; nur dies Eine Stück möge er, da ihr Gewissen gefangen sei, vergeben und gnädiglich tragen, eingedenk der vielfachen Vergebung, deren ja wir Menschen allzeit bedürfen. An Luther erging damals von ihrer Seite eine Anfrage, ob sie, um ihre Obrigkeit zufrieden zu stellen, nicht doch jenem Genuß unter Einer Gestalt sich anbequemen dürften. Luther aber verneinte dies in einem Brief vom 11. April für Alle, welche der göttlichen Ordnung in Betreff des Sakramentes gewiß seien, und erklärte: da Herzog Georg sich unterstehe, die Heimlichkeit des Gewissens zu erforschen, so wäre er wohl werth, daß man ihn beröge als einen Teufelsapostel; weil aber Christen nicht denken müssen, was andere böse Leute thun, sondern was ihnen zu leiden und zu thun gebühre, solle man vielmehr trotziglich dem Mörder und Räuber unter die Augen sagen:

„Nimmſt du mir darum mein Gut oder Leib, ſo haſt du es einem Anderen genommen denn mir, dem du es dürr bezahlen wirſt“: denn Chriſtus werde darüber richten; man müſſe dem Teufel das Kreuz ins Angeſicht ſchlagen und nicht viel pfeifen und hofiren. Eine ganze Schaar von Einwohnern, die dem Befehl widerſtanden, wurde dann des Landes verwieſen; es waren ihrer ſiebzig bis achtzig, die Kinder nicht mitgerechnet: Luther hörte gar, ſie ſeien mit ihrem Geſinde an die achthundert Häupter, was ohne Zweifel übertrieben war. Auch kamen mehrere Eidesformeln in Leipzig in Umlauf und zur Kenntniß Luthers, nach welchen dort die lutheriſchen Ketzer ihre Ketzerei abſchwören und verdammen ſollten, von denen jedoch nachher ſich herausſtellte, daß ihrer keine von der weltlichen oder geiſtlichen Obrigkeit ausgegangen war. Wegen jenes Briefes aber, der weiter bekannt wurde, erhielt Luther zuerſt eine Anfrage vom Leipziger Bürgermeiſter Wiedemann, ob wirklich er ihn verfaßt habe, — worauf er mit der Frage antwortete, von wem dieſer hiezu beauftragt ſei. Dann verklagte ihn der Herzog beim Kurfürſten wegen des Briefes als einer „aufrühreriſchen Schrift“. Johann Friedrich ſchrieb ihm deshalb: „Wo es bei Euch die Meinung haben ſollte, unſeres Vetters Leute durch Euer Schreiben zu Aufruhr zu bewegen, — das ſtünd uns von Euch in keinem Weg zu gedulden; — wir wollen uns aber verſehen, daß Solches Euer Gemüth nicht ſei, darum werdet Ihr derſelben Zumeſſung — — Euch wohl zu verantworten wiſſen.“ Luther gab ſeine Rechtfertigung in einer öffentlichen Schrift, der er einen langen Troſtbrief an die verjagten Leipziger Chriſten beilegte. Den Vorwurf, daß er Aufruhr anſtiftete, wies er als einen verkehrten, thörichten und lächerlichen zurück, da er ja die Leſer vielmehr zum Dulden ermahne, auch bei jenem Schlagen mit dem Kreuz nicht den Herzog, ſondern den Teufel und gewiß ein ganz anderes als ein hölzernes oder eiſernes Kreuz meine, überdies gerade ſelber durch ſeine Lehre von Würde und Recht des weltlichen Regimentes ſich bisher großen Dank verdient habe. Seine eigenen Vorwürfe gegen Georg verſchärfte er noch, — begründete, weshalb er ihn einen Teufelsapoſtel nenne, hielt ihm auch jenen Eid vor, rügte beſonders wieder ſeine Eingriffe ins Gewiſſen der Unterthanen, ſein Inquiriren darnach, ob Einer beichte und was er glaube. Auf Georgs Klagen über ſeine ehrenrührigen Ausfälle erwiederte er: das ſei ihm, wie wenn ihn ein Mörder überfiele mit Hauen und Stechen und ihm zumuthete, ſtille zu halten und ja nicht auch wieder zu hauen. Den Leipziger Chriſten ſtellte er ihn als einen Verlorenen dar, deſſen Verdammniß einem chriſtlichen Herzen zwar wehe thun, den man aber fahren laſſen müſſe, nachdem man mit Ermahnen, Bitten und Gebet das Seinige für ihn gethan. Und mit Zuverſicht tröſtete er ſie: „Laßt uns doch eine kleine Weile harren und warten, was Gott machen will, ſie werden nicht ewiglich ſo toben; es ſind nach dem Reichs-

tag zu Worms in den zwölf Jahren durch Gottes Macht so große Dinge geschehen, als kein Mensch hätte mögen denken, noch sich versehen; dazu sind der Bluthunde und Mörder, so uns alle Jahre haben wollen gewißlich fressen, viel untergegangen mit öffentlichem schrecklichem Gericht Gottes; wer weiß, was Gott nach diesem Reichstag zu Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird?" Georg forderte jetzt beim Kurfürsten durch eine besondere, feierliche Gesandtschaft Genugthuung; er schalt Luther hier einen Lügner wegen seiner Aeußerungen über jenen Abschwörungseid und im Uebrigen einen abgefallenen, meineidigen Mönch. Vor der Oeffentlichkeit ließ er Luthers Buch durch Cochläus beantworten, wurde aber von ihm schon vor dem Erscheinen dieses Schriftchens mit einer Entgegnung bedacht, indem ihm nicht bloß durch den Kurfürsten jene Anklage vorgelegt, sondern auch ein großer Theil der Druckbogen des Cochläus schon vorher durch den Wittenberger Bürgermeister Benedict Pauli, der in Dresden war, mitgetheilt worden war. Luther nannte seine Gegenschrift: „Die kleine Antwort auf H. Georgen nächstes Buch." Darin berief er sich gegen jenen ersten Vorwurf auf die Glaubwürdigkeit der Leute, die ihm jenen Eid gebracht haben, indem er jetzt die Echtheit desselben dahin gestellt sein ließ. Den zweiten Vorwurf aber erwiederte er mit einer seiner kräftigsten Ausführungen gegen jenes Mönchthum, das mit seiner eigenen vorgeblichen Heiligkeit Christum, den alleinigen Heiland, verleugne und verachte. Ja als ein abgefallener Mönch will er hier reden: er sei ein frommer, strenger Mönch gewesen, wie ihm alle seine Klostergenossen bezeugen werden, und wenn je ein Mönch durch Möncherei in den Himmel gekommen sei, hätte er auch wollen hineinkommen; er kenne das überzuckerte höllische Giftküchlein; er schätze sichs jetzt zum höchsten Ruhm vor Gott und in seinem Gewissen, ein solcher „Apostata und verlaufener Mönch" zu sein. Jenes Schriftchen bezeichnet er als Georgs Antwort, der ja seinen Schild und Namen drauf gesetzt habe (das herzogliche Wappen stand auf dem Titel). Von Cochläus aber, der sich des Buches Meister nennen lasse, sagt er: „Ich pflege ihn zu nennen Doktor Rotzlöffel (von cochlear = Löffel) oder Doktor Gauch, welches sein rechter Name ist, dabei man ihn am besten kennen mag"; und vom Herzog äußert er, derselbe wolle den angedeuteten unsaubern Inhalt dieses Löffels haben. Schon kündigte er Georg auch eine noch größere Streitschrift an: nur eine Vorrede dazu solle die gegenwärtige sein, in der er „kurz und nicht scharf" habe schreiben wollen. Indessen stand ein Convent in Aussicht, den Georg und Johann Friedrich, auch wegen anderer Dinge wieder unter einander entzweit, auf Ende Oktobers verabredet hatten: den Erfolg desselben wollte Luther abwarten und, wenn hier Frieden zu Stande käme, sich darnach halten. Wirklich wurde zwischen den beiderseitigen fürstlichen Gesandten am 18. November 1533

in Grimma wieder eine Einigung erreicht und den Theologen verboten, den Frieden unter den Fürsten aufs Neue zu stören. So enthielt sich denn Luther des weiteren Schreibens, obgleich inzwischen Cochläus auf seine „kleine Antwort" bereits entgegnet hatte. [1])

Ein neuer Zank drohte im Dezember 1534 loszubrechen, wo Georgs Sohn Johann während der Abwesenheit seines Vaters aus Dresden vernahm, daß Luther in der Kirche die Gemeinde aufgefordert habe, wider diesen zu beten: er beschwerte sich deshalb beim Kurfürsten. Luther berichtete hierüber dem Kanzler Brück: dessen könne er sich nicht erinnern; er habe allerdings gegen Erzbischof Albrecht gepredigt und gebetet, wüßte aber nicht, daß er Georg dabei genannt hätte; die Angabe rühre wohl von Aeußerungen her, welche er am Tische der in Wittenberg befindlichen Kurfürstin von Brandenburg gethan habe; habe er, aber das ihm Vorgeworfene über Georg nicht gesagt, so sage er es jetzt und wolle es noch mehr sagen, denn zuvor. Den Kurfürsten bat er, die Sache beruhen zu lassen, da er sonst in seiner Verantwortung gegen den Herzog zu grob werden möchte. Georg selbst verfolgte jedoch die Klage nicht, und der Kurfürst schrieb deshalb an Luther zurück: „So ist an Euch unser gnädiges Begehren, so Ihr es ohne Beschwerung des Gewissens thun möget, Ihr wollet unsern Vetter namhaftig anzuziehen so viel möglich verschonen, auf daß wir mit Seiner Liebden äußerlich Frieden erhalten mögen." Man sieht, wie rücksichtsvoll Johann Friedrich den zürnenden Reformator auch da behandelte, wo seine Ausbrüche ihm Verlegenheit bereiteten. Dieser gab jedoch Georg keinen solchen Anlaß zu Beschwerden mehr, wiewohl im Herzogthum Sachsen jene Maßregeln gegen die Lutheraner fortwährten. [2])

Durch den Verlauf von mehr als zehn Jahren hindurch haben wir uns so mit den immer wiederholten scharfen Reibungen zwischen dem Reformator und seinem fürstlichen Nachbarn und Feind beschäftigen müssen. Sie erscheinen in seinem großen Leben und Wirken als kleine und wohl ermüdende Zwischenspiele, die für keinen Betrachter, auf welchem Standpunkt er auch stehen möge, Etwas Erfreuliches haben und durch welche auch die Reformation weder äußerlich noch innerlich gefördert worden ist. So aufrichtig und gewissenhaft Luther in seinen anfänglichen christlichen Mahnungen an Georg, in seinen Gebeten für ihn, in seinem Zorn gegen ihn und endlich in seiner Verzweiflung am Seelenheil seines Gegners gewesen ist, so wenig kann geleugnet werden, wie besonders bei diesen Händeln der Ausdruck seines sittlichen Eifers durch persönliche Erregung und naturwüchsige Grobheit getrübt worden ist. Herzog Georg war von der Verdammlichkeit und Gefährlichkeit der lutherischen Ketzerei und von der Pflichtmäßigkeit seines Verfahrens gegen sie stets fest überzeugt. Und er hat hiebei doch nie, wie andere Fürsten, seine Hände mit Blut befleckt. Man

möchte ihn bedauern, wenn man sieht, wie gerade er ein besonderer Gegenstand der rücksichtslosen Polemik Luthers werden mußte und stets vergeblich seine Vetter um Wahrung seiner Ehre gegen ihn anging. Und dennoch hatte Luther Recht damit, daß derselbe auf ihn als einen elenden Ketzer und schlechten Menschen losschlagen wollte, ohne ihm Gegenwehr zu gestatten; eigenthümlich war vollends die Art, wie er fortwährend ein Einschreiten des Kurfürsten begehrte, während doch seine und seiner Theologen erbitterte Scheltworte über den Ketzer und die Ketzerei den eifrig evangelischen Fürsten selbst stets mit trafen. Hierin zeigte sich bei ihm jedenfalls eine beharrliche und dem andern Fürsten gegenüber hochmüthige Verblendung, mag man nun in ihr eine naive Blindheit oder mit Luther eine Blindheit der Verstockung sehen. Groß ist dagegen bei Luther doch immer wieder die ruhige Glaubensgewißheit, womit er, ohne auf Menschen zu hoffen, das schließliche Urtheil Gott anheimstellte und, hierauf wartend, sich wieder Stillschweigen auferlegen ließ. [1]) —

Ungleich gewichtiger als jene Streitschriften war der neue Angriff, welchen Luther um die Zeit jenes Grimmaer Convents auf den Katholizismus überhaupt machte in seiner Schrift „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe." Neben dem Eifer, mit welchem im Herzogthum Sachsen der Meßkultus behauptet wurde, hat wohl besonders auch der Widerstand, welchen Erzbischof Albrecht damals dem evangelischen Bekenntniß bereitete und welcher namentlich für das Anhaltsche Reformwerk zu fürchten war, ihn zu dieser Schrift angeregt. Hier wandte er sich also wieder gegen die Grundstücke des katholischen Kirchenthums; und da ist er wieder rein von der Sache, um die sichs handelte, bewegt: über sie spricht er wieder mit seiner ganzen Wucht und Originalität.

Daß das hochgefeierte Meßopfer eitel menschliche Erfindung und Menschentrug sei, hatte er längst erkannt und erklärt. Jetzt hat ihn der Gedanke umgetrieben, ob der Betrug nicht noch ärger sei, als er selbst gemeint, — ob denn das, was der Priester in der Privatmesse den Gläubigen zur Anbetung vorhalte, auch nur wirklich der Leib Christi sei. Dieser Gedanke packte ihn in seinem Geist und Gewissen mit der ganzen Heftigkeit, mit welcher oft dergleichen Fragen über ihn kamen. Er will davon in seiner Schrift den „heiligen Vätern", den halsstarrigen, auf ihre Messe und Priesterweihe pochenden Bischöfen erzählen, — und wir werden in seiner Erzählung nicht eine bloße schriftstellerische Fiktion sehen dürfen. Er wolle, sagt er, ihnen eine kleine Beichte thun. Er sei einmal zu Mitternacht aufgewacht, da habe der Teufel, der ihm auch sonst manche Nacht sauer genug machen könne, mit ihm eine solche Disputation angefangen: „Höret ihrs, Hochgelehrter, wisset ihr auch, daß ihr fünfzehn Jahre lang habt fast alle Tage Winkelmessen gehalten? wie, wenn ihr mit solcher Messe hättet eitel

Abgötterei getrieben und nicht Christi Leib und Blut, sondern eitel Brod und Wein da angebetet und anzubeten Andern vorgehalten?" Alle seine Entschuldigungen habe der Teufel, der gar geschickt argumentire und stark spreche, zu nichte gemacht, — habe ihm namentlich vorgehalten, wie ja das Sakrament von Christus für die Gemeinschaft und zur Darreichung an sie, nicht für den meßhaltenden Pfaffen allein und zu einem durch ihn zu vollbringenden Werk eingesetzt sei, wie ihm dabei auch der wahre Glaube an Christus ganz gefehlt habe, wie also in einer solchen Messe weder ein christgläubiger Mensch da sei, der consekrire, noch die Gemeinde, die empfangen sollte. Nun sei der Teufel freilich ein Lügner, aber könne besser lügen, denn sonst ein schlechter Lügner; denn er nehme für sich eine Wahrheit, die man nicht leugnen könne, und schärfe damit seine Lügen, daß man sich nicht wehren könne. Derselbe lüge nicht, wenn er uns unsere bösen Werke vorhalte und Gott und unser Gewissen zu Zeugen nehme, sondern man müsse hiezu Ja sagen. Er lüge aber, wenn er darüber uns zur Verzweiflung treibe, als ob unsere Sünde größer wäre denn Gottes Gnade. Da thue dann aufs höchste der Zuspruch aus Gottes Worte Noth, daß der Teufel zwar das Jawort gewonnen habe, wie wir schuldig und der Verdammniß werth seien, daß aber Christus unsere Sünden getilgt und unser Jawort durch sein Blut zu nichte gemacht habe, und daß wir uns, wie einst der gefallene Petrus, wieder zu Christus wenden sollen. Der Sinn dieser eigenthümlichen „Beichte" Luthers ist klar. Wir brauchen sie nicht lang gegen die Mißdeutung von Katholiken zu verwahren, welche in ihr mit großem Vergnügen ein Geständniß davon sahen, daß eben der Teufel ihn zu seinen Angriffen auf die Messe verleitet habe. Die Messe überhaupt hatte er ja längst vor diesem Disput mit dem Teufel verworfen. Und was er hier vom Teufel herleitet, ist nicht die Ansicht von der Messe als grobem Betrug und Götzendienst, sondern die Seelenangst, die wegen seiner eigenen früheren Betheiligung an einem so schweren und von ihm jetzt noch vollständiger erkannten Frevel über ihn kam und durch welche Jener ihn gar zur Verzweiflung an seiner Seligkeit bringen wollte. Seine Absicht aber ist hiebei, den Bischöfen und katholischen Priestern zu Gemüth zu führen, daß auch sie vor jenen Gründen mit ihrem Winkelmessenwesen nicht bestehen können, daß auch sie zu einer so schweren Anklage werden Ja sagen müssen, daß es für sie hohe Zeit wäre, gleichfalls umzukehren und ihre Seelen zu retten. In Betreff der Frage, ob in der Winkelmesse nicht gar ein bloßes Brod und bloßer Wein angebetet werde, erklärt er selbst dann weiter: er könnte wirklich nicht behaupten, daß hier Christi Leib sei; dies sei mindestens ungewiß und Ungewisses dürfe man nicht zum Gegenstande des Glaubens machen. Denn bei jener Messe, in der keine Communion gehalten werde, finde nicht bloß ein Mißbrauch des vom Herrn gestifteten Sakramentes

ſtatt — etwa wie es bei der Communion durch unwürdige Communikanten Mißbrauch leide und dennoch Sakrament bleibe, ſondern dort ſei die ganze Ordnung und Einſetzung Chriſti verkehrt und abgethan. Außerdem wendet er gegen die Zumuthung, an jene Gegenwart des Leibes zu glauben, auch das ein, daß ja die Gemeindeglieder nicht einmal wiſſen, ob der conſekrirende Prieſter die Worte der Conſekration (die er leiſe zu ſprechen hatte) auch nur wirklich ſpreche; er gedenkt hier der Meßprieſter, von denen er auf ſeiner Romreiſe hörte, daß ſie vielmehr ſprächen „Brod biſt du, Brod bleibſt du.“ — Die „Pfaffenweihe“ durch die Biſchöfe mit Salbung und Handauflegung hatten die Reformatoren, wenn man ihnen nur das Evangelium frei gebe, in Augsburg für ihre Geiſtlichen wieder annehmen wollen, ſo gewiß ſie auch deſſen waren, daß die Amtsweihe ohne Biſchöfe in den evangeliſchen Kirchen vollgiltig ſei. Jetzt führt ihnen Luther höchſt verächtlich aus, wie an jener ſo gar Nichts gelegen ſei. Von den evangeliſchen Pfarrern, welche vorher jene empfangen hätten, will er, daß ſie ihre dort geſalbten Finger mit Seife und Lauge abreiben, des Antichriſts Mahlzeichen abwaſchen. Die wahre Weihe oder Ordination iſt und bleibt für ihn einfach: Berufung zum öffentlichen Dienſte des evangeliſchen Wortes von Seiten einer chriſtlichen Kirche oder Gemeinde. Prieſter ſind für ihn fort und fort alle die getauften, durch Chriſti Blut geheiligten und durch ſeinen Geiſt geweihten Chriſten: der heilige Geiſt, ſagt er, habe im Neuen Teſtament mit Fleiß verhütet, daß der Name Prieſter einem Apoſtel oder einem andern Amt gegeben worden ſei. Kurz faßt er ſeine Lehre vom allgemeinen Prieſterthum und Amt wieder in dem Satz zuſammen: „Aus ſolchen geborenen Pfaffen nimmt und beruft man zu ſolchen Aemtern, die von unſer aller wegen ſolch Amt ausrichten ſollen.“ Wollen die „Winkelweiher oder Biſchöfe“ ſolche berufene Prediger nicht für geweiht halten, ſo kümmert ihn das nicht: „ſie mögen das wohl laſſen, der Teufel bitte ſie darum“. — Andererſeits erkennt er auch jetzt wieder an, daß die Kirche Chriſti, dieſer Tempel Gottes, auch in den Jahrhunderten vor der Reformation fortbeſtanden habe — vermöge der Taufe, der noch immer von den Kanzeln verleſenen evangeliſchen Texte, des Abendmahles, des Vater Unſers, Glaubens u. ſ. w.: aber eben in dem Tempel Gottes habe der Antichriſt mit ſeinen Gräueln ſich niedergeſetzt. — Nach den Zugeſtändniſſen, zu denen die Proteſtanten in Augsburg gegen die Biſchöfe ſich erboten, wollte Luther dieſen hier überhaupt einen rechten Abſagebrief geben: „Solche Demuth“, ſagt er, „haben wir unſern Antiochis und Demetriis [1 Makkab. Kap. 1, 7] bisher angeboten, daß ſie unſere Pfarrherrn Macht haben ſollten zu beſtätigen; aber weil ſolche Demuth ihnen verſchmäht iſt, ſolls ihnen hinfort nicht mehr ſo gut werden.“ Er droht ihnen gleich zum Eingang ſeines Buches: wie er einſt im Ablaßſtreit zu ſchweigen ſich erboten, ſie aber Widerruf

von ihm gefordert und damit Nichts gewonnen haben, als daß der Ablaß nunmehr ganz zu Boden liege, so werde es ihnen auch jetzt wieder ergehen, da die Evangelischen sich demüthig erboten haben, ihre Kirchenrechte und ihre Gewalt nicht zu zerreißen, sie aber dieselben zu ihren Lügen und Gräueln bringen oder todt haben wollen. [1])

So offen und schneidend man Luther seit langer Zeit über Messe, Pfaffen und Papst hatte reden hören, so groß war doch das Aufsehen und Aergerniß, welches seine neue Schrift, sein größter neuer Angriff seit dem Augsburger Reichstag und Religionsfrieden, auf katholischer Seite erregte. Luther schrieb darüber an Freunde: er habe dort seine Beichte über seinen Streit mit dem Teufel abgelegt und bitte die Papisten ihm einmal Absolution zu geben, wenn sie es vermögen; sie sollen antworten, anstatt zu schreien; indessen schreibe er Nichts mehr ihnen zu lieb, die dessen nicht werth seien, und habe auch jetzt vielmehr in der Absicht geschrieben, die eigenen Glaubensgenossen in ihrer Ueberzeugung zu befestigen.

Unter diesen selbst aber gab seine Schrift einen Anstoß, den er beseitigen wollte. Es schien Manchen, als ob er jetzt mit seinen Aussagen über die Messe, in welcher statt des Leibes Christi bloßes Brod gegenwärtig sei, sich gar den Sakramentirern und Schwärmern näherte. Deshalb verfaßte er einen „Brief von seinem Buch der Winkelmessen, an einen guten Freund", der 1534 erschien. Er berichtigte hier diese Auffassung, übrigens ganz entsprechend dem wirklichen Sinn des vorigen Buches: sein fester Glaube sei, wie vordem, daß Christi Leib überall da sei, wo man nach Christi Ordnung Messe halte, also auch bei der Austheilung des Sakramentes unter den Papisten, ja auch trotz der verkürzten Gestalt, in welcher es hier den Laien gereicht werde. Das Werk aber, das bei Jenen der Priester allein mit dem vorgeblichen Opfer, ohne christliche Communion, auf dem Altar thue, habe nichts mit dem vom Herrn eingesetzten Sakrament zu schaffen; daß hier des Herrn Leib sei, mögen Jene vertheidigen, er fechte es an. Streng will er so die Worte „Messe" und „Sakrament" geschieden haben — so scharf wie Finsterniß und Licht, ja wie Teufel und Gott. Er nahm früher selbst den Namen Messe auch für den vom Meßopfer gereinigten Gottesdienst mit dem Sakrament an. Jetzt ruft er aus: „Gott gebe allen frommen Christen ein solch Herz, daß sie, wenn sie das Wort Messe hören, sich segnen als vor einem Teufelsgräuel." [2]) —

Eben diese Jahre führen uns auch wieder auf das Verhältniß Luthers zu Erasmus. Nachdem dieser den kirchlichen Bewegungen mit fortwährendem Mißbehagen und mancherlei höfen Aeußerungen über Luther und die Lutheraner zugesehen hatte, ermuthigte ihn die Zeit des Religionsfriedens und der Vorbereitung auf ein Concil, mit seinen eigenen Rathschlägen für

Herstellung der kirchlichen Einheit herauszurücken, indem er sie an eine Auslegung des 84. Psalms anknüpfte (im Jahr 1533). Sie wagten keinen der von Luther angegriffenen Hauptpunkte des katholischen Systems mit Entschiedenheit zu vertheidigen, suchten sie aber in möglichst günstiges Licht zu stellen und wollten vor Allem die Autorität der Kirche aufrecht erhalten. Luther, der natürlich auch hier die alte erasmische Zweideutigkeit und Charakterlosigkeit wiederfand, äußerte sich doch im Vorwort zu einer Kritik der Vorschläge, die der hessische Theologe Corvin erscheinen ließ, darüber noch mit Mäßigung. Er gab bei Erasmus und dessen Schülern die gute Absicht zu. Seine eigene Meinung faßt er kurz so zusammen: man könne nicht Licht und Finsterniß vereinigen; den Gegnern sei an einer sichern Wahrheit für die Gewissen nichts gelegen, sondern sie schreien nur immer „Kirche, Kirche, Kirche", und verstehen unter der Kirche auch die gottlosen Menschen, die ohne und wider das göttliche Wort Satzungen machen; eben ihr Schreien bestärke Erasmus, der überall der Kirche folgen zu wollen verspreche und dabei alle Lehre ungewiß und zweifelhaft mache. Gegen Erasmus überhaupt aber gährte damals in ihm sein Unwille und Zorn wieder besonders heftig. Schon um Ostern 1533 rüstete er sich, wie Veit Dietrich nach Nürnberg meldete, gegen ihn, den argen Skeptiker, beschäftigte sich mit Lektüre seiner Schriften, fand darin schlimme, ja blasphemische Aeußerungen über die Trinität, die Sakramente u. s. w., und wollte die Nachwelt vor ihm warnen. Amsdorf machte ihn dann auch darauf aufmerksam, daß Georg Witzel, von dem wir sogleich weiter reden werden, in einer Schmähschrift gegen die Reformation Alles von Erasmus entlehnt habe und deshalb diesem geantwortet werden müßte. So verfaßte Luther jetzt jenes öffentliche Sendschreiben über Erasmus an Amsdorf vom Jahr 1534, das wir schon oben (S. 142) in der Darstellung des zwischen den beiden Männern bestehenden Gegensatzes aufgeführt haben. Er faßte darin Alles zusammen, was er mit Bezug auf jene t[illegible]rische Zweideutigkeit, Mißachtung der heiligen Schriftsteller, versteckten [illegible]unglauben und Spott ihm vorzuwerfen hatte. Seinem Sohn Johannes, der um jene Zeit trotz seines kindlichen Alters längst Latein gelernt hatte, ja im Jahr 1533 schon bei der Universität inscribirt wurde (s. unten in Kap. 14.) und so bereits mit einzelnen, auch für den Jugendunterricht gebrauchten erasmischen Schriften zu thun bekommen mochte, schrieb er damals zum Gedächtniß für ihn, für seine anderen Kinder und für die Kirche Christi die Worte (lateinisch) nieder: „Erasmus, Feind aller Religion und sonderlicher Widersacher Christi, eines Epikurus und Lucianus vollkommenes Exemplar." [1])

Schon zugleich mit Erasmus und ähnlich wie er waren auch andere Humanisten der Reformation entfremdet worden, als sie sahen welcherlei Kämpfe und Umwälzungen hier hereinbrachen. Jetzt traten weitere Männer,

auf welche eben Jener gewirkt, die jedoch Anfangs entschieden zu Luther sich gestellt hatten, zur alten Kirche zurück. So hatte jener Witzel einst an der Wittenberger Theologie und zugleich an Erasmus' Schriften sich gebildet, in Thüringen als verheiratheter Priester ein Pfarramt bekleidet und nach dem Bauernaufstand, in welchem er dieses verlassen mußte, auf Luthers Empfehlung eine neue Stelle, in Niemegk, erhalten; hier brachte er sich noch im Jahr 1529 dadurch in Gefahr, daß er Campan, jenen Leugner der Dreieinigkeit, bei sich aufnahm: er wurde deshalb gefangen nach Wittenberg abgeführt. Seither aber brach er völlig mit der Reformation und speziell mit Luther, der sich damals für seine Freilassung verwendet hatte, dem jedoch er seine Verhaftung schuld gab. Er begehrte vielmehr eine, die Einheit der Kirche erhaltende Reform nach Erasmus Sinn und richtete in Schriften seit dem Jahr 1531 die heftigsten Vorwürfe gegen Luther, die evangelische Rechtfertigungslehre und den sittlichen Charakter der neuen Kirche.[1])

Ferner ging jetzt Crotus, Luthers Universitätsfreund, der einstige gewandte, freilich nur pseudonyme Streiter gegen die „Dunkelmänner," der Verbündete Huttens, nachdem er längere Zeit der Reformation als ihr vermeintlicher Anhänger schweigend zugesehen, innerlich aber sich mehr und mehr von ihr abgewandt hatte (vgl. oben B. 1 S. 688) offen ins feindliche Lager über und suchte beim Erzbischof Albrecht Gunst und Anstellung. Die Reformation wurde von ihm in einer Apologie, die er 1531 für Albrecht gab, beschuldigt, daß sie Alles Alte besudelt und zerstört und selber nur eine in sich zerrissene Kirche hervorgebracht habe, während freilich er seinerseits zur Besserung des alten Kirchenthums keinerlei Anstrengungen mehr machte. Durch eben denselben Crotus wurde Witzels erste Schrift gegen die Evangelischen zum Druck befördert und mit Beiträgen bereichert.

Luther hat die Schriften dieser neuen Feinde, obgleich Witzel sehr emsig und bissig zu schreiben fortfuhr, grundsatzmäßig ebenso wenig erwiedert als die ferneren Erzeugnisse eines Cochläus, ja er wollte sie nicht einmal lesen. Doch hat er darüber wenigstens in einem Vorwort zur Gegenschrift eines Pfarrers Raida gegen Witzel 1533 sich öffentlich erklärt: „Bei den Deutschen," sagt er, „ist ein Sprüchwort, das heißt: eine öffentliche Lüge ist keiner Antwort werth; weil denn das unverschämte Maul und Herz des Witzel wider sein eigen Gewissen so gar offenbarlich in seinem Läfterbüchlein lügt, daß auch seine Papisten selbst wohl greifen müssen wenn sie gleich blind wären, habe ich den leichtfertigen Buben nicht werth geachtet, auf seine Lügen zu antworten, denn solcher Bücher habe ich viele, viele mit Schweigen verantwortet und als ein Gänspfeifen lassen vorüber rauschen." Auch den Crotus bedachte er hier: er höre, daß der Tellerlecker des Cardinals von Mainz, Doktor Kröte genannt, viel seines Gifts in

Witzels Büchlein gespieen habe; derselbe habe auch einmal einen Tanz zu pfeifen angefangen; da ihm aber die Pfeife anders, als er sichs versehen, gestimmt und so der Tanz verdorben worden sei, habe er gefürchtet, seine Leckerei zu verlieren, und wolle jetzt an Luther seinen Zorn auslassen.[1]) In Briefen und Tischreden äußert Luther öfters ähnlich seinen Unwillen über Crotus als einen epikureischen Speichellecker und besonders über Witzel als eine undankbare Schlange, nicht minder jedoch auch seine eigene volle Beruhigung darüber, daß jene Vorwürfe und Lästerungen gegen die evangelische Lehre und Kirche in sich selbst dahin fallen müssen und daß man sich enthalten möge, durch Entgegnungen Holz ins Feuer zu legen.

Auch Christoph Scheurls, der einst mit andern Nürnbergern für die neue „augustinische" Theologie Luthers so begeistert war, haben wir hier noch einmal zu gedenken (vgl. B. 1 S. 687 f). Während Nürnberg die Reformation annahm, wurde er ihr innerlich fremd, ja feind, obgleich er im Dienste der Stadt blieb und ihren Anordnungen nicht widerstrebte. Dem Rathsschreiber Spengler wurde er deshalb ein Gegenstand des Argwohns. Als ihn im Jahr 1533 eine Reise durch Wittenberg führte, sah er Luther nicht und den Melanchton nur in einer philologischen Vorlesung; jetzt nannte er in einem vertraulichen Brief Wittenberg einen Pfuhl von Irrthümern. Zwischen ihm und Luther zerriß jedoch die frühere Freundschaft ohne persönlichen Conflikt und ohne eine öffentliche Kundgebung.[2]) — Wir hatten hier neben einander einen Geistlichen, einen Mann des classischen Alterthumes und einen Juristen und Politiker aufzuführen: noch gar manche Andere aus denselben Ständen gingen den gleichen Weg.

Unter den Vertretern und Genossen der Reformation, an deren Zwiespalt unter einander eben die vorhin genannten Männer so schweren Anstoß nahmen, war, wie wir sahen, jetzt doch eine Einigung eingeleitet. Zwingli war vom Schauplatz hinweggenommen. Dem Streit Luthers auf die Papisten geht der mit den Sakramentirern nicht mehr so wie vordem zur Seite. Wir werden jenes Werk der Einigung im folgenden Abschnitt weiter verfolgen. Zunächst erwachte indessen bei Luther nach den ersten Schritten, welche hier geschehen waren, gerade auch wieder neuer Argwohn: er wollte vielmehr offenen Kampf mit den Zwinglianern, als daß diese unter dem Vorgeben, mit ihm eins zu sein, ihre Irrthümer dennoch behielten und weiter verbreiteten.

Hauptsächlich Frankfurt am Main zog in dieser Beziehung 1532 Luthers Auge auf sich. Während hier das katholische Kirchenthum und der neue Glaube lange Zeit miteinander rangen, schwang sich unter den bisher dort befindlichen evangelischen Predigern und bei der evangelisch gesinnten Einwohnerschaft der des Zwinglianismus stark verdächtige Dionysius Melander zum Führer und Oberhaupt auf: ein schlagfertiger, stür-

miſcher und herriſcher, nach Umſtänden auch plumper, ja ſchmutziger, in ſeinem perſönlichen Charakter nicht fleckenloſer Volksredner. Wie er in heftigen Reden die große Menge antrieb, den in der Stadt noch geduldeten katholiſchen Gottesdienſt auszutilgen, ſo reizte er auch gegen die ſtädtiſche Obrigkeit auf, wofern dieſe ſeinen Forderungen nicht entſprach. Der lutheriſch geſinnte Johann Cellarius, in welchem ihm der Magiſtrat 1529 einen gemäßigteren Collegen beigeſellt hatte, mußte nach drei Jahren ſeinen Abſchied nehmen. Auch der angeſehene, verdienſtvolle Rektor der ſtädtiſchen Schule, Micyllus, gab, weil ihm das Treiben jener Prediger unerträglich wurde, ſeine Stelle auf. Zu gleicher Zeit erhielt Luther, wie er ſelbſt angibt, auch durch Leute, welche von der Frankfurter Herbſtmeſſe 1532 kamen, Bericht über die dortigen Zuſtände. Er verfaßte deshalb einen „Brief an die zu Frankfurt am Main“, der zu Anfang des folgenden Jahres erſchien. Darin verwahrte er ſich gegen diejenigen, welche vorgäben, daß die Frankfurter Geiſtlichen gleicher Weiſe mit ihm vom Sakramente lehrten, und überhaupt gegen das „teufliſche Gaukelſpiel“, das jetzt an vielen Orten mit Chriſti Worten getrieben werde, indem die Prediger mit dem Munde ſagen, daß Chriſti Leib wahrhaftig gegenwärtig ſei, dabei aber ihre entgegengeſetzte alte Meinung behalten und den betrogenen Communikanten eitel Brod und Wein geben; er räth den Gemeindegliedern, welche wüßten, daß ihr Seelſorger zwingliſch lehre, lieber aufs Abendmahl zu verzichten; es iſt ihm „erſchrecklich zu hören, daß beide Theile einerlei Sakrament nehmen ſollten und hiebei der eine Theil glaube, er empfahe bloßes Brod, der andere, er empfahe den wahren Leib Chriſti“. Auch das rügt er, daß, wie er vernehme, jene Geiſtlichen die Beichte verdammen und verſpotten und beſonders über die Anweiſung ſeines kleinen Katechismus ſich luſtig machen, wonach der Beichtende den Beichtiger anreden ſollte „Würdiger Herr“: als ob die Jugend und der Pöbel nicht ſchon um der weltlichen Zucht willen den Alten und Lehrern Ehrerbietung zu erzeigen hätten. Weiter aber fürchtet er, daß die Frankfurter Blindenleiter überhaupt zur Zuchtloſigkeit und pöbelhaftem Muthwillen anſtiften und äußerlich Alles gleichmachen wollen. Warnend fügte er ſeinem Briefe ſein früheres Sendſchreiben an den Rath und die Gemeinde von Mühlhauſen vom 14. Auguſt 1524 (oben B. 1 S. 714) bei, in welchem er vorhergeſagt, was der freche Münzerſche Geiſt bringen werde. Die Prediger ſtellten ſich über dieſen Vorwurf aufrühreriſchen Treibens entrüſtet an; ſie drangen auch, während ſie das Volk noch fortwährend gegen den, dem Papismus gegenüber zu nachſichtigen Magiſtrat antrieben, dieſem dennoch eine Ehrenerklärung für ſich ab. Sie ſelbſt veröffentlichten eine „Entſchuldigung“ für ſich gegen Luthers Brief. Dieſe nun zeichnete ſich durch ruhige, würdige Haltung aus: ihr zufolge hatten ſie weſentlich die Butzerſche Anſicht vom Abend-

mahl und schätzten die Privatbeichte, obgleich sie nicht dazu nöthigten. Dieselbe war jedoch in Wahrheit gar nicht von ihnen selber verfaßt, sondern von Butzer, welcher der Störung des von ihm erstrebten Friedens so gut wie möglich steuern wollte. Luther gab darauf keine öffentliche Antwort: vor Freunden erklärte er jene für verzweifelte Buben, die nicht zu bekennen wagen, was sie glauben, und äußerte sich unwillig auch über Butzer, dessen Theilnahme ihm nicht verborgen blieb. Bald aber wandten sich die Dinge in Frankfurt ohne sein weiteres Zuthun und Wissen. Im Jahr 1535 zog Melander ab, mit seinen bisherigen Amtsgenossen zerfallen und durch ein bedenkliches Verhältniß zu seiner Haushälterin persönlich compromittirt. Der Magistrat mußte den katholischen Gottesdienst, den er endlich schlechthin verboten hatte, auf Andringen des Reichskammergerichtes wiederherstellen. Die Prediger wandten sich jetzt selbst an Luther mit der Bitte um guten Rath für die neue Bedrängniß durch den Papismus, und der Magistrat bat ihn, wieder den Cellarius oder einen andern tüchtigen Mann für Melanders Stelle zu gewinnen. Luther wußte Jenen unter solchen Umständen nur zu rathen, daß sie wenigstens treulich das noch Mögliche thun und, was sie könnten, aus dem Feuer reißen möchten. Wegen reifer Männer, denen das Amt einer großen Kirche anvertraut werden könnte, war er selbst in Verlegenheit; und die Frankfurter, sagte er, haben ja nun erfahren, was für Gefahren es mit Gelbschnäbeln habe, die sich viel rühmen und vielleicht auch genug Gelehrsamkeit hätten. Mit Cellarius, der inzwischen in Bautzen angestellt war, verhandle der Magistrat nachher noch: er war 1539 wiederzukommen bereit, folgte jedoch dann einem neuen Ruf nach Dresden. [1])

Auch beim Rathe der Stadt Augsburg hielt Luther im Jahr 1533 eine ausdrückliche Verwahrung gleicher Art in Betreff der dortigen Prediger für nöthig, die dem Volk vorgäben, mit ihm in der Lehre eins zu sein. Als diese hingegen dem Rath erwiederten, daß sie eine „sakramentliche" Gegenwart des Leibes Christi wirklich mit Luther annehmen, ohne jedoch die Ausdrücke „in und mit dem Brod" zu billigen, daß sie von unfruchtbaren weiteren Disputationen ihre Zuhörer abmahnen und daß sie in diesem ihrem Verhalten auch durch ein neuerdings erschienenes freundliches Urtheil Luthers über die böhmischen Brüder (s. unten in Kap. 6) sich bestärkt finden: schrieb dieser dem Rath, der ihm die Erwiederung mittheilte, nur kurz zurück, daß er nicht um eine Anzeige der ihm schon bekannten Lehre der Prediger sondern darum gebeten habe, daß sie aufhören sollten, seines Namens und seiner Lehre sich zu rühmen. [2])

Doch es waren nur noch vereinzelte Ausfälle, in denen so Luthers Widerwille und Argwohn über jene Richtung losbrach. Sie fanden keine kampflustige oder einen festen Standpunkt vertretende Entgegnung. An

den Orten, wohin sie gerichtet waren, behielt dennoch das Streben nach Vermittlung, Beschwichtigung und Frieden die Oberhand.

Mit der alten stillen Beharrlichkeit und Regsamkeit, geheimen Gluth und duldenden Ausdauer behauptete sich dagegen die Wiedertäuferei trotz aller Gegenschriften und Predigten und trotz aller Maßregeln der weltlichen Gewalt auf dem Schauplatz. Unversehens sproßte dieser Samen, der Katholiken, Lutheranern und Zwinglianern gleich sehr ein Gräuel war, auch unter evangelischen Gemeinden neu auf. Auch evangelische Gegner konnten theilweise der Anerkennung sich nicht entziehen, daß gar manche fromme, gottesfürchtige, züchtige und demüthige Herzen sich unter den Verirrten befänden. Aber die schwärmerischen Hoffnungen, fanatischen Bestrebungen, ja blutgierigen Gelüste waren nicht erloschen. Auch grobe fleischliche Verirrungen und Frevel brachen fortwährend noch unter dem Schein frommer Einfalt, geistlicher Gesinnung und besonderer Heiligkeit hervor. Luther blieb sich immer gleich im unbedingt verdammenden Urtheil.

Wir haben hier noch ins Jahr 1531 zurückzugehen. Damals und noch in den folgenden Jahren zeigten sich Sendlinge der Widertäufer auf kurfürstlichem Gebiet besonders in der Umgebung der Werra und der Wartburg. Eberhard von der Thann, der Hauptmann auf der Wartburg und ebenso späterhin die fürstlichen Commissäre zur Kirchenvisitation berichteten über sie.

Zunächst durch sie veranlaßt, gab nun Luther zu Anfang des Jahres 1532 eine kleine Schrift „Von den Schleichern und Winkelpredigern" heraus in der Form eines Sendschreibens an von der Thann, das nicht minder auch allen anderen Hauptleuten, Herrn und Magistraten gelten sollte. Er hatte „hören sagen, wie sich die Schleicher können finden zu den Arbeitern in der Ernte und auf dem Feld unter der Arbeit predigen, also auch zu den Köhlern und einzelnen Leuten in den Wäldern, und allenthalben ihren Samen säen und Gift ausblasen, wenden die Leute ab von ihren Pfarrkirchen": man sehe hier recht des Teufels Griff, wie er das Licht scheue und im Finstern mause. Hiegegen wollte Luther das geistliche und weltliche Regiment zur Wachsamkeit und zum Einschreiten auffordern: denn Beide seien durch Jene bedroht, ob dieselben gleich zeitweise sich friedlich stellten. Er spricht sich dabei über die Pflicht der Obrigkeit ebenso wie in seiner Auslegung des Psalm 82 vom Spätjahr 1530 (oben S. 248) aus. Auf den Inhalt der wiedertäuferischen Predigt läßt er sich gar nicht wieder ein. Mit dem „Winkelpredigen" an sich hat er es zu thun. Und da gibt uns nun sein gegenwärtiges Schriftchen die stärksten Erklärungen gegen jede ins Gemeindeleben eingreifende Lehrthätigkeit von Leuten, die nicht einen Beruf dazu nachweisen könnten und zwar nachweisen vor den ordentlich bestellten Trägern des kirchlichen Amtes: zum Pfarrer sollten

jene Schleicher, wenn sie von Gott und rechtschaffen wären, zuerst sich begeben und ihm ihren Beruf anzeigen und ihren Glauben vorlegen, ob derselbige sie wolle zulassen öffentlich zu predigen. Er versichert, wie er es besonders auch in jener Psalmenauslegung that, daß er selber an seinem großen Werk verzagen müßte, wenn er nicht durch sein Doktorat sich ordentlich dazu berufen wüßte. Selbst für den Fall, daß ein Prediger nicht recht lehrte, erklärt er den nicht mit einem Amt betrauten Gemeindegliedern: „Was gehet dich das an? Darfst du doch nicht Rechenschaft dafür geben.“ Dabei hatte er sich nun namentlich mit den apostolischen Weisungen 1 Kor. 14, 29 ff. auseinander zu setzen, wo nach Paulus' Sinn ohne Zweifel von Gemeindegliedern die Rede ist, die ohne ein äußerlich fixirtes Amt die Gabe christlicher Prophetie in sich trugen und je nach dem Triebe des Geistes in ordentlicher Reihenfolge bei den Gemeindegottesdiensten das Wort nehmen sollten. Da gaben jetzt, wie Luther sagt, Etliche vor, Paulus habe einem Jeglichen gestattet, in der Gemeinde zu predigen und wider den ordentlichen Prediger zu bellen. Er selbst hatte noch im Jahr 1523 (oben B. 1 S. 557) mit dieser Stelle für Glieder der Gemeinde ein Recht zur Einsprache gegen irrende Prediger begründet, wofern sie nur sittigen und züchtigen Gebrauch davon machen. Jetzt sieht er den Verführern gegenüber, welche jedem vermeintlich Erweckten die Vollmacht öffentlichen Lehrens beilegten, in jenen „Propheten“ des Paulus nur die ordentlich bestellten Prediger der Gemeinde. Das, sagt er, würde ein fein Muster werden, wenn jeder die Macht hätte, dem Pfarrer in die Rede zu fallen; da möchte etwa auch eine volle Bieramsel aus dem Kruge daher laufen und den bisher Redenden ins Wort fallen. Für eine Herstellung des apostolischen Brauchs würde er es halten, wenn etwa ein Prediger den biblischen Vortrag des andern weiter auslegte; auch dies hält er jedoch in der Gegenwart nicht für räthlich, da die Leute jetzt zu wild und fürwitzig seien und sich leicht zwischen dem Pfarrer, Prediger und Kaplan ein Teufel einmengen möchte. Jene Freiheit der apostolischen Rede hat man übrigens nicht minder von Anfang auch in der Zwinglischen und später in der Calvinischen Reformation ferngehalten. In Zürich wurde 1523 verordnet, daß bestimmte „wohlgelehrte, kunstreiche, sittige Männer“ bestellt werden sollten, die heil. Schrift in Morgengottesdiensten hebräisch, griechisch und lateinisch vorzutragen und zu erklären: darin sah man hier das apostolische „Prophezeien“. Späterhin wollte man in reformirten Kirchen unter die, welche nach des Apostels Weisung „prophezeien“, d. h. nach der herrschenden Auffassung das Schriftwort auslegen sollten, neben Predigern und Theologen auch Laien aufnehmen, aber nur solche, die ordentlich dazu berufen würden. In die Grenzen eines streng abgeschlossenen Amtes ist die christliche Lehrthätigkeit überall eingeschränkt worden. [1])

In gleichem Sinne wandte sich Luther am 8. Oktober 1532 auch an die Grafen von Schlick, unter deren Herrschaft in der böhmischen Bergstadt Joachimsthal eine evangelische Gemeinde aufblühte (kurz zuvor hatten sie seinen Freund Mathesius an die dortige Schule berufen). Der dortige Pfarrer wünschte durch ihn Hilfe zu erlangen gegen die Rottengeister, denen der Ort wegen des mancherlei Volkes, welches der Bergbau daselbst zusammenführte, sehr zum „Einnisten und Hecken" geeignet war. Er bat die Grafen ein fleißig Auge auf sie zu haben, weil ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäure und der Aussatz eine „fressige Plage" sei. — Wegen Wiedertäufern, die in Zerbst herumschlichen, fragte ihn 1534 Fürst Johann von Anhalt, wie mit ihnen zu verfahren sei. Er wollte, daß man nicht lang mit ihnen disputire, da sie unberufen und heimlich kommen und überdies die von ihnen bekannt gewordenen Sätze offenbar aufrührerisch und Münzerisch seien, — daß man deshalb die Untersuchung gegen sie der weltlichen Obrigkeit überlassen, indessen sie auch „geistlich scharf" darüber anreden möge, wer sie gesandt und ihnen das Recht gegeben habe, einem berufenen Pfarrer in sein Amt zu greifen. — Ein Verhör gefangener Wiedertäufer hatte Melanchthon während des Winters 1535—36 im Auftrag des Kurfürsten zu Jena, wo damals die Universität sich befand, und auf Schloß Leuchtenberg vorzunehmen. — Luther veröffentlichte endlich, da die wiedertäuferische Bewegung drohend anwuchs, im Jahr 1535 auch wieder eine lehrhafte Predigt (über den Text des Erscheinungsfestes Matth. 3, 13—17) oder vielmehr eine aus mehreren Predigten hervorgegangene Lehrschrift über die Kindertaufe und über Wesen, Kraft und Nutzen der Taufe überhaupt. [1])

Inzwischen hatte sich in Westfalen, um in Luthers Weise zu reden, das Gift zu einer furchtbaren Pestbeule zusammengezogen.

Während der letztvergangenen Jahre hatte hier bei der Einwohnerschaft mehrerer bedeutender Städte die evangelische Richtung den Sieg errungen. Wir haben schon früher Herford erwähnt. Noch wichtiger war das Durchdringen der Reformation in Soest und vollends in Münster, dem Sitz eines Bischofs. Zugleich aber suchten in dieser Bewegung der Geister und hauptsächlich unter den aufgeregten niedereren Volksklassen wiedertäuferische Elemente verschiedener Art eine Stätte für sich. Auch auf sie wurden die Wittenberger aufmerksam gemacht.

In Soest, wo der Magistrat sich 1532 vom sächsischen Kurfürsten die Zusendung eines Superintendenten für die städtischen Kirchen erbat und durch Luther einen tüchtigen Mann in der Person des Johann de Brune erhielt, hatte schon vorher ein gewisser Johann Wulf von Campen die vornehmste Pfarrstelle zu erlangen gewußt: ein gewandter, verschlagener Mensch von schlechtem Charakter, der an verschiedenen andern Orten nicht

bloß wegen sakramentirerischer oder gar wiedertäuferischer Umtriebe, sondern auch wegen liederlichen Lebens sich übel berüchtigt gemacht hatte. Kurz vor seinem Erscheinen in Soest hatte er in Braunschweig sich eingedrängt, wo Luther vor ihm warnte. Jetzt schrieb dieser seinetwegen auch an Bürgermeister und Rath von Soest, damit man ihn hier nicht möge Sekten und Aufruhr anstiften lassen; de Brune drang darauf, daß man weitere Erkundigungen über ihn einziehe; gleiche Zeugnisse und Warnungen gegen ihn liefen von anderen Orten her ein. So mußte Johann abziehen und Soest erhielt ein wohlgeordnetes auf lutherischem Bekenntniß ruhendes Kirchenthum, das für ganz Westfalen von hoher Bedeutung wurde.

Anders ging es in Münster, wo der beredte, hochstrebende, auch humanistisch gebildete Bernhard Rothmann an der Spitze der die Reformen fordernden Bürgerschaft stand und wo endlich der Bischof im Februar 1533 vermöge eines Vergleiches, bei welchem Landgraf Philipp vermittelte und besonders auch der gut lutherisch gesinnte Bremer Syndikus Von der Wick, ein geborener Münsterer, mitwirkte, die städtischen Pfarrkirchen dem evangelischen Gottesdienst überlassen mußte. Schon im Dezember 1532 aber vernahm man in Wittenberg, daß bei der neuen Gemeinde der Zwinglianismus eingedrungen sei. In der That war es eben Rothmann, der jetzt auch hierin voranging. Er war im Frühjahr 1531 auf einer Reise, die er nach Wittenberg, Straßburg und andern Hauptstätten der Reformation machte, dort besonders mit Melanchthon bekannt geworden und hatte seither mit ihm correspondirt, auch Warnungen vor stürmischen Vorgehen von ihm erhalten. Jetzt griff er offen die lutherische Auffassung des Sakramentes an. Auf jene Nachrichten hin schrieb Melanchthon an ihn, Luther an ihn und den Magistrat. Die Nachrichten bestanden, wie Melanchthon sagt, erst in unbestimmten Gerüchten. Die Briefe, besonders die Luthers, äußerten sich Rothmann gegenüber, obgleich jene nicht wohl von ihm geschwiegen haben können, so freundlich und vertrauensvoll als möglich. Luther warnte ihn und den Rath nicht bloß vor Zwinglianern, sondern auch schon vor wiedertäuferischen, münzerischen Geistern. Er bezeugte ihm seine Hochachtung und Liebe, sein Wohlgefallen an dem trefflich durch ihn begonnenen Werk, über welches Freude im Himmel und auf Erden sei, seine gute Zuversicht, daß derselbe eine Verkehrung solcher Freude in Traurigkeit nicht zulassen werde. An den Rath schrieb er: „Gott hat Euch, als ich höre, feine Prediger gegeben, sonderlich den Bernhard; dennoch bedarf es, sie treulich zu vermahnen; der Teufel ist ein Schalk und kann wohl feine, fromme und gelehrte Prediger verführen.“ Rothmann verhüllte indessen wieder seine Gesinnung, damit die Stadt Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund erlangen könne; auch wurde in jenem Vergleich mit dem Bischof bestimmt, daß dieselbe ihr Glaubensbekenntniß

den Häuptern des Bundes vorzulegen habe. Aber er suchte nicht bloß fortwährend seinen Standpunkt zur Herrschaft zu bringen, sondern er ging jetzt weiter, schloß sich wiedertäuferisch Gesinnten an, machte endlich gemeinsame Sache mit den extremsten wiedertäuferischen Schwärmern, die seit Ende des Jahrs 1533 in der Stadt zusammenflossen: ein Verhalten, in welches er kaum anders hineingerathen sein kann als vermöge des Strebens, seine eigene Stellung und Gewalt, die er sonst den Lutheranern und besonders dem in den Dienst der Stadt getretenen Wick gegenüber nicht mehr haltbar fand, um jeden Preis zu behaupten. Im Februar 1534 erfolgte der Aufstand, in welchem die Schwärmer mit wilder Begeisterung die Herrschaft der Stadt an sich rissen nnd die „Gottlosen" austrieben, um ihr Reich der Heiligen Gottes aufzurichten. Da brach denn jenes Reich an, das alle Vorhersagungen Luthers über die drohenden Früchte des Münzerschen Geistes in furchtbarer Wirklichkeit mit blindem hochmüthigem Fanatismus, mit angeblichen Gottesoffenbarungen und grobem Aberwitz, mit vermeintlicher himmlischer Gluth frommen Eifers und den rohesten Ausbrüchen der Sinnlichkeit und des Blutdurstes noch weit überbot. Während die Stadt schon von den Streitkräften des Bischofs und benachbarter Fürsten, darunter auch des evangelischen Landgrafen, bedrängt wurde, sandten die Belagerten noch Sendboten und Schriften aus, um überall die wahren Kinder Gottes zum letzten, gewiß siegreichen Kampf aufzubieten. Sie, die Propheten Gottes, eiferten gegen zwei falsche Propheten, den Papst und Luther, von welchen dieser noch ärger sei denn jener. Luther schrieb eigens gegen sie nur zwei Vorreden, — zu einer „Widerlegung des Münsterschen Bekenntnisses durch Urbanus Regius" und zu einer „Neuen Zeitung von Münster". Er meinte nicht lang über diese „elenden Leute" reden zu müssen: denn man müsse ja an der Wand greifen, daß der Teufel dort leibhaftig haushalte. Nur auf eine eigenthümliche Lehrmeinung der Wiedertäufer über das Fleisch Christi, das nicht von der Maria, sondern vom Himmel her stamme, ließ er sich ein, jedoch nur ganz kurz, mit verächtlichen Worten. Ihre Angriffe auf ihn wollte er ertragen, da ja die heilige Schrift noch ärgeres von ihnen erleiden müsse. Uebrigens wars ihm tröstlich und ein Zeichen der Macht Gottes über den Teufel, daß dieser hohe, scharfe, tausendkünstlerische Geist seine Sache hier gar so grob und tölpisch vorgenommen habe. — Am 25. Juni fiel die belagerte Stadt, die nun wieder ganz dem Katholizismus zu eigen wurde. Rothmann entging wahrscheinlich dadurch, daß er bei der Erstürmung den Tod fand, der schmachvollen und grausamen Hinrichtung, die über den Wiedertäuferkönig Johann von Leiden und seine Räthe verhängt wurde. — Hatte Luther schon bisher in einem Münzer und einem Zwingli Geistesverwandte und in Zwinglischen Tendenzen das Vorspiel neuen Münzer-

thums gesehen, so war ihm dies jetzt natürlich durch das Exempel Rothmanns und Münsters vollends bestätigt.[1])

Aus der wiedertäuferischen Richtung waren schon früher auch Leugner der göttlichen Dreieinigkeit hervorgegangen und Luther war darauf gefaßt, daß gegen diese Lehre, welche ihm die nothwendige Voraussetzung seiner Heilslehre war, noch viel größere Angriffe sich erheben werden (oben S. 153). Jetzt war der theologisch bedeutendste unter ihren Gegnern der gleichfalls schon früher von uns erwähnte Johann Campanus, ein junger Mann aus Maeseick in der Lütticher Diözese gebürtig, noch im Dezember 1528 in Wittenberg als Student inscribirt. Er erschien, nachdem er vorher bei jenem Georg Witzel in Niemegk verweilt hatte, im März 1530 mit einem ganzen Haufen „gottloser, monströser Dogmen", wie Luther und Melanchthon sich ausdrückte, am Hof des Kurfürsten zu Torgau, der sie diesen beiden vorlegte. Er lehrte, daß dem heiligen Geist keine Persönlichkeit zukomme und der Sohn, obgleich vor der Welt vom Vater gezeugt, doch diesem nicht wesensgleich und nicht gleich ewig sei, griff die evangelischen Lehren von der Rechtfertigung der Buße, dem Gnadenmittel des Wortes und Anderes an, entwickelte auch eigenthümliche Ideen vom christlichen Gemeinwesen, und rühmte sich, der Erste seit den Aposteln zu sein, der die Wahrheit wieder entdeckt habe. Auf den Titel einer Schrift, in welcher er seine Gedanken zusammenfaßte und die er zunächst handschriftlich Anderen mitgetheilt zu haben scheint, setzte er: „Wider die ganze Welt nach den Aposteln"; von einer Publikation seiner Arbeit durch die Presse wissen wir mit Sicherheit erst aus dem Jahr 1532. Von den Wittenberger Reformatoren verworfen, eiferte er nun auch gegen sie persönlich; über Luther sagte er: „So gewiß als Gott ist, so gewiß ist Luther ein teuflischer Lügner." Bei adeligen Herrn im Gebiet von Jülich-Cleve fand er längere Zeit Schutz. Von hier aus suchte er seine Meinungen weiter zu verbreiten, für welche besonders unter den Wiedertäufern ein Boden vorbereitet war; in dem eroberten Münster fand man ein eigenhändig von ihm geschriebenes Exemplar jenes Buches, auf dessen Titel nun eigens die Lutheraner neben der übrigen Welt als Gegner bezeichnet waren. Luther hinwiederum nannte den Campan einen Feind des Gottessohnes, einen Lästerer, einen Sohn Satans. Er freute sich, von Melanchthon zu hören, daß derselbe, wie ein falsches Gerücht sagte, in die Gefangenschaft eines Bischofs gerathen und hingerichtet worden sei. Oeffentlich erwiedern aber wollte ihm weder Luther noch Melanchthon, der ganz gleich über ihn urtheilte. Denn sie fürchteten, dadurch seine Meinungen erst recht bekannt zu machen, während diese bisher in seiner eigenen unklaren Darstellung wenig Aussicht auf Verbreitung haben. Ueberdies war die weltliche Obrigkeit in allen evangelischen und katholischen Ländern gleich

sehr befleißigt, derartige „gottesläſterliche" Schriften gemäß den Reichsgeſetzen zu unterdrücken. Dagegen war Luther im Jahre 1532 ſehr erfreut zu hören, daß Bugenhagen eine Schrift des Athanaſius über die Trinität herausgeben und ſo dieſen großen Bekämpfer des Arianismus auch den neuen Irrlehrern entgegenſtellen wolle; dabei ſprach er von mehreren deutſch-italieniſchen Schlangen, die in Geſprächen und Schriften das Gift verbreiten: er hatte wohl damals bereits auch von Servet Kenntniß, der 1531 eine Schrift in Straßburg drucken ließ (übrigens bekanntlich ein Spanier war). Luther gab dieſe ſeine Aeußerungen dem Bugenhagen als Vorwort zu jener Schrift.[1]) —

Noch haben wir endlich einer einzelnen ſchwärmeriſchen Verirrung zu erwähnen, deren im Jahre 1533 ein Freund Luthers ſelbſt, der Prediger Stiefel in Lochau, ſich ſchuldig machte. Die Sache griff in die Geſchichte der Reformation und Luthers nicht weiter ein, iſt aber wegen des Lichtes, das ſie auf die betheiligten Perſonen und die ganze Zeit wirft, intereſſant genug. Stiefel, ein großer Rechner, der um die Arithmetik wirkliche Verdienſte ſich erworben hat, legte ſich zugleich als Chriſt und Theolog auf die Berechnung des Termins für den jüngſten Tag, auf deſſen baldigen Anbruch ja damals ſo Viele und namentlich auch Luther hofften. Indem er die Zahlen im Buch Daniel und in der johanneiſchen Offenbarung unterſuchte und combinirte, brachte er als das Jahr der Wiederkunft des Herrn 1533 heraus; wegen des Tages ſchwankte er Anfangs; dann bezeichnete er dafür mit vollſter Gewißheit Sonntag, den 19. Oktober, und zwar die achte Stunde des Morgens. Auf ſich ſelbſt bezog er jetzt die Worte der Offenbarung (Off. Joh. 11, 15) von dem ſiebenten Engel mit der Poſaune, der das Kommen des Reiches der Chriſtenheit ankündigen müſſe. Das that er in einer Schrift, in ſeinen Predigten, in Briefen. Eine Menge Menſchen kamen ſelbſt nach Lochau, ihn zu hören. Viele meinten mit dem irdiſchen Leben rechtzeitig abſchließen zu müſſen, viele Bauern wollten das Land nicht mehr beſtellen u. ſ. w. Luther aber hielt von ſolcherlei Berechnungen ſchlechterdings Nichts. Ihm genügte der Glaube, daß Chriſtus zu jeder Stunde erſcheinen könne. Er wies Stiefel in Briefen zurecht, beſprach ſich mit ihm wiederholt in Wittenberg und ermahnte und warnte ihn mit aller Geduld, während Jener heftig wurde und meinte, der Geiſt ſei in Luther erloſchen, er ſei ein Pilatus und Herodes geworden. Stiefel mußte endlich auf fürſtlichen Befehl vor Gemeinde und Publikum ſchweigen; auf ſeiner Vorherſagung beſtand er dennoch und mit ihm eine Menge Volks; er wollte übrigens, daß die Chriſten in ruhiger Faſſung dem Termin entgegen gehen, da ja der Herr zu den Frommen als ihr Erlöſer kommen wolle. So brach jener Sonntag an. Luther hielt an demſelben in gewohnter Weiſe ſeine Hauspredigt. Nur

nebenbei erwähnte er in ihr Stiefels mit den Worten: „Er glaubt, es solle der jüngste Tag heut kommen; solcher Glaube ist ein lauter Lügen, denn es ist kein Wort Gottes dabei.“ In Lochau waren schon einige Tage zuvor Leute von nah und fern zusammengelaufen, welche Stiefel durch Predigten und Beichte vorbereitete. In der Frühe des Sonntags ertönte das Horn der Viehhirten: Stiefel nämlich ließ ihn das Vieh aus der Stadt treiben, weil dieses zuerst sterben werde und die Einwohner durch solchen Anblick nicht erschreckt werden sollten; Manche aber meinten da bereits die Posaune des Erzengels zu vernehmen. Um sieben Uhr hielt Stiefel noch einmal Gottesdienst mit Communion. Er erklärte hier, daß er jetzt trotz jenes Verbotes wieder offen, als im letzten Augenblick, reden müsse, rechtfertigte sich über die Gewißheit, die Gott ihm gegeben habe, und schloß die Predigt mit dem Ruf: „Er wird kommen, kommen, kommen.“ Als jetzt Weiber in Wehklagen ausbrachen, tröstete er sie vom Altar aus: „Erschrecket nicht, er kommt als euer Bruder, nicht als euer Feind.“ Nach dem heiligen Abendmahl ging Jeder nach Hause. Um neun Uhr aber erschienen Abgesandte des Kurfürsten, welche den Hergang beobachtet hatten, bei Stiefel, setzten ihn in einen Wagen und führten ihn nach Wittenberg ab. Er wurde bis auf Weiteres aus dem Amt entlassen. Luther hoffte jedoch, die kleine Anfechtung, die über ihn gekommen, werde ihm nütze sein; inzwischen benützte er ihn zu einer Sendung an die Frau Jörger in Oestreich, bei welcher derselbe früher Prediger gewesen war (vgl. oben B. I S. 647). Im Frühjahr 1535 erhielt Stiefel, jetzt für immer gewitzigt, eine neue Pfarrstelle zu Holzdorf bei Wittenberg, wo er sich besser stand als auf der vorigen; von da aus kam der wissenschaftlich strebsame Mann noch zu Studien nach der benachbarten Universität, wo er im Jahre 1541 sich inscribiren ließ. [1])

Viertes Kapitel.

Unionsversuche innerhalb des Protestantismus; Wittenberger Concordia.

Den Frieden, der den Protestanten 1532 gewährt wurde, verdankten sie wesentlich den wandelbaren Zeitumständen, welche eine gewaltsame Herstellung der kirchlichen Einheit im deutschen Reich nicht zu ließen. Und er wollte nach seinen eigenen Bestimmungen nur für eine kurze Zeit geschlossen sein: möglichst schnell sollte ja das Concil zu Stande gebracht werden, das über die streitigen kirchlichen Fragen endgiltig zu urtheilen hätte. Die Aussicht auf ein solches konnte für Jene, wenn sie die große Mehrheit der christliche Mächte und Nationen, die darauf vertreten sein sollten, mit nüchternem Blick überschauten, nur eine sehr beunruhigende

sein. Daß es während der nächstfolgenden Jahre in unbestimmte Ferne sich hinauszog, hatten sie hauptsächlich dem Papst, seinem Widerstreben gegen jede Einschränkung der eigenen kirchlichen Gewalt und seiner politischen Gesinnung gegen Kaiser Karl und das östreichisch-spanische Reich zu verdanken. Der Kaiser beharrte gegen sie auf seinen alten Absichten. Sein Unwille stieg als er zusehen mußte, wie Würtemberg im Jahre 1534 seinem Haus und der katholischen Kirche verloren ging.

Im Oktober 1534 war nun Papst Paul III. auf Clemens gefolgt. Er zeigte sogleich die ernstliche Absicht, das Mittel eines Concils gegen die Spaltung und Ketzerei zu gebrauchen. Nicht bloß des Scheines halber, wie sein Vorgänger, schickte er deshalb gleich im nächsten Jahr einen Gesandten nach Deutschland. Auch im Bewußtsein, daß die römische Kirche selbst gewisser Reformen bedürfe, traf er mit dem Kaiser zusammen, während er die Lehren und Grundsätze der evangelischen Reformer unbedingt verwarf.

Noch hemmten dann den Kaiser wiederum politische Verwicklungen und gaben den Protestanten Zeit, weiter zu verhandeln und sich vorzubereiten. Im Sommer 1535 führte er seine Expedition nach Tunis aus gegen Haireddin Barbarossa, der von dort aus das mittelländische Meer beherrschen und dem türkischen Großherrn unterthan machen wollte. Hier hatte er schnelle, glückliche Erfolge: er nahm die Stadt ohne viel Schwierigkeiten. Luther freute sich über die Siege, mit denen Gott ihn kröne, und wünschte, daß dieser ihn auch noch Constantinopel möge nehmen lassen; indessen machte er sich darüber lustig, daß Herzog Georg und Erzbischof Albrecht ihm durch Anordnung von Fasttagen weiteres Glück zuwenden wollten.[1]) Ehe aber Karl ferneren Plänen gegen die Türken oder etwa jetzt gegen die Ketzer nachgehen konnte, entzündete sich wegen der italienischen Besitzungen ein neuer Krieg mit Frankreich, der zunächst bis ins Frühjahr 1538, nämlich bis zum Waffenstillstand von Nizza, mit wechselndem Glücke sich hinzog, und in offener Gemeinschaft mit König Franz eröffnete der Sultan neue Angriffe zu Land und zur See. Inzwischen nahm König Ferdinand sogar eine freundschaftliche Haltung gegen den sächsischen Kurfürsten an, der ihn im November 1535 selbst in Wien besuchte. Die Drohungen des Reichskammergerichtes aber währten trotz des Cadaner Vertrages fort.

So wurde diese Zeit von den Protestanten benützt, ihre ganze Macht für alle Fälle fest zusammenzuschließen: aufs Neue richtete sich das Streben besonders dahin, die große Spaltung, welche der Streit über das Sakrament hervorgebracht hatte, endlich ganz auszugleichen; wir stehen hier in den Jahren des wichtigsten und erfolgreichsten Unionsversuches.

Andererseits mußten sie ihre Entschlüsse fassen in Betreff der Stellung, welche sie zum Concil einnehmen sollten.

Zugleich suchte der französische König sich ihnen noch in anderer Weise als bisher zu nähern: er verhandelte nicht bloß über gegenseitigen äußeren Schutz gegen die Uebermacht des Kaisers, sondern machte merkwürdige Hoffnungen in Betreff christlicher Reformen, die er für die Kirche seines eigenen Landes veranstalten wolle. Große, entscheidende Schritte Rom gegenüber waren in England bereits wirklich geschehen; König Heinrich hatte 1534 sich förmlich vom päpstlichen Stuhle losgerissen, indem er sich selbst fürs Oberhaupt der englischen Kirche erklärte; er betrieb die Herstellung einer Gemeinschaft zwischen ihm und dem Protestantismus des Continents.

Luther hat in keiner dieser Angelegenheiten die ersten Antriebe gegeben. Die darauf bezüglichen Berathungen und Versuche wurden protestantischerseits durch Andere angeregt. Die Entscheidungen aber hingen — besonders vermöge des unbedingten Ansehens, das er bei seinem Kurfürsten genoß — immer an seinem Urtheil.

In ihrer Entwicklung liefen die hierauf bezüglichen Fragen und Aufgaben sammt dem Antheil, den Luther daran nahm, während der nächsten Jahre neben einander her. Wir verfolgen zunächst den Verlauf jener Unionsversuche inmitten der Protestanten. Im Anschluß hieran wird ferner die Beziehung, welche neuerdings wieder zwischen Luther und den böhmischen Brüdern eintrat, eine angemessene Stelle finden: denn Luthers Verhalten hiebei hängt nicht bloß zeitlich, sondern auch sachlich mit demjenigen Standpunkt und denjenigen Gesinnungen, welche er bei jenen Versuchen kund gab, zusammen.

Butzer und sein College Capito hatten, nachdem die Aufnahme Straßburgs und anderer oberdeutscher Städte in den Schmalkaldischen Bund gelungen war, ihre Anstrengungen bei anderen Ober-Deutschen und besonders auch unter den Schweizern unermüdlich fortgesetzt. Ein Bekenntniß, welches Bullinger, Zwinglis Nachfolger bei der Züricher Kirche, im Jahre 1534 aufsetzte, sprach sich jetzt wenigstens ganz ähnlich wie jenes augsburgische Vier-Städte-Bekenntniß vom Jahre 1530 aus: Christi Leib sei im Abendmahl wahrhaft gegenwärtig zur Speise für die gläubigen Seelen. Butzer suchte zu zeigen, daß, wie es auch wirklich der Fall war, Luthers Aeußerungen zwinglischerseits in einem crassen, papistischen Sinn verstanden worden seien, und weiter, daß zwischen dem Sinne jenes Bekenntnisses und dem Luthers nun doch eine Zusammenstimmung im Wesentlichen sich aussagen lasse, ja von jenem aus eine Zustimmung zu denjenigen Hauptsätzen möglich werde, auf denen Luther beharren möchte. Zur Ueberzeugung hievon jedoch vermochte er die Schweizer nicht zu bringen. Da-

gegen gewann er den Rath der Stadt Augsburg, wohin er im Sommer 1534 zur Ordnung des Kirchenwesens berufen worden war und wo er fünf Wochen verweilte, für seine Absichten; derselbe wies die Prediger an, nach der Augsburger Confession und Apologie zu lehren.[1]) Hier kam dem Kampf des Lutherthums gegen den Zwinglianismus auch, wie bei der Reformation Würtembergs, der besondere Widerwille König Ferdinands gegen diesen zu Hilfe: derselbe wollte auf keinen Fall ein zwinglisches Kirchenwesen hier zulassen.

Auf der andern Seite fand Butzer jetzt in Wittenberg bei Melanchthon ein sehr williges, freundliches Entgegenkommen. Dieser, der sich noch auf dem Augsburger Reichstag gegen ihn so spröde gezeigt und jede Gemeinschaft mit Zwinglianern von sich gewiesen hatte, correspondirte mit ihm schon seit dem Jahr 1531 im friedlichsten Sinn, ja versicherte ihn, daß ihm das bittere Streiten zwischen Luther und Zwingli immer mißfallen habe. Die Ursache seiner veränderten Haltung lag nicht bloß in der Abneigung, die er überhaupt gegen theologischen Zank hegte, sondern in seiner eigenen Ueberzeugung macht sich von jetzt ab eine Wendung bemerklich: es wurde für ihn selbst fraglich, ob die wahrhafte Gegenwart des Leibes Christi nothwendig in demjenigen Sinn und mit denjenigen Consequenzen, wie Luther es forderte, vom kirchlichen Bekenntniß behauptet werden müsse, -- ob nicht andere Ansichten, wofern sie nur jene Gegenwart überhaupt anerkennen, wenigstens zulässig seien, ja ob nicht ein evangelischer Theologe beim religiös Wichtigsten, nämlich bei der innern Gemeinschaft, die im Sakrament der Erlöser mit uns eingehen wolle, auch ohne die weiteren scharf ausgeführten Lehrbestimmungen sich genügen lassen dürfte. Hiebei wirkte auf ihn, der möglichst in Gemeinschaft mit der alten und allgemeinen Kirche bleiben wollte, ohne Zweifel besonders eine letzte Schrift Oekolampads (sein Dialogus) ein, worin dieser nachgewiesen hatte, wie doch hervorragende Lehrer der alten katholischen Kirche die Abendmahlsworte, anders als die mittelalterliche Theologie und als Luther, in einem uneigentlichen, geistigen Sinne verstanden haben. Er erhielt dadurch für sein Denken und Gewissen größere Freiheit, der seinem eigenen Geist und Gemüth entsprechenden Richtung zu folgen, die ihn nun eben den Bestrebungen Butzers zuführte. Später ist in dieser Hinsicht die positive Differenz zwischen Luthers und Melanchthons Standpunkt unverkennbar geworden. Zunächst förderte Melanchthon, ohne eine eigene Lehrfassung zu wagen, wenigstens jene Ausgleichsversuche. Er wirkte in diesem Sinne 1534 nach dem Wunsche des Landgrafen Philipp bei der Verständigung zwischen den in Würtemberg reformirenden Theologen Schnepf und Blaurer mit. Im Anschluß hieran trug er am 16. September dem Landgrafen weiter vor: er hoffe, Gott werde einmal ein gnädige Stunde kommen

lassen, jenen Zwiespalt überhaupt zu heben; alle fromme Christen in Frankreich und England seien dieses Artikels halber hoch bekümmert; zudem bringe die Uneinigkeit darin anderen christlichen Sachen große Verhinderung; Philipp möge auf Wege zu einer beständigen Concordia denken; derselbe werde darin mehr schaffen können, als viele andere Leute bei beiden Theilen; Schriften von ihm werden bei Luther mehr angesehen werden, denn derer Schriften, so bisher davon mit ihm gehandelt haben.[1])

Und Keinem war ja an der Einigung unter den Protestanten von Anfang an mehr als dem Landgrafen gelegen. Er wandte sich sofort an Luther. Dieser versicherte, daß auch er dieselbe aufs Höchste begehre angesichts des übermachten Trotzes der Papisten, der ohne jene Entzweiung wohl längst wäre gedemüthigt worden, und wünschte, daß Philipp einmal bei Butzer und dessen Genossen feststellen möge, was sie zuzugeben oder nicht zuzugeben im Sinne hätten, faßte indessen seine Bereitwilligkeit und seine Bedenken in die Worte zusammen: „Ich wollt ja auch, was ich immer für mein Gewissen einräumen möchte, gern mich finden lassen; lieber Gott, ich komme schwerlich zu den Sachen, die nicht ich, sondern Andere angefangen, und mich dünket, daß unter ihnen selbst, den oberländischen Predigern, wenig sind, die auch dem Butzer folgen und [die nicht] hernach vielleicht wider beide sollten schreien; meinem Herzen ist Nichts lieber denn eine beständige Einigkeit; wenn es aber sollt im Grund gebrechlich und ungewiß sein, so ist doch die Treu verloren; was E. F. Gn. hierin helfen und rathen kann, bitt ich um Gottes Willen, wollen fortfahren; kann ich Etwas thun wider die Mörder und Bluthunde, die Papisten, die doch nicht können noch wollen aufhören, sie haben denn Christen verstöret oder selbst darniederliegen, so fehlets ja nicht und soll nicht fehlen an meinem armen Gebet, Thun, Leiden, Reden und Schreiben."[2]) Darauf lud Philipp den Butzer und Melanchthon zu einer Besprechung nach Cassel ein, wo sie am 27. Dezember 1534 zusammenkamen.

Melanchthon hatte zu diesem Zweck vorher seine Ansicht vom Abendmahl für den Landgrafen aufgesetzt, worin er sehr bestimmt erklärte, daß Christus, der Gottmensch, wahrhaftig und wesentlich bei uns sein wolle und zum Zeugniß dafür mit dem Brod uns wahrhaftig seinen Leib gebe, ohne daß man sich, wie Zwingli, über sein Auf- und Niedersteigen u. s. w. Gedanken machen dürfte, hatte jedoch seine Aussagen hierauf beschränkt. Dagegen gab Luther ihm ein Gutachten mit, worin er sich vor Allem gegen das Vorgeben, als ob beide Theile sich vordem nicht recht verstanden hätten, verwahrte, vielmehr darauf, daß die Gegner das Sakrament für ein bloßes Zeichen und nicht für den Leib Christi gehalten haben, bestand, deshalb jeden Versuch, eine Mittelmeinung aufzustellen, verwarf, und schließlich seine Meinung, auf der er beharren müsse, in den Satz faßte: „daß

wahrhaftig in und mit dem Brod der Leib Christi gegessen wird, also daß Alles, was das Brod wirket und leidet, der Leib Christi wirke und leide, daß er ausgetheilt, gegessen und mit den Zähnen zerbissen werde." Melanchthon, der übrigens selbst eine Anweisung von Luther sich ausgebeten hatte, bekannte nachher dem Camerarius, er sei als „Bote einer fremden Meinung" nach Cassel gegangen. Luther selbst hat seiner Ansicht nie einen Ausdruck gegeben, der anstößiger gelautet hätte, als hier, wo Aufhebung des Zwiespalts erstrebt wurde. Er hatte die nämlichen Worte einst beim heftigsten Streit gegen Zwingli in seinem „Großen Bekenntniß vom Abendmahl" gebraucht, dort jedoch nicht ohne sie näher zu erklären. Jetzt stellte er sie einfach in jener Kürze und Schroffheit hin. So sehr war er jetzt darauf aus — nicht etwa seine eigene Lehrweise Anderen aufzudrängen, wohl aber mit Sicherheit zu constatiren, wie Butzer in Wahrheit zu ihr sich verhalte, und dem Schein zu wehren, als ob Leute, die ihr in Wahrheit entgegen wären, sich doch mit ihm geeint hätten oder als ob er selbst von ihr gewichen wäre. Er sprach da so schroff wie möglich, — doch als ein gerader, ehrlicher Mann, dem Wahrhaftigkeit, Offenheit und Ehrlichkeit auch Grundbedingung brüderlicher Einigkeit war; in gleichem Sinne lehnten damals die Schweizer von ihrem Standpunkt aus die Wünsche Butzers mit der Bemerkung ab, daß sie nicht aus dem Hellen ins Dunkle gehen wollen. Dasjenige mildere Urtheil, welches Luther schon 1532 über die Ober-Deutschen kundgab, verleugnete er doch auch in diesem Gutachten nicht. Er erklärte — ganz anders als früher den Zwinglianern gegenüber: sie seien vielleicht aus gutem Gewissen in ihrer anderen Auffassung befangen, wie er wahrlich mit gutem Gewissen in der seinigen befangen sei, und darum wolle er sie dulden und Christus werde sie, wenn sie rein seien, wohl erretten; wiederum möchten sie ihn dulden, wenn sies auch mit ihm nicht halten könnten. Nur daß sie einig wären, sollte dann nimmermehr behauptet werden. Von der Unmöglichkeit, in seiner eigenen Auffassung nachzugeben, versicherte er den Jonas mit den horazischen Worten: „ob auch der Erdkreis berstend einstürzt, werden die Trümmer mich nicht erschrecken". [1])

Ueber die Ergebnisse der Casseler Conferenz schickte Kurfürst Johann Friedrich am 5. Januar 1535 einen Bericht Melanchthons an Luther. Am 9. traf Melanchthon wieder in Wittenberg ein. Dann erschien hier auch der Kurfürst selbst, um mit seinen Theologen darüber sich zu besprechen.

Von Butzer wurde eine kurze Bekenntnißformel vorgelegt, für welche er bereits auch die Zustimmung der Augsburger erhalten hatte. Sie besagte: Leib und Blut Christi werde wahrhaftiglich und wesentlich empfangen, so wir das Sakrament empfangen; Brod und Wein seien darbietende

Zeichen, mit deren Darreichung und Empfang zugleich dargereicht und empfangen werde der Leib Christi; Brod und Leib seien also „bei ein“, — nicht mit Vermischung ihres Wesens, als ob das Brod nicht bliebe, sondern als Sakrament und das sammt dem Sakrament Gegebene. Von jenen Worten, die wir aus Luthers Schreiben aushoben, war also hier Nichts aufgenommen. Zur Antwort auf dieses schickte indessen Butzer aus Cassel durch Melanchthon eine besondere Auseinandersetzung. Gegen jene Verwahrung Luthers hielt er seine eigene Ueberzeugung aufrecht, daß dennoch der frühere Streit auf gegenseitigem Mißverstehen beruht habe: denn er selbst wenigstens und seine Freunde haben gemeint, nach Luther sollten das Brod und der Leib eine natürliche und nicht bloß jene sakramentliche Verbindung mit einander eingehen; und Luther habe über sie geurtheilt, als ob sie in Brod und Wein bloße Zeichen sähen. So wollte er denn auch jetzt keine „Mittelmeinung“ aufstellen, sondern nur diejenige Lehre, in der beide Theile übereinstimmen, als solche zur Anerkennung und zum Ausdruck gebracht haben. Ja auch Worte, wie jene in Luthers Schreiben, wollte er bei richtiger Erklärung gelten lassen. Und da zog er nun geschickt Luthers eigene Erklärung im „Großen Bekenntniß“ bei. Luther hatte hier, indem er das, was dem Brod widerfahre, um der sakramentlichen Einigkeit willen auch auf den Leib übertragen haben wollte, doch nicht gesagt, daß der Leib als solcher zerbissen werde, sondern genauer den Sinn jener Worte dahin bestimmt: „wer dies Brod isset und beißet, der isset und beißet das, so der wahrhaftige Leib Christi ist und nicht schlecht eitel Brod“, und als Analogie dafür hatte er Joh. 1, 32 angeführt, wo der Täufer Johannes erzähle, daß er den heiligen Geist wie eine Taube habe vom Himmel fahren sehen, wo derselbe also sage, daß er den heiligen Geist gesehen habe, da er die Taube gesehen. In demjenigen Sinn, in welchem hier der Geist als Gegenstand des sinnlichen Sehens bezeichnet werde, wollte Butzer auch jene Aussage über den Leib Christi annehmen; so, sagte er, werde ja beiderseits bekannt, daß Brod und Leib ihrer Natur nach verschieden und der gegenwärtige Leib Christi vom Leiden frei bleibe. Das, was wirklich zerbissen wird, ist ihm so doch nur das Brod, mit welchem der Leib dargeboten wird. Ganz ebenso sprach er sich nachher auch öffentlich in einer Druckschrift aus und zwar mit Berufung auf jene Erklärung Luthers selbst: die sinnlichen Handlungen werden, während sie eigentlich dem Brod widerfahren, dem Leibe Christi, der freilich keineswegs unseren Sinnen anheimfalle, der sakramentlichen Einigung wegen beigelegt, gemäß jener Redeweise nach welcher Johannes dort den Geist gesehen habe. In seinem Casseler Schreiben erklärte er weiter mit Bestimmtheit, daß sein und der Seinigen Gewissen sich mit Sätzen nicht vertragen könnte, die zwischen dem Leib des Herrn und dem Brod eine physische Verbindung

statuiren und den Leib des Herrn zu einer Speise für den Bauch oder ihn an sich zu einem Gegenstand unserer leiblichen Thätigkeit machen würden. Jene Redeweise bezeichnete er als synekdochische, wonach Etwas, das eigentlich nur von einem Theile gilt, vom Ganzen ausgesagt würde. Für sich und die Seinigen bestand er darauf, daß mittelst ihrer jene Worte gedeutet werden müßten, und bat Luther: falls er nach seinem eigenen Gewissen dasjenige, was dem Brod widerfahre, auf den Leib Christi einfach, ohne solche Deutung, übertragen zu sollen vermeinte, möge er auch ihr Gewissen anerkennen und ihnen nicht das Gleiche zumuthen. Butzer, der von den entgegengesetzten Seiten damals und bis auf die Gegenwart vielfach der Zweideutigkeit bei seinen Vermittlungen angeklagt worden ist, hat hiernach doch Luther entschieden die Grenze bezeichnet, über welche er nicht hinausgehen könne.[1])

Luther erwog diese Erklärungen sehr ernstlich und noch unter vielen Bedenken. Erst gegen Ende Januars gab er sein Gutdünken, und auch jetzt vorsichtig genug: „Erstlich, weil [durch Butzer und Melanchthon] vermeldet ist, daß die Prädikanten [die oberdeutschen Prediger] wollen und sollen der Apologie oder Confession [von Augsburg] gemäß lehren, kann und weiß ich solche Concordia nicht auszuschlagen für meine Person; zum Andern, weil sie deutlich bekennen, daß Christi Leib wahrhaftig und wesentlich im Brod gereicht, empfangen und gegessen werde u. s. w.: wo ihr Herz stehet wie die Worte lauten, weiß ich auf diesmal die Worte nicht zu strafen." Fürs Dritte wollte er noch keinen förmlichen Abschluß der Concordia, sondern rieth, zu warten, bis das trübe Wasser auf beiden Theilen sich noch mehr gesetzt und namentlich das Mißtrauen mancher seiner eigenen Gesinnungsgenossen gegen den andern Theil sich beruhigt habe. Ueberhaupt sollte, wie er öfters nachdrücklich bemerkte, die Sache nur mit Beiziehung der Andern abgemacht werden: denn sie sei nicht seine Sache noch sonst Jemands alleine; so wenig er den Ueberzeugungen Anderer Etwas von den eigenen opfern wollte, so wenig wollte er jene durch seine Autorität niederbeugen. So sollten auf seiner Seite namentlich Brenz in Schwaben, Osiander in Nürnberg, Regius im Lüneburgschen befragt werden: Melanchthon wurde hiemit beauftragt. Auf der andern Seite übernahm Butzer Gleiches zu thun. Dabei legte Melanchthon die oben angeführte Bekenntnißformel zu Grunde: die andern lutherischen Theologen wurden befragt, ob Diejenigen, welche also denken, zu dulden seien.[2])

Bei Luther selbst aber war jetzt der Bann des Mißtrauens durchbrochen und mit offenem, warmem Herzen nahm er der Sache, die er so spröd hatte an sich kommen lassen, hinfort auch selber sich an. Melanchthon gab Butzern die Versicherung, daß jener jetzt liebereich von ihm denke und rede. Ja Luther wollte, wie er dem Landgrafen wieder versprach, es

an Nichts fehlen lassen, was immer er thun und leiden könnte zur Vollbringung des begonnenen Werkes; denn er verhoffe tröstlich, daß auf der andern Seite Viele seien, die es ernstlich meinen. Nicht minder sprach er im Verlauf des Jahres gegen Freunde seine guten Hoffnungen und heißen Wünsche aus, in denen die weiterhin einlaufenden Nachrichten ihn bestärkten. Er fühlte sich im Sommer und Herbst des Jahres körperlich wieder besonders schwach und seinem Ende nahe, während er zu gleicher Zeit, wie wir früher hörten, voll guten, heiteren Muthes die damalige Pestgefahr durchmachte. Nichts wünschte er da sehnlicher, als in „Frieden, Liebe und Einigkeit des heiligen Geistes" mit jenen Ober-Deutschen sein Leben zu schließen, und freudig ging er jetzt auch selbst auf den brieflichen Verkehr ein, welchen sie mit ihm anknüpften. Besonders thätig waren hierin die Augsburger, an die er vor zwei Jahren noch so unwillig geschrieben hatte. Der Rath dieser Stadt sandte den Arzt Gereon Seiler und den Prediger Huberinus an ihn, von denen besonders der Erstere sein Wohlgefallen gewann, ließ Seiler auch in den befreundeten Städten für diese Sache weiter wirken, bat ferner Luther, seinen Freund Regius wieder für die Stadt zu gewinnen, wo man ihn 1530 hatte wegziehen lassen. Luther verschaffte ihnen statt des Regius, den der Herzog von Lüneburg festhielt, den ihm werthen, in Wittenberg angestellten Theologen Forster, und erklärte: „Wir merken, Gottlob, daß es bei den Euren rechter Ernst, und ist uns damit ein schwerer Stein, nämlich der Argwohn und Mißtreu, vom Herzen genommen, der auch nicht soll, ob Gott will, wieder darauf kommen." Die Magistrate von Ulm und Eßlingen dankten ihm für seine Willigkeit dem Seiler und Butzer gegenüber und baten, auf diesem Weg weiter zu gehen. Die Straßburger Theologen berichteten über glückliche weitere Erfolge unter ihren Gesinnungsgenossen. Am 5. Oktober schrieb Luther sieben freundliche Briefe — an den Magistrat von Augsburg, an die dortigen Prediger, an Huberinus besonders, an Seiler, an die Prediger zu Straßburg, an die zu Ulm und an den Rath von Eßlingen. Er bat, überzeugt zu sein, daß er so begierig die Concordia wünsche, als er wünsche, daß der Herr Christus ihm gnädig sei. Dazu beantragte er jetzt im Einverständniß mit den Straßburgern und mit Brenz möglichst bald eine Zusammenkunft aller Betheiligten. Denn diese Sache gehe viele und große Leute an, die Fürsten und die Völker. Da, sagt er, wollen sie mit einander von diesen und andern Dingen handeln, sich von außen und innen gegenseitig kennen lernen, bemerken und beschließen, was etwa noch zu dulden und nachzugeben oder zu was die Augen zuzudrücken seien, damit die Widersacher nicht aus einer Mücke einen Elephanten machten und Anlaß zum Prahlen nähmen, als ob ihre Zwietracht noch vorhanden oder ihre Eintracht schlecht zusammengeflickt

wäre. Jene möchte über Zeit und Stätte — vielleicht einen Ort in Hessen oder Coburg — sich berathen: sein Fürst werde ihn freilich wohl nicht über das eigene Land hinaus reisen lassen. Als die Straßburger seine Aeußerung über die „Fürsten und Völker" mißverstanden und meinten, er wolle die Versammlung vom Willen der Fürsten und städtischen Bürgerschaften abhängig machen, schrieb er ihnen weiter: er wünsche sie dringend auch falls diese Nichts dazu thun wollten, und werde dahin arbeiten, daß sie ihnen von Seiten der Fürsten wenigstens erlaubt werde. Wegen des Termins stimmte er mit den Straßburgern darin überein, daß man sie nicht vor Ostern des nächsten Jahrs (1536) veranstalten könne; er selbst war bei seiner Leibesschwäche und schwankenden Gesundheit nicht im Stand, während des Winters zu reisen. Als Ort schlug er jetzt Eisenach, Gotha oder Weimar vor; jene erklärten, es werde ihnen kein Ort in Hessen oder den kurfürstlichen Landen zu ferne sein. Johann Friedrich entschied für Eisenach, weil dieses am bequemsten liege; er wollte Luther nebst Melanchthon oder Bugenhagen auf seine Kosten dorthin führen lassen. Dahin lud Luther am 25. März 1536, nachdem er zuvor vierzehn Tage lang an heftigen Hüftschmerzen krank gelegen hatte, den Butzer ein; der passendste Termin schien ihm der vierte Sonntag nach Ostern, d. h. der 14. Mai; Butzer sollte die weiteren Einladungen unter den Ober-Deutschen besorgen.[1])

Der Brief kam an Butzer, der sich damals wieder in Augsburg aufhielt, erst am 11. April. Butzer hatte inzwischen besonders auch seine Bemühungen bei den Schweizern fortgesetzt. Capito vermochte im August 1535 die Herausgabe einer Schrift, in welcher die Züricher gegen die kurz vorangegangenen Ausfälle Luthers auf den Zwinglianismus fest und feierlich protestiren wollten, gerade noch zu hintertreiben. Bullinger schrieb dann wiederholt freundlich und friedlich an Melanchthon und ließ sich Luthern empfehlen, von welchem Seiler auch nach Zürich freundliche Aeußerungen berichtet hatte. Ueber das Sakrament gaben auch die Schweizer neue Erklärungen. So namentlich in einem Bekenntniß, das sie im Februar 1536 zu Basel aufsetzten, der sogenannten ersten helvetischen Confession: die Sakramente seien bedeutliche Zeichen hoher heimlicher Dinge, und zwar seien sie nicht bloß leere Zeichen, sondern sie bestehen in den Zeichen und den wesentlichen Dingen zugleich; das wesentliche Ding im Nachtmahl des Herrn sei die Gemeinschaft seines Leibes, das Heil, das er am Kreuz erworben, die Vergebung der Sünden; mittelst der Zeichen, des Brodes und Weines, werde hier von ihm selbst durch den Dienst der Kirche die wahre Gemeinschaft seines Leibes und Blutes den Gläubigen zu einer Speise und Nahrung des ewigen Lebens vorgetragen und angeboten; er biete seinen Leib und sein Blut, und das sei: ihn

ſelbſt, den Seinen wahrlich an und gebe ſich ihnen zu genießen, damit er je mehr und mehr in ihnen und ſie in ihm leben; die Zeichen bilden dieſe hohen Dinge ab und geben dem Glauben, der ſie genießen ſolle, Hilfe und Vorſchub. Mit ſolchem Nachdruck alſo wurde jetzt, im Unterſchied von Zwingli, beim Sakrament vor Allem die himmliſche Gabe anerkannt, um deren wahrhafte Darbietung von Seiten des Erlöſers und um deren Empfang von unſerer Seite es hier ſich handle. Andererſeits aber wurde, im Unterſchied von Butzers Sätzen, doch jede Ausſage fern gehalten, wonach der Leib als ſolcher ſtofflich gegenwärtig ſein und nicht vielmehr bloß das geiſtige Leben Chriſti und ſein Heil als Frucht der einmaligen Dahingabe ſeines Leibes zur Darbietung und Mittheilung gelangen ſollte. Darin übrigens ſtimmte Butzer mit jenen fortwährend überein, daß der Leib, deſſen weſentliche Gegenwart er zugab, doch nur als Speiſe für den Glauben und nicht für den Mund gegenwärtig ſei. Weiter mit ihm in Einigungsverſuchen zu gehen, weigerten ſich nun Jene entſchieden: es war ihnen ein Gang „ins Dunkle." Eine Einladung der Straßburger, Vertreter nach Eiſenach zu ſenden, lehnten ſie ab. Statt deſſen ſchickten ſie ihnen ihre Confeſſion zur Uebergabe an Luther, indem ſie die „gute Hoffnung" ausſprachen, Luther und die Seinigen werden, wenn ſie dieſelbe ernſtlich erwägen, ſich zufrieden geben. Bullinger erklärte dazu in einem Privatſchreiben an Butzer und Capito ſeine warme Liebe und Verehrung für Luther, den theuren Bruder, den auserwählten Diener Chriſti, den frommen und gelehrten Mann, welchem Butzer ihn und die Schweizer Kirchen beſtens empfehlen möge.[1])

Mit großer Sorge und Furcht blickte unterdeſſen gerade Butzers Geſinnungsgenoſſe in Wittenberg, Melanchthon, auf die beabſichtigte Zuſammenkunft, wirkte ihr in ängſtlichen Briefen an Butzer, den Straßburger Stadtmeiſter Sturm, den Landgrafen Philipp ſogar geradezu entgegen, ja bat noch am 19. April den Landgrafen um Gottes willen, die Sache wo möglich noch hinauszuziehen. Er nämlich fürchtete von einer ſolchen Conferenz der Theologen nur neues Unheil, weil ja Viele auf dem andern Theil, nämlich jedenfalls die Schweizer, ſie ſich doch verbäten und weil er die „unwirſche Art Etlicher" kenne, womit er jedenfalls vorzüglich Lutheraner meinte. Hatte doch ein Amsdorf noch kurz vor dem Caſſeler Tag in öffentlichen Theſen erklärt, daß die Straßburger, die mit Luther übereinzuſtimmen vorgäben, aufs Schändlichſte lügen und erſt ihre Irrthümer anerkennen, widerrufen, Buße thun und um Verzeihung bitten müßten. Die Heftigkeit und Unbeugſamkeit eines Oſiander war ebenfalls bekannt. Ohne Zweifel beſorgte Melanchthon, daß auch bei Luther, wenn ein Theil der Verſammelten ſeinen Hoffnungen nicht entſpräche, das Feuer neu auflodern möchte. Und zu dem mußte er an die ſchwere Stellung denken,

die er dann mit den eigenen, eben nicht mehr streng lutherischen Ueberzeugungen gerathen mußte. Man konnte ihm die 1535 erschienene neue Bearbeitung seiner Loci vorhalten, worin er nur seine oben bezeichnete Auffassung vortrug und die Spitzen der lutherischen Lehre fallen ließ. Ja Luther selbst bemerkte nachher (1537) einmal: Melanchthon habe nach der Rückkehr von Cassel Argumente gebracht, daraus er vernommen, wie derselbe fast Zwinglischer Meinung wäre. Luther hatte bis jetzt diesem Argwohn sich nicht hingegeben; wie leicht aber konnte der befürchtete Disput den gefährlichsten Anstoß dazu bringen. So schrieb Melanchthon an Philipp: „Ich habe Sorge aus vielen Ursachen, daß dadurch mehr die Uneinigkeit wiederum angezündet und größere Trennung, Haß, Aergerniß und öffentliches Schelten erwachsen werde." Sein Rath war: man sollte den Versuche einer Concordie vielmehr auf eine große Versammlung der evangelischen Fürsten und Stände nebst den Theologen verschieben, welche doch des Concils wegen werde gehalten und auf welcher die gemeinsam zu vertheidigenden Glaubensartikel werden festgestellt werden müssen. Er möchte hoffen, daß da durch die Theilnahme der Fürsten und Politiker und durch den Drang der Umstände, welche ein Zusammenstehen gegen die Gewalt der Papisten forderten, einerseits die Ausbrüche des Eifers würden gedämpft, andererseits den Zwinglianern vollends alle ihnen irgend mögliche Zugeständnisse würden abgewonnen werden.[1])

In der That hing auf lutherischer Seite das Zustandekommen der Conferenz ganz an dem Einen Luther, an dem aufrichtigen Vertrauen, das er zu den früheren Gegnern gefaßt hatte, an der Wärme, womit er die ihm zuvor so bedenkliche Sache jetzt selbst erfaßte, ja wie zur letzten Aufgabe seines Lebens machte, an der Treue, mit der er auch inmitten zweifelnder und abgeneigter Freunde bei ihr beharrte. Männer wie die oben genannten Lutheraner, besonders sein intimer Freund Amsdorf, riethen jedenfalls mehr ab als zu. Zum Convent kamen sie nicht, ohne daß uns Gründe genannt würden, obgleich Luther dem Butzer mittheilte, daß er selbst deshalb an Osiander schreiben wolle.[2]) Eine Beiziehung Amsdorfs zum Colloquium scheint Luther selbst nicht beabsichtigt zu haben. Diejenigen Theologen, welche lutherischerseits zur Betheiligung kamen, erschienen dabei geneigt und willig, gaben jedoch nicht eigene Antriebe zur Sache, sondern folgten Luther.

Am 27. April reiste Butzer aus Augsburg ab Eisenach zu. Ihm schlossen sich an die Prediger Capito aus Straßburg, Mäuslein (Musculus) und Wolfhart (Lykosthenes) aus Augsburg, Schuler aus Meiningen, Frecht aus Ulm, Ottther aus Eßlingen, Alber und Schradin aus Reutlingen, German aus Fürfeld, Bernhardi aus Frankfurt.

Da erhoben sich gegen das ganze Unternehmen, grade ehe es zum

Abſchluß kommen ſollte, doch bei Luther noch die ſchwerſten Hemmniſſe. Er konnte nicht auf den 14. Mai in Eiſenach erſcheinen: denn er hatte ſich noch nicht genug von ſeiner Krankheit erholt, um ſo weit reiſen zu dürfen; überdies langte die Zuſage der Ober-Deutſchen hinſichtlich des Orts und Termins, die ihm Capito am 22. April ſchrieb, erſt am 11. Mai bei ihm an, wonach ein rechtzeitiges Eintreffen aus Wittenberg nicht mehr leicht möglich war. Und eben jetzt wurde auch ihm wieder fraglich, ob nicht der ganze Verſuch ein eitler, trügeriſcher ſei. Gerade jetzt erſchien nämlich eine nachgelaſſene Schrift Zwinglis, ſeine „Auseinanderſetzung des Glaubens (Expositio fidei) für den chriſtlichen (franzöſiſchen) König", worin nicht bloß die von Luther bisher verdammte Lehre wieder vorgetragen, ſondern unter Anderem auch ausgeſprochen war, daß der chriſtliche König im ſeligen Jenſeits neben Chriſtus und den Männern des Alten Bundes fromme Heiden, wie Herkules, Theſeus, Sokrates, Ariſtides, Numa, Camillus u. ſ. w. finden werde: nach Zwingli hatte nämlich Gott auch dieſe in ſeinen Heilsrathſchluß aufgenommen und durch ſeinen Geiſt zu ſich gezogen. In einem Vorwort dazu erklärte Bullinger dieſes Buch für einen Schwanengeſang Zwinglis, worin er, der treue Verkündiger des Evangeliums und Lehrer des wahren Glaubens, ſich ſelbſt übertroffen habe. Zu gleicher Zeit hatte ein Basler Buchdrucker Briefe Zwinglis und Oekolampads, in denen Manches Luther verletzen mußte, mit einem Butzerſchen Brief als Vorwort veröffentlicht. Ferner bekam Melanchthon am 9. Mai in Leipzig, wo er ſich auf der Meſſe befand, ein Schreiben der Augsburger, nach welchem ihm ſchien, als ob bei ihnen hinſichtlich der Abendmahlslehre Alles wieder im Ungewiſſen wäre. Luther hielt dennoch an der Zuſammenkunft feſt: er lud jetzt die Abgeſandten in das ihm näher gelegene Grimma ein und bat den Kurfürſten um ſeine Einwilligung hiezu. Dabei bekannte er jedoch dieſem, daß er wenig Troſt und Hoffnung wegen einer Concordie mehr habe. Der Kurfürſt erwiederte ihm, er ſolle jedenfalls „auf der Augsburger Confeſſion und Apologie beſtändig bleiben und mit nichten auch in dem wenigſten Punkt und Artikel nicht weichen". Melanchthon hatte jetzt, wie er dem Veit Dietrich bekannte, vollends außerordentliche Angſt, indem er nur ein Signal zu neuer Zwietracht vor ſich ſah.[1])

Die Ober-Deutſchen hatten unterdeſſen ihre Reiſe nach Eiſenach fortgeſetzt. Als ſie aber hier (am 17.) die Botſchaft von Luther erhielten, zogen ſie vor, ihn ſelbſt in Wittenberg aufzuſuchen, da bei ſeinem Geſundheitszuſtand auch ſein Kommen nach Grimma unſicher war. In der That ſchickte dieſer eben noch den Melanchthon und Cruciger nach Grimma ab, um ſie von da vollends zu ſich nach Wittenberg zu bitten: jene Beiden kamen bis Torgau, von wo ſie auf die Kunde von ihrem neuen eigenen Entſchluß

wieder heim eilten. Melanchthon freute sich jetzt doch über ihren Wunsch, Wittenberg zu sehen. Der Kurfürst wies seinen Hauptmann oder Landvogt Metsch an, ihnen daselbst Gastfreundschaft zu erweisen.[1])

Die Verhandlungen mit Luther wurden jetzt glücklich noch dadurch vorbereitet, daß von Eisenach und Gotha an Menius und Mykonius mit den Ober-Deutschen gemeinsam reisten. Da verging, wie Mykonius erzählt, keine Stunde, wo sie nicht die vorliegenden Fragen besprochen, sich gegenseitig Rechenschaft ihres Glaubens gegeben und ihre Ansichten einander verdeutlicht hätten.

Am Sonntag, den 21. Mai 1536, erreichten sie Wittenberg. Menius und Mykonius fanden hier den Melanchthon, der eben heimgekehrt war, ohne Hoffnung auf eine Einigung. Nachdem sie ihm aber von jenen Gesprächen berichtet, faßte er sich wieder ein Herz. Dann brachten sie den Abend bis Mitternacht bei Luther zu, konnten jedoch ihm kaum ein Vertrauen dazu beibringen, daß es den Ober-Deutschen mit jenen Reden ernst gewesen sei.[2])

Am Morgen des Montag verfügten sich Capito und Butzer zu Luther in seine Wohnung, überreichten ihm Briefe und andere Schriftstücke, welche sie von verschiedenen Orten her für ihn hatten, und machten ihm Vorschläge darüber, wie von beiden Theilen Artikel zu einer gemeinsamen Verhandlung aufgesetzt werden möchten. Er wollte zunächst jene Schreiben lesen.

Nach Tisch empfing er die beiden wieder, um ihnen seine Antwort zu geben. Bei ihm waren jetzt Bugenhagen, Jonas, Cruciger, Menius, Mykonius, Weller und Diakonus Rörer (Melanchthon also nicht).[3]) Er aber erklärte, nachdem erst Butzer wieder gesprochen, nunmehr mit großem Ernst[4]): ehe sie über Anderes mit einander handeln könnten, müßten sie über das Sakrament einig werden. Dazu habe er gute Hoffnung gehabt. Allein jetzt vernehme er aus Briefen (wohl von Lutheranern in ober-deutschen Städten), daß sie das Volk dennoch bei der Meinung, als ob im Abendmahl bloß Brod und Wein wäre, belassen, mindestens nur von einem geistlichen Genießen reden. Ferner sei jetzt das Büchlein Zwinglis ausgegangen, das die alten Irrthümer wiederhole und gar eine Seligkeit der Heiden ohne Christus lehre, sowie der Briefwechsel Zwinglis mit einer Vorrede Butzers. Eine Concordie müsse er davon abhängig machen, daß sie ihre vorige Lehre widerrufen und den Leuten einprägen, wie im Abendmahl der Leib Christi auch mit dem Mund und von Gottlosen nicht minder denn von Gottseligen empfangen werde. Er selbst wolle dann auch seine Fehler bekennen, — daß er in seinen Schriften gegen Zwingli, Oekolampad und Andere zu hart gewesen. Eine andere, gefärbte und gedichtete Concordie würde den argen Handel nur hundertmal ärger

machen. Beſſer laſſe man die Sache in dem Stand, in welchem ſie jetzt ſei, beſtehen und bleiben. Butzer war hierüber beſtürzt, konnte ſich ſchwer faſſen, erwiederte indeſſen: er und die Andern wären nicht hier erſchienen, wenn ſie nicht nach Luthers Briefen hätten annehmen dürfen, daß der Argwohn gegen ſie abgethan ſei. Seine Lehre liege in ſeinen bisherigen Schriften klar vor. Sie können nicht dafür, wenn unruhige Leute Unwahres über ſie berichten. Zwinglis Büchlein habe Bullinger vor ihrer letzten Beſprechung mit den Schweizern ausgehen laſſen und ſie ſeien dafür nicht verantwortlich. Die Herausgabe jenes Briefwechſels ſei ohne Butzers Zuſtimmung erfolgt. Widerrufen könnten ſie nur in ſo weit, als ſie Luthers Meinung in Manchem mißverſtanden hätten, — nicht die eigene Lehre, welche ſchon ſeit Jahren dieſelbe wie jetzt geweſen ſei. Die wahre Gegenwart des Leibes Chriſti lehren auch ſie allen Ernſtes. Vom Genuß desſelben mit dem Munde meinen ſie, was ja Luther ſelbſt einmal ausgeſprochen habe: daß unſer Mund an des Herrn Leib für ſich nicht hinreiche, daß man jedoch ebenſo, wie Johannes nach jenem Worte der Schrift den heiligen Geiſt geſehen habe und doch mit ſeinen leiblichen Augen nur die Taube habe ſehen können, auch von einem Hinnehmen des Leibes Chriſti mit Hand, Mund und Magen reden möge, obgleich, eigentlich zu reden, Hand, Mund und Magen an Chriſti Leib nicht reichen könne. Darüber, was die Gottloſen eſſen, werde ihrerſeits vor den Gemeinden überhaupt nicht geredet: wiſſe man ſolche unter den Abendmahlsgäſten, ſo laſſe man ſie gar nicht zu. Wo jedoch die Frage angeregt werde, ſei ihre Antwort die: gänzlich Gottloſe, welche auch den Worten des Sakraments nicht glauben, empfangen allerdings nur Brod und Wein; denn ſie gehe Chriſti Einſetzung nicht an; wer jedoch immer dieſen Worten glaube und nur ſonſt Fehler habe, der empfange, weil er die Einſetzung des Herrn nicht verkehre, wirklich den Leib Chriſti und derſelbe werde, weil er dies doch ohne wahre Andacht und ohne den rechten, lebendigen, die Gnade aufnehmenden Glauben thue, ſchuldig am Leib und Blut des Herrn, wie Paulus (1. Kor. 11, 27) ſage. Sollte dagegen ſchlechthin ausgeſprochen werden, daß die Gottloſen ebenſo wie die Gottſeligen dieſen Leib genießen, ſo würde dies in ihre Gemeinden viel Aergerniß bringen. Butzer ſuchte dies in Wechſelrede mit Luther auseinanderzuſetzen, der namentlich darauf beſtand, daß die von Chriſtus eingeſetzte Gabe in ihrer Realität nimmermehr von unſerem Denken und Glauben dürfe abhängig gemacht werden, und mit feurigem Ernſt wiederholte, daß entweder eine rechte und feſte oder gar keine Einigung geſchloſſen werden dürfe. Wegen Luthers körperlicher Schwäche mußte jedoch abgebrochen werden. Er forderte die beiden Straßburger auf, mit ihren Genoſſen noch einmal zu überlegen, ob ſie eine ſolche Gegenwart des Leibes Chriſti anerkennen wollen, vermöge deren ihn

Gläubige und Ungläubige oder, wie Paulus sage, würdige und unwürdige Abendmahlsgäste empfangen. Auf den Nachmittag des folgenden Tages erwartete er ihre Erklärung. Des Morgens war er, wie wir dies ja auch sonst aus jenen Jahren von ihm wissen, zu schwach, um die Verhandlung vornehmen zu können.

So hing denn jetzt die Entscheidung an jener Frage über den Genuß der Gottlosen, welche schon in den Verhandlungen von 1530 bis 1532 als der noch trennende Punkt sich herausgestellt hatte: ein einzelner Punkt, aber ein Punkt, an welchem auf bezeichnende Weise eine Verschiedenheit in der Auffassung jener Gegenwart des Leibes überhaupt sich zu erkennen gab. Eine Aufnahme der Ober-Deutschen in den Schmalkaldischen Bund war, wie wir sahen, durch diesen Differenzpunkt nicht mehr verhindert worden; auch ein freundlicher Verkehr zwischen den Theologen beider Theile hatte trotz seiner begonnen; und darin wollte Luther, auch wenn der andere Theil bei der Verneinung der Frage blieb, jetzt Nichts rückgängig machen: er wollte nur die Sache „in ihrem Stand lassen". Bei einer „Concordie" aber, für welche Luther ihre Bejahung zur Bedingung machte, handelte es sich um mehr: um den Ausdruck einer Glaubens- und Lehreinheit, neben welchem etwaige noch vorhandene Meinungsverschiedenheiten gar keine der brüderlichen und kirchlichen Gemeinschaft hinderliche Bedeutung mehr hätten. Darüber sollte am Nachmittag des 23. Mai entschieden werden.

Bei Luther erschienen hier mit den auf seiner Seite stehenden Theologen, unter denen heute auch Melanchthon sich befand, die sämmtlichen ober-deutschen Vertreter. Auf ihrer Seite führte Butzer wieder das Wort. Er bekannte, was den geforderten Widerruf betrifft, daß sie allerdings die jetzt von ihnen gelehrte Gegenwart des Leibes nicht allweg so völlig ausgedrückt und gegen lutherische Sätze aus Mißverstand, als ob diese papistisch gemeint wären, polemisirt haben; längst haben sie aber solchem Mißverstand auch bei Anderen gewehrt und jene Lehre frei bekannt, wenn man gleich ihre eigene Rede ihnen oft mißdeutet habe. Hinsichtlich des Essens der Gottlosen sprach er mit aller Bestimmtheit das als ihr Bekenntniß aus, daß Alle, soweit sie dem Herrn sein Wort und seine Ordnung im Sakrament nicht verkehren, den Leib des Herrn wahrhaftig empfangen, auch wenn sie den wahren, lebendigen Glauben an den Herrn Christus nicht damit üben und deshalb als unwürdige Gäste das Gericht nehmen; er blieb aber dabei, eine Verkehrung jener Worte auch bei denjenigen anzunehmen, welche denselben gar nicht glauben. Auf Bugenhagens Bemerkung, daß man also mit Recht sage, die Unwürdigen empfangen den Leib,[1]) erwiederte er: allerdings, wenn man eben diese Bedingung beifüge: „wo des Herrn Wort und Einsetzung gehalten wird". Für dieselbe Bedingung berief er sich auf Luthers eigene Schriften (Luther hatte indessen dabei nur von

Fällen gesprochen, wo die ganzen Kirchen oder Gemeinden, die das Sakrament feiern, vom Glauben an die Einsetzungsworte abgefallen seien oder, wie bei der Winkelmesse, die Stiftung Christi verkehrt haben). Eben diese Bedingung wandte nun Butzer wieder auch auf die Einzelnen an, welche ohne allen Glauben zum Tisch des Herrn nahen: allerdings werde hier kraft der Einsetzung des Herrn der wahre Leib auch ihnen dargeboten, allein ohne wirklich von ihnen empfangen zu werden. So, sagte er, werde ja auch von einem Türken oder Juden oder einer Maus, wenn sie eine Hostie äßen, nur das bloße Brod gegessen. Immer aber wollte auch er mit allem Nachdruck jenen Hauptsatz Luthers anerkannt haben, daß die Einsetzung des Herrn und die ihr gemäße Gegenwart seines Leibes „auf keines Menschen Glauben oder Unglauben stehe, sondern auf ihr selbst, als Gottes Wort und Ordnung"; auch für die ganz Ungläubigen sagte er ja doch eine wahre objektive Gegenwart des Leibs bei einer christlichen Abendmahlsfeier aus, nur kein wirkliches Genossenwerden desselben durch sie. Schließlich bat er, wenn er sich noch nicht deutlich genug erklärt haben sollte, weitere spezielle Fragen an ihn zu richten.

An diesem Bekenntniß aber ließ Luther sich nun doch genügen. Er befragte alle die andern Gesandten der Reihe nach um ihren Glauben, und sie erklärten ihm, Jeder für sich, daß sie ganz wie Butzer denken und daß eine Lehre, nach welcher im Abendmahl bloßes Brod und bloßer Wein wäre, an ihren Orten gar nicht geduldet, ja in einigen Städten mit den Strafen der Gotteslästerung bedroht werde. Demnach baten sie dringend um Aufnahme in die Gemeinschaft Eines Glaubens und fester brüderlicher Liebe mit den Genossen der Augsburger Confession und Apologie, da auch sie diese in allen Stücken für wahr anerkennen.

Da nahm Luther die sächsischen Theologen mit sich in ein Nebenzimmer, um hier sie alle im Einzelnen um ihre Meinung, was ferner geschehen solle, zu befragen. Sie antworteten einmüthig: wenn Jene so, wie sie bekannt haben, von Herzen glauben, sei Friede mit ihnen zu machen. Doch möge Luther sie noch einmal ausdrücklich darüber sich erklären lassen, ob nach ihrem Bekenntniß das Brod, welches gemäß Christi Einsetzung den Unwürdigen, wie Paulus sie nenne, gereicht und von ihnen empfangen werde, wahrhaftig der Leib Christi sei, so wie der Name Gottes trotz des Mißbrauchs durch Gottlose doch der Name Gottes bleibe und auch der vom Verräther Judas umarmte und geküßte Christus dennoch der Herr Christus gewesen und geblieben sei.

Luther trat hierauf mit ihnen wieder zu den Andern heraus. Nachdem sich Alle gesetzt hatten, hub er in hoch gehobener, freudiger und freundlicher Stimmung, die ihm aus Augen und Antlitz strahlte, zu diesen zu sprechen an. Er forderte ihnen doch nicht erst eine neue Erklärung ab.

Auf Grund deſſen, was er ſchon ſo eben von ihnen vernommen, kündigte er ihnen den Frieden an. Seine Worte lauteten nach ihrer Aufzeichnung alſo: „Würdige Herrn und Brüder! wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntniß gehört, daß ihr glaubet und lehret, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde und nicht allein Brod und Wein, auch daß dies Uebergeben und Empfahen wahrhaftig geſchehe, nicht imaginarie (bloß einbildungsweiſe), ſtoßet euch allein der Gottloſen halber, bekennet doch, wie der heilige Paulus ſaget, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, wo die Einſetzung und Worte des Herrn nicht verkehrt werden: darob wollen wir nicht zanken; weil es denn alſo bei euch ſtehet, ſo ſind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unſere lieben Brüder im Herrn, ſo viel dieſen Artikel belanget.“ Auf ſolche Worte hin brachen dem Capito und Butzer Thränen aus den Augen; auf beiden Seiten dankten die Verſammelten Gott mit gefalteten Händen. Nach einem Berichte des Mykonius, der in ſeine kürzere Faſſung jener Worte die Bemerkung über die Gottloſen nicht aufgenommen hat, wurde den Ober-Deutſchen nachher noch empfohlen: wenn in ihren Gemeinden der Ausdruck, daß Gottloſe den Leib empfangen, Anſtoß errege, ſo mögen ſie ſtatt deſſen mit Paulus den Ausdruck „Unwürdige“ gebrauchen oder die Gottloſen (d. h. offenbar diejenigen, die nach ihrer Meinung den Leib allerdings nicht empfangen ſollten) genauer als „Ungläubige“ (d. h. nach dem Bisherigen als völlig Glaubensloſe) bezeichnen. — Dem Melanchthon wurde aufgetragen, den Artikel ſchriftlich abzufaſſen. — Ueber dieſen Verhandlungen war es ſpät geworden. Am nächſten Tag, und zwar ſchon morgens, ſollten andere Punkte, Taufe, Abſolution u. ſ. w. vorgenommen werden. Nach gegenſeitigem Handſchlag ging die Conferenz dieſes wichtigſten Tages aus einander.

So große Schwierigkeiten der Artikel vom Abendmahl der Concordie bereitet hatte, ſo leicht ſcheint die Verſtändigung über die weiteren Gegenſtände am Mittwoch geworden zu ſein, obgleich auch in Betreff ihrer viele ſchlimme Vorurtheile bei jedem der beiden Theile gegen den andern verbreitet waren.

Butzer bekannte im Namen und Auftrag ſeiner Genoſſen mit Luther, daß auch die Taufe nicht ein leeres Zeichen ſei, ſondern daß in ihr die Wiedergeburt von Gott dargereicht werde. Luthers eigenthümliche Lehre aber war, daß Gott, der in der Taufe alſo wirke, auch ſchon den zur Wiedergeburt gehörigen Glauben in den Kindern hervorbringe. Dieſer Glaube bewußtloſer Kinder hatte auf jener Seite den Hauptwiderſpruch erregt. Jetzt gab Butzer eine Wirkung des heiligen Geiſtes auch in den Kindern zu, die man Glauben im weiteren Sinn nennen möge, ſofern man

nämlich darunter jede „Ergebung an Gott" verstehe. Und Luther wollte keinen „aktuellen" Glauben der Kinder behaupten, sondern nur einen Anfang des Glaubens, welchen Gott nach dem unserer Kenntniß sich entziehenden Maß und Art ihres inneren Lebens in ihnen wirke. Die Einigungsformel, welche nachher in Betreff der Taufe niedergesetzt wurde, sprach von solchen, im Täufling gewirkten Regungen und Neigungen, die der Regung des Glaubens und der Liebe „etlicher Maßen ähnlich" seien. Ueber die verschiedenen äußeren Bräuche beim Taufen wollte man nicht streiten. [1])

In der Privatbeichte und Privatabsolution, auf welche die Lutheraner eifrig hielten, hatten Viele auf der andern Seite eine Fortsetzung der papistischen Beichttyrannei gesehen. Jetzt wurde gemeinsam anerkannt, daß eine private Absolution, in welcher die Gewissen der Einzelnen getröstet, und eine Vernehmung der Einzelnen, darin Unwissende unterrichtet werden könnten, allerdings für die Kirche sehr nützlich und wünschenswerth sei. Daß jedoch eine solche Beichte schlechthin und für Alle nothwendig wäre, wurde nicht ausgesprochen. In der Einigungsformel wurde gar nicht der Name „Beichte" für sie gebraucht; sie wurde nur als eine „Unterredung" bezeichnet.

Auch eine Mahnung an die Fürsorge für evangelische Schulen und an die Beiziehung der Schüler zum Gottesdienst wurde Lutherischerseits für nöthig erfunden. Zu jener scheint besonders der Umstand Anlaß gegeben zu haben, daß in Frankfurt kläglicherweise durch die Entlassung des trefflichen Micyll (oben S. 317) die Auflösung der einzigen evangelischen Lehranstalt herbeigeführt worden war. Die Antworten der Ober-Deutschen befriedigten aber. Der Gesandte der Frankfurter bat den Melanchthon, selbst ihnen behilflich zu sein, damit sie neue Lehrkräfte gewinnen.

Am folgenden Tag ruhten die Verhandlungen, denn es war das Fest der Himmelfahrt Christi. Luther predigte da des Nachmittags über die Worte Mark. 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Mykonius erzählt, daß er ihn nie so gewaltig wie heut habe sprechen hören: es sei gewesen, wie ein Sprechen, ja Donnern vom Himmel her in Christi Namen. Den fremden Gästen aber gab der Hauptgottesdienst mit seinen äußeren Formen zu ernsten Vorstellungen bei Bugenhagen Anlaß: hier sahen sie nämlich wirklich diejenigen Dinge fortbestehen, um deren willen die lutherische Kirche auf ihrer Seite ganz besonders noch wegen gräulicher papistischer Ueberreste verschrien war, — Bilder, Lichter auf dem Altar, ja glänzende Meßgewänder und sogar noch das Emporheben der Hostie beim Abendmahl. Doch Bugenhagen beruhigte sie: es sei nirgends mehr ein Bild da, das angebetet würde; Kerzen und Aehnliches belasse man frommen einfältigen Leuten zu lieb; übrigens halten

er und seine Amtsbrüder, um zu zeigen, daß ihnen hieran Nichts gelegen sei, das Abendmahl oft auch ohne solche Kleider, Lichter und Elevation, ja vielleicht noch einfacher, als die Ober-Deutschen. Diese sahen auch, wie der Augsburger Musculus berichtet, Luther zu Wittenberg und schon vorher Menius zu Eisenach „ohne den Chorrock in ihren sonst gewöhnlichen ehrlichen Kleidern predigen". Gerade auch hinsichtlich solcher Kleinigkeiten, aus welchen leicht viel Wesens gemacht wird, war es sehr ersprießlich, daß beide Theile sich einmal näher kennen lernten. [1])

Melanchthon faßte unterdessen seine Sätze über das Sakrament des Leibes Christi ab. Er selbst fürchtete trotz der schönen Scene des Dienstags noch, es werde schließlich doch vergeblich sein; noch am Himmelfahrtstag schrieb er dem Baumgarten nach Nürnberg: „Capito und Butzer sind hier und etliche Andere, welche ihre Ansicht vom Mysterium des Leibes und Blutes Christi umbeugen, — aber die Unsrigen werden, wie mich dünkt, sich nicht mit ihnen vertragen." Dagegen erhielt der Kurfürst in Torgau an diesem Tag aus Wittenberg durch einen seiner Räthe zu seiner großen Freude schon recht günstige Nachricht. [2])

Am Morgen des Freitags aber wurde Melanchthons Formel vorgelegt und stieß bei keinem Theil auf Widerspruch. Nur wurde beiderseits erkannt, daß die wenigen hier versammelten Theologen nicht für sich eine Sache abschließen könnten, welche alle Gemeinden, Obrigkeiten und Geistliche angehe, daß vielmehr erst die Zustimmung von allen Seiten her eingeholt werden müsse. Vor Allen sprach dies Luther aus. [3]) Er bat die Ober-Deutschen, ihm dies nicht zu mißdeuten, als ob er bei ihnen noch Etwas vermißte. Sofort meldete Melanchthon dem Landgrafen, daß beide Theile vom Sakrament des Abendmahls und der Taufe „sich ganz freundlich mit einander unterredet haben", das Ergebniß jedoch vor dem Abschluß erst noch an die andern Prediger und zuförderst an ihn gelangen solle.

Außerdem wünschten die Wittenberger auch, daß gewisse Sätze über das Verhältniß der weltlichen Obrigkeit zu den kirchlichen Angelegenheiten aufgestellt werden möchten. Sie hatten dabei eine Vermengung des weltlichen und geistlichen Amtes im Auge, die in ober-deutschen Städten vorkomme, während vielmehr beide wie Erde und Himmel auseinander gehalten werden sollten: etliche Magistrate nehmen sich, wie man höre, heraus, willkürlich über Glauben, Lehre und kirchliche Handlungen zu verfügen und aus den Dienern Christi Menschenknechte zu machen, und wiederum wollen auch Diener des Wortes das Regiment in weltlichen Dingen führen. Hierüber wurde wohl noch des Freitags verhandelt und Tags darauf den Ober-Deutschen Artikel darüber vorgelegt. Sie wollten jedoch, obgleich sie wesentlich zustimmten, dieselben nicht unterzeichnen, sondern behielten ihren städtischen Bürgerschaften das Urtheil über sie vor und wollten ihnen auch

noch eigene gegenüberstellen. — Anlaß zu jenen Klagen mochten z. B. die früheren Frankfurter Vorgänge geben, wo ein Melander den Magistrat zu beherrschen suchte und ein Cellarius über kirchliche Maßregeln desselben sich beschwerte. Leider kennen wir die Artikel nicht mehr, mit welchen die Wittenberger jener Vermengung steuern zu können glaubten.[1])

Am Sonnabend nahmen endlich die beiden Straßburger auch noch für die Schweizer das Wort. Sie überreichten Luthern deren neue Confession, verwahrten auch sie gegen den Vorwurf, daß sie die Sakramente für leere Zeichen hielten, und entschuldigten sie wegen ihres Fernbleibens von dem gegenwärtigen Convent, zu welchem ihnen die Einladung zu spät zugekommen sei. Luther versprach, die Confession zu lesen, über welche dann er und seine Freunde am folgenden Montag bemerkten, daß sie sie im Ganzen richtig, jedoch in gewissen Ausdrücken noch bedenklich fänden, — bat den Butzer und Capito, über den jetzt gemeinsam von ihnen angenommenen Artikel freundschaftlich auch mit Jenen weiter zu verhandeln, und sprach sich gegen die beiden am Abend noch freundlicher als bisher aus: er bekannte ihnen, daß er vor ihrer Ankunft alle seine Hoffnung auf eine Concordie wieder aufgegeben und auf sein letztes Schreiben hin ihr Kommen gar nicht mehr erwartet habe, während er durch bloße Briefe sich nimmermehr hätte beruhigen lassen.

Am Sonntag predigte der Reutlinger Alber des Morgens, Butzer des Mittags, Luther des Abends. Capito und Butzer nahmen das Abendmahl mit der Wittenberger Gemeinde. Luther hatte dann Butzer und Andere zum Abendessen bei sich. Wie vertraulich er jetzt mit ihm verkehrte, zeigt ein Gespräch, das er hier über ihre Predigtweise mit ihm anhub. Er bemerkte: Butzers Predigt habe ihm gar wohl gefallen; und doch sei er ein besserer Prediger als dieser. Als Butzer dies bereitwillig zugab, erwiederte er: so meine ers nicht; er wolle sich nicht rühmen; er erkenne seine Schwachheit und wisse nicht so scharfsinnig und gelehrt wie Butzer zu predigen; aber wenn er auf die Kanzel trete, sehe er seine Zuhörer, meistentheils arme Laien und Wenden, an und predige diesen, wie eine Mutter ihrem Säugling Milch und nicht feinen Syrup aus der Apotheke zum Trinken gebe; Butzer aber halte seine Predigt gar zu hoch und schwebe in den Lüften und, wie Luther scherzend über seinen Dialekt sagte, im „Gaischt, Gaischt". Seine eigene Predigtweise hat er hiermit jedenfalls richtig charakterisirt, wohl auch dem Butzer eine richtige Mahnung gegeben; daß er selbst darum doch in seinen Predigten genug Geist auch für Geistreiche hatte, brauchen wir für Leser derselben nicht erst beizufügen.[2])

Inzwischen war nächst den Artikeln über das Abendmahl auch das Ergebniß der Besprechung über Taufe und Absolution von Melanchthon zu Papier gebracht worden. So wurde denn das ganze Schriftstück in der

Frühe des Montags, des 29. Mai, von beiden Theilen unterzeichnet. Die wichtigsten Sätze in Betreff der Frage über Taufe und Beichte haben wir schon oben aufgeführt. In der Vereinbarung über das Abendmahl hieß es jetzt: mit Brod und Wein sei im Sakrament wahrhaft und wesentlich (substantialiter) zugegen und werde dargeboten und empfangen der Leib und das Blut Christi; der Leib sei nicht räumlich ins Brod eingeschlossen und bleibe nicht außerhalb der Sakramentsnießung mit ihm verbunden, sei aber, indem das Brod dargereicht werde, zugleich da und werde wahrhaft dargeboten; ferner habe diese Sakramentsstiftung Kraft in der Kirche unabhängig von des Spendenden und des Empfangenden Würdigkeit; deshalb empfangen, gemäß Paulus Ausspruch, auch die Unwürdigen den Leib, wo Christi Worte und Einsetzung bewahrt seien; sie empfangen ihn aber sich zum Gericht, weil sie das Abendmahl mißbrauchen, indem si's ohne Buße und Glauben gebrauchen; denn es sei eingesetzt, um zu bezeugen, daß denjenigen, welche Buße thun und sich im Glauben an Christus aufrichten, die Wohlthaten Christi zugeeignet und sie selbst Glieder Christi werden. Nach dem Wunsch der Ober-Deutschen war also der Ausdruck „Unwürdige", nicht „Gottlose" oder „Ungläubige" gebraucht. Der Vorbehalt, den Jene wegen der „ganz Ungläubigen" machten, war nicht aufgenommen, ja nicht einmal angedeutet. Allein er war nach den vorangegangenen Verhandlungen, in welchen sie bei ihm beharrt hatten, doch auch durch diese Sätze nicht abgeschnitten. Zwar war von den Unwürdigen gesagt, daß die das Sakrament ohne Glauben gebrauchen. Aber es behielt auch hier der Vorbehalt Raum, daß damit nur der lebendige, das Herz aufrichtende Glaube gemeint sei. So wiederholte auch Butzer gleich nachher in einer öffentlichen Erklärung, daß Leute, welche dem Herrn gar Nichts glauben und im Sakrament nur Brod und Wein sehen, darin auch nichts Weiteres empfangen, weil sie des Herrn Worte und Einsetzung verkehren; und Luther erhob hierauf keine Einsprache dagegen, daß die Ober-Deutschen ihrerseits an dieser Deutung festhielten.[1])

Noch am Montag reisten die fremden Gäste ab. Sie wollten, wie sie auch den Ihrigen berichteten, die Universität, deren vornehmste Glieder stets bei ihnen gewesen seien, nicht unnöthig beschweren. Auf ihrer Rückreise faßten sie in Frankfurt gemeinsam einen sehr ausführlichen Bericht für die Gemeinden ab, von denen sie entsandt waren; sie betonten hier natürlich geflissentlich, wie sie bei den Verhandlungen und der Annahme jener Artikel doch auch ihren eigenen Standpunkt gewahrt haben. Andererseits stellte Mykonius für Veit Dietrich und die andern Nürnberger in einem Schreiben, das übrigens deutlich eine schon unsicher gewordene Erinnerung verräth, den Verlauf wesentlich nur als einen Sieg der Lutherischen Lehre dar. Auf diesen Urkunden zusammen ruht die Darstellung, die wir

im Bisherigen gegeben haben. — Luther selbst schrieb noch an jenem Montag einestheils an die Magistrate von Straßburg und Augsburg, anderntheils an den Markgrafen Georg von Brandenburg, um die Zustimmung zu der Concordie einzuholen. Den streng an seiner Abendmahlslehre haltenden Markgrafen bat er, „bei den Predigern das Beste dazu zu helfen, damit die alten Sachen nicht zu scharf gerechnet und die Blöden nicht abgeschreckt werden"; er achte, es sei bei den Ober-Deutschen rechter Ernst; wenns je nicht so wäre, könnte man sie ja leicht strafen mit der Confession und Apologie, die sie angenommen haben. Dem Amsdorf schickte er einfach das Resultat des Conventes, damit derselbe ihm sein und anderer Pastoren Urtheil zurückschreibe. Amsdorf gab, wie Melanchthon erzählt, eine „tragische" Antwort, und gleichen Sinnes blieben Osiander und Andere, so daß Melanchthon noch immer meinte, er habe mit seinen Warnungen vor der Conferenz Recht gehabt. Luther aber nahm dankend die Zustimmung der Ober-Deutschen an, welche von allen Hauptorten her einlief, obwohl sie theilweis noch beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hatte. Er wünschte nur, daß jetzt auch das Volk überall die Wahrheit erkennen und so die Eintracht sich vollenden möge. Capito glaubte ihm sogar vorschlagen zu dürfen, daß er seinen Sohn Hans der guten Straßburger Schule anvertrauen möchte. Zu Ende des Jahres fand er freilich (in einem Brief an den Magistrat von Isny) eine Verwahrung gegen das Vorgeben nöthig, daß er selbst von seiner früheren Lehre und seinem Widerspruch gegen die Zwinglische gewichen sei, und bemerkte, daß ein solches Rühmen gewisser Leute das ganze Einigungswerk wieder vereiteln könnte; daß er aber seinerseits fest bei seiner Lehre blieb und dem Zwingli eine Leugnung der Gegenwart des Leibes vorwarf, die nun eben durch die Concordie bejaht wurde, war ja in der That auch schon bei der Conferenz und den ihr vorangegangenen Verhandlungen klar genug.[1])

So war denn jetzt die förmliche Aufnahme der Ober-Deutschen unter die Genossen der Augsburger Confession und in die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen erreicht. Es war eine innere, kirchliche Gemeinschaft: Prediger des einen Theiles wurden vom andern angenommen, Glieder des einen Theiles genossen beim andern das Mahl des Herrn mit. Für die evangelische Christenheit im Ganzen ist dadurch der Zwiespalt, welchen die Frage über das Sakrament anrichtete, nicht überwunden worden. Aber eine einheitliche evangelische Kirche Deutschlands war in so weit hergestellt: erst später, im Streit zwischen Lutherthum und Calvinismus, haben reformirte Kirchen auf diesem Gebiete sich erhoben. Und auch unter den bisherigen Genossen der Confession hatte die Wittenberger Concordie große Bedeutung in Betreff der wichtigen hessischen Kirche. Landgraf Philipp nämlich, der so stark zu Zwingli sich geneigt hatte, ging statt dessen jetzt völlig

n Butzers Richtung ein: vom Genuß der Unwürdigen wurde hier, während ie wahrhafte Darbietung des Leibes behauptet wurde, am liebsten ganz eschwiegen, die Einheit mit dem Lutherthum aber doch fortwährend durch ie Anerkennung der Concordie festgehalten.

Uns interessirt hier besonders das eigene Verhalten Luthers bei ieser Einigung. Er hat jedenfalls mit vollem, klarem Bewußtsein um ie Dinge, die in Frage standen, gehandelt, — nicht etwa arglos eine weideutige Vermittlung sich gefallen lassen: fehlte ihms doch weder an Scharfblick, noch an Mißtrauen gegen jede Art von Sakramentirerei. Butzer aber bestand nun nicht bloß auf einem vereinzelten Bedenken über en Genuß der völlig Glaubenslosen, sondern dieses hing bei ihm deutlich enug mit der ganzen Art und Weise zusammen, in der er sich den Ge- uß und die Gegenwart des Leibes dachte und die er auch in seinen Schriften vorher und nachher vortrug. Wir haben durchaus kein Recht um Vorwurf, daß er diese Gegenwart nicht im Ernst habe bejahen wollen oder nur durch ein prinziploses Vermitteln auf ihre Bejahung gekommen ei. Aber die reale Gegenwart ist ihm doch immer nur eine geistige: wie das Wesen des Leibes ein geistartiges ist, so gibt er nirgends ein anderes Aufnehmen desselben als mit dem Geiste zu, dem derselbe im äußern Sakrament nahe gebracht wird; eben hiebei blieb er ja gerade auch dann, wenn er erklärte, in welchem Sinn man doch von einem Essen mit dem Mund reden könnte, und hiefür auf jenes Sehen des heiligen Geistes in der Taube sich berief. Und eben hiemit ergab sich für ihn auch sein Zugeständniß, daß unwürdige Empfänger dennoch vermöge ihres Glaubens an die Einsetzung den Leib empfangen: denn auch sie setzen sich ja zu diesem doch in eine gewisse geistige Beziehung. Da bestand denn Luther zwar, wie gesagt, auf der eigenen Auffassung, wonach bei einer den Einsetzungsworten entsprechenden Communion auch ganz ungläubige Gäste — und zwar sie nur mit dem Munde — den wirklichen Leib des Herrn empfingen; er wünschte ohne Zweifel auch fort und fort dieselbe zum Gegenstand allge- meiner Ueberzeugung zu machen. Allein nicht minder bleibt für uns die Thatsache bestehen, daß er den Anhängern jener Auffassung und Deutung, die ihm im Wittenberger Convent klar genug vorlag und in der er nicht die volle Wahrheit sehen konnte, doch die brüderliche Gemeinschaft nicht versagt hat. Die Wahrheit an sich stand ihm fest als ein untrennbares Ganzes; er pflegte sie als einen festgeschlossenen Ring zu bezeichnen, aus dem kein Stück weggenommen werden dürfe. Hier aber sehen wir nun: er unterschied dennoch zwischen Grundwahrheiten, zu denen eine echt christ- liche Kirche sich bekennen müsse, und zwischen solchen Momenten und Auf- fassungen der Wahrheit, mit Bezug auf welche ein abweichendes, nach seiner Ueberzeugung noch irrendes Verständniß zu dulden, eine Differenz

innerhalb der Einen evangelischen Kirche zuzulassen, ein durchweg scharfes Bekenntniß nicht aufzustellen sei. Wir haben auch schon beim Beginn des Streites mit Zwingli bemerkt, daß er bei dem „Syngramma“ seiner eigenen schwäbischen Freunde über einen an sich keineswegs gleichgiltigen Unterschied zwischen seiner und ihrer Auffassung der wahren Gegenwart des Leibes Christi hinwegsah (oben S. 86 f.). Noch mehr Bedeutung hat jetzt sein Wegsehen über die bei der Concordie verbliebene Differenz, indem er hier mit Männern sich einigte, deren frühere Lehre für ihn eine so gefährliche Irrlehre war und durch ein recht entschiedenes Zeugniß der Wahrheit beseitigt werden mußte. — Andere Lehrpunkte, die mit der Lehre von der Gegenwart des Leibes als Consequenzen und Prämissen zusammenhängen, wie die Lehre von einer Allgegenwart des Leibes Christi, vom Sitzen Christi zur Rechten Gottes u. s. w., sind von ihm trotz der darauf bezüglichen vorangegangenen Controversen doch in die Verhandlungen über die Concordie gar nicht gezogen worden. — Die Weite, welche Luther hier dem Bekenntniß beließ, fällt besonders in die Augen, wenn man die spätere Ausführung desselben in der sogenannten Concordienformel der Lutherischen Kirche damit vergleicht: die Frage, ob diese doch vielleicht für eine in Luthers Geist handelnde Kirche durch die späteren Entwickelungen gefordert war, führt über unsere Aufgabe hinaus.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Einigungsversuche.

In der gleichen Gesinnung, welche Luther bei den bisherigen Verhandlungen bethätigt hatte, that er nun weiter auch gegen die Schweizer versöhnliche Schritte. Auf dem Convent hatte er, wie wir hörten, sich so günstig, als es ihm möglich war, über ihre Confession geäußert, welche zwar einen wichtigen Fortschritt über die ursprüngliche Zwinglische Lehrweise hinaus bezeichnete, ihm aber doch noch weniger als die längst von den Ober-Deutschen angenommenen Sätze genügen konnte. Nach dem Convent schrieb er, wie an die Ulmer und Augsburger Magistrate, so auch nach Basel an den Bürgermeister Meyer, der ihm ohne Zweifel von Butzer als ein besonderer Freund des Einigungswerkes genannt worden war. Wir haben den Brief nicht mehr: jedenfalls aber war Meyer darin ersucht, für dieselbe Sache weiter zu wirken. Fortwährend blieb Luther bei dieser seiner Haltung voll ängstlicher Scheu, dem Worte Gottes ja Nichts zu vergeben und nicht den Schein entstehen zu lassen, als ob er für den bisher von ihm bekämpften Irrthum kein Auge mehr hätte; er wollte sich von Butzer und Capito durch sein Versprechen, „das Beste bei der Sache zu

thun", nicht gefangen nehmen lassen. Aber nicht minder versicherte er seine Wittenberger Freunde, daß er gern sein Leben ließe, um die Schweizer Kirchen und Städte zu gewinnen und dadurch dem Papst und Kaiser furchtbar zu werden, obgleich man ja auf Menschenhilfe nicht vertrauen dürfe. Und für den Fall, daß mit ihnen eine lautere Eintracht nicht möglich wäre, wollte er auch hier nicht fortwühlen in der alten Wunde des Zwiespalts, sondern es bei ihr bleiben lassen, bis sie „sich selbst zu Tode blute".

Die Schweizer waren ihm darin gleich gesinnt, daß auch sie jeder Einigung widerstrebten, bei welcher ihre wirkliche Ueberzeugung verleugnet oder auch nur verdunkelt werden sollte. Sie beharrten aber darauf, daß dies durch die in Wittenberg angenommenen Sätze geschehen würde, waren über diese höchlichst befremdet, auch durch die Erklärungen, welche Butzer zu denselben schrieb, keineswegs befriedigt und lehnten ihren Beitritt entschieden ab, wiewohl Meyer über Luthers Brief sehr erfreut war und ihn (am 7. Oktober) mit guten Hoffnungen erwiederte: er habe, schrieb Meyer, Fleiß daran gekehrt, daß die eidgenössischen Kirchen einfältiglich in die Artikel willigen möchten; der Basler Rath sei dazu entschlossen, habe nur der Sache zu gut bisher gezögert, die Basler Prediger seien indeß bereits angewiesen, der Concordie gemäß zu predigen, wozu sie ohnedies treulich geneigt seien. Butzer suchte weiter unter den Schweizern zu arbeiten, gewann auch Einzelne, erregte aber bei der Mehrzahl steigenden Argwohn, ja Widerwillen gegen seine eigene Thätigkeit und Person. Nach wiederholten Berathungen beschlossen die Theologen und Vertreter der Magistrate auf einer Versammlung zu Basel im November 1536, jene Butzerschen Erklärungen Luthern selbst vorzulegen und eine weitere Ausführung ihres eigenen Bekenntnisses beizufügen. Darin wiederholten sie, daß die Hauptsache im Abendmahl die Gabe Gottes sei, nämlich der für uns in den Tod gegebene Leib Christi als Speise für die Seele; geistlicher Weise, mit dem gläubigen Gemüth, werde dieser hier wahrhaft genossen, — nicht aber so roh und fleischlich, wie bisher die Papisten gelehrt haben, daß man ihn esse substanzlich, d. h. leiblich und fleischlich, so daß das Brod in Christi natürliches Fleisch verwandelt oder der Leib im Brod verschlossen werde. Sie wiesen hiermit auch jene „wesentliche" oder „substanzielle" Gegenwart und Darbietung ab, von welcher die Wittenberger Concordie sprach; vergebens hatte Butzer auch ihnen gegenüber gerade hierauf Nachdruck gelegt. Dabei zeigten sie für den Unterschied zwischen der papistischen und Lutherischen Auffassung noch immer kein Verständniß und sprachen, als ob diese den Leib räumlich im Brod beschlossen sein ließe, wogegen Luther sich von Anfang an deutlich verwahrt hatte: ihre Aeußerungen waren in so weit ganz dazu angethan, obgleich nicht darauf berechnet, seinen alten Zorn gegen

seine „sakramentirerischen" Feinde wieder zu erwecken. Weiter bestritten sie, daß des Herrn Leib allgegenwärtig sei, da der Herr Christus zur Rechten Gottes sitze und nimmer in dieses irdische Wesen herabgezogen werde. Bei dem Allem aber sprachen sie zu Luther offen und freundlich. Sie freuten sich, durch die Straßburger erfahren zu haben, wie er in dieser Angelegenheit gegen sie gutherzig sei, und nach deren Bericht annehmen zu dürfen, daß ihm die Einigkeit in der Hauptsache genüge. So hofften sie denn, daß jetzt zwischen ihm und ihnen der Anfang der Einigung gemacht sei. Die Uebergabe ihrer Schriftstücke an Luther vertrauten sie Butzer an trotz der gegen ihn obwaltenden Bedenken. Er wollte dieselben überreichen auf dem Convent, welchen die deutschen Protestanten des bevorstehenden Concils wegen auf den Februar 1537 in Schmalkalden veranstalteten (siehe Weiteres über diesen unten in Kapitel 8). Abgesandt wurden sie von Seiten der Bürgermeister und Räthe der Städte Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel.

Butzer bereitete Luther durch einen Brief vor, in welchem er geringschätzig von den Auslassungen der Schweizer redete und von welchem nachher eine Abschrift diesen in die Hände kam. Luther selbst jedoch antwortete, als er die Schreiben von ihm in Schmalkalden empfangen hatte, schon am 17. Februar, obgleich er an heftigen Steinschmerzen erkrankt war, zunächst dem Bürgermeister Meyer, der ihm noch besonders geschrieben hatte, aufs Freundlichste. Er freute sich, daß dieser so fleißig sei, das Evangelium zu fördern. Auf die dogmatischen Sätze der Schweizer ging er gar nicht ein: er sah offenbar in ihnen noch keine Basis, die für eine wirkliche Einigkeit genügte. Wohl aber empfahl er herzlich, der Einigung um so mehr nachzutrachten, je mehr nach solch ernstem Streit auf beiden Seiten noch Argwohn haften möge. Und das Mittel dazu sollte sein: „Geduld, Sänfte, gutes Gespräch, sonderlich Gebet zu Gott, dem lieben Vater, dem Vater aller Einigkeit und Liebe." Er bat, daß Alle helfen möchten, „die Sachen stillen, glimpfen und zum Besten fördern", und versprach, weidlich selbst dazu zu thun, wie denn auf seiner Seite unter dem Volk und auf der Kanzel bereits Alles gar stille sei. „Die Sache", sagt er, „wird sich nicht in uns schicken, sondern wir müssen uns in der Sache schicken, so wird Gott, der Solches anfähet, auch dabei sein und gnädiglich vollführen." — Mit Butzer konnte Luther in Schmalkalden die Angelegenheit nicht besprechen, da er wegen seiner Erkrankung heimwärts reiste. Als er jedoch die schwerste Todesgefahr überstanden hatte, kam ihm jener sammt dem Augsburger Wolfhart nach Gotha nach, um doch noch darüber mit ihm zu handeln. Da warnte er sie wieder vor einem unwahren Verfahren, einem „Umhermänteln" und unzeitigen Drängen; ja wollte lieber, daß sie jetzt von der Sache stillschweigen und einfach das Rechte lehren oder auch frei heraus

en früheren Irrthum bekennen, als daß sie ihre Versuche in der gegen-
ärtigen Weise fortsetzen möchten. Als den rechten Ausdruck seiner Mei-
ung aber bezeichnete er ihnen seinen Brief an Meyer: auf diesen sollten
e sich beziehen, falls er stürbe; falls Gott ihn wieder kräftig werden lasse,
olle er den Leuten, die ihm so freundlich geschrieben haben, auch treulich
nd freundlich mit einer Schrift dienen. So zeigte auch Melanchthon im
luftrag seines Kurfürsten den Schweizer Orten einstweilen an, daß Luther
nen jetzt nicht zu antworten im Stande sei, es aber sobald als möglich
nach der Länge" thun werde, da er ihn Alles Gute gönne und eine christ-
che Einigkeit aufs Höchste begehre.

Luthers Antwort erfolgte doch erst am 1. Dezember. Für die Ver-
ögerung entschuldigte er sich bei den Schweizern und bei Butzer mit
rankheit, Schwäche, Alter und der Last täglicher, oft gar widerwärtiger
rbeiten, wie er denn auch jetzt mit Gewalt sich die Zeit zum Schreiben
abe abstehlen müssen. Daneben wartete er wohl auch noch die weitere
ntwicklung der Dinge in der Schweiz ab, wo die Geister heftig erregt
aren, in Bern ein paar Geistliche als Verfechter seiner eigenen Lehre
uftraten, in St. Gallen dagegen der Theologe Vadian, der zuerst mit
Butzer gehen zu wollen schien, eine Vertheidigung der schweizerischen Abend-
ahlslehre herausgab, welche gegen die papistische sich richtete und dabei
ie Lutherische mit traf.

Luthers Schreiben an die sieben Schweizer Orte entsprach dann aber
ach Geist und Inhalt ganz dem vorangegangenen Brief an Meyer. Hin-
chtlich ihrer Sätze vom Abendmahl bemerkte er in aller Ruhe nur so
iel, daß ein Niederfahren Christi vom Himmel oder von der Rechten Got-
es ins Brod auch er niemals gelehrt habe, daß er es vielmehr ganz der
öttlichen Allmacht befohlen sein lasse, wie der Leib Christi auf Grund
einer Einsetzung uns gegeben werde. Das Bekenntniß der Schweizer ge
iel ihm, wie er gleichzeitig gegen Butzer äußerte, noch nicht so gut als
as der vier ober-deutschen Städte von 1530, das ihm auch noch nicht ge-
ügte, und er selbst hatte, so eben in seinen Schmalkalder Artikeln
s. unten in Kap. 8) wieder den Genuß des wahren Leibs auch durch
Gottlose behauptet. Allein gegen die Schweizer äußerte er sich nun über
en Inhalt jener Sätze, die ihm demnach genug Bedenkliches hatten, über-
aupt gar nicht weiter. Seine Absicht hiebei kennen wir schon aus jenem
Brief und aus seiner Antwort an Butzer in Gotha: so wenig er schon die
u wünschende Einigkeit erreicht sah, so sehr war ihm um ihretwillen darum
u thun, daß der Streit über die noch trennenden Punkte wenigstens ein-
nal zur Ruhe komme, die beiden Theile sich freundlich dulden und jeder
nöglichstes Vertrauen zum Andern gewinne. So fügte er auch jetzt seiner
Bemerkung über das Niederfahren Christi nicht weitere dogmatische Er-

widerungen, sondern den praktischen Rath bei: „Wo wir hierin einander nicht gänzlich verständen, so sei das jetzt das Beste, daß wir gegen einander freundlich seien und immer das Beste zu einander versehen, bis das trübe Wasser hierin sich setze.“ Des Weiteren verwies er die Schweizer an Capito und Butzer, wünschte aber vor Allem, daß man beiderseits „die Herzen zusammensetze und allen Unwillen fahren lasse, damit dem heiligen Geist Raum gegeben werde, weiter die Liebe und freundliche Concordia vollkommen zu machen“; der Satan werde ohnedies genug Leute finden, welche Bäume und Felsen in den Weg werfen werden. Die Schweizer hatten ihm ferner auch ihre Meinung vom Wort Gottes, durch welches der heilige Geist wirken müsse, von der Taufe und von Bann und Schlüsselgewalt geschrieben. Daran fand er gar nichts auszusetzen, wenn auch vielleicht der eine Theil die Redeweise des andern bei der Lehre von Wort und Geist noch nicht ganz verstehe; und hinsichtlich des zuletzt genannten Punktes erklärte er sogar: „Ich weiß mich nicht zu erinnern, ob davon jemals zwischen uns Streit gewest ist; vielleicht ist es in diesem Stücke bei euch baß gefasset denn bei uns.“ Ueber seine Stellung zum ganzen Einigungswerk betheuerte er: „Ich will ganz demüthiglich gebeten haben: wollet euch zu mir versehen als Einem, der es ja auch mit Herzen meinet, und was zur Förderung der Concordia dienet, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll; das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme; denn die Zwietracht weder mir, noch Jemanden geholfen sondern Vielen Schaden gethan hat.“ Schließlich bat er Gott für beide Theile um seinen heiligen Geist, der die Herzen in christlicher Liebe und Anschlägen zusammenschmelzen und den Schaum und Rost der Bosheit und des Verdachts ausfegen möge, zu vieler Seelen Seligkeit und zuwider dem Teufel und Papst und allen seinen Anhängern.

In der Schweiz erregte Luthers Antwort nicht bloß bei den Bernern und Baslern, unter denen neben Meyer besonders der Theolog Oswald Mykonius sehr versöhnlich gesinnt war, sondern auch bei Bullinger, dem kräftigsten Vertreter der schweizerischen Selbständigkeit, eine große Freude und auch freudige Ueberraschung: er, der bei Vielen noch als ein neuer Papst verschrieen war, hatte ja hier ganz brüderlich zu ihnen geredet und ihnen gar Nichts geboten oder aufgedrungen. Bullinger sandte ihm zu Ende März 1538 einen sehr anerkennenden Brief zu nebst zwei neu von ihm herausgegebenen, übrigens nicht aufs Sakrament bezüglichen Büchlein. Der Lutherisch denkende Berner Prediger Sulzer machte im April persönlich einen Besuch in Wittenberg. Ueber die weiteren Folgen aber, welche dem Schreiben Luthers gegeben werden sollten, fanden nun doch auf einem Convent der Schweizer in Zürich zu Ende Aprils und Anfang Mais, bei welchem auch Butzer erschien, erst noch lebhafte Debatten statt. Butzer

wurde scharf ausgefragt über Punkte, wegen deren man noch Bedenken hegte, während er selbst ohne Zweifel wieder weit mehr, als es Luthers Sinn und Rath gemäß war, auf einen sofortigen Abschluß der Einigung hinstrebte. Einige, die jedoch in der Minderheit blieben, forderten gar, daß man Luthern erst noch einen Widerruf seiner Polemik gegen Zwingli zur Bedingung mache. Die Versammelten verständigten sich endlich über ein neues Schreiben an ihn vom 4. Mai, worin sie erklärten: da er jene Niederfahrt Christi im Abendmahl nicht lehre und demnach nicht eine solche Gegenwart des Leibes hier setze, die der wahren Menschwerdung, Himmelfahrt und himmlischen Glorie Christi widerstritte, und da nach ihrer eigenen Lehre im Abendmahl nicht leere Zeichen, sondern auch der Leib Christi — nämlich allein durch das gläubige Gemüth — empfangen werde, so können sie nunmehr nicht anders befinden, denn daß sie und er „Gottlob im Verstand und rechter Substanz mit einander einig und kein Streit mehr zwischen ihnen sei"; sie achten dafür, er werde sie nicht beschweren, wenn sie die Art jener Gegenwart in ihrer Sprachweise und wie es fürs Volk am verständlichsten sei, vortragen, und sie werden desgleichen auch gegen ihn verfahren; sie vertrösten sich alles Guten zu ihm und wollen ihrerseits aller christlichen Liebe und Treue dazu sich befleißigen, daß die wohlangefangene Eintracht mit Gottes Gnade bestehe.

Luther antwortete inzwischen, während dieses Schreiben durch einen amtlichen Boten der Stadt Zürich an ihn abging, am 14. Mai dem Bullinger. Er wollte gegen diesen recht offen sich aussprechen. Einerseits bekannte er ihm, den Zwingli, nachdem er ihn in Marburg persönlich kennen gelernt, für einen trefflichen Mann gehalten zu haben; andererseits fügte er bei: er sei durch Zwinglis Tod hauptsächlich darum aufs Tiefste erschüttert worden, weil er habe glauben müssen, daß derselbe derjenigen Lehre fremd geblieben, von deren Wahrheit er nicht minder überzeugt sei als die Schweizer von der Wahrheit der ihrigen. Offen bekannte er ihm ferner, wie sehr ihn die Herausgabe jener nachgelassenen Schrift Zwinglis geschmerzt habe. „Dies", sagt er, „schreibe ich, damit Ihr sehet, ich handle mit Euch ohne Hehl in aller Aufrichtigkeit; Ihr glaubet vielleicht, daß wir irren: das stelle ich dem Gerichte Gottes anheim; wir können wenigstens auch das Eurige nicht Alles billigen, wenn wir nicht unser Gewissen beschweren wollen, was ihr ohne Zweifel von uns nicht fordern werdet; aber keine größere Freude könnte mir vor meinem Ende widerfahren, als wenn Gottes Gnade denjenigen Geist, der mir Herz und Seele erquicken würde, verleihen wollte, daß wir Eines dächten und sprächen in Christo; — haltet mir dies einstweilen zu gute, bis ich Euer Büchlein gelesen habe [zu dessen Lektüre Luther bisher noch nicht Zeit hatte]; lebet wohl." Um dieselbe Zeit meldete er dem Herzog von Preußen, daß

die Sache mit den Schweizern auf guter Bahn und die römisch Gesinnten hierüber bereits hart erschrocken seien. Am 25. Juni lief das neue Schreiben der sieben Städte bei ihm ein. Er sagte, als er es gelesen, zu seinen Freunden: „Ah, es sind fromme Leute; man muß eine Zeit lang Nachsicht mit ihnen haben, bis man sie gewinnen kann.“ Dem Boten, der gleich eine Antwort mitnehmen wollte, gab er am 27. einen kurzen Brief für sie: er habe, schrieb er, fast gern vernommen, daß ihre Herzen zur Eintracht bereit seien und daß ihnen seine Schrift gefallen habe, wonach man in Wittenberg nicht eine Auffahrt und Niederfahrt des Herrn und dennoch ein Empfangen seines wahrhaftigen Leibes und Blutes unter Brod und Wein lehre. Dann fuhr er fort: „Was aber schriftlich nicht könnte so klar gegeben werden, versehe ich mich, Butzer und Capito werdens Alles mündlich besser dargeben, welche ich auch darum gebeten habe, weil mir kein Zweifel ist, daß bei euch ein sehr fromm Völklein ist, das mit Ernst gern wohl thun und recht fahren wollte, darüber ich nicht eine geringe Freude und Hoffnung habe zu Gott, ob etwan noch keine Hecke sich sperret, daß mit der Zeit, so wir säuberlich thun mit dem guten schwachen Häuflein, Gott Alles werde zur fröhlichen Aufhebung aller Irrung helfen; denn ob ich Etliche noch verdächtig hielte, aus ihren Schriften bewegt, hab ichs dem D. Bucero Alles angezeigt; denn so viel ich immer vertragen kann, will ich sie für gut halten, bis sie auch herzukommen; bitte demnach, ihr wollet auch, wie angefangen, solch göttlich Werk helfen vollführen.“

Capito war, wie er nach Wittenberg schrieb, mit dieser Antwort vollkommen einverstanden. Doch Bullinger war durch sie und den Brief, den er selbst von Luther bekommen hatte, keineswegs befriedigt. Er sprach diesem in einem Brief vom 1. September neben Worten des Danks und der Verehrung ein Befremden darüber aus, daß Luther immer noch so von einem Unterschied zwischen der beiderseitigen Lehrweise rede; Luther, sagte er, hätte anzeigen sollen, was er denn an ihrem Bekenntniß noch mißbillige; jene Schrift Zwinglis nahm er in Schutz, da dieser darin zu einer wahren und heilsamen Gegenwart Christi im Abendmahl sich bekenne und Luther ja nach Butzers Angaben auch nicht eine krasse körperliche Gegenwart behaupte, sondern eine wahre und heilsame, daß nämlich Christus in uns lebe und wir in ihm. Gegen seine Genossen äußerte er, daß ein solches Verhalten Luthers das Einigungswerk ganz zum Stillstand bringe. Luther ließ diesen Brief unbeantwortet, und ebenso die Schweizer Orte sein Schreiben an sie.

So weit und nicht weiter sind die Verhandlungen gediehen, welche auf Jahrhunderte hinaus entscheiden sollten, ob der Protestantismus trotz des beiderseitigen lebendigen Bewußtseins von der christlichen Pflicht, eine Einigung zu erstreben, und von dem ungemeinen Werthe, den sie für sei-

nen ganzen Bestand habe, dennoch innerlich gespalten bleiben müsse. Luthers Verfahren in dieser Frage von so großer kirchen- und weltgeschichtlicher Bedeutung ist natürlich von den verschiedenen Seiten aus wieder sehr verschieden beurtheilt, großentheils aber auch gar nicht genau der Wirklichkeit gemäß betrachtet worden. Darauf vor Allem kommt es uns hier wieder an. Er hat, wie wir sahen, die Einigung auf die Erklärung der Schweizer hin noch nicht, wie Bullinger wollte, für vollzogen anerkannt. Und die Lehrdifferenzen zwischen ihm und ihnen bestanden ja in der That noch fort: sie waren auch nicht so weit gehoben, wie die zwischen ihm und den Ober-Deutschen durch die Wittenberger Concordienformel, die immer noch wesentliche, von den Schweizern verworfene Bestimmungen enthielt. Es ist auffallend und nur aus mangelhafter Einsicht in Luthers Lehre erklärlich, wenn Bullinger die Differenzen erst noch von Luther angezeigt haben wollte. Hatte doch Luther trotzdem, daß er jenes Niederfahren Christi vom Himmel und die katholische Brodverwandlung verwarf und eine „heilsame" Gegenwart des Herrn für die Gläubigen lehrte, niemals seine Ueberzeugung verleugnet, daß Christi Leib dennoch substanziell und auch für die Ungläubigen, welche ihn zum Gericht essen, gegenwärtig sei. Lag doch die Wittenberger Formel den Schweizern als der maßvollste und dennoch für sie nicht annehmbare Ausdruck seiner Ueberzeugung vor. Dadurch, daß er in seinen Schreiben vom Jahr 1537 auf den noch bestehenden Unterschied sich nicht einließ, waren sie doch nicht zum Schluß berechtigt, daß er jetzt denselben aufgebe. Man möchte nun vielleicht wünschen, daß Luther die Differenzpunkte noch einmal bemerklich gemacht und zugleich anerkannt hätte, sie haben doch bloß untergeordnete Bedeutung. Nur übersehe man dann nicht, daß die Schweizer gegen die Lehren, die Luther wirklich im Unterschied von ihnen festhielt, auch ihrerseits keineswegs so duldsam waren, sie vielmehr fortwährend mit den papistischen zusammenwarfen: bei der duldsamen Aeußerung ihres Schreibens vom 4. Mai über eine verschiedene Art, von der Gegenwart des Leibes zu reden, setzen sie eben wie Bullinger voraus, daß Luther mit seiner Erklärung über jenes Niederfahren ihnen viel mehr zugestanden habe, als wirklich der Fall war. Eine klare, haltbare Einigung war in der That auch auf ihrer Seite keineswegs so weit angebahnt, als es nach ihren Aeußerungen scheinen könnte. Und Luthers Verhalten ist jedenfalls im ganzen Verlauf klar, aufrichtig und gewissenhaft. Er will, ganz anders als im früheren Sakramentstreit, die neuen Erklärungen der früheren Gegner so günstig als möglich auffassen. Er reicht ihnen, ganz anders als einst in Marburg, die Bruderhand. Kann er die noch übrigen Streitpunkte nicht übersehen oder für bloße Nebendinge halten, so will er jetzt doch nicht weiter daran führen, will dem einen Theil wie dem andern die Freiheit der Ueberzeu-

gung lassen, will es dem stillen Walten des göttlichen Geistes anheim geben, daß beide sich noch besser verstehen lernen und wo möglich auch in jenen Punkten noch eins werden.

Noch ein besonderer Anstoß auf dem Weg zur Einigung aber blieb nun das Verhältniß der Schweizer zu ihrem dahingegangenen Meister Zwingli. Sie haben wirklich auch mit ihrem neuen für Luther so erfreulichen helvetischen Bekenntniß an eine Seite der Abendmahlslehre Zwinglis sich angeschlossen. Aber diese Seite wird jetzt erst fortgebildet, vertieft und zur Hauptsache gemacht. Sie erkannten jetzt, wie es Butzer auf jenem Züricher Convent ausdrückte, die Uebergabe des Leibes und Blutes Christi für das Vornehmste im Abendmahl und redeten nicht bloß oder vornehmlich von dem, was wir hier geben und thun sollen, nämlich Danksagen, uns selbst opfern, uns in Liebe den Brüdern verbinden, welches Alles vielmehr allein aus dem komme, daß der Herr vorher uns sich gebe. Es war dies die Bahn, auf welcher die reformirte Theologie nachher durch Calvin weiter geführt wurde, und dieser selbst hat die ursprüngliche Zwinglische Auffassung des Sakraments sogar für eine profane und gefährliche erklärt. Allein einen Fehler oder Irrthum Zwinglis wollte die große Mehrzahl der Schweizer auch jetzt nimmermehr zugestehen: noch fanden sie durch jeden solchen Vorwurf sich selbst angegriffen. Dagegen blieb Luther nicht minder hartnäckig bei seinem alten schlechthin verwerfenden Urtheil über die Lehre Zwinglis, nach der man im Sakrament eitel Brod und Wein empfange, und argwöhnte in der fortwährenden Anhänglichkeit an ihn ein Beharren beim ganzen alten Irrthum.

Das Urtheil über Zwingli war, wie wir sehen werden, der Punkt, an welchem zuerst durch Luther die „trüben Wasser" neu aufgeregt wurden (unten Buch 8 Kap. 5). Zunächst indessen ruhte der Streit auf Grund der bisherigen Friedenserklärungen. Aber auch von Versuchen weiterer gegenseitiger Annäherung war es stille geworden.[1])

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung; Luther und die böhmischen Brüder.

Gleichzeitig mit der Einigung, welche zwischen Luther und den Ober-Deutschen erreicht, zwischen ihm und den Schweizern wenigstens in so weit erstrebt wurde, erneuerte und befestigte sich nun das Band zwischen ihm und jener alten böhmisch-mährischen Brüdergemeinde, die fast zehn Jahre lang den Verkehr mit ihm abgebrochen hatte (oben B. 1 S. 674). Es geschah dies ohne äußeren Zusammenhang mit jenen Verhandlungen unter den deutschen und schweizerischen Protestanten. Aber es war dieselbe Ge-

sinnung und Stimmung Luthers, welche bei jenen sich bethätigte und welche die ihm sich wieder nähernden Brüder in vollem Maß erfahren durften. An einen Gewinn äußerer Macht und Schutzmittel, der dem deutschen Protestantismus auch hier erwachsen könnte, denkt Luther dabei nicht: mit den böhmischen Utraquisten, von welchen in dieser Hinsicht ganz Anderes als von der kleinen, stillen, duldenden Schaar der Brüder zu erwarten gewesen wäre, suchte er nicht wieder anzuknüpfen. Nur desto stärker aber zeigt sich so bei ihm der reine Zug innerer christlicher Gemeinschaft und die Freude über christliche Zeugen gegen das Papstthum, die Gott schon vor ihm erweckt habe.

Jener Brüdersenior Lukas war 1528 gestorben, vier Jahre nachher auch sein gleich gesinnter Nachfolger Skoda. An die Spitze trat jetzt Johann Horn oder Roh, noch einer von der Generation der Alten, der jedoch als Gesandter der Brüder in Wittenberg bereits den dortigen Einflüssen sich geöffnet hatte, und neben ihm standen jüngere Senioren, wie namentlich der strebsame Johann Augusta, welche im Anschluß an die große deutsche Reformation ihre Gemeinde weiter zu fördern und ohne Zweifel auch äußerlich zu stützen wünschten.

Im Jahr 1532 verfaßten die Brüder eine Schutzschrift ihres Glaubens für den Markgrafen Georg von Brandenburg, der von früher her, vermöge persönlicher Verhältnisse zu dem gefallenen König Ludwig, Beziehung zu Böhmen hatte. Sie ersuchten Luther zu einer deutschen Uebersetzung derselben, die dann in Wittenberg gedruckt wurde, um ein Vorwort. Ihre Lehre vom Abendmahl und der Rechtfertigung zeigte darin wesentlich noch die früheren Eigenthümlichkeiten. Was das Abendmahl betrifft, so hatten sie zwar die Zwinglische Lehre, daß Brod und Wein bloße Zeichen seien, einmüthig und nachdrücklich verworfen, als ein im Jahre 1525 zu ihnen übergetretener schlesischer Mönch Czizek sie zu verbreiten suchte, und reinigten auch ihre neue Apologie von einem dahin sich neigenden Ausdruck, der anfänglich in eine Uebersetzung derselben hineingerathen war, verblieben indessen bei ihren bisherigen Aussagen über eine sakramentliche Gegenwart. Auch ihre zweite Taufe war damals noch in Uebung. Ferner ließen sie ihre Geistlichen noch im Cölibat leben, den Lukas ausdrücklich vertheidigt hatte. Uebrigens gaben sie jetzt die katholische Siebenzahl der Sakramente auf.

Luther kam ihrem Wunsche nach, und zwar erklärte er in seiner Vorrede: man werde finden, daß sie sich fleißig in der heil. Schrift geübt haben und der papistischen Gräuel sich entschlagen. Man müsse ihren ernsten Fleiß der Zucht und guten Werke anerkennen. Etliche ihrer Reden von Sakramenten und Glaubenssachen haben ihm bisher befremdlich geklungen, doch wisse er wohl, daß jeder Vogel singe wie ihm sein Schna-

bel gewachſen ſei, und daß man nicht um Worte zanken ſolle, wo der Sinn nicht wider einander ſtreite. Neuerdings habe er durch mündliche Unterredungen ſich überzeugt, daß ſie trotz anderer Worte mit ihm und den Seinigen im Grund einhellig ſeien, ans Empfangen des wahren Leibes Chriſti glauben und überdies von allen andern Artikeln des Glaubens nicht unrecht lehren. „Weil ich", ſagt er, „nun gerne ſehen wollte, daß alle Welt mit uns und wir mit aller Welt einträchtig würden in einerlei Glauben Chriſti, zum wenigſten, wo es mit den Sprachen nicht könnt geſchehen, doch mit dem Herzen und Sinn, hab ich dies Büchlein laſſen ausgehen, auf daß alle fromme Chriſten leſen und ſehen, wie nahe oder fern wir von einander oder bei einander ſind, ob Gott ſeine reiche Gnade dazu geben wollte, daß der Spaltung weniger würde, — bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weiſe des Mundes einhelliglich Chriſtum preiſen möchten; denn wiewohl ich obgenannter Brüder Weiſe zu reden nicht weiß anzunehmen, ſo will ich ſie doch nicht übereilen, noch zwingen nach meiner Weiſe zu reden, ſofern wir ſonſt der Sachen eins werden und bleiben, bis Gott weiter ſchicke nach ſeinem Willen; — — ob Jemand wäre, dem nicht genug in dieſem Büchlein geſchehen wäre, — ſo iſts doch billig, daß man das glimmende Docht ſein laſſe, denn wir alle ſelbſt auch noch nicht ſo ganz und vollkommen ſind." Seinen Wittenberger Freunden machte er genau bemerklich, wie die Brüder die Bedeutung des Glaubens für unſer Verhältniß zu Gott doch noch nicht richtig faßten, ob ſie gleich geſchickter denn alle Papiſten davon ſprächen, und fand eine Folge ihres Mangels an Erkenntniß darin, daß ſie im Leben ſo ſauer ſehen, mit Geſetz und Werken ſich martern, das rechte fröhliche und freie Gewiſſen noch nicht haben.

Im Jahr 1534 thaten dann die Brüder, während Mähren um ſie her eine Hauptſtätte für die deutſchen Wiedertäufer wurde, ſelbſt ihre zweite Taufe ab. Luther ſprach ihnen darüber im nächſten Jahr ſeine große Freude aus und bekannte jetzt hinſichtlich ihrer Abendmahlslehre, daß er durch die Erklärungen neuer Geſandter, die ſie ihm geſchickt hatten, in der Sache völlig befriedigt ſei.

Wiederum waren Abgeſandte der Brüder bei ihm in jedem der drei folgenden Jahre, darunter jener Auguſta. 1536 ſchickten ſie ihm auch ein Geſchenk von zwölf Meſſern böhmiſchen Fabrikats: eine Freigebigkeit, die ihn bei ihrer eigenen Armuth zu groß dünkte.

Im Jahr 1535 hatten ſie eine Bekenntnißſchrift für ihren Landesherrn, König Ferdinand, aufgeſetzt. Auch dieſe wünſchten ſie (lateiniſch) mit einem Vorwort Luthers zu veröffentlichen. Sodann veranſtalteten ſie eine neue, veränderte und erweiterte, lateiniſche Ausgabe jener dem Markgrafen gewidmeten Apologie und baten Luther, ſie zum

Druck zu befördern. Auch über die gemeindliche Zucht, die ihnen so sehr am Herzen lag und die sie bei den Wittenbergern so sehr vermißten, wünschten sie mit ihm sich zu verständigen. Luther beanstandete jetzt in einem Brief vom 5. November 1536 ihren Cölibat: doch wollte er gegen denselben Nichts einwenden, falls sie ihn für Geistliche, welche die Gabe dazu nicht hätten, nicht zum Zwang machten und sich immer freiwillig eheloſe fänden. Auch über die Glaubensgerechtigkeit suchte er ihre Gesandten noch besser zu belehren. In Betreff der Zucht bedauerte er für seine eigene Kirche den Mangel einer solchen, durch die wenigstens offene Sünder vom Abendmahl ausgeschlossen würden. Die Brüder aber gestatteten jetzt in der That ihren Geistlichen das Eintreten in die Ehe, obwohl noch längere Zeit nur wenige davon Gebrauch machten. Die Herausgabe ihrer beiden Schriften verzögerte sich, weil Luther keinen Drucker fand, der sie auf eigene Kosten übernehmen wollte. 1538 jedoch erschienen sie wirklich in Wittenberg: die an Ferdinand übergebene Confession mit der Vorrede von Luther, die Apologie mit einer Einleitung Melanchthons. Jene schloß nun in der Lehre vom Weg des Heiles auch im Ausdruck am meisten den deutschen Reformatoren sich an: sie wollte wohl namentlich dem König gegenüber die innere Gemeinschaft mit den Genossen der Augsburger Confession hervorkehren, denen im deutschen Reich jetzt Frieden gewährt war; doch legte auch sie noch mehr Gewicht, als das Augsburger Bekenntniß, auf die Bedeutung der guten Werke der Gläubigen für den Eintritt ins Himmelreich. In ihrer Aussage über das Abendmahl blieb sie einfach bei den Einsetzungsworten stehen, nach welchen das Brod der wahre, für uns dahingegebene Leib Christi sei: ihnen müsse man einfältiglich glauben. In Betreff der Eheloſigkeit legte sie, während sie dabei keinerlei Zwang geübt haben wollte, doch allen Nachdruck auf denjenigen Werth, welchen der Apostel 1 Kor. 7 derselben zuerkennt. Mit Bezug auf Rechtfertigung und Abendmahl gab indessen die andere Schrift der Brüder noch weitere Ausführungen: sie dehnte den Begriff der Rechtfertigung wieder auf die ganze innere sittliche Erneuerung des Menschen aus, welche Gottes Gnade in ihm wirken wolle, und unterschied die wahrhafte geistliche Gegenwart Christi, mit welcher er, der wahre Gott und Mensch, bei den Seinigen sei und auf besondere Weise im Sakrament ihnen nahe komme, von seinem „körperlichen oder persönlichen“ Sein im Himmel: die Lehreigenthümlichkeit der Brüder im Unterschied der Lutherischen bleibt hier vollständig gewahrt; sie hat die größte innere Verwandtschaft mit der Butzerschen und vollends mit derjenigen, welche eben damals Calvin auszuführen begann. Statt der zweiten Taufe der heranwachsenden Kinder und solcher Personen, welche aus einer unevangelischen Christenheit zu den Brüdern übertraten, weihten diese sie jetzt nach vorangegangenem Unterricht durch Handauf-

legung: die erste evangelische Confirmation. Den getauften Säuglingen schrieb die Apologie nicht, wie Luther, schon eigenen Glauben zu, sondern lehrte nur, daß Christus selbst für sie eintrete und sie entschuldigt haben wolle. Luther aber erklärte jetzt in seinem Vorwort zu der Confession, daß diese seiner Empfehlung nicht erst bedürfe, sondern daß er nur deshalb, weil die Brüder so lang als Ketzer verschrieen gewesen seien, ihnen mit seinem Zeugniß dienen wolle. Er erinnerte, wie ihnen vordem bei ihrem fleißigen Forschen in der Schrift allerdings Manches doch noch dunkel geblieben sei und sie bei ihrer Scheu vor der sophistischen Theologie und zugleich vermöge ihrer ärmlichen und bedrängten äußeren Verhältnisse auch zu wenig die edeln Wissenschaften gepflegt haben. Jetzt aber schreiten sie auch hierin voran, und auf seiner und ihrer Seite müsse man sich Glück wünschen, daß die Scheidewand des Argwohns, da man sie für Ketzer gehalten, niedergerissen sei und die bisher Getrennten zu Einer Heerde unter dem Einen Hirten und Bischof der Seelen zusammengeführt. Haben sie Sonderliches in den äußern Gebräuchen, so müsse man bedenken, daß diese nie in allen Kirchen gleich gewesen seien, noch sein sollen. Auch an ihrem Hochschätzen der Ehelosigkeit wollte Luther keinen Anstoß nehmen; sie selbst beriefen sich darauf, daß gerade sie zumeist in solchen Drangsalen leben, um deren willen Paulus dieselbe empfohlen habe; so sagte denn auch Luther: „Ihr Zustand läßt nicht zu, daß der Ehestand bei ihnen so frei wie bei uns sein sollte.“ Die Differenzen, die mit Bezug auf Glaubensartikel zwischen seiner und ihrer Lehrweise noch fortbestanden, erwähnt Luther in diesem Vorwort nicht weiter. — An den durchgebildeten Ordnungen der Brüder fürs sittliche und gemeindliche Leben hatte er immer sein Wohlgefallen, auch wenn er ihnen noch mehr evangelische Freiheit wünschte. Mit Freuden vernahmen sie eine Aeußerung, die ihm 1539 in einer Vorlesung ein böhmischer Adeliger nachschrieb: seit den apostolischen Zeiten sei keine Gemeinde der Lehre und den Bräuchen der Apostel näher gekommen, denn die ihrige.

Schon im Jahr 1540 ließen sie Augusta wieder nach Wittenberg reisen, während sie jetzt zugleich auch Gesandte nach Straßburg schickten und mit den dortigen Theologen zu correspondiren begannen, mit denen sie sich ja vermöge ihrer Abendmahlslehre besonders verbunden fühlen mußten und bei welchen auch mehr Streben nach Organisation der Gemeinde als in der sächsischen Kirche sich zeigte: unter diesen stand damals neben Butzer namentlich auch Calvin.[1])

Zunächst aber war es Luther, dessen Lehre, und noch mehr dessen persönliche Theilnahme und vertrauensvolle Liebe diese eigenthümlichen, äußerlich unscheinbaren und doch so achtungswerthen und lebenskräftigen Glieder der evangelischen Christenheit so herangezogen hat. Für die Aus-

gestaltung der evangelischen Theologie und für die Entscheidung der confessionellen Fragen, in deren Streit sie bald auch hineingezogen worden sind, haben sie nie etwas Eigenes geleistet. Aber der fromme sittliche Geist, den Luther bei ihnen würdigte, hat unter allen Heimsuchungen und theilweiser Verderbniß in dem kleinen Häuflein sich erhalten und dabei immer, wie schon in jenen Jahren der Reformation, einer Gemeinschaft mit allen Evangelischen zugestrebt, die durch keine Differenzen untergeordneter Art gehemmt werden sollte. Aus einer Verbindung solcher Brüder mit Elementen der deutschen Lutherischen Kirche ist endlich die Herrnhuter Brüdergemeinde erwachsen, die so tiefgreifende Wirkungen in dieser Kirche selbst geübt und zugleich in ihrer Weise eine erste Union evangelischer Christen verschiedener Confessionen verwirklicht hat.

So bedeutungsvoll ist dieser Abschnitt in Luthers Leben, den wir als die Zeit der evangelischen Einigungsversuche bezeichnen können, für die Entwicklung der evangelischen Kirche und ihrer Hauptbestandtheile geworden.

Siebentes Kapitel.

Luther in den Verhandlungen mit dem Katholizismus.

So angelegentlich Luther jetzt darauf bedacht war, den Genossen im Evangelium die Bruderhand zu bieten und auch denjenigen, mit denen er noch nicht ganz eins sei, sich freundlich und duldsam zu erzeigen, so fest blieb er gegen Rom und Alles, was von dort kam oder dorthin zu führen schien, gegen die Drohungen eines päpstlichen Concils und gegen jede Zumuthung persönlicher Versuche nach dieser Seite hin. Eben gegen diesen Feind sollte ja auch der Bund stärken, welchen er jetzt in christlicher Liebe mit Jenen schloß.

Gegen Papst Clemens ließ er, kurz ehe dieser gestorben oder wenigstens ehe die Nachricht davon nach Wittenberg gekommen war, noch ein eigenthümliches kurzes Schriftstück (ursprünglich lateinisch) ausgehen. Darin schreibt der „heilige Geist, wahrhaftiger Gott, oberster Herr der gemeinen, heiligen, christlichen Kirche" selber mit seinem Reichskanzler und Legaten, dem Erzengel Gabriel, das freie christliche Concil aus, welches viele Gotteskinder weltlichen und geistlichen Standes und sonderlich der liebe getreue Kaiser Carolus bisher vergebens ernstlich begehrt haben, während Einer, genannt Papst Clemens, der sich ins Regiment der Kirche mit Geld und List schändlich eingekauft und eingedrungen habe, als verblendet Teufelskind das Licht fliehe und das Begehren der lieben Christen verweigere, damit sein und seiner Verwandten Irrthum und Bosheit nicht aufgedeckt und zur Reformation gedrungen werde. [1])

Wie wenig er die Autorität der bisherigen Concilien achte, gab Luther dann zu erkennen durch „Etliche Sprüche wider das Concilium Obstantiense, wollt sagen Constantiense“ 1535. Es sind Thesen gegen den Beschluß des Constanzer Concils über die Austheilung des Abendmahls unter Einer Gestalt. Er will es mit rechtem Namen taufen, nach Obstantia, d. h. Widerstand, weil dasselbe wider Christum und seine Kirche gehandelt, ja Christi Befehl als Ketzerei verdammt habe. Auf die Rechtfertigung der Papisten, daß unter der Gestalt des Brodes ja auch schon der ganze Christus empfangen werde, entgegnet er wieder: unter der Einen Gestalt empfange man den halben und verderbten Befehl Christi, unter beiden den ganzen. Und weiter folgert er jetzt spottend: da würde er als Papist die Laien vollends nur am Brod riechen lassen; denn nach jener Lehre sei ja kein Brod da, sondern nur die Gestalt oder die Accidenzien des Brodes, nämlich Farbe, Geschmack, Geruch u. s. w., und so werde auch schon da, wo der Geruch sei, der ganze Christus sein müssen. [1])

Unter dem neuen Papst Paul schien es bald Ernst zu werden mit einem Concil, aber nur mit einem solchen, das von vorne herein die hergebrachten kirchlichen Autoritäten anerkannte und welchem dann der Kaiser den Arm der weltlichen Gewalt gegen die Ketzer leihen sollte.

Eben damals ging nun König Franz von Frankreich, der seine politische Verbindung mit den deutschen Protestanten fortwährend erhielt, sogar dahin weiter, ihnen eine kirchliche Reform für sein eigenes Land in Aussicht zu stellen, die er nach dem Rath evangelischer Theologen vornehmen wolle. Butzer hatte Luthern schon in dem Brief, den er ihm 1530 von Augsburg aus nach Coburg schrieb, die Hoffnung gewisser christlicher Brüder in Frankreich mitgetheilt, daß ihr König der Wahrheit nicht fremd sei und diese hier obsiegen werde, wenn nur einmal die protestantischen Confessionen unter einander sich geeinigt hätten. Aus anderer Quelle hörte man freilich in Wittenberg, daß nach Franz' Meinung bei den deutschen Evangelischen keine Obrigkeit, keine Kirche, kein Ehestand gelte, sondern eine bestialische Freiheit herrsche. Die strengen Gesetze gegen Ketzerei wurden in Frankreich erneuert und gehandhabt. Nur für die Richtung eines Erasmus hatte der König Sinn: in keiner Weise für den religiösen Geist der deutschen und schweizerischen Reformation. Hätte er durch Reformen nach Erasmus' Rathschlägen der kirchlichen Spaltung in seinem Reich wehren und zugleich die protestantischen Mächte sich enge verbinden können, ohne dabei mit dem Papst zu brechen, so wäre dies allerdings für ihn, den Politiker, von höchstem Werthe gewesen. Seit dem Jahr 1533 aber knüpfte er wirklich durch einen seiner Räthe vertrauliche Verhandlungen mit Butzer und Melanchthon an und ließ sich von diesen Männern der Vermittlung Vorschläge wegen der kirchlichen Mißbräuche und kirchlicher Einigung machen. Im Februar 1535

bat er auch die protestantischen Fürsten, sie möchten ihre Theologen auf Wege denken lassen, wie die Händel der Religion geschlichtet werden könnten; Strafen, welche er neuerdings wieder gegen evangelische Unterthanen verhängt hatte, entschuldigte er damit, daß dies nur unruhige, aufrührerische Leute gewesen seien. Ja er lud Melanchthon und Butzer selbst zu sich ein. Melanchthon hatte über jenes Schreiben an die Fürsten noch geäußert, es sei „ganz celtisch und voll rasender celtischer Aufgeblasenheit". Als er aber am 4. August die Königliche Einladung erhalten hatte, erwachte in ihm große Lust, die Aufgabe zu übernehmen. Der Kurfürst, dem er vorher keine Mittheilungen in dieser Sache gemacht hatte, ließ ihn jetzt von Jena, wo die Universität damals verweilte, auf den 15. August zu sich nach Torgau kommen. Zugleich berief er Luther hierher, von welchem wir bis dahin noch keine Aeußerung über jene Aussichten und Anträge haben. Der Fürst aber schlug dem Melanchthon auf einen schriftlichen Vortrag hin, den er sich von ihm erstatten ließ, sofort durch einen seiner Räthe die Erlaubniß zur Reise nach Frankreich ab, rügte auch, daß derselbe in den wichtigen Handel sich ohne sein Vorwissen so weit eingelassen habe. Ihm selbst ließ er als Grund der Weigerung den Argwohn angeben, den die Reise beim Kaiser und den andern Reichsständen erregen möchte. Weitere Gründe bezeichnete er seinem Kanzler Brück: nämlich er fürchte, daß Melanchthon mit seinem weislichen Bemühen, den König zu irgend Etwas zu vermögen, viele Zugeständnisse machen werde, welche nachher Luther und die andern Theologen nicht einräumen könnten und welche so zu Zwiespalt und Aergerniß führen müßten; überdies sei es den Franzosen schwerlich Ernst mit dem Evangelium: sie werden, wenn sie seine Wankelmüthigkeit spüren, sie sich zu nutz machen und darnach ihn wegen Unbeständigkeit verunglimpfen; er werde in große Gefahr des Leibes, der Seele und des Gewissens gerathen. Mit Luther hatte der Fürst vorher die Sache persönlich besprochen. Und dieser scheint nun nicht bestimmt sich geäußert zu haben; der Kurfürst meinte jedoch zu vermerken, daß ein abschlägiger Bescheid auch ihm nicht mißfalle; und jener Besorgniß des Fürsten wegen möglicher Zugeständnisse Melanchthons stimmte auch er bei. Melanchthon reiste dann mit Luther nach Wittenberg, wohin ihm der Kurfürst ein an König Franz zu übersendendes Schreiben nachschicken wollte. Noch hoffte er von hier aus seinen Landesherrn durch eine neue Eingabe umstimmen zu können, und jetzt unterstützte ihn hierin auch Luther. Dieser bat jetzt den Fürsten „aufs Höchste", ihn ziehen zu lassen, da fromme, ehrliche, dem Feuertod kaum entronnene Leute in Frankreich laut einer von ihnen eingelaufenen kläglichen Schrift es wünschen und die Aussicht auf sein Kommen bereits dem Morden des Königs ein Ende gemacht habe. Auch ein Brief Luthers an Jonas bestätigt, daß er jetzt wirklich dazu rieth. Doch Johann Friedrich wies das zweite Gesuch

wie das erste ab. Luther bedauerte den strengen Ton der fürstlichen Antwort, die allerdings sehr bestimmt lautete, den Melanchthon an seine Schuldigkeit gegen die von Gott verordnete Obrigkeit erinnerte und ihm noch einmal sein eigenmächtiges „Sichvertiefen" in diese Sache vorwarf, indessen durchaus Nichts wirklich Beleidigendes enthielt und ausdrücklich bemerkte, daß sie nicht „ungnädiglich" verstanden sein wollte. Dem Melanchthon aber erklärte er in einem Brief neben Worten des Beileids, daß seine französischen Botschafter auch ihm verdächtig geworden seien: sie möchten wohl von Einem Schlag sein mit dem Erzbischof Albrecht. Auch Andere, wie namentlich der Augsburger Seiler, warnten aufs Dringendste vor dem König, der in seinem Land gegen die Evangelischen nach wie vor wüthe und nach allen Seiten hin heuchle. Melanchthon war indeß tief verletzt und aufgebracht. Er meinte, diesen Abweis gewissen „Geheimnissen oder vielmehr Gehässigkeiten des Hofes" verdanken zu müssen. Die Sache trug sehr dazu bei, ihn mit Bezug auf seine ganze Stellung in Kursachsen mißmuthig und argwöhnisch zu machen. Ja er scheint Anfangs sogar auf Luther dabei einen Argwohn geworfen zu haben: wir möchten dies aus einer Aeußerung gegen seinen intimen Freund Camerarius schließen, welchem er den letzterwähnten Brief Luthers als einen Beweis dafür zuschickte, daß diesem doch eine solche Mitschuld nicht beizumessen sei. Klar ist bei Luther, daß für ihn diejenigen Aussichten, die bei König Franz für den Protestantismus sich eröffneten, sehr wenig Anziehungskraft hatten. Sein eigener Standpunkt wich hier ohne Zweifel sehr von dem Melanchthons ab, wenn er gleich sich noch dazu bestimmen ließ, dessen Gesuche beizutreten. So weit er aber durch seine ersten mündlichen Aeußerungen gegen Johann Friedrich zur Ablehnung desselben beitrug, hat er sicher seinen Mitreformator vor schwerer Gefahr bewahren helfen. Denn welch ein Mangel an Selbstkenntniß und Menschenkenntniß hat hier doch bei diesem frommen Mann obgewaltet! Was hatte er, dem schon die Augsburger Verhandlungen des Jahrs 1530 so schwere Noth, Angst und Anfechtung bereitet hatten, bei jenem „ganz celtischen" König zu erwarten, der so trefflich mit Papst, Ketzern und Türken zugleich sich zu verbünden und sie alle für seine eigenen Reichsinteressen zu benützen verstand? — Seine politischen Beziehungen zu den deutschen Fürsten setzte Franz trotz der abschlägigen Antwort fort, die er in Betreff Melanchthons erhielt. Von evangelischen Anwandlungen verlautete bei ihm Nichts mehr. Ja als einige Jahre nachher in Deutschland eifrig am kirchlichen Frieden durch Religionsgespräche gearbeitet wurde, beschwerte sich Franz als strenger Katholik über die Zugeständnisse, die hier den Evangelischen gemacht werden sollten: nicht die Einigung der Kirche, sondern die Spaltung innerhalb Deutschlands lag ihm am Herzen. [1])

Weit besser begründet erschienen die Aussichten der Protestanten auf einen Bund mit England gegen den Papst und ein päpstliches Concil. Heinrich VIII. erklärte mit seinem Parlament 1534, daß dem römischen Bischof so wenig als irgend einem andern ausländischen Prälaten irgend welche kirchliche Gewalt in England zustehe. Er ging hiemit sogleich weiter, als jene deutschen Fürsten, die dem Papstthum nur insoweit den Gehorsam verweigert haben wollten, als es diesen kraft göttlichen Rechtes für sich in Anspruch nehme und dabei das Wort Gottes niedertrete. Im folgenden Jahr ließ er Anhänger des Papstes hinrichten und Klöster visitiren und dann auch einziehen. Die Lutherischen Lehren hatte er, als Beschützer des Glaubens und Haupt der englischen Kirche, bisher so streng wie zuvor verboten und verfolgt. Jetzt suchte er auch in Glaubenssachen einen Vergleich mit den Protestanten, mit welchen seine Feindschaft gegen den Papst und sein Verhältniß zu dem durch seine Ehescheidung verletzten Kaiser ihn verband.

Als Mittelsperson diente ihm zunächst wieder jener Robert Barnes (oben S. 258). Dieser hatte sich im Sommer 1533 bei der Wittenberger Universität inscribiren lassen und wurde ein Tisch- und Hausgenosse Luthers. Zugleich mit ihm studirte dort der schottische Doktor Alexander Alesius, eigentlich Alane (von Späteren fälschlich Aleß genannt), vormals Kanonikus beim Augustinerconvent in St. Andrews, der wegen seiner evangelischen Gesinnung 1530 aus seinem Vaterland hatte fliehen müssen, auf Luthers und Melanchthons Verwendung 1533 vom sächsischen Kurfürsten mit einer Pfründe unterstützt wurde und mit Melanchthons Hilfe eine Schrift gegen die schottischen Bischöfe herausgab. Barnes und Alesius traten bei jener Doktorspromotion des Bugenhagen und Cruciger vor dem Kurfürsten (oben S. 284) mit in der Doktorsdisputation auf. [1])

Inzwischen hatte Barnes nach England zurückkehren dürfen, ja Heinrich ernannte ihn zu seinem Kaplan. Melanchthon wurde schon 1534 auch nach England eingeladen. Im März 1535 erschien dann Barnes wieder in Wittenberg, besprach im Auftrag des Königs verschiedene Punkte mit Melanchthon und veranlaßte diesen, selbst an Heinrich zu schreiben. Ferner widmete dieser dem König die neue Auflage seiner Loci und schickte sie ihm durch Alesius, der jetzt gleichfalls nach England ging, im August zu: so hoffte Melanchthon damals zugleich England und Frankreich seinem evangelischen Worte sich öffnen zu sehen. Und eben jetzt nahten auch vollends offizielle Botschafter Heinrichs an den Kurfürsten von Sachsen. Barnes kam in dieser Eigenschaft wieder zu Anfang Septembers, und ihm sollte der Bischof Fox von Hereford mit Archidiakonus Heyth folgen. Was übrigens des Königs wirkliche Absichten waren, ersehen wir am besten aus der Instruktion, die er seinem Bischof gab. Dieser sollte vor Allem die

Theilnahme der proteſtantiſchen Stände an einem Concil hintertreiben, — ſie von jeder Rückkehr unter das päpſtliche Joch abhalten. Hieran war dem König Alles gelegen, nachdem er ſelbſt unverſöhnlich mit dem Papſt gebrochen hatte. Auch vor den franzöſiſchen Vermittlungsverſuchen und vor einer Sendung Melanchthons nach Paris ließ er deshalb jene warnen. Seine poſitive Annäherung an die Proteſtanten, deren Lehre er bisher verdammt hatte, wollte er ſo darſtellen, als ob nach geheimen Nachrichten, die er empfangen, ihre eigenen Theologen im Gegenſatz zu gefährlichen, anabaptiſtiſchen und ſakramentireriſchen Neuerern jetzt von ihren urſprünglichen Sätzen theilweiſe zurückwichen nnd wohl gar auch im Uebrigen nicht mehr ſicher wären, vielmehr ſelbſt jetzt zu einem feſten Standhalten und Zuſammenhalten gegen die Widerſacher ermahnt werden müßten. Er wollte wiſſen, was ſie unwandelbar zu behaupten entſchloſſen ſeien. Ueber ihr bisheriges Bekenntniß wünſchte er durch Vertreter, die ſie nach London ſchicken möchten, zu verhandeln; ſpeziell begehrte er dazu den Melanchthon. Außerdem war ihm ſehr darum zu thun, daß ſie ihm endlich bei ſeinem Ehehandel Recht gäben. Das waren die Tendenzen des Königs, denen gegenüber jetzt unſere Reformatoren Stellung zu nehmen hatten, ohne ſelbſt ſchon ihren wirklichen Inhalt und Charakter durchſchauen zu können. Ohne Zweifel hofften damals auch Männer wie Barnes und Aleſius mehr von ihm, als in ſeinen Gedanken und ſeiner Geſinnung lag. [1])

Die Botſchaft eines Barnes nun nahm auch Luther mit gutem Vertrauen auf, obgleich er alle ſanguiniſchen Erwartungen von ſich fern hielt. Er bat gemeinſam mit Jonas, Cruciger und Bugenhagen den Kurfürſten, dem Melanchthon die Erlaubniß zur Reiſe diesmal nicht zu verweigern, zumal dieſer ſich ſonſt viel ſchwere Gedanken machen würde und ohnedem ſchon mit Traurigkeit und Anfechtungen überladen ſei; Barnes ſcheine gute Botſchaft zu bringen; man wiſſe nicht, was Gott hier wirken wolle, deſſen Weisheit größer ſei als die menſchliche. [2])

Der Kurfürſt, der damals ſeine Reiſe nach Wien vorhatte, (oben S. 327) verſchob die Entſcheidung über Melanchthon bis nach ſeiner Rückkehr, war übrigens im Voraus auch hier der Gewährung abgeneigt: ſchon bei Melanchthons Berufung nach Paris hatte er die Befürchtung ausgeſprochen, man werde dieſem wohl auch noch anhängen wollen, die falſche engliſche Ehe verfechten zu helfen. Nach ſeiner Rückkehr wollte er ferner die Bundesanträge Heinrichs ſeinen eigenen Verbündeten auf einem Convente vortragen, der auf den Dezember nach Schmalkalden verabredet war. Dahin beſchied er dann mit Barnes auch die jetzt eintreffenden beiden Hauptbotſchafter Fox und Heyth: eine zuvor noch von ihm beabſichtigte Conferenz zwiſchen ihnen und Luther und Melanchthon in Jena fand nicht mehr ſtatt. [3]) In Schmalkalden erſchien zugleich ein franzöſiſcher Geſandter, durch welchen König

Franz aufs Neue sich erbot, mit deutschen Gelehrten über die Einigung der Kirche sich zu berathen. Dieser erhielt hierauf zur Antwort, daß die Verbündeten darüber erst noch längere ernste Ueberlegung halten müßten. Der englichen Gesandtschaft erwiederten sie, daß sie mit Heinrich gegen jedes nicht freie Concil protestiren wollen und er gemeinsam mit ihnen die Lehre, zu der sie in Augsburg sich bekannt, fördern und vor einem freien christlichen Concil vertheidigen möge; doch setzten sie bei: „wenn nicht etwa sie und der König übereinstimmend finden sollten, daß irgend Etwas an ihr nach dem göttlichen Wort noch zu bessern oder zu ändern wäre". Melanchthon nahm an den Berathungen hierüber in Schmalkalden Theil.

Die wichtigsten Verhandlungen mit den Engländern fanden erst nachher in Wittenberg, wohin sie zu Ende Dezembers reisten, zwischen ihnen und Luther, Melanchthon, Jonas, Cruciger und Bugenhagen statt. Luther begehrte auch die Anwesenheit Melanchthons aus Jena, obgleich der Kurfürst ihm anzeigte, daß dieser ihnen seine Meinung schon in Schmalkalden mitgetheilt habe und obgleich Melanchthon selbst sich lieber fern gehalten hätte. Eben darüber, was im Einverständniß mit ihnen über die evangelische Lehre festzusetzen sei, sollte nunmehr berathen werden. Hier aber bestand Luther mit Melanchthon vor Allem fest auf der Rechtfertigung durch Glauben allein und auf der Verwerflichkeit der Winkelmesse als eines von Menschen erfundenen und darum vor Gott gräulichen Gottesdienstes, d. h. auf denjenigen Punkten, welche Heinrich, dem „Vertheidiger des Glaubens", für die Hauptketzereien des Lutherthums gegolten hatten. Wir verdanken diesen Verhandlungen eine der schärfsten kürzeren Erklärungen Luthers über jene Lehre. Sie besteht in der Antwort auf eine Reihe von Fragen, welche Melanchthon ihm darüber vorlegte. Ausdrücklich bemerkte er hiebei auch den Unterschied zwischen der Auffassung Augustins, der größten kirchlichen Autorität, welche die Reformatoren noch gelten ließen, und zwischen der echt evangelischen; nicht durch unsere sittliche Gesammterneuerung oder die Gesammtheit der durch den Geist der Gnade in uns auflebenden Tugenden und Gaben werden und bleiben wir gerecht vor Gott, sondern allein durch die gläubige Zuversicht zu ihm, der aus Gnaden um Christi willen uns für gerecht annehme; wer in solchem Glauben neu geboren sei, bringe dann mit innerer Nothwendigkeit gute Werke hervor, wie die Sonne vermöge ihrer Natur nothwendig leuchte, und der Gläubige heiße dann auch gerecht wegen dieser Früchte; aber mit der Gerechtigkeit in diesem Sinne des Wortes, die hienieden nie eine reine werden, noch Tod und Sünde wegnehmen könne, bestehe er nimmermehr vor Gott; und solche Tugenden und Werke seien selber erst dadurch vor Gott gerecht, daß die Person, welche sie habe und übe, durch den Glauben vor ihm gerecht und wohlgefällig sei.

In der Ehefrage wichen die Wittenberger jetzt allerdings von ihrem früheren Standpunkt. Wir bemerken hier wieder, wie auch sonst, daß es unsern Reformatoren Anfangs schwer wurde, festzustellen, welche Bestandtheile der alttestamentlichen Eheordnungen zugleich Forderungen des allgemeinen, in die Herzen geschriebenen Sittengesetzes und darum für immer gültig seien und was nur als ein dem jüdischen Volk gegebenes Statut dürfe angesehen werden. Das Verbot der Ehe mit der Witwe des Bruders hatten sie noch im Jahre 1531 zu den Bestimmungen der zweiten Art gerechnet. Jetzt drang bei ihnen die Ansicht durch, daß das Eingehen einer solchen Ehe auch nach dem natürlichen Sittengesetz nicht zu billigen sei. Allein dem Verlangen des Königs, daß demnach seine Ehe mit Katharina für nichtig erklärt werden müsse, wollten sie dennoch nicht Genüge thun. Denn für eine ihrem Wesen nach absolut unzulässige Ehe konnten sie jene doch nicht halten: sie bemerkten, daß sie hiemit noch übers alttestamentliche Gesetz hinausgehen würden, das ja dieselbe für einen gewissen Fall, wenn nämlich der verstorbene Bruder keine Kinder hinterließ, nicht bloß gestattete, sondern sogar verordnete (die sogen. Leviratsehe); sie fanden daher, daß dafür ein Dispens möglich sei, wenn sie auch selbst in ihren Kirchen keinen ertheilen wollten, und sie konnten vollends nicht zugeben, daß eine solche Ehe, wenn sie einmal geschlossen sei, wegen innerer Ungiltigkeit gelöst werde. Den König baten sie, mit ihrem Urtheil noch verziehen zu dürfen, bis sie darin ganz sicher seien. Besonders Luther weigerte sich, dem König Recht zu geben. Er bewahrte Katharinen und ihrer Tochter Maria, der nachmaligen blutigen Verfolgerin des Protestantismus, eine herzliche Theilnahme. Nimmermehr, sagte er, werde man ihn dazu bringen, sie wegen Blutschande zu verurtheilen. Und als eben jetzt die Nachricht von ihrem Tode kam, erklärte er: „Sie hat die Sache bei aller Welt verloren, ohne bei uns armen Bettlern, Theologen zu Wittenberg; die wollten sie gerne bei königlichen Ehren erhalten, wo sie hätt sollen leben."

Luther wurde der Verhandlungen, in welchen die Engländer hartnäckig disputirten und welche bis in den April 1536 sich hinzogen, schon im Januar vollkommen überdrüssig. Er bedauerte den Aufwand, welchen die fremden Gäste seinen Fürsten kosten. Nachdem endlich aus den gemeinsamen Berathungen Artikel zur Vorlage für ihren König hervorgegangen waren, erklärte er dem Kurfürsten: wenn ihr Herr dieselben nicht annehmen wolle oder viel Grübelns oder Aenderung darin suche, dürfe man deshalb die eigenen Kirchen, die kaum erst zur Ruhe gebracht seien, nicht aufs Neue verwirren und irre machen (eben damals sollte für diese, wie wir sahen, die Concordie zum Abschluß kommen); wollte man davon Etwas nachlassen, so hätte man noch leichter mit dem Papst und Kaiser in Augsburg eins werden können; die Frage, ob mit dem König auch für den Fall, daß er

nicht allen Artikeln zustimme, ein Bündniß einzugehen sei, wolle er dem Fürsten und seinen Räthen als ein weltlich Ding anheimgeben; doch dünke ihn gefährlich, sich äußerlich zu vereinigen, wo die Herzen nicht Eines Sinnes seien. Von Heinrich war noch am 12. März eine Erwiederung auf die ihm vom Schmalkalder Convent ertheilte Antwort eingelaufen, wonach er die von ihm gewünschte Eintracht in Glauben und Lehre allerdings unmöglich fand, wenn nicht gewisse Punkte der Augsburger Confession und Apologie „gemildert" würden, und zwar begehrte er darüber selbst mit einem ausgezeichneten deutschen Theologen, den man ihm zusenden möge, sich zu besprechen. Johann Friedrich aber gab seinen Gesandten den Bescheid, den auch Luther für den richtigen hielt: wenn, was er durchaus nicht erwarte, der König Bedenken trage, die reine Lehre gemäß der Confession und Apologie oder den jetzt aufgesetzten Artikeln in seinem Reiche zuzulassen, so wüßte er nicht, wozu ein Bündniß mit ihm schließen oder Gesandte an ihn schicken.

So lief diese Botschaft ab. — Nebenbei benützte Barnes seinen damaligen deutschen Aufenthalt, um in Wittenberg eine von ihm gegen das Papstthum gerichtete Schrift, nämlich „Leben der Päpste", drucken zu lassen. Luther gab zu ihr eine längere Vorrede. Er freute sich, hier auch durch die Geschichte bestätigt zu finden, was er aus Daniel und Paulus gelernt habe: daß nämlich der Papst jener Widerwärtige sei, der über Alles sich erhebe (2. Thess. 2, 4).[1])

Luther und der Legat Vergerius.

Noch ehe jener Bundestag der deutschen Protestanten im Dezember 1535 abgehalten wurde, war die Frage über ihr Verhalten zu einem Concil auch schon von Seiten des Papstes an sie gestellt worden. Selbständig mußten sie dieselbe beantworten: jene unsicheren Beziehungen zu England oder Frankreich boten ihnen dabei keinen Rückhalt dar. Und hier vor Allem tritt nun wieder Luther mit dem Gewicht, seiner Persönlichkeit und seines Wortes in den Mittelpunkt der Zeitgeschichte.

Papst Paul ließ 1535 den Vergerius als seinen Legaten durch Deutschland ziehen, um eine nationale Versammlung für die kirchlichen Angelegenheiten zu hintertreiben, womit er bei der Verzögerung eines allgemeinen Concils bedroht war, und um den protestantischen wie den katholischen Fürsten die Zusage zu einem Concil abzugewinnen, das er selbst nach Mantua berufen wollte. Den Wunsch, daß es auf deutschem Boden gehalten werde, lehnte er aus „verschiedenen Gründen" und namentlich unter dem Vorgeben ab, daß hier die waffenlosen, rechtschaffenen Theilnehmer desselben vor der Wuth sakramentirerischer, anabaptistischer und anderer Sekten nicht genug Schutz hätten. Artikel fürs Concil wollte er keine im voraus aufstellen: er meinte, so die Protestanten leichter herbei-

ziehen zu können, die aber natürlich wohl wußten, was hiebei für sie vorbereitet werde. Den Vergerius, der als bisheriger Nuntius bei König Ferdinand Deutschland besser als andere Italiener kannte, ließ er vorher selbst nach Rom kommen und gab ihm seine Aufträge. Dieser war ein geübter, gewandter Diplomat, der auch selbst seiner Kunst Etwas zutraute.

Luther wurde über das Ansinnen des Legaten im August gleich nach jener Zusammenkunft in Torgau, wo über Melanchthons Reise nach Paris entschieden wurde, von seinem Kurfürsten zu einem Gutachten aufgefordert, nachdem diesem Markgraf Georg von Brandenburg über einen Besuch, welchen ihm Vergerius gemacht, berichtet hatte. Er erwiederte kurz: diejenige Antwort, welche die Protestanten vor zwei Jahren wegen eines Concils gegeben (oben S. 287), werde auch jetzt genügen. Daran, wo in der Welt man das Concil halten wolle, sei ihm für seine Person Nichts gelegen: denn es werde den Papisten überhaupt noch nicht damit Ernst sein, und falls es ihnen Ernst wäre, habe er jedenfalls längst verdient, daß die zornigen Heiligen ihn kriegten und verbrenneten; indessen werde der Kurfürst, wenn sie auf den Ort drängen, wohl wissen sich darüber vernehmen zu lassen. Er wünsche sehr, daß Gott sie einmal zu einem Concil bringen möchte, das frei und christlich heißen könne, sei aber hier wie der ungläubige Thomas; doch Gott habe aller Menschen Herzen in seiner Hand. [1])

Auf einen Besuch bei Johann Friedrich mußte Vergerius wegen dessen Reise nach Wien zunächst noch verzichten. Statt dessen ging er jetzt, im November, zum Kurfürsten von Brandenburg. Sein nächster Weg führte ihn über Wittenberg. Und er wich diesem Ort nicht aus. Im Gegentheil, er nahm hier sein Nachtquartier: glänzend einziehend mit ein und zwanzig Pferden und einem Esel, glänzend empfangen vom Hauptmann Metzsch. Ja auf den andern Tag, den Morgen des 7. Novembers, eines Sonntags, lud er Luther und den Stadtpfarrer Bugenhagen zu sich zum Frühstück.

Wir sagen: er, der Botschafter des Papstes, lud sie ein. Kein Wunder, wenn hinterher Katholiken an diesem seinem Schritt sich stießen, ja er selbst nicht die ganze Wahrheit sagen wollte. Nach einem Brief, in welchem er einem päpstlichen Sekretär den Hergang berichtete, hätte, wie der Cardinal Pallavicini erzählt, ihm Metzsch die beiden Theologen zugeführt als die einzigen damals in Wittenberg anwesenden Gelehrten, mit denen er lateinisch conversiren könnte: als ob ein päpstlicher Legat aus einem solchen Grund und nicht vielmehr nur aus ganz bestimmter eigener Absicht die Häupter der Ketzerei bei sich hätte empfangen können. Dabei gibt Pallavicini für Vergerius' Uebernachten in der Stadt Wittenberg den Grund an, daß er an einem offenen Ort einen Ueberfall ketzerischer Bauern hätte fürchten müssen: als ob seine Tagereisen nicht leicht so sich hätten eintheilen lassen,

daß er einen anderen ummauerten Ort als jene Hauptstadt der Ketzerei zur Nachtherberge bekommen hätte. Uebrigens reden nicht bloß Luther und die Lutheraner von einer förmlichen Einladung, sondern Vergerius selbst sagte nachher zum Kurfürsten: Luther sei auf seine Bitte zu ihm zum Mahl geladen worden.

Und eine gleiche Einladung erging, wie wir durch Luther erfahren, auch an den in Wittenberg befindlichen Engländer Barnes, doch ohne daß dieser ihr folgte.

Entschlossen und heiter schickte sich Luther zu dem interessanten Besuch an.

Er zog seine besten Kleider an und hing sich eine goldene Kette um, ließ sich auch sorgfältig rasiren und das Haar zurecht machen: denn, sagte er zu seinem sich wundernden Barbier, er müsse vor des Papstes Botschafter jung erscheinen, damit dieser denke, er könne noch Vieles anstiften und schaffen. Jener meinte: er werde die römischen Herrn ärgern; Luther aber: dies wolle er auch, nachdem sie ihn und die Seinigen genug geärgert haben; so müsse man mit Füchsen und Schlangen handeln. Der Barbier wünschte ihm hierauf, daß Gott mit ihm sein und er die römischen Herrn bekehren möge. Luther erwiederte: „das werde ich nicht thun; aber das mag geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lese und sie so fahren lasse." Als er mit Bugenhagen im Wagen saß, der sie nach dem Schloß zu Vergerius führte, sagte er lachend: „da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pomeranus, Gottes Werkzeuge". Sobald sie dort sich gemeldet hatten, wurden sie zum Legaten eingeführt. So stand jetzt Luther wieder einem Repräsentanten des Papstes persönlich gegenüber, siebzehn Jahre nachdem er vor Cajetan in Augsburg sich zur Erde niedergeworfen hatte und mit der sichern Aussicht auf den päpstlichen Bannstrahl von ihm geschieden war!

Das Gespräch, welches folgte, können wir nach den einzelnen Mittheilungen, die wir von den beiden Redenden selbst darüber haben, uns noch genügend vergegenwärtigen. Die längeren Reden beider, welche der katholische, aber dem päpstlichen Absolutismus feindliche Geschichtschreiber Sarpi ohne Angaben seiner Quellen uns vorlegt, enthalten wichtige Elemente, die auch durch jene Mittheilungen bestätigt werden, in einer Verarbeitung, welche das Werk seiner eigenen schriftstellerischen Kunst ist.

Den Eingang, den Vergerius machte, erzählt nur Sarpi. Darnach versicherte dieser zuerst den Luther, daß der Pabst und das Cardinalscollegium ihn hochachten, den Verlust eines so begabten Mannes bedauern, die Härte Cajetans und die strenge Procedur Leos X. gegen ihn mißbilligen und ihn gerne noch wiedergewinnen würden; ja er soll ihm Andeutungen gemacht haben von einer hohen Laufbahn, welche ihm dann der Edelmuth des gegenwärtigen Papstes noch eröffnen könnte. Sicher wird so viel sein,

daß er ein derartiges Bedauern gegen ihn aussprach: konnte doch ein gegenwärtiger Vertreter des päpstlichen Stuhles den excommunicirten Anstifter der Ketzerei gar nicht so zu sich laden, wenn er nicht selbst Entschuldigungen, die für ihn vorlägen, zugab und ihn durch ein freundliches Gebaren dazu bringen wollte, die Zustimmung der protestantischen Stände zu einem Concil zu unterstützen. Der ehrenvolle Empfang, der dem Legaten zu Wittenberg im Namen des evangelischen Kurfürsten bereitet war, mochte ihn in der Hoffnung bestärken, auch dem Luther Etwas abgewinnen zu können.

Luthers Verhalten aber bezeichnet dieser selbst in einem Brief an Jonas mit den Worten: „Ich habe während der ganzen Tafel den rechten Luther gespielt mit verdrießlichsten Reden (verbis verdriesslicissimis)." Geflissentlich mied er jeden Anschein einer Ehrerbietung, die er einem Vertreter des Papstes bezeugen würde, und stellte sich ganz als den offenen, trotzenden Luther dar, wie dies hier, wo er sich bloßen „Füchsen und Schlangen" gegenüber sah, kaum anders zu erwarten war.

Er redete den Legaten mit keinem der Ehrentitel an, die einem solchen Würdenträger zukamen. Die einzige Höflichkeit, die er ihm erwies, war, wie Vergerius erzählt, die, daß er, wie sich von selbst versteht, unbedeckten Hauptes mit ihm sprach.

Eines seiner ersten Worte war die Frage, ob Vergerius ihn in Italien einen trunkenen Deutschen habe schelten hören.

Das Gespräch — ein Tischgespräch — verbreitete sich über verschiedenartige Dinge; erst im Verlauf wandte es sich zum Hauptgegenstand, dem Concil.

Vergerius bekannte, bei den deutschen Protestanten doch Manches anders gefunden zu haben, als er gemeint und als ihm berichtet worden sei. Luther dagegen erkannte an, daß der gegenwärtige Papst ein kluger und rechtschaffener Mann sein möge: nach Vergerius Erzählung war dies die einzige artige Aeußerung, die er gegen ihn that; aber spöttisch lächelnd fügte er bei: so habe er schon damals, als er selbst in Rom Meßopfer dargebracht habe, über jenen urtheilen hören.

Als das Concil zur Sprache kam, erklärte Luther: er halte allerdings ein freies, christliches Concil für höchst wünschenswerth und nothwendig, und zwar nicht wegen seiner Glaubensgenossen, die desselben nicht bedürfen, weil sie die reine Lehre und schriftgemäße kirchliche Bräuche haben, sondern der fremden Nationen wegen, damit Jener Lehre auf diesem Wege auch zu ihnen komme. Da machte ihm der Legat den alten Vorhalt, ob denn er, ein irrthumsfähiger Mensch, weiser, gelehrter und heiliger als so viele Concilien, so viele heilige Väter, so viele hochgelehrte Männer in der ganzen christlichen Welt sein wolle? Luther aber ließ seiner Rede gegen ihn den

Lauf mit folgenden Worten: „Ihr mühet und martert euch vergeblich mit euren Anschlägen; haltet ihr gleich ein Concil, so handelt ihr darin doch Nichts von heilsamer Lehre, seligmachendem Glauben u. s. w., sondern von unnützen Dingen, Speisegesetzen, Uebungen der Mönche und Nonnen, Länge der Priesterröcke, Größe der Tonsur u. s. w." Während er so sprach, wandte Vergerius, den Kopf in der Hand haltend, sich von ihm ab und sagte zu einem bei ihm befindlichen Begleiter: „Der trifft die Hauptsache."

Sein eigenes Kommen zum Concil sagte Luther ohne Weiteres zu, ob sie ihn gleich verbrennen möchten; zürnend versicherte er, er wolle seine Lehre allerdings gegen alle Welt verfechten: nicht er zürne hier, sondern Gott. Der Legat fuhr fort: „Sagt an, wo man das Concil halten soll." Luther: „In Mantua, oder Padua, oder Florenz, es ist mir ganz gleich." Vergerius: „Wollt Ihr nach Bologna kommen?" Luther: „Wem gehört Bologna?" Vergerius: „Dem Papst." Luther: „Guter Gott, hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? wohl, ich will dahin zu euch kommen." Vergerius: „Der Papst wird sich wohl auch nicht weigern, zu euch nach Wittenberg zu kommen." Luther: „Gut, er möge nur kommen, wir erwarten ihn gerne." Vergerius: „Erwartet ihr ihn, daß er mit einem Kriegsheer oder ohne Waffen komme?" Luther: „Nach Belieben, wie immer er kommen mag, wir erwarten ihn und wollen ihn empfangen."

Nebenbei fragte Vergerius, ob man hier auch Priester weihe. Luther bejahte es, auf Bugenhagen hindeutend, mit den Worten: „Da sitzt ein geweihter Bischof."

Auch auf England kam Vergerius zu reden. Er suchte bei Luther Aeußerungen über die blutigen Gewaltthaten Heinrichs hervorzurufen, der den Bischof Fisher und Thomas More, den berühmten Freund des Erasmus, hatte hinrichten lassen, weil sie seine kirchliche Herrschaft nicht anerkennen wollten. Hierüber antwortete aber Luther nur sehr zurückhaltend, ohne ein Urtheil abzugeben. Nach Sarpi bezeichnete er Fishers Tod als ein Verhängniß der göttlichen Vorsehung, nachdem Fisher die ihm vom Papst verliehene Cardinalswürde sich durch seine Verdienste im Kampf gegen die Reformation erworben habe. Luther bemerkt — ohne Zweifel mit Bezug auf sein vorsichtiges Verhalten bei dieser Wendung des Gesprächs — in einem Brief an Jonas, daß er auch als Gesandter des Engländers Barnes sich benommen habe.

Luther und Bugenhagen blieben bei Vergerius, bis dieser mit seinem Gefolge zur Weiterreise aufbrach. Als er schon zu Pferde saß, sprach er noch zu Luther: „Seht zu, daß ihr zum Concil gerüstet seid." Luther erwiederte: „Ja, Herr, mit diesem meinem Hals und Kopf."

Der Legat hatte so in Betreff des Concils und des dafür zu wählenden Ortes von Luther eine Zustimmung bekommen, wie von Keinem der

vorsichtigen und politisch abwägenden protestantischen Fürsten. Aber sie wurde ihm in einer Weise zu Theil, die ihn, wenn er sie erwartet hätte, ohne Zweifel auf seinen Versuch hätte verzichten lassen. Seinen tiefen Groll darüber gibt uns jener von Pallavicini benutzte Brief kund, den er fünf Tage nachher abfaßte. Da nennt er Luther eine Bestie, welche anzuhören für ihn eine große Marter gewesen sei, und behauptet, er habe ihm nur das Nothdürftigste geantwortet, um nicht als Klotz zu erscheinen. Er hält sich auf über sein schlechtes Latein, seine ungeistliche Kleidung, seine gemeinen Manieren. Das Urtheil, das sich ihm aus seiner Miene, Haltung und Rede ergebe, faßt er darin zusammen, daß derselbe, ob er nun von einem Dämon besessen sei oder nicht, jedenfalls in seiner ganzen Person die Anmaßung, die Bosheit und der Unverstand selber sei. Bei Luther war, wie man auch über sein Auftreten urtheilen mag, eine solche neue Erregung papistischen und päpstlichen Zornes keinesfalls seiner Erwartung und Absicht zuwider.[1])

Mit Johann Friedrich kam hierauf Vergerius am 30. November in Prag zusammen. Er theilte ihm hier auch die Aeußerung mit, welche Luther über ein freies Concil gegen ihn gethan, und den ernstlichen Vorhalt, welchen er ihm hierauf gemacht habe. So, sagte er, möge denn auch der Kurfürst nicht zu viel Geltung dem Einen Mann beilegen, der, so gelehrt und begabt er auch sein möge, doch ein Mensch sei und fallen könne. Aber er bekam zur Antwort, daß der Fürst jene Aeußerung vortrefflich finde und ihr ganz beistimme.[2]) Ebenso bestanden die Schmalkalder Verbündeten bei ihrem Convent im Dezember auf der Forderung, daß ein wirklich allgemeines, christliches und freies Concil ihnen garantirt werde, nämlich ein Concil, an welchem Delegirte aller Stände theilnehmen und in welchem die Streitfragen frei nach Gottes Wort beurtheilt würden; statt dessen erscheine bis jetzt die ganze Gestaltung des Concils in die Willkür des Papstes gestellt. In Betreff des Ortes sprachen sie die Hoffnung aus, daß der Kaiser von den bisherigen Beschlüssen der Reichsstände nicht weichen werde, wonach auf einen Ort in Deutschland gedrungen werden sollte.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung. Luther in Schmalkalden 1537.

Jene Hoffnung der Protestanten war eitel: der Kaiser, der im Frühjahr 1536 auf seiner Rückkehr aus Tunis selbst den Papst besuchte, nahm auf die deutschen Wünsche keine weitere Rücksicht, sondern war mit der Mahlstatt Mantua einverstanden. Dahin berief jetzt der Papst durch eine Bulle vom 12. Juni das Concil auf den 23. Mai des folgenden Jahres.

Als Zweck bezeichnete er den Frieden der Kirche durch Ausrottung aller Ketzerei. Von besonderen Grundsätzen, nach denen es gebildet werden oder verhandeln sollte, sagte er Nichts: selbstverständlich sollten dafür nur die der bisherigen Concilien gelten. Für die Protestanten blieb bloß noch die Frage, ob sie sich zu einem solchen Concil zu stellen wagen, oder ob und wie sie sich ihm entziehen könnten. In einer Bulle über Reformen des päpstlichen Hofes, welche der Papst im September erließ, nannte er als Ketzerei, welche ausgerottet werden müsse, vollends offen die „pestilenzialische Lutherische."

Johann Friedrich führte über das Verhalten, das er mit seinen Verbündeten fernerhin einschlagen sollte, seit Ende Juli eifrige, anhaltende Verhandlungen mit seinen Theologen und Juristen. Seine eigene Meinung ging von Anfang an dahin, die Theilnahme an einem solchen Concil mittelst eines Protestes abzulehnen; ja er zweifelte, ob er, wenn ihm ein päpstlicher Legat eine Citation dazu brächte, diesen bei sich zulassen dürfte; es sollte in keiner Weise scheinen, als ob der Papst für das Haupt der Kirche und des Concils anerkannt würde. Seine Wittenberger Rathgeber aber meinten in dem Bedenken, das sie ihm hierauf stellten: ein solcher Legat müßte doch jedenfalls angehört werden; citire der Papst durch ihn die protestantischen Stände in gleicher Weise, wie die andern, so dürfe man dies für ein Anzeichen nehmen, daß der Papst sie noch nicht für Ketzer halte und daß das Concil ein freies sein solle. Das Concil riethen sie nicht bloß in diesem Fall, sondern auch dann zu beschicken, wenn die Protestanten als angeklagte Partei durch den Papst vorgeladen würden, der, obgleich er nicht selbst der Richter sei, doch das Recht habe, das Concil zu berufen und vors Gericht desselben zu laden. Würden sie die Ladung abweisen, so werde sich die Gegenpartei freuen, ihnen als Abwesenden den Prozeß machen zu können, und auch der Kaiser könnte dann Nichts mehr für sie thun. Besser würden sie sich dem Concil entziehen, wenn sie selbst erschienen und dann je nach Umständen über Parteilichkeit des Verfahrens sich beschwerten. Das Gutachten war wohl von Melanchthon verfaßt. Luther hat es mit unterschrieben. Jener scheute hier, wie immer, jeden Anlaß zum Vorwurf, als ob man die Pflichten gegen die bestehende Kirche und den Kaiser nicht so weit wie irgend möglich erfüllete. Bei diesem kam hierzu der kühne Muth, dem Feind öffentlich die Stirn zu bieten. Er war wirklich bereit, dies auch persönlich auf einem Concil zu thun, wie denn unsere Theologen weiterhin die sichere Erwartung aussprachen, daß das Concil, ebenso wie es die früheren Concilien gethan, die Prediger der angeklagten Lehre namentlich vor seine Schranken rufen werde. So stimmte er dem Gutachten bei, obgleich er über die vom Papst und Cardinalcollegium unterzeichnete Bulle äußerte: er sehe hier nicht die Cardinal-Tugenden, sondern die Car-

dinäle, ja die Thürangeln (cardines), Capitalmänner und Köpfe des Satans selbst; die Evangelischen seien in ihr bereits verdammt. Daneben zweifelte er übrigens stets, ob das Betreiben des Concils nicht auch jetzt bloße Spiegelfechterei sei: für die schweren Bedenken, welche dem päpstlichen Stuhl allerdings immer beim Gedanken an eine solche allgemeine Repräsentation der Kirche und Besprechung ihrer Rechte, Bedürfnisse und Schäden aufsteigen mußten, hatte er einen richtigen Blick, wie kaum ein Anderer unter den Protestanten.

Johann Friedrich aber war mit jenem Gutachten nicht zufrieden und wies die Theologen durch Brück, der selbst in Wittenberg war, zu weiteren Berathungen an. Er gab zu erwägen, daß das Concil „nicht rechtschaffen, auch weder frei noch gemein sei" und den früheren Reichstagsbeschlüssen nicht entspreche. Melanchthon mußte einen Protest ins Latein übersetzen, wonach der Fürst und seine Verbündeten, auch wenn sie die Einladung der Bulle annähmen, hiemit doch nur zu einem freien, und nicht zu einem an päpstliche Präjudizien gebundenen Concil sich verständen. Ja Johann Friedrich wagte jetzt den schon früher (S. 287) angeregten Gedanken eines Gegenconcils auszuführen: es möge ein freies, christliches Concil durch Luther an seine Mitbischöfe und Kirchenmänner als die Pfarrer der Kirche, oder durch die protestantischen Fürsten und Stände ausgeschrieben, Kriegsvolk zum Schutz desselben aufgestellt, der Kaiser um seine Theilnahme daran gebeten, dem Papst und den christlichen Potentaten, namentlich den Königen von Frankreich und England Meldung davon gemacht werden. Einen Versuch des Kaisers, die Unterwerfung unter das päpstliche Concil zu erzwingen, fürchtete er um so weniger, da dieser gerade damals alle seine Macht aufs Neue gegen Frankreich aufbieten mußte. Und für den schlimmsten Fall legte er jetzt den Theologen wieder die Frage vor, ob er und seine Mitverwandten, wenn sie in Folge des Concils wegen ihrer Lehre mit Bann und Acht bedroht würden, sich wider Kaiserliche Majestät mit gutem Gewissen wehren dürften.

Zugleich gab der Kurfürst an Brück folgende Weisung: obgleich wohl abzunehmen sei, daß Alles, was sie auf einem solchen Concil mit besten Schriftgründen vorbringen möchten, von ihren verblendeten Widersachern nur für Ketzerei gehalten und verdammt werde, so werde doch hoch von Nöthen sein, daß Luther mit Gründen der heiligen Schrift ausführe, was er in allen bisher von ihm gelehrten Artikeln vor einem Concil und in seinem letzten Abscheiden aus dieser Welt vor Gottes Gericht zu behaupten und davon er ohne Rücksicht auf Frieden oder Unfrieden und trotz Gefahr Leibes und Gutes nicht zu weichen gedenke; ferner möge derselbe anzeigen, in welchen Artikeln um christlicher Liebe willen ohne Verletzung Gottes und seines Wortes Etwas nachgegeben werden könnte, wiewohl es derselben

ohne Zweifel nur wenige sein werden. Nachdem er mit solchem Werk fertig sein werde, solle er es den übrigen Wittenberger Theologen und anderen Predigern, die er dazu erfordern solle, vorlegen; und diese sollen über seine Artikel bei ihrer Seelen Seligkeit um ihre Meinung vernommen werden, nicht daß sie darüber bloß zum Schein, des Friedens oder Unfriedens wegen, oder um gegen Doktor Martinus sich nicht aufzulehnen, ihre Meinung sageten, und dieser Ursachen halber ihr Herz nicht gänzlich öffneten und dann doch zu einer andern Zeit etwas Anderes lehren wollten, wie Solches in etlichen Fällen durch ihrer Etliche vordem geschehen sei. So wurde Luther mit der Arbeit beauftragt, welche den Namen der Schmalkalder Artikel erhalten hat. Aus den zuletzt angeführten Sätzen sehen wir, wie sehr der Fürst auch um ein völliges und aufrichtiges Zusammenhalten seiner eigenen Theologen in der großen Sache besorgt war und in dieser Beziehung bereits gewisse Anläße zum Mißtrauen zu haben glaubte, erhalten jedoch von ihm weder hier noch sonst wo in jener Zeit eine weitere Erklärung über die „etlichen Fälle", die er gemeint habe. Vor Allem drängt sich uns dabei die Annahme auf, daß auch er schon auf das eigenthümliche Verhalten Melanchthons in der Abendmahlsfrage aufmerksam geworden war: wenige Wochen nachher bemerkte er dann auch gegen Luther, daß ihm Jenes Loci, deren neue Auflage ihm in deutscher Uebersetzung vorlag, die Lehre vom Sakrament und sogar die von der Rechtfertigung nicht eingehend genug zu behandeln scheinen; daß er ihn zu Concessionen an den Katholizismus in Widerspruch mit den öffentlich von ihm bekannten Grundsätzen für fähig hielt, haben uns seine Aeußerungen über ihn aus Anlaß des Pariser Rufes gezeigt.

Jenen Auftrag erhielt Luther durch Brück zu Ende Augusts. Am 3. September berichtete dieser zurück: „Er hat sich alles Gehorsams erboten; mich dünkt, er sei schon in guter Arbeit, Ew. Kurf. Gn. sein Herz der Religion halber, als für sein Testament, zu eröffnen." Der Kurfürst wünschte, daß er spätestens zum 25. Januar damit fertig würde. Das vom Kurfürsten den Wittenbergern anbefohlene neue Gutachten sollte verfaßt werden, wenn Melanchthon wieder daran Theil nehmen könnte, der damals bis Anfang Novembers nach der Pfalz, in seine Heimath, verreiste.

Die Wittenberger Theologen, zu denen jetzt Amsdorf beigezogen wurde, erstatteten dasselbe zu Anfang Dezembers, nachdem Johann Friedrich persönlich bei ihnen gewesen war und ihnen seine Gesichtspunkte und Fragen aufs Neue hatte vorlegen lassen. Sie meinten nun, daß die protestantischen Stände, falls eine Citation zum Concil ihnen zuginge, dasselbe wenigstens der Protestation halber beschicken müßten, für jenen Fall übrigens noch weitere Berathung vorbehalten werden könne. Von einem Gegenconcil wollten sie mindestens für jetzt noch Nichts geredet haben: „Denn", sagten

sie, „ein Gegenconcil hat einen großen schrecklichen Schein ein Schisma anzurichten und daß man sich wider die ganze Welt setzen wolle, nicht weniger als so man bald wollte zu Felde ziehen". Dazu bemerkten sie, wie man vorher erst noch eines vollen Einverständnisses aller protestantischen Stände unter einander sich versichern müßte, damit sie nicht den Gegnern ein Spott würden, in der eigenen Mitte große Zerrüttung hervorbrächten und fremde Länder abschreckten. Man erkennt hier besonders wieder Melanchthons Feder. Mit aller Bestimmtheit aber bejahten sie das Recht und die Pflicht ihrer Obrigkeit zur Gegenwehr, wenn das Concil gegen die Evangelischen einen unbilligen, unchristlichen Prozeß führe; denn ein solches Concil sei kein Concil, ein solcher Prozeß nichtig; die Appellation der Protestanten an ein wirkliches christliches Concil bleibe kräftig; es handle sich dann um den Schutz der Unterthanen und des christlichen Gottesdienstes durch die von Gott dazu bestellten Fürsten wider öffentliche Gewalt und notorisches Unrecht. Luther unterzeichnete dieses Gutachten mit den Worten: „Ich, Martinus Luther, will auch dazu thun mit Beten, auch, wo es sein soll, mit der Faust."

Mit der Abfassung jener Artikel über Glauben und Lehre scheint Luther bis dahin noch gesäumt zu haben. Der Kurfürst mahnte ihn bei seiner Anwesenheit in Wittenberg angelegentlich an Beschleunigung der Sache und wiederholte seinen Auftrag in einem Rescript vom 11. Dezember; Luther sollte, wenn er fertig sei, den Amsdorf, Agricola und Andere nach seinem Fürguthalten zu gemeinsamer Besprechung und Unterzeichnung beiberufen und jeder derselben, wenn er irgendwelche Bedenken hätte, diese schriftlich einreichen.

Nebenbei erwähnen wir hier (wovon Weiteres später), daß gegen Melanchthon und Cruciger während Jenes Abwesenheit vom Pfarrer Cordatus heftige und hartnäckige Beschwerden in Wittenberg erhoben worden waren, weil sie die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein nicht lauter vortrügen, und daß namentlich Amsdorf denselben beitrat, daß indessen Luther ihnen keine Folge gab.

Sehr rasch führte Luther jetzt seine Arbeit vollends aus. Schon zu Ende Dezembers besprach er sie mit seinen Wittenberger Collegen und Amsdorf, Agricola und Spalatin. Mykonius und Menius, an deren Betheiligung er und der Kurfürst auch gedacht hatten, wohnten ihm zu ferne. Die Besprechung war ohne jede Schwierigkeit in ein paar Tagen abgemacht: schon ein einziger hätte, wie Luther sagt, genügt, wenn nicht er körperlich zu schwach gewesen wäre, so dabei auszuhalten. Am 3. Januar ließ er seine Artikel durch Brück an den Kurfürsten gehen mit den Unterschriften des Jonas, Bugenhagen, Cruciger, Melanchthon und der drei zuvor genannten Männer. [1])

Die Punkte, auf welchen man vor dem Concil unwandelbar beharren müsse, sollten in diesem Schriftstück bezeichnet sein. Bestimmter waren damit natürlich solche gemeint, welche den Katholiken gegenüber zu behaupten und gegen ihre Anklagen zu rechtfertigen waren. So hat denn Luther, indem er seine Schrift in drei Theile eintheilte, im ersten Theil die „hohen Artikel der göttlichen Majestät", nämlich die Lehre vom dreieinigen Gott und der Person des Mensch gewordenen Gottessohnes nur ganz kurz mit dem Bemerken vorangestellt, daß über sie kein Streit und deshalb jetzt von ihnen nicht weiter zu handeln sei. Er fand es nicht nöthig, erst noch nachzuweisen, daß die Evangelischen mit neueren offenen oder versteckten Leugnern dieser bisherigen allgemeinen kirchlichen Glaubenssätze keine Gemeinschaft haben.

Er geht sofort über zu den Sätzen, welche die Erlösung durch diesen Gottessohn Jesus Christus betreffen.

Da aber hebt er zuerst, im zweiten Theil, vier Artikel aus, von welchen er überzeugt war, daß gegen sie der eigentliche und unversöhnliche Widerspruch des Papstes und der verstockten Papisten auf dem Concil sich richten werde.

Es ist dies vor Allem der „Hauptartikel", daß wir ohne Verdienst und ohne Gesetzeswerke allein vermöge der von Christus gestifteten Erlösung durch den Glauben gerecht werden. „Von diesem Artikel", sagt er, „kann man Nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden; — auf diesem stehet Alles, das wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben."

Der zweite Artikel ist: „Daß die Messe im Papstthum muß der größte und schrecklichste Gräuel sein, als die straks und gewaltiglich wider den Hauptartikel strebt, und doch über und vor allen andern päpstlichen Abgöttereien die höchste und schönste gewest ist." Sie „strebt" gegen jenen Hauptartikel von der Erlösung an, weil hier der Meßpriester mit seinem Opfer und Werk Vergebung und Gnade für sich und Andere erwerben will. — Luther sagt: wo es möglich wäre, daß die Papisten auf dem Concil in allen andern Artikeln nachgäben, so könnten sie doch in dem von der Messe nicht nachgeben; denn sie fühlen, daß mit der Messe das Papstthum fallen würde. In eben diesem Bewußtsein hatte er ja auch einst schon seine ersten Angriffe auf die Messe unternommen, nachdem vorher auch für ihn jenes Meßopfer der höchste, wunderbarste Akt der Kirche und ihres Priesterthums gewesen war. — Er redet dann noch von weiterem abgötterischem „Ungeziefer und Geschmeiß", welches die Messe, dieser Drachenschwanz, erzeugt habe: von Fegfeuer, Seelenämtern u. s. w. Auch Sätze gegen den Heiligenkult reiht er hier an, der gleichfalls gegen jenen Hauptartikel streite.

Der dritte Artikel fordert in kurzen Worten die Umgestaltung der Stifte und Klöster zu Anstalten für Erziehung der Jugend; ihr bisheriger

Charakter mit ihrem läſterlichen, erdichteten Dienſte Gottes ſei dem nämlichen Hauptartikel von Chriſti Erlöſung zuwider.

Der vierte endlich nimmt das Papſtthum vor, von welchem das bisherige öffentliche Bekenntniß der Proteſtanten vom Jahre 1530 ganz geſchwiegen hatte. Er ſpricht aus: der Papſt ſei nicht nach göttlichem Recht Haupt der ganzen Chriſtenheit, ſondern allein Biſchof oder Pfarrherr der Kirchen zu Rom und derjenigen, ſo ſich willig lich oder durch menſchliche Creatur, d. h. weltliche Obrigkeit, zu ihm begeben haben. Indem er die Chriſten nicht ohne ſeine Gewalt wolle ſelig werden laſſen und ſich hiemit über und wider Gott ſetze, zeige dies Stück gewaltiglich, daß er der rechte Widerchriſt ſei. Luther ſetzt alsdann den Fall, daß der Papſt nicht mehr nach göttlichem Recht oder kraft eines göttlichen Gebotes der Oberſte ſein wollte, ſondern nur durch Wahl der Chriſten, die durch ein ſolches gemeinſames Haupt ihre Einigkeit gegen Rotten und Ketzerei beſſer erhalten möchten. Er will dies als möglich ſetzen, obgleich es in Wahrheit unmöglich ſei, weil der Papſt hiemit ſein ganzes Regiment mit allen ſeinen Rechten und Büchern müßte umſtürzen laſſen. Aber er meint: „dennoch wäre damit der Chriſtenheit Nichts geholfen, und würden viel mehr Rotten werden denn zuvor; denn weil man ſolchem Haupt nicht müßte unterthan ſein aus Gottes Befehl, ſondern aus menſchlichem gutem Willen, würde es gar leichtlich und bald verachtet, zuletzt kein Glied behalten, müßte auch nicht immerdar zu Rom oder anderem Orte ſein, ſondern wo und in welcher Kirche Gott einen ſolchen Mann hätte gegeben, der tüchtig dazu wäre; o das wollt ein weitläufig, wüſt Weſen werden.“ Hier konnte Melanchthon eine abweichende Anſicht nicht zurückhalten; er fügte ſeiner Unterſchrift unter die Artikel den Zuſatz bei: „Vom Papſt aber halte ich, ſo er das Evangelium wollte zulaſſen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Chriſten, ſo auch unter ihm ſind und künftig ſein werden, ſeine Superiorität über die Biſchöfe, die er ſonſt hat, nach menſchlichem Recht auch von uns zugelaſſen ſei.“ Man wird leicht entſcheiden können, wer hier den richtigeren Blick für die Wirklichkeit der Dinge und fürs praktiſche Leben gezeigt hat, ob Luther, der gewaltige Mann der Prinzipien, oder ſein um die concreten Verhältniſſe und praktiſchen Bedürfniſſe ſtets ſo ſehr beſorgter Mitreformator.

Von dieſen vier Artikeln alſo ſagt Luther: „Sie werden davon nicht das geringſte Gliedlein im Concil uns laſſen können noch wollen; des müſſen wir gewiß ſein und uns erwägen, der Hoffnung, Chriſtus unſer Herr habe ſeinen Widerſacher angegriffen und werde nachdrücken mit ſeinem Geiſt und ſeiner Zukunft; — im Concil werden wir vor dem Papſt und Teufel ſelbſt ſtehen, der Nichts gedenkt zu hören, ſondern ſchlechtweg zu verdammen, morden und zur Abgötterei zu zwingen; darum müſſen wir

er nicht seine Füße küssen oder sagen, Ihr seid mein gnädiger Herr, ndern wie im Zacharia (3, 2) der Engel zum Teufel sprach: „Strafe dich ott, Satan."

Erst im dritten Theil oder als eine dritte Klasse von Artikeln werden m Luther die weiteren Lehrpunkte und Fragen in Betreff des Heilsweges ngeführt und nun in einem fortlaufenden innern Zusammenhang besprochen: e Sünde, in welcher der natürliche Mensch ganz verderbt sei; das Gesetz, it welchem Gott die Sünde aufdecke; die wahre Buße, in welcher die erzen zuerst durch dieses Gesetz als die Donnerart Gottes zerschlagen erden und dann Gottes Gnade im Evangelium durch den Glauben em= angen; die mancherlei Weise dieser evangelischen Gnadendarbietung, näm= h durch das gepredigte Wort nebst den Sakramenten und der Schlüssel= walt (mit welcher Luther die wechselseitige brüderliche Zusprache und röstung zusammenstellt); die Weihe zum kirchlichen Amt oder zum Dienst t diesen Gnadenmitteln, zu welcher die Evangelischen auch ohne die rö= ischen Bischöfe berechtigt seien, und die Verwerflichkeit einer diesen Geist= hen aufgelegten Ehelosigkeit; das Wesen der Kirche, das die Widersacher r sich in Anspruch nehmen, während jetzt gottlob ein Kind von sieben ahren wisse, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die chäflein, die ihres Hirten Stimm hören; die Erneuerung des Herzens rch jenen rechtfertigenden Glauben, woraus wahrhaft gute Werke folgen, nd die Verwerflichkeit der Klostergelübde, welche ein besseres als das ge= ein christliche Leben herstellen und durch Werke zum Himmel führen ollen, uud der papistischen Menschensatzungen, durch welche die Seligkeit lte verdient werden. Luther hat diese Artikel vom Inhalt seines zweiten heils, welcher der Hauptgegenstand des Kampfs und der Verdammung f dem Concil sein werde, getrennt. Für diese Fragen nämlich über ünde, Glauben, Evangelium u. s. w. traut er den Papisten gar kein eferes Interesse zu: „Der Papst", sagt er, „und sein Reich achten der= lben nicht viel; denn Conscientia (Gewissen) ist bei ihnen Nichts, sondern eld, Ehre und Gewalt ists gar." Er führt sie als Stücke auf, über elche die Evangelischen mit „Gelehrten, Vernünftigen", oder auch unter nander selbst handeln mögen. Speziell bemerken wir hier noch, daß er im Abendmahl einestheils lehrt, das Brod sei Christi wahrer Leib und erde auch von bösen Christen empfangen, andererseits ausdrücklich, wie es e Augsburger Confession nicht gethan, die Transsubstantiation als spitze ophisterei abweist. Hinsichtlich des Bannes oder der Excommunikation er= ärt er, daß der sogenannte große, aufs bürgerliche Leben sich erstreckende ann die Kirchendiener Nichts angehe. Seine Lehre vom objektiven gött= chen Wort, ohne welches Gott seinen Geist nicht gebe, wendet er nicht oß gegen Münzer und andere ähnliche Schwärmer, sondern auch wieder

gegen den Papst: „Das Papstthum ist auch eitel Enthusiasmus, darin der Papst rühmet, alle Rechte seien im Schrein seines Herzens, und was er mit seiner Kirche urtheile und heiße, das solle Geist und Recht sein, wenns gleich über und wider die Schrift ist."

Wie der Kurfürst von Luther zu vernehmen gewünscht hatte, bei was er auch noch in seinem Abscheiden vor Gottes Gericht zu beharren gedenke, so sagt dieser am Schluß: „dies sind die Artikel, darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, ob Gott will, und weiß darin Nichts zu ändern, noch nachzugeben; will aber Jemand Etwas nachgeben, das thue er auf sein Gewissen." Der Kurfürst hatte dort auch von Dingen geredet, in denen etwa eine Conzession möglich sei: Luther läßt sich darauf gar nicht ein; er hielt es einem Concil gegenüber, das die wesentlichen Dinge verwerfen werde, ohne Zweifel für überflüssig oder gar bedenklich.

Dies die sogenannten Schmalkalder Artikel Luthers, — sein Testament, wie Brück sich ausdrückte.

So hat er jetzt die evangelische Wahrheit, welche Melanchthons Augsburger Bekenntniß in wesentlicher Einheit mit dem bisherigen Glauben der gemeinen Christenheit darzustellen sich bemühte, geflissentlich mit aller Schärfe der päpstlichen Kirche entgegengesetzt, von der er keinen Augenblick zweifelte, daß ihre Vertreter die große Majorität auf dem Concil haben werden.

Seine Schrift hat übrigens, wie aus unserer Uebersicht erhellt und wie ihre Veranlassung und Absicht es mit sich brachte, weniger die Form eines, die Hauptsätze einfach und präcis zusammenfassenden Gemeindebekenntnisses, als vielmehr die eines klaren und bestimmten Gutachtens und Zeugnisses über die verschiedenen Punkte, um deren feste Behauptung eben jenem Concil gegenüber es sich handle. So wurde sie nachher im kurfürstlichen Archiv niedergelegt als ein Bedenken „des Glaubens halber und worauf im künftigen Concil endlich zu beharren sei". In Sprache und Ton hat unser Bekenntniß ganz die Eigenthümlichkeit Luthers selbst. [1])

Johann Friedrich schrieb an Luther sogleich warmen Dank für die Artikel, die so christlich, rein und lauter verfaßt seien und zu welchen auch er vor dem Concil und der ganzen Welt sich bekennen wolle, die Folgen Gott anheimstellend. Gegen jenen Zusatz Melanchthons gab er Luthern Recht: denn die Päpste würden doch nie vom Streben ablassen, die Evangelischen auszurotten, und es hieße Gott versuchen, wenn diese in das babylonische Gefängniß sich zurückbegäben, aus welchem Gott sie befreit habe. — Spalatin berichtete ihm indessen noch von drei weiteren Artikeln, welche die anderen Theologen außer Luther jenen gerne noch angehängt hätten. Sie bezogen sich auf die Frage, ob die Evangelischen, wenn ihnen der Laienkelch gestattet würde, deshalb aufhören sollten, gegen den Fortgebrauch

der Einen Gestalt bei Andern zu zeugen, — auf die Frage, ob sie, wenn der Papst ihnen das Evangelium zuließe, es in Adiaphora, wie Fasten, Feiern u. s. w. mit den Papisten gleichhalten möchten, — also Fragen in Betreff der früher eben auch vom Kurfürsten berührten Conzessionen, — endlich auf die Feststellung einer Form für die Weihe der evangelischen Geistlichen, falls man sie auch fernerhin nicht von den Bischöfen ordiniren lassen könne. Luther hatte, wie Spalatin berichtete, dagegen „vielfältig Bedenken angezeigt". Johann Friedrich wünschte nun wenigstens hinsichtlich der Weihe, daß eine Ordnung für sie dem nächsten Convent der Verbündeten vorgelegt werden könnte, und beauftragte den Melanchthon, darüber mit Luther zu verhandeln. Allein wir erfahren Nichts von einem Ergebniß: Luther ließ sich, so weit wir sehen, immer an den einfachen Grundzügen der unter den Evangelischen üblichen Segnung und Verpflichtung der Geistlichen auf Grund des göttlichen Wortes genügen und nahm an einer Verschiedenheit untergeordneter Formen, die dabei stattfinden mochte, keinen Anstoß. [1])

Die Versammlung der protestantischen Stände war auf den 7. Februar wieder nach Schmalkalden angesetzt. Auch ein Gesandter des Kaisers, sein Vicekanzler Held, wurde hier erwartet, ferner der päpstliche Nuntius von der Vorst, Bischof von Acqui, der zuerst bei Johann Friedrich seine Versuche machen wollte, von diesem jedoch an die Verbündeten gewiesen wurde. Hier also sollte über die Betheiligung am Concil berathen und beschlossen werden. Dazu wollte jeder der protestantischen Stände einen oder zwei Theologen mitbringen, der Kurfürst den Luther, Melanchthon und Bugenhagen, die er deshalb auf den 29. Januar zu sich nach Torgau berief. Er kündigte ihnen an, daß dort die Sache des Concils und auch „was sonst mehr die Religion anlange", besprochen werden solle. Es galt, auch die Einigkeit der Protestanten unter einander, besonders die mit den Ober-Deutschen erreichte Eintracht, aufs Neue festzustellen. Butzer brachte auch Botschaft von den Schweizern, wovon wir früher gesprochen haben. Wir haben ferner vorhin bemerkt, wie Johann Friedrich auch an eine Verhandlung über gewisse gemeinsame kirchliche Ordnungen unter den Protestanten dachte. Melanchthon jedoch bebte vor Angst wegen der Kämpfe, die dort ausbrechen möchten. [2])

Frischen Muthes machte Luther die Fahrt nach Schmalkalden mit. Am 1. Februar treffen wir ihn mit seinen Collegen und dem Fürsten in Altenburg. Er und Melanchthon hatten sich ihrem Freund Spalatin daselbst in lateinischen Versen als Gäste angekündigt, wurden jedoch dann im Schloß beherbergt. Am Sonntag, den 4., predigte er in Weimar. Am 7. trafen die Reisenden, zu denen noch Spalatin getreten war, an ihrem Ziel ein, wo jetzt neben den Fürsten und Gesandten der Städte gegen vierzig Theologen sich versammelten.

In den ersten Tagen gab es noch keine Conferenzen für diese, so daß Luther sich müßig und wie überflüssig fühlte. Er predigte inzwischen gleich am zweiten Tag nach seiner Ankunft in der Stadtkirche über 1 Joh. 4, 1ff., am folgenden Sonntag — und zwar da seines körperlichen Befindens wegen nur vor einem kleineren Kreis in einem Lokal des Rentmeisteramtes — über die Grundwahrheiten des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und wiederum am nächsten Sonntag, den 18., über die Perikope des Tages, nämlich die Versuchungsgeschichte Matth. 4, 1 ff. Die letztgenannte Predigt verglich in umfassender großartiger Darstellung jene Versuchungen des Herrn mit denjenigen, welche seine Christenheit im ganzen Verlauf ihrer Geschichte durch den Satan zu bestehen gehabt habe. Zuerst habe dieser als schwarzer Teufel sie angefochten durch leibliche Drangsale und Verfolgungen, wie einst Christum durch den Hunger. Dann habe er in lichter gleißender Gestalt, auf das Wort der Schrift selbst sich berufend, sie vom rechten Verstand der Schrift abzubringen und in wunderliche Fragen hineinzuführen gesucht, daß sie gleichsam sich vom Tempel herunterstürze und den Hals bräche: so in der Zeit der arianischen und anderer Ketzereien. Endlich sei die dritte Zeit, nämlich die des Antichrists, gekommen, wo der Teufel als ein „ganz göttischer, majestätischer" Teufel durch den Antichrist sein äußeres Regiment und Gottesdienst aufrichte und schlechtweg herausfahre und spreche: „Fall vor mir nieder und bete mich an." Doch das Ende sei nahe: schon leuchte ja Christus wieder, die Sonne der Gerechtigkeit, und der Erzbösewicht sei entlarvt; man habe nur darauf noch zu warten, daß der Herr selbst durch seine herrliche Zukunft den Satan mit allen seinem Anhang vollends zerstöre und spreche „Hebe dich von mir."

Ueber das Verhalten zur Einladung aufs Concil ließ sich der Kurfürst in jenen Tagen noch einmal ein Gutachten von Luther geben. Sein Rath blieb, daß die Protestanten nicht durch Weigern den Vorwurf auf sich selbst ziehen sollten, das Concil verhindert zu haben, das vielleicht sonst die Gräuel des Papstes gebessert hätte; sie möchten daher dem Legaten keine abschlägige Antwort geben, sich indessen nicht zu sehr binden, nicht „verstricken", und einstweilen zusehen, was Gott weiter kommen lasse. Das Gutachten hat, im Unterschied von den früheren, durch Melanchthon verfaßten, ganz Luthers echte, eigene Sprache und Anschauung. Er besorge, sagt er, wohl, daß es endlich zum Gerausse komme; doch müsse man nicht erschrecken, denn Gott sei allmächtig und habe schon bisher die Dinge anders geschickt als man gemeint. Der Papst und die Seinen fürchten sich ohne Zweifel selbst vor dem Concil und möchten es verhindert sehen: deshalb haben sie den Protestanten, damit diese zurück flöhen, im Ausschreiben des Concils einen abschreckenden Teufelskopf vorgestellt, indem sie

arin nur von Ausrottung der Ketzerei reden, und haben auch wohl ab-
chtlich das Concil gerade in die Zeit verlegt, wo der Kaiser mit den
Türken und Franzosen zu schaffen habe. Man möge ihnen also nicht den
Vorwand geben, daß die Lutherischen es unmöglich gemacht hätten. Ueber-
ies werde es zu dieser Zeit nur ein lausiges, verachtetes Concil werden;
enige Potentaten werden dazu kommen; der Bann den die Papisten dort
ornehmen möchten, sei längst todt, das Concil überhaupt ins Geschrei ge-
ommen, daß es irren könne und oft geirrt habe. Man möge zuwarten
nd Gottes Weise lernen: dieser eile nicht, sondern „locke mit Geduld her-
us, bis er ein Pflöcklein vor die Zunge stecke, daß sie die nicht können
ieder ins Maul ziehen".

Was das protestantische Bekenntniß und Luthers Artikel betrifft, so
achten die Stände und ohne Zweifel auch Johann Friedrich auf
einen Fall daran, dem Kaiser und möglicherweise auch dem Concil eine
ndere Confession vorzulegen anstatt der Augsburgischen, auf welche hin
hnen der Reichsfriede gewährt war. Zu einer solchen Vorlage waren
a auch Luthers Artikel ihrer ganzen Form nach nicht geeignet. Jene
aben vielmehr jetzt ihren Theologen den Auftrag, den Inhalt der Augs-
urger Confession und Apologie eingehend mit Schriftbeweisen und mit
Gründen aus den alten Vätern und aus dem bisherigen kirchlichen Recht
u belegen, wozu indessen diese in Schmalkalden nicht die Zeit und
ie nöthigen literarischen Hilfsmittel hatten. Ferner wünschten sie von
hnen sofort eine sorgfältige Ausführung über den päpstlichen Primat, woran
s jene Bekenntnißschriften noch ganz fehlen ließen. [1])

Luther aber war nicht mehr im Stand, hieran Theil zu nehmen.
Schon seit den ersten Tagen des Convents kämpfte er mit Krankheit. Die
chwerste Sorge der Evangelischen in Schmalkalden wurde die um sein
Leben.

Bereits in den beiden vorangegangenen Jahren hören wir wieder von
Steinbeschwerden, die schon früher ihn belästigten. Sie erneuerten sich in
Schmalkalden gleich bei seiner Ankunft, doch zuerst nur in geringem Grad,
nd am Tag nachher ging ein Stein glücklich ab. Seine Herberge war
nbequem; er war gleich Anfangs durch feuchte Bettwäsche erkältet worden.
Das ungewohnte Essen und Trinken bei allerhand Einladungen war, wie
uch bei andern Gelegenheiten sich zeigte, seiner Gesundheit gefährlich; auch
das schwere Brod, das man in Schmalkalden hatte, war, wie er fürchtete,
von schlimmem Einfluß. So steigerte sich jenes Uebel und andere kamen
dazu. Vom 11. des Monats an mußte er sich zu Haus und den Geschäften
fern halten. Er schrieb dennoch, obgleich als ein „am leidigen Stein leidender
unnützer Mensch", am 17. jenen freundlichen Brief (oben S. 352) an den Basler
Bürgermeister Meyer, um ihm seine Freude über Butzers Mittheilungen

zu bezeugen, und hielt Tags darauf die vorhin erwähnte große Predigt in der Kirche vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft. Nach dieser aber bekam er so heftige Schmerzen, wie er nach seiner Aussage noch nie empfunden hatte. Das Wasserlassen wurde ihm unmöglich; seine Verdauung war gestört, so daß er keine Speise mehr bei sich behielt; er fand keinen Schlaf mehr; allmählich schwoll ihm der ganze Leib auf; er verfiel mehr und mehr in eine tödtliche Schwäche. Der hessische Leibarzt Mengenbach war sammt drei andern Aerzten mit ihm beschäftigt. Aber die gewaltsamen Mittel, die sie äußerlich und innerlich anwandten, halfen Nichts und brachten seine Kräfte vollends herunter; er erzählte später, sie haben ihm Tränke gegeben, als ob er ein großer Ochs wäre. Der angesehene, ihm befreundete Arzt Sturz, der aus Erfurt herbeigeholt wurde, erreichte bei ihm nur eine scheinbare, schnell vorübergehende Besserung am 23. Februar. Dann schien sein Ende nahe zu sein. Er selbst sprach davon mit den Herrn und Freunden, die ihn besuchten. Viele seiner, wie es schien, letzten Reden sind aufgezeichnet worden. Sie zeigen steten ergebenen Aufblick zu Gott, von dem er sich Glauben und Geduld fürs Leiden erfleht und in dessen erlösende Hand er getrost seine Seele hingeben will. Im Gedanken an die Welt, die er zu verlassen bereit ist, beschäftigt ihn am meisten die Kirche und der große Kampf mit dem Papst, dem er bis in den Tod zürnt; mit seinem Sterben, sagt er, werde er diesem eine Freude anrichten, derselbe werde aber nicht lange lachen; vielmehr wiederholte er seinen lateinischen Vers (oben S. 246): „Pest war lebend ich dir, mein Tod, Papst, soll dir der Tod sein“: dies, sagte er jetzt, solle seine Grabschrift bleiben. In schlichter Einfalt sprach er zu seinem Gotte. Die betrübten Freunde tröstete er und konnte unter seinen Qualen noch Worte des Humors einfließen lassen. Als Melanchthon an seinem Bett in Thränen zerfloß, sprach er zu ihm: „Hans Löser [der sächsische Marschall] pflegt zu sagen, es sei keine Kunst, gut Bier trinken, aber sauer Bier trinken sei eine Kunst; so denket nun, ich müsse mich in dieser Kunst üben; — haben wir Gutes empfangen von der Hand des Herrn und sollten das Böse nicht auch annehmen? wie's dem Herrn gefällt, so ists geschehen: der Name des Herrn sei gelobt; oft genug habe ich das Spiel getrieben wider Papst und Teufel und der Herr hat mich wunderbar gerettet und gestärkt: wie sollte ich nicht gleichmüthig tragen, was er nach seinem Willen mit mir macht? unser Tod ist ja doch Nichts gegen den Tod des Sohnes Gottes; auch sind so viele und große heilige Männer vor uns begraben worden, deren Genossen zu sein wir nicht werth sind: wollen wir bei ihnen sein, so müssen wir ja auch sterben.“ Er rief Christus an: „O Herr Jesu, wie fein ist es, mit dem Schwert um deines Wortes willen sterben; nun, ich will sterben als Feind deiner Feinde; ich sterbe in des Papstes Bann,

aber er ſtirbt in deinem Bann.“ Während und nach einem heftigen Anfall von Erbrechen ſeufzte er: „Ach, lieber Vater, nimm das Seelchen in deine Hand, ich will dir danken und preiſe dich; — fahre dahin, du liebes Seelchen, fahre in Gottes Namen; wie elend ſind wir Menſchen: ich habe faſt Nichts von Kräften mehr in mir, und doch wird das, was noch da iſt, ſo elendiglich vom Teufel geplagt; darum, mein Vater, mach mich ſtandhaft und geduldig im Glauben an dich, damit ich überwinde.“ Er äußerte: „wenn dieſe Krankheit länger anhält, werde ich wohl noch toll werden; aber auch wenn es ſo käme, weiß ich, daß mein Gott weiſe bleibt; — wäre nicht der Glaube an Jeſum Chriſtum, ſo wäre es kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme.“ Seine Frau empfahl er Freunden und dem Kurfürſten; er ſprach ſpäter noch davon, wie wunderbar ſtark und ſchmerzlich er damals den natürlichen Trieb der Liebe zu Weib und Kind empfunden habe: er glaube wohl, daß in Sterbenden dieſe Triebe am mächtigſten ſich regen. Sorge um die Kirche machte ihm viel weniger der Papſt, der ja nimmermehr über die Gläubigen obſiegen könne, als der Undank und die Gleichgiltigkeit gegen das neu geſchenkte Gotteswort. Weinend ſprach er deshalb: „Ich habe Sorge, es werde fallen, das liebe Evangelium; — lieber Herr Gott, ich bin dein Creatürchen und du der Schöpfer, ich der Thon und du der Töpfer: ob mir nun auch das Endlein käme, — wenn du nur das Wort länger wollteſt erhalten.“ Seinem Kurfürſten vertraute er auch Beſorgniſſe wegen der Wittenberger Univerſität an: daß nämlich nach ſeinem Tod Zwietracht bei ihr ausbrechen und eine Aenderung der Lehre eintreten möchte; er ſah ohne Zweifel in jenem Angriff des Cordatus auf Cruciger und Melanchthon (oben S. 380) ein Vorſpiel ärgerer Händel und hielt es für möglich, daß ein Melanchthon wirklich in gedenkliche Abweichungen von der reinen Lehre gerathe. — Noch am 15. Februar hat übrigens, wenn uns das Datum richtig angegeben iſt, Luther zu einem kurzen Brief an einen Erfurter Prediger ſich aufgerafft, den er wegen Uebergangs auf eine andere Pfarrſtelle zu berathen hatte.

Den einen Wunſch aber hatte Luther noch, daß er auf heimiſchem, ſächſiſchen Boden ſein Leben beſchließen und ſeine Ruheſtätte finden dürfe. Da es ſchien, als ob auch dies für ihn nicht mehr möglich wäre, ſprach er: „Ich hätts unſerem Herrn Gott gern abgebeten, oder auch abgemurret, daß er mich in meines Fürſten Land ſterben laſſe; ſoll es aber nicht ſein, ſo bin ich bereit, wann und wo er mich ruft.“ Er mochte ſich auch einen ſtilleren Ort als den des Conventes wünſchen, und war der übeln Schmalkalder Herberge überdrüſſig; ferner hat eine alte Nachricht wohl nicht Unrecht, welche ſagt: man habe ihn „nicht vor dem Monſtrum, des Papſtes Botſchafter, allda wollen ſterben laſſen“. Sturz fand in Schmalkalden keine Apotheke und Arzneimittel: um ſo mehr gab er zu, daß

man Luther noch nach Gotha zu bringen versuche. Melanchthon, der immer viel auf die Zeichen des Himmels und Einflüsse der Gestirne hielt, drang noch auf Verschiebung der Reise um einen Tag, damit sie nicht auf den Neumond falle; Luther war darüber ärgerlich: „denn wir", sagte er, „sind Herrn über die Gestirne". So fuhren denn Sturz, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius am 26. wirklich mit ihm ab, Gotha zu. Der Kurfürst gab dazu einen Wagen. In einem andern Wagen ließ er Kohlenfeuer und andere Geräthschaften mitführen, damit man den Kranken erwärmen könne. Am ersten Tag sollte er nur bis Tambach gebracht werden, das kaum zwei Meilen von Schmalkalden entfernt im Waldgebirge liegt und wo im Haus des gräflich Hennebergischen Rentmeisters ein Nachtquatier bereit war. Als Luther im Wagen saß, schlug er mit der Hand noch ein Kreuz über die Umstehenden und sprach: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst."

Die Fahrt im schwerfälligen Wagen auf den rauhen Bergwegen war für Luther qualvoll. Er schrie einmal: „ach daß ein Türke da wäre, der mich schlachtete; ich stürbe ja gerne, wenn nur nicht des Teufels Legat in Schmalkalden wäre und in der ganzen Welt ausschriee, ich habe vor großer Furcht sterben müssen." Aber die heftige Erschütterung half zu dem Erfolg, den kein ärztliches Mittel oder Instrument zu erreichen vermocht hatte. Die Hemmung der Harnröhre wich: während der Nacht in Tambach wurde ihm die Entleerung, die ihm seit dem 18. unmöglich gewesen war, in reichem Maße zu Theil. Noch in derselben Stunde schrieb er an „seinen herzliebsten Magister Philipp Melanchthon": „Der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes hat in dieser zweiten Stunde der Nacht Eurer Bitte und Gebete sich erbarmt und mir unversehens einen Gang eröffnet; — wollet Solches meinem allerliebsten und gnädigsten Herrn anzeigen und den Andern allen, denn ich habe wohl erfahren, wie gern sie mir geholfen hätten; es gehe nun, wie Gott will, zum Tod oder Leben, so bin ich bereit; — lasset doch aus diesem Exempel uns lernen beten und wagen, auf Hilfe vom Himmel zu hoffen; behüt Euch alle Gott und trete den Satan mit seinen Gesellen, den Ungeheuern des römischen Stuhles, unter Eure Füße; — aus Tambach, dem Orte, da ich gesegnet bin, denn dies ist mein Phanuel [1 Mos. 32, 30], wo mir der Herr erschienen ist." Der Bote, welcher sofort mit der Nachricht nach Schmalkalden eilte, rief, als er an des Legaten Herberge vorbeikam, laut mit lateinischen Worten: „Luther lebt, Luther lebt." Auch an seine „liebe Käthe" schickte Luther alsbald Botschaft; er schreibt: „Danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lene dem rechten Vater danken, denn Ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren; — Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thuts noch durch frommer Leute Fürbitt."

In Gotha, wohin Luther am 27. weiter reiſte, kehrten Tags darauf e gleichen Beſchwerden wieder; auch hörte Durchfall und Erbrechen nicht ıf. In der Nacht — wohl vom 28. Februar auf den 1. März — fühlte fich wieder ſo todesſchwach, daß er dem Bugenhagen ſeine letzten Auf- äge gab, die dieſer nachher aufzeichnete. Er ſprach da: „Ich weiß, Gott i gelobt, daß ich recht gethan, daß ich das Papſtthum geſtürmet habe it Gottes Wort, denn es iſt Gottes, Chriſti und des Evangeliums Läſte- ıng u. ſ. w.; — bittet für mich mein liebſtes Philippchen (Melanchthon) ıb den Jonas und Cruciger, daß ſie mir Alles verzeihen, was ich wider : geſündigt; — tröſtet meine Käthe, daß ſie dies geduldig hinnehme da- r, daß ſie zwölf Jahre lang Freude mit mir gehabt hat; ſie hat mir eu gedient nicht bloß wie eine Ehefrau ſondern wie eine Magd: Gott rgelt es ihr; ihr aber werdet für ſie und die Kinder ſorgen, ſo guts hen wird; — grüßet von mir die Diakonen unſerer Kirche; die frommen ürger zu Wittenberg haben mir oft gedienet; — ſaget unſerem Kur- rſten und meinem Gnädigen Herrn dem Landgrafen in meinem Namen, ıß ſie ſich nicht ſollen ſtören laſſen durch Schreien der Widerſacher über ırchenraub und Anderes dergleichen: ſie rauben ja nicht wie gewiſſe an- re Leute, ſondern ich ſehe, daß ſie mit den Kirchengütern die Sache der eligion fördern wollen; ſie ſollen in Gottes Namen getroſt fürs Evan- lium thun, was der heilige Geiſt ihnen eingibt, ich ſchreibe ihnen Weiſe ıb Maß nicht vor; der barmherzige Gott wolle ſie ſtärken, daß ſie bei r reinen Lehre bleiben und ihm dafür danken, daß ſie vom Antichriſt löſt ſind; ich habe ſie mit ernſtlichem Gebet Gott anbefohlen und hoffe, r werde ſie erhalten; — ich bin jetzt bereit zu ſterben, wie der Herr ill; doch lebte ich gerne noch bis Pfingſten, damit ich die römiſche Beſtie ıb ihr Reich in öffentlicher Schrift noch härter vor aller Welt anklage; s werde ich thun, wenn ich lebe und werde keines Sporns dazu be- ırfen; — hiernach befehle ich meine Seele in die Hände des Vaters ıb meines Herrn Jeſu Chriſti, welchen ich geprediget und auf Erden kannt habe.“ Er beichtete noch und ließ ſich von Bugenhagen die Ab- lution ertheilen. Am andern Morgen war er zu ſeiner Verwunderung vas ſtärker. So konnte er am 1. März jenes Geſpräch mit Butzer und olfhart halten (oben S. 352). Auch ihnen gab er, wie wir oben hörten, ıweiſung für den Fall ſeines Abſterbens. Den Gothaer Pfarrer Myko- us bat er um eine Grabſtätte in Gotha, wovon jedoch dieſer beharrlich ichts hören wollte. Wirklich bekam Luther jetzt vielmehr eine nach- ltige Erleichterung, indem ſechs Steine, darunter einer faſt bohnengroß, n ihm abgingen.

So wurde er dann über Erfurt, wo nach dem Willen des Kurfürſten ı ein- oder zweitägiger Aufenthalt ſtattfinden mochte, nach Weimar weiter

gebracht. Hierher bestellte der Fürst andere Aerzte, da Sturz verhindert war, länger bei Luther zu bleiben. Jonas reiste diesem aus Wittenberg entgegen und kam wohl in Gotha oder an einem der nächsten Orte zu ihm; ebenso eine in Luthers Haus lebende Nichte, die Tochter einer Schwester von ihm.

In Weimar verweilten sie, bis auch Melanchthon der erst am 6. vom Convent abgehen konnte, hier eingetroffen war. Er begleitete Luther auf der weiteren Fahrt. Sie reisten, um auf kurfürstlichem Gebiet zu bleiben, über Altenburg, wo sie bei Spalatin einkehren wollten, und Grimma. Spalatin ging nach Altenburg voraus. Luther schickte ihm noch zwei lateinische Distícha nach, des Inhalts: in ihm, dem kranken Luther, der dort unter gütigem Obdach ausruhen möchte, komme Christus, dessen Glieder sie seien, zu Jenem und werde, was Spalatin thue, annehmen als ihm selbst gethan. Sie waren jetzt aber wieder in so froher Stimmung, daß Melanchthon, der ängstlich um Luther besorgt gewesen war, diesen Versen neun andere beifügte mit witzigem Scherz über einen dem Spalatin zugestoßenen Unfall. Dieser war nämlich der Nichte Luthers, die mit ihm reisen wollte, vorangeeilt und mit seinem Wagen umgeworfen worden und in den Koth gefallen. Das, sagt Melanchthon, habe ihm die zürnende Venus zu Strafe angethan, weil er eine solche Begleiterin verschmäht habe.

Bei Luther stellte sich wieder Schlaf und einiger Appetit ein. Darüber und über seine Stimmung konnte Melanchthon auch aus Grimma, wo sie vom 12. auf den 13. übernachteten, wieder Günstiges dem Spalatin melden. Er schickte diesem dazu lateinische Verse, in welche Luther mit frommem Dank die Gedanken des 23. Psalms von Gott, dem guten Hirten, kurz zusammengefaßt hatte.

Am 14. erreichten sie glücklich Wittenberg. Luther wurde ein paar Tage nachher nochmals von zwei Steinen befreit. Am 21. berichtete er selbst dem Spalatin: „Ich genese allmählich mit Gottes Hilfe, und lerne wieder essen und trinken, obgleich mir die Beine, Kniee und Knochen noch wanken und meinen Leib nicht recht tragen können; meine Kräfte sind mehr erschöpft, als ich selbst gedacht hätte, aber ich werde durch Ruhe und sonstige Pflege für mich sorgen, bis Gott mich erstarken läßt.“ In der Char- und Osterwoche, den letzten Tagen des März und ersten Aprils, predigte er bereits wieder fleißig.[1])

Die Verbündeten in Schmalkalden hatten es inzwischen am „Haß wider den Papst“ nicht fehlen lassen: sie wiesen seine Schreiben, welche ihnen der Legat brachte, uneröffnet zurück. Eine Theilnahme am Concil lehnten sie trotz des Gutachtens ihrer Theologen, für dessen Gründe Melanchthon noch einmal eifrig eintrat, mit aller Entschiedenheit ab: denn sie konnten, wie sie in einer an alle christlichen Potentaten gerichteten Erklä-

ng aussprachen, nicht einem Concil sich fügen, das laut päpstlicher Pro-
mation zur Austilgung der Lutherischen Ketzerei bestimmt sei und das
r aus Bischöfen, welche dem Papst eidlich verpflichtet seien, bestehen, den
pst, der selbst in dieser Sache Partei sei, zum Präses haben und nicht
i nach Gottes Wort, sondern nach menschlichen und päpstlichen Satzungen
heilen werde. Sie durften von ihrem Rechtsstandpunkt aus wohl nicht
bers handeln: Theologen, wie Luther, hätten etwa auch einem also be-
fenen Concil sich stellen können, um kühnes, lautes Zeugniß vor dem-
ben abzulegen; fürstliche Vertreter des Rechts und Schutzherrn der Kirche
r durften auch nicht einmal den Schein entstehen lassen, als ob sie seine
chtmäßigkeit anerkenneten.

Die Berathungen, welche den in Schmalkalden versammelten Theo-
en aufgetragen waren, wurden noch während der Anwesenheit, aber
ne Betheiligung des kranken Luthers vorgenommen. Das Schriftstück
er die Gewalt des Papstes verfaßte Melanchthon.[1]) Es wich jedoch in
chts von Luthers Ansicht ab, indem es das göttliche Recht jener Ober-
eit aus dem Evangelium und der Geschichte widerlegte und erklärte,
3 vielmehr die Kennzeichen des Antichrists für das Reich des Papstes
reffen. Die Ausführung war ruhiger und gemessener, als Luther sie
geben vermocht hätte, aber schärfer, als Melanchthon sie gemacht haben
rde, wenn er nur der eigenen Neigung hätte folgen dürfen. Von dem
rbehalt, welchen dieser bei seiner Unterschrift zu Luthers Artikeln ge-
cht hatte, enthielt sie Nichts. — Die Sätze der Augsburger Confession
rden von den Theologen noch einmal durchgesprochen, wobei ein Streit,
über die Abendmahlslehre zwischen Männern wie Amsdorf und Osi-
der und zwischen Blaurer auszubrechen drohte, noch glücklich vermieden
rde. Bugenhagen brachte dann auch Luthers Artikel im Convent der
eologen zur Besprechung. Da Butzer erklärte, daß er zwar Nichts an
en auszusetzen, sich jedoch zu ihrer Unterzeichnung durch seinen Magi-
at nicht bevollmächtigt finde, so wurde beschlossen, daß nur Alle zur
gsburger Confession und Wittenberger Concordienformel vom Jahre 1536
e Unterschrift geben sollten, was ohne Widerrede geschah. Alle jedoch
t Ausnahme Butzers und seines Straßburger Collegen Fagus, ferner
aurers und des Augsburgers Wolfhart unterzeichneten zugleich jene Ar-
el: Blaurer und wohl auch Wolfhart stießen sich an Luthers Satz über
n Genuß des Leibes Christi durch die „bösen Christen", obgleich der Ge-
ß der „Unwürdigen" auch in der Concordie bejaht war.

Die Fürsten erklärten gleichfalls, daß sie die Concordienformel auf-
ht erhalten wollen. Zu einer Berathung über Luthers Artikel fanden
, indem sie das Concil ganz abzulehnen beschlossen, überhaupt keinen
laß.

Das zusammenfassende offizielle Bekenntniß, das die Theologen durch ihre Unterschriften in Schmalkalden ablegten, ging endlich dahin: sie haben nach Befehl ihrer Fürsten und Städte die Augsburger Confession wieder durchgelesen und bekennen, daß sie gemäß den Artikeln der Confession und Apologie gesinnt seien und lehren; sie bekennen auch, daß sie den in Schmalkalden vorgelegten Artikel vom päpstlichen Primat gutheißen. Die verbündeten Stände sprachen in ihrem Bundesabschied aus: „Unsere Gelehrten, die sich von allen Artikeln unserer Confession christlich unterredet, sind in allen Punkten übereingekommen, wie Confession und Apologie enthält, nur Einen Artikel über des Papstes Primat haben sie etwas weiter gestellt."

So verhält es sich mit der neuerdings mehrfach verhandelten Frage, ob der Schmalkalder Convent wirklich Luthers Artikel angenommen und wie er überhaupt zur Lutherischen Lehre sich gestellt habe.[1])

Das wichtigste Ergebniß des Convents war jedenfalls die erste so offene und bestimmte Lossagung der protestantischen Reichsstände vom Papstthum. In dieser Beziehung unterscheidet sich ihr Auftreten in Schmalkalden von dem in Augsburg gerade so wie Luthers Schmalkalder Artikel von der Augsburger Confession.

Neuntes Kapitel.

Luther in den Verhandlungen mit dem Katholizismus: Fortsetzung bis zum Frankfurter Convent und Luthers Schrift von den Concilien 1539.

Luther meinte noch nach dem Schmalkalder Convent, es sei doch eine falsche Klugheit gewesen, das Concil so abzulehnen; man hätte dem Papst keine Entschuldigung lassen sollen; jetzt werde das Concil, wenn es zu Stande komme, ohne die Protestanten gehalten werden. Allein die Zeitlage ließ überhaupt keines zu und vollends kein solches, das ernstlich mit Hilfe der weltlichen Macht gegen die Evangelischen hätte vorangehen können. Der Krieg, in welchem die beiden vornehmsten Fürsten der Christenheit, Kaiser Karl und König Franz, mit einander befangen waren, machte auch ein Zusammenwirken in den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten unmöglich. Und als die beiden unter Vermittlung des Papstes im Mai 1538 einen zehnjährigen Waffenstillstand geschlossen hatten, forderte der Krieg mit den Türken noch große Anstrengungen von Seiten des Kaisers. Im November 1537 hatten diese den Truppen König Ferdinands eine schwere Niederlage beigebracht, deren erschütternder Eindruck auf die Deutschen auch in Luthers Gesprächen sich uns kund gibt: man meinte,

sei nur durch einen großartigen Verrath des Heerführers Katzianer glich gewesen. Der Kaiser durfte jetzt sowenig als unter den ähnlichen chältnissen früherer Jahre einen innern Krieg in Deutschland herauf=chwören, zumal er wußte, wie wenig doch auch jetzt auf die Friedfertig= Frankreichs zu rechnen war. [1])

Papst Paul verlegte zuerst, da er wegen gewisser Bedingungen für Tagen des Concils in Mantua mit dem Herzog von Mantua sich nicht igen konnte, den Ort des Concils nach Vicenza auf den Mai 1538, ; auch, um Ernst im Streben nach Beseitigung kirchlicher Mißbräuche beweisen, einen Rathschlag über einzelne Reformen äußerlicher Dinge :ch eine Conferenz von Cardinälen entwerfen. Da jedoch in Vicenza : seine eigenen Gesandten sich einfanden und Karl und Franz den gegen=rtigen Moment fürs Concil nicht geeignet fanden, ließ er mit Leichtig= sich bestimmen, dasselbe noch weiter zu verschieben. Ueber jenen Rath= ag wurde keine Einigkeit erzielt und der Papst ließ auch die Entscheidung rüber bis auf Weiteres ausgesetzt. [2])

Der Kaiserliche Vizekanzler Held nahm indessen in Deutschland doch e sehr drohende Haltung gegen die Protestanten an. Er rechtfertigte ; Vorgehen des Kammergerichts in Prozessen gegen sie, worüber sie gst sich beschwert und Zusagen von König Ferdinand erhalten hatten. e bedeutendsten katholischen Fürsten sammt Ferdinand und dem Kaiser offen 1538 in Nürnberg einen Bund, den sie dem Schmalkaldischen gegensetzten. Der Ausbruch eines Waffenkampfes schien doch nahe. Es ß sogar, die vorgebliche Kriegsrüstung des Kaisers gegen die Türken te vielmehr den Protestanten. [3])

Luther hatte, wie wir sahen, während seiner Krankheit noch einen ien großen schriftstellerischen Angriff aufs Papstthum im Sinne. Er d, als er genesen war, hiezu doch zunächst keine Zeit, ließ jedoch mit ug aufs Concil jetzt eine Reihe kleinerer Schriften ausgehen.

Um eine der Hauptlügen des Papstthums, ja eine recht „weidliche, e, wohlgemästete, päpstliche Lüge" der deutschen Christenheit neu vor gen zu stellen, gab er 1537 jene sogenannte Schenkung Constantins, ft deren dieser Kaiser dem päpstlichen Stuhl die Herrschaft über das endland abgetreten haben sollte (vgl. oben B. 1 S. 324), aus den päpstlichen htsbüchern mit Randglossen und einer Widerlegung heraus: „Einer s den hohen Artikeln des allerheiligsten päpstlichen aubens, genannt Donatio Constantini, durch D. M. Luther rdeutscht, in das aufgeschobene Concil von Mantua." Er nert namentlich auch daran, welchen Gebrauch die Päpste von ihrer heit machten, wie sie Könige und Kaiser sich unter die Füße legen lten, wie der „Hauptschalk" Bonifaz VIII. über den König von Frank=

reich Absetzung verhängte u. s. w. Solche Stücke, sagt er, wären wohl noth zu handeln in einem christlichen freien Concil.[1])

In ähnlicher Absicht ließ er eine, bei den Papisten beliebte, alberne und großentheils sittlich anstößige Legende oder „Lügende" vom heiligen Chrysostomus mit Anmerkungen und mit einer Dedikation an die Prälaten des Concils drucken. Er erklärte diesen: gern wäre er persönlich unter ihnen erschienen; seine leibliche Schwäche hindere ihn, auch habe er nicht das nöthige Geld; so wolle er denn wenigstens mit Feder und Tinte kommen und schicke als Vortrab diesen Chrysostomus voraus; sie mögen daraus kosten und riechen, was für große Sachen er wider die Päpste und Bischöfe auf dem Concil zu handeln habe; sehen solle man, welche verzweifelte Lügen und Abgöttereien sie gelehrt haben.[2])

Als das Schriftchen eines evangelischen Geistlichen die Beschlüsse der alten Synode von Gangra (ums Jahr 365) wieder vorführte, wo gewisse mönchisch ascetische Grundsätze, wie besonders die Geringschätzung des ehelichen Lebens, verdammt worden waren, schrieb Luther dazu eine Vorrede, worin er dies kleine, aber rechte Concil allen vom Papst gehaltenen Concilien entgegenstellte; so haben auf dasselbe dann auch spätere protestantische Polemiker mit Vorliebe sich berufen.[3])

Luther ließ ferner (schon 1536 und ferner 1537) einige Briefe des Huß mit eigenem Vorwort, beziehungsweise auch Nachwort, lateinisch und deutsch im Druck erscheinen. Er wollte dem künftigen Concil das Constanzer zur Warnung aufstellen, welches die Wahrheit mit Gewalt bestritten habe und sie doch nicht auf die Dauer habe niederdrücken können.[4])

Sein gewichtigster Beitrag aber zur Frage über die Freiheit eines Concils und hiemit über die Geltung, welche das bevorstehende beanspruchen könnte, waren wenige Blätter in lateinischer Sprache, worin er die Eide, welche die Doktoren des Rechts und der Theologie auf katholischen Universitäten bei ihrer Promotion und die Bischöfe und päpstlichen Notare bei ihrem Amtsantritt leisten mußten, der Oeffentlichkeit vorlegte. Hiedurch wurden diese besonders angelegentlich und unbedingt dazu verpflichtet, alle Vorrechte, Ehren und Interessen des päpstlichen Stuhles oder, wie es im bischöflichen Eid hieß, ihres „Herren" zu wahren und gegen jeden geheimen und offenen Angriff zu vertheidigen. Das waren die Bischöfe, welche auf dem Concil entscheiden, die Doktoren, welche berathen, die Notare welche die öffentlichen Akte ausfertigen sollten. „Demnach", sagte Luther, „erwäge der christliche Leser, was von einem päpstlichen Concil zu hoffen ist." Außer den Bischöfen und Cardinälen sollten nur Aebte und Ordensgeneräle, die dem Papst nicht minder verbunden waren, auf dem sogenannten allgemeinen christlichen Concil Stimmrecht haben. Luther theilte auch die

rauf bezügliche Bestimmung des päpstlichen Zeremonienbuches mit. Und rst wird hier unter den Beschließenden der Papst selbst genannt „als : Lenker und Leiter der ganzen Kirche, der Hirt der Heerde des Herrn, : Bischof aller Bischöfe". So begründete Luther in diesem Schriftchen, ; die etlichen Leute, welche von dem ausgeschriebenen Concil etwas ites für die Reform der Kirche hofften, in kläglichem Irrthum und ährlicher Täuschung befangen seien. Nach jenen Eiden schien ihm auch ht erklärlich, daß in des Papstes Reich solche Doktoren, wenn sie auch noch ungebildet, solche Notare, wenn sie auch noch so arge Klötze und Esel, und he Bischöfe, wenn sie auch in Wandel und Lehre noch so unnütz seien, den= h als schnellgeschulte Knechte und Schmeichler des Papstes vor allen anderen, ehrten, rechtschaffenen und frommen Leuten weitaus den Vorrang haben.[1])

Im folgenden Jahr veröffentlichte er seine Schmalkalder Artikel, ı denen er annahm, daß sie dem Concil selbst hätten überantwortet rden sollen. „Sie sind", sagt er jetzt, „auch von den Unsern angenommen) einträchtlich bekennet." Er wollte sie, obgleich der römische Hof kein istlich Concil hoffen lasse, indessen gleichwohl durch öffentlichen Druck den Tag geben: — „damit, ob ich ja ehe sterben sollte, denn ein ncil würde (wie ich mich ganz versehe und verhoffe), die, so nach mir en werden, mein Zeugniß und Bekenntniß haben vorzuwenden". Erst ch seinem Tode sind sie, zusammen mit Melanchthons Schmalkaldischen ıffatz über den päpstlichen Primat, förmlich unter die Bekenntnißschriften r Lutherischen Kirche aufgenommen worden. — Als Gegenstände, mit nen ein rechtes Concil sich beschäftigen möchte, nannte er jetzt weiter auch roße Stücke", die im weltlichen Stand zu bessern wären: eine solche gemeine Versammlung der Christenheit möge handeln auch von Uneinig= t der Fürsten und Stände, von Wucher, Unzucht, gottlosem Luxus, ıfug der Arbeiter und Handwerker, Ueberlastung der Bauern; wir wer= n so wieder an die weitgreifenden Reformideen seiner Schrift an den utschen Adel erinnert. Darüber sagt er, werde man des Kinderspiels) Narrenwerkes von langen Röcken, Tonsur, Bischofshüten u. s. w. ıstweilen leicht vergessen.[2])

Jener Rathschlag der Kardinäle war gegen den Willen des pstes in Deutschland an die Oeffentlichkeit gekommen und Luther stattete ıt eine Uebersetzung desselben mit Randglossen und Vorreden aus. Er ottet, wie hier gar die Kardinäle noch zu Ketzern würden, indem sie den rkauf geistlicher Pfründen durch den Papst und anderen Unfug zu ver= rfen wagten, — wie es doch ihnen so wenig als dem Papst wirklicher nst mit den Reformen sei, — wie hier überdies nur Mücken geseit, meele aber verschlungen würden. Aufs Titelblatt ließ er Kardinäle hnen, welche mit Fuchsschwänzen vor dem päpstlichen Stuhle fegen.[3])

Um dieſelbe Zeit gab er als Beweis gegen das Alter der römiſchen Hierarchie den Brief des Kirchenvaters Hieronymus an Evangrius (oder vielmehr Evangelus) mit einer lateiniſchen Vorrede heraus. Derſelbe iſt in der That eine wichtige Urkunde für die noch lang fortwährende Erinnerung daran, daß in der älteſten Kirche die Biſchöfe mit den Gemeindeälteſten identiſch waren und ſodann dieſe anfänglich nur durch freie Wahl einen aus ihrer Mitte an ihre Spitze ſtellten. Was, fragt Luther, würde Hieronymus geſagt haben, wenn er die Biſchöfe der Gegenwart und gar den Papſt geſehen hätte, der nicht einmal eine Gleichſtellung mit andern Biſchöfen ſich gefallen laſſe?[1])

Dem Schmalkalder Bekenntniß Luthers iſt dem Inhalt nach an die Seite zu ſetzen ſeine Schrift: „Die drei Symbola oder Bekenntniß des Glaubens Chriſti in der Kirche einträchtiglich gebraucht.“ Dieſe Symbola ſind das ſogenannte apoſtoliſche, das ſogenannte athanaſianiſche und der ambroſianiſche Lobgeſang (ſchon früher von Luther in Verſe gebracht, oben S. 22); ſchließlich fügt er auch noch das nicäniſche Bekenntniß bei. Von den „hohen Artikeln der göttlichen Majeſtät“, von welchen dieſe zeugen, hatte Luther in jenen Artikeln erklärt, daß über ſie kein Streit ſei. Jetzt wiederholt er, daß er es in ihnen mit der rechten chriſtlichen Kirche halte. Das erſte ſei das feinſte, indem es kurz und richtig die Artikel des Glaubens zuſammenfaſſe, das zweite könne ein Schutzſymbolon des erſten heißen, im dritten werde dann auch Gotte Lob und Dank geſagt. Auch mit ihnen aber will er jetzt der falſchen, ruhmredigen, abgöttiſchen Kirche entgegentreten. Der Teufel nämlich greife Chriſtum mit drei Heeresſpitzen an: die eine laſſe ihn nicht Gott ſein, die andere nicht Menſch ſein, die dritte nicht thun, was er gethan habe; ſo werde jetzt im Papſtthum das dritte verleugnet, daß Chriſtus, der Gottmenſch, wahrhaft unſer Heiland ſei. Und wie einſt das Heidenthum von Abgöttern gewimmelt und die Römer die Götzen aller Welt bei ſich zuſammengetragen haben, ſo ſeien jetzt hier unzählige heilige Orden, Säulen und Lichter der Chriſtenheit, Stifte, Wallfahrten, Brüderſchaften u. ſ. w., theilweiſe unter ſich feind, aber alle unter dem Papſt zum Frieden gebracht und alle einig in der Wuth gegen das Evangelium und den einigen Orden Chriſti. — Indem ſich Luther zu dem Artikel von den drei göttlichen Perſonen bekennt, ſucht er ihn dann eigens noch auch durch altteſtamentliche Sprüche zu begründen.[2])

Die Verlegung und Verzögerung des Concils war ihm nur ein neuer Beweis dafür, daß der Papſt das Licht ſcheue und deshalb ſogar vor einer Verſammlung, wie ſie hier bevorſtünde, ſich fürchte; derſelbe wolle es machen wie Markolf im deutſchen Volksbuch, der, als er gehängt werden ſollte, keinen Baum finden konnte, an dem er gern hängen wollte:

finde jener keinen Ort, wo er gern ein Concil hätte. Er hielt Rom
: viel zu schlecht, als daß Gott noch irgend eine Reform hier zulassen
ırde, und traute auch dem neuen Inhaber des päpstlichen Stuhles so
hlechtes als seinen Vorgängern zu: daß er nur sich selbst Ergötzlichkeit
:eiten und mit Recht oder Unrecht, ja vielleicht gar mit Hilfe von Meuchel-
ırd und Giftmischerei sich bereichern und seine Angehörigen groß machen
ichte. [1])

Während zwischen Karl und Franz der Frieden sich vorbereitete und
auch ein gemeinsames kirchliches Vorgehen beider im Bund mit dem
ıpst sich erwarten ließ, suchte nun hiegegen Heinrich von England
ne Verbindung mit den deutschen Protestanten trotz seines Widerwillens
gen ihren festen reformatorischen Standpunkt doch wieder anzuknüpfen,
b erreichte jetzt endlich, daß Johann Friedrich Unterhändler nach London
gehen ließ, darunter statt des von Heinrich gewünschten Melanchthons
ı Mykonius. Luther sandte durch sie, im Mai 1538, einen Brief an
schof Fox mit freundlicher Erinnerung an ihr Wittenberger Zusammen-
n im Jahr 1536 und mit dem Ausdruck guter Hoffnungen. Er bemerkte
ıoch, daß deutscherseits inzwischen Schlimmes über die Gesinnungen des
ınigs vermuthet worden und man noch jetzt nicht darüber gewiß sei,
e es in England mit dem Evangelium stehe. In der That mißtraute
fortwährend. Treffend äußerte er in seinen Gesprächen, Heinrich wolle
ı Papst (oder das Papstthum) nur dem Leib nach, nicht der Seele oder
m Wesen nach umbringen, und leitete seine Bundesanträge aus eigen-
ıtzigen Absichten her. Als derselbe dann die Botschafter zwar sehr artig
handelte und mit einem höflichen, vorsichtigen Schreiben an den Kurfürsten
imziehen ließ, aber auf der Messe, dem Abendmahl unter Einer Gestalt,
m Priestercölibat und anderen Hauptpunkten bestand und anders gesinnte
ıterthanen mit Leibes- und Lebensstrafen bedrohte, da sprach Luther:
Die Papisten werden in die Faust lachen, wie es denn auch ein groß
:rgerniß ist; aber laßts gehen, wie es will; es ist doch derselbige König
:inz, wie ich ihn in meinem ersten Büchlein abgemalet habe; er wird
nen Richter wohl finden!" Besonders mißfiel ihm, daß dieser König
s „Haupt der Kirche" in England sein wolle, welcher Titel doch nicht
ımal dem gottseligsten Bischof, geschweige denn einem Fürsten, sondern
ein Christo gebühre. Ja er dankte Gott dafür — „daß er unsere Kirche
ı diesem ärgerlichen König erlöst hat, der mit höchstem Fleiß der
ıfrigen Bündniß gesucht; ohne Zweifel, daß Gott Solches aus sonder-
hem Rath gehindert hat; ich bin froh, daß wir des Lästerers los sind."

Von neuen Versuchen mit Heinrich, um welche Butzer im Herbst 1539
:gen der leidenden englischen Protestanten dringend mit sehr sanguini-
en Hoffnungen bat, mahnte er seinen Kurfürsten unbedingt ab: denn

Jener sei ein Sophist und Tyrann, der die Wahrheit schon genugsam kennen müsse und gegen sein eigen Gewissen handle. Gleich darauf mußte er auch gegen eine aus England kommende Schrift sich verwahren, worin Zugeständnisse, die von den deutschen Theologen unbeschadet ihrer Prinzipien gemacht worden waren, perfid dargestellt und in unevangelischem Sinn mißdeutet wurden: er that dies in einem Sendschreiben an die Prediger zu Soest. — Im Jahr 1540 ließ Heinrich auch Luthers Freund Barnes, der ihm kurz zuvor noch als Unterhändler beim Abschluß seiner unglücklichen Ehe mit Anna von Cleve gedient hatte, wegen seiner evangelischen Rechtfertigungslehre zusammen mit einem Papisten hinrichten: jenen als Ketzer auf dem Scheiterhaufen, diesen als Hochverräther am Galgen. Luther gab das Glaubensbekenntniß, das Barnes noch vor seinem Ende abgelegt hatte, mit einer Vorrede heraus. Er erwähnte dabei einer oftmaligen vertraulichen Aeußerung desselben darüber, daß nicht die Religion Heinrichs Sorge sei, entschuldigte ihn jedoch mit der Liebe zu seinem Fürsten und Vaterland, die ihn doch fortwährend eitle Hoffnung habe hegen lassen. Mit König Heinrich hatte er hiemit vollends abgeschlossen. Er zeigt keine leidenschaftliche Erregung mehr gegen ihn, sondern sagt ruhig: „Heinzen lassen wir fahren zu seinen Heinzen mit seinen Heinzen, da sie hingehören; wir sollen Gott, dem Vater aller Barmherzigkeit, danken, daß er solcher Teufel und Teufelslarven so meisterlich brauchen kann zu unserer und aller Christen Seligkeit und zur Strafe ihrer selber und Aller, die Gott nicht kennen wollen, wie er allzeit gethan hat durch die großen Tyrannen." Melanchthon hat sich einmal, in einem Brief an Freund Dietrich vom Jahr 1540, gar zu dem Gedanken verirrt, daß Gott für Heinrich einen tapfern Tyrannenmörder erwecken möge: bei Luther sehen wir derlei Gedanken nimmermehr aufsteigen.[1])

Zu den Berathungen, welche die deutschen Protestanten wegen jener bedrohlichen Umstände unter einander zu pflegen hatten, wurden auch die Theologen wieder beigezogen. An einem Convent, welchen sie deshalb im April 1538 zu Braunschweig hielten, konnte Luther Gesundheits halber nicht Theil nehmen, weshalb ihn hier Jonas vertrat. Aufs Neue aber wurde ihm die Frage vorgelegt, wie weit sie sich den Türkenkrieg zu Nutzen machen und ihre Beihilfe in demselben an Bedingungen knüpfen dürften, — aufs Neue ferner die Frage über ihr Recht zu gewaltsamer Gegenwehr gegen einen Angriff des Kaisers.

Luther sah in König Ferdinands Unglück gegen die Türken eine gerechte Strafe für ihn und Andere, die Gott erzürnen und Lügen anbeten, und das vom Türken vergossene Blut und der Jammer der in seine Hände Fallenden schien ihm zum Himmel zu schreien wider Deutschland; doch er hoffte, daß Christus der Elenden gedenken und gegen den hoch-

üthigsten und grausamsten Feind Mahomed endlich seine Macht zeigen
erde. Sein Gutachten für Johann Friedrich gab er bestimmt und ohne
mschweif dahin ab: er fürchte wohl, daß im Türken eine Ruthe für
eutschland gebunden sei, der man nicht wehren könne; Gott werde
erdinand nicht viel Glück geben, der nicht einmal in solchen Nöthen den
vangelischen Frieden zusichern wolle. Allein hier, wo nicht bloß dieser,
ndern das Vaterland und viel fromme treue Leute mit leiden müssen,
öge der Kurfürst zum Trost des armen Häufleins mit gutem Gewissen
elfen, ja er sei dies zu thun schuldig und dürfe „sich daran nicht hindern
assen durch die geringe Sache der Zwietracht der Tyrannen"; selbst wenn
u fürchten wäre, daß die Widersacher nach einem Sieg über die Türken
en Spieß gegen die Evangelischen kehren möchten, dürfe man um solch
ngewissen Spieles willen Nichts lassen oder thun, was dem eigenen Ge-
issen gefährlich wäre; was Jene thun können, das stehe ja nicht in
hrem Willen, sondern in Gottes Hand, wie mans bisher erfahren habe.

Andererseits sprach sich Luther nicht minder entschieden über den
Widerstand aus, der dem Kaiser geleistet werden dürfe.
Seine Erklärungen gehen noch weiter als früher (oben S. 252). Der Kaiser,
gte er, handle, wenn er in der Religionssache Krieg beginne, gar nicht als
aiser, sondern wider seine kaiserlichen Pflichten als Werkzeug des Papstes.
Gegen den Papst dürfe man sich so gut wehren wie gegen den Türken, der noch
icht so schlimm wie der Papst sei, und der Kaiser sei in jenem Fall wie
in im päpstlichen Dienst stehender Söldner und Straßenräuber anzusehen.
Die Berechtigung und Verpflichtung der protestantischen Fürsten zum Wider-
tand gegen einen solchen Kaiser, die ihm aus ihren obrigkeitlichen Pflichten
egen ihre Unterthanen floß, ergab sich ihm jetzt so nicht bloß vermöge der
eutschen Reichsverfassung, nach welcher der Kaiser gemeinsam mit den
Fürsten zu regieren habe, sondern schon vermöge der allgemeinen und
atürlichen Rechte. So sagt Luther in einem Gutachten, das er mit Jonas,
Butzer und Melanchthon zu Ende Januars 1539 dem Kurfürsten gab:
‚Wie das Evangelium der Obrigkeit Amt bestätigt, so bestätigt es auch
atürliche und gesetzte Rechte; und ist nicht Zweifel, ein jeder Vater ist
chuldig, nach seinem Vermögen Weib und Kind wider öffentlichen Mord
u schützen; und ist kein Unterschied zwischen einem Privatmörder und
em Kaiser, so er außer seinem Amt unrechte Gewalt und besonders öffent-
ich oder notorisch unrechte Gewalt vornimmt, denn öffentliche Gewalt-
hätigkeit hebt auf alle Pflichten zwischen dem Unterthan und Oberherrn
ach Naturrecht; desgleichen ist dieser Casus, so der Oberherr den Unter-
thanen zu Gotteslästerung und Idololatrie treiben will." [1])

Johann Friedrich hatte dies Gutachten eingefordert, als er im Begriff
war, zu einem Convent der Verbündeten nach Frankfurt zu gehen, wo

auch Gesandte des Kaisers und Ferdinands erschienen. Noch einmal sollte hier eine friedliche Vermittlung versucht werden, während dem Kaiser durch die Aussprüche des Kammergerichts gegen protestantische Stände in jedem Augenblick Anlaß zum Gebrauch der Gewalt gegeben und auf der andern Seite besonders Landgraf Philipp wieder zu schleunigem Losschlagen bereit war. Luther hielt kaum mehr eine Abwehr der Katastrophe für möglich. Er erließ um diese Zeit einen Sendbrief „An alle Pfarrherrn in Christo, so das Evangelium lieb haben", mit Bezug auf den Türkenkrieg und auf den innern Krieg, der Deutschland bis in den Grund zu verderben drohe; die Sünde sei bei den Deutschen auf beiden Theilen reif und übergroß geworden, theils mit Lügen, Lästern und Morden, theils mit Undank gegen Gottes Wort, Geiz und Muthwillen; Jene möchten dem Volk treulich die beiden göttlichen Ruthen vor Augen hatten, damit es frömmer werde, und ernstlich Gott anrufen, daß er Deutschland, wenn es seine Thorheit jetzt einmal bezahlen müsse, lieber noch mit Pest oder andern Plagen heimsuchen möge. So betete er selbst am 2. März im sonntäglichen Gottesdienst: „Lieber Gott, behüt uns vor Krieg, der das Land und alle Stände wüst macht; gib uns eine starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm seien und Kirche, weltlich Regiment und Hausstand nicht also verstöret werden." Mit Spannung und trüben Erwartungen vernahm er, was Melanchthon und Mykonius, die mit in Frankfurt waren, ihm von dort schrieben. Die Verhandlungen zogen sich bis in die Mitte Aprils hin. Luther blieb auf den gefürchteten Ausfall gefaßt: Christus und Belial stehn sich ja hier gegenüber, von denen Keiner dem andern weichen könne. Er meinte, wenn die Widersacher dem Frieden aufrichtig geneigt wären, so würden sie die Sache nicht so hinziehen, und sprach jetzt mit Wohlgefallen von der Kraft und dem Heldenmuth Philipps von Hessen, dessen Feuer er sonst so oft hatte dämpfen müssen. „Gott", sagte er, „erhalte uns den Landgrafen, denn es ist viel an einem Mann gelegen." Ja er äußerte: „Wenn ich der Landgraf wäre, so wollte ichs drein setzen und entweder umkommen oder sie umbringen, weil sie in einer guten und gerechten Sache keinen Frieden geben wollen; aber mir als Prediger gebührt nicht, Solches zu rathen, viel weniger zu thun." Mykonius und Melanchthon besannen sich über die Bedeutung eines Traumes, den dieser hatte: er sah die Kurfürsten in schöner Prozession zu einem Bilde des gekreuzigten Christus herantreten und nach ihnen einen Esel in einem Gewand wie einem Chorrock, der den Kaiser und Papst an einem Strick hintennach zog. Nun, sagte Luther, vielleicht thue Christus ein Wunder und mache die Aegypter durch Schrecken oder durch die Gewalt Israels zu Schanden: so mögen Papst und Kaiser wider ihren Willen hingezogen werden. Doch, fährt er fort, wir kämpfen, mit Gebet und siegen, auch

e schon die verborgenen Wege zu kennen, die Gott hat in den großen ssern.

Der Kaiser aber hatte in Wahrheit schon zuvor nicht so weit gehen len, wie der Vicekanzler Held, der seine Instruktionen überschritt. Sein andter in Frankfurt, ein vertriebener Bischof von Lund und Röskilde, te die Aufgabe, jedenfalls einen Bruch zu vermeiden. Namentlich auch Statthalterin der Niederlande, Königin Maria, die einst selbst so stark ı evangelischen Wort ergriffen worden war, ermahnte zu versöhnlichen ıritten. Der Bischof gestand endlich zu: jene Prozesse gegen die Pro= anten sollten zunächst auf anderthalb Jahre suspendirt werden und eine rsammlung der deutschen Reichsstände sollte einen Ausschuß von Theologen) Laien wählen, der in Gemeinschaft mit kaiserlichen Commissären eine ıstliche Vereinigung in den kirchlichen Fragen erstrebe. Hiemit wurde Verhandlung über den großen religiösen Zwiespalt wieder in die Mitte deutschen Nation verlegt, ja die Protestanten wollten dazu nicht ein= l einen päpstlichen Nuntius zulassen; der nächste Anlaß zu Gewalt= ßregeln gegen diese war auf die Seite geschafft. Am 19. April 1539 rde dieses Uebereinkommen abgeschlossen. So konnte Luther an einem folgenden Sonntage die Wittenberger Gemeinde zum Dank gegen Gott rufen, der wieder Frieden gegeben habe, wenn gleich kein wirklicher ıede zu hoffen sei, so lang der Papst regiere und das Evangelium leuchte. iser Karl wollte zwar die Uebereinkunft nicht genehmigen, gegen die der pst zornig mit allen Kräften arbeitete, mußte aber in Erwägung der itischen Lage doch schließlich dazu sich verstehen, den Ausgleich des ıiespalts, wie jene es wollte, zur Aufgabe einer deutschen Reichsver= mmlung zu machen. Im Juni 1540 sollte dieselbe in Speier eröffnet rden. Vom Concil, mit dessen Entscheidung man den Protestanten ge= ht hatte, war bis auf Weiteres nicht mehr die Rede. Es war die htigste Wendung dieser Angelegenheit seit dem Nürnberger Religions= den vom Jahr 1532.[1])

In den Tagen als die Verhandlungen in Frankfurt geführt wurden, n endlich auch die Hauptschrift Luthers über die Frage vom Concil und Zusammenhang hiemit von der Kirche überhaupt zum Abschluß: sein ch „Von den Conciliis und Kirchen". Es ist nicht bloß die itaus umfangreichste seiner hieher gehörigen Schriften, sondern auch sorgfältig, ıfsichtig und ruhig wie keine ausgeführt, und nicht bloß eine Streitschrift, e seine Aeußerung in Gotha 1537 (oben S. 391) noch eine große erwarten ß, sondern zugleich eine tiefe und umfassende positive Darlegung seiner enen Ansichten; er selbst freilich sprach sich, als er mit seinem Werk tig war, sehr unzufrieden darüber aus: es sei gar schwach und rtreich.

Die Schrift hebt an mit der Aussichtslosigkeit jeder Hoffnung auf ein rechtes Concil oder wirkliche Reformen der Kirche unter ihrem angeblichem Haupt, dem Papste. Treibe es dieser doch mit dem Anbieten eines Concils wie Leute, welche einem Hund ein Stück Brod am Messer hinbieten und ihn, wenn er darnach schnappt, mit dem Heft auf die Schnauze schlagen. Die wahre Kirche müsse ihn fahren lassen und sich selbst berathen, so viel der himmlische Herr ihr geben werde.

Nun erhebt sich die Frage, ob die Reform nicht etwa nach den Beschlüssen der älteren Concilien und nach den Kirchenvätern veranstaltet werden könnte. Jene waren im Jahr 1538 durch einen katholischen Schriftsteller in ein großes Buch zusammengestellt worden, das auch Luthern nicht übel gefiel. Darnach, sagt er, möchten wohl etliche fromme Herzen die Kirche gern reformirt sehen. Aber er führt hiegegen aus: der Papst und die Bischöfe würden jedenfalls auch dies nicht leiden. Und die Concilien und Väter seien unter sich in vielen Dingen uneins. Die besten Väter, wie Augustin, weisen auch selbst von sich auf die Eine heilige Schrift zurück, außerhalb deren Alles ungewiß und unhaltbar sei. Aeußere Vorschriften, die von rechten Concilien aufgestellt worden seien, seien überdies gar nicht zu bleibendem Gebrauch bestimmt gewesen, wie z. B. an das Verbot des Blutgenusses durchs Apostel-Concil Ap.-Gesch. 15 schwerlich mehr Jemand die Kirche werde binden wollen. Halte man sich an die Concilien und Väter, so werde der Eine dies, der Andere Jenes nach eigenem Gefallen aus ihnen herausklauben und darüber streiten und zanken, während man den armen Seelen Nichts zu predigen wisse, sondern sie „pampeln und hangen" lasse; man könne die Schafe Christi nicht weiden, wenn man selbst nicht wisse, was Gras oder Gift sei.

Eingehend nimmt dann Luther im zweiten Theil seines Buchs die vier ersten großen, sogenannten ökumenischen Concilien vor, welche ihm die „Hauptconcilia" sind. Sie, sagt er, habe er fast wohl gelesen und wisse sie viel besser als die Papisten alle. Man sieht auch, daß er sich mit fleißigem Studium und Nachdenken in sie vertieft hatte, obgleich nur mangelhafte Hilfsmittel ihm zu Gebot standen. Als ihre wesentliche Leistung betrachtet er ihr Zeugniß für die Gottheit Christi und des heiligen Geistes und für die beiden Naturen in Christo wider die Ketzer. In diesem stimmt er ihnen auch bei. Aber sie haben, wie er sagt, darin nicht neue Artikel des Glaubens aufgestellt, sondern nur solche, die viel reichlicher und gewaltiger schon in dem Einen Johannes-Evangelium gestellt waren. Ebenso wenig sei irgend ein anderes Concil berechtigt, etwas Neues im Glauben zu setzen; würde es dies versuchen, so wäre das ein Beweis, daß der heilige Geist nicht bei ihm sei, weil es Solches nur ohne und wider die heilige Schrift thun könnte und der heilige Geist selbst nichts Anderes thun

wolle, als Christum verklären und Alles in ihm lehren und erinnern (Joh. 16, 9. 14, 26). Was daneben auf jenen Concilien von äußeren Dingen, äußerem Kirchenregiment u. s. w. verhandelt und beschlossen worden ist, das hat nach Luther, wie wir schon vorhin hörten, niemals Anspruch auf göttliches Recht und bleibende Geltung gehabt, noch ja auch thatsächlich solche Geltung behalten; es hatte auch an sich geringen Werth: auf den gelegten Grund, Christus, war Heu, Stroh und Holz gebaut (1 Kor. 3, 12), was bereits das Feuer mit der Zeit verzehrt hat. Ueber das schlecht menschliche Treiben auf den Concilien machte Luther schon bei jenen, deren dogmatische Ergebnisse er billigte, traurige geschichtliche Wahrnehmungen. Er hat sich an der Geschichte des vierten Concils ganz „unlustig gelesen", da dort ein solch Gebeiße, Getümmel und Unordnung gewesen sei, daß er schier dem Worte des in diesen Zuständen erfahrenen Gregors von Nazianz glauben müsse: „Ich halte, daß man aller Bischöfe Concilia fliehen solle, denn ich kein gut Ende davon gesehen habe, auch nicht des Bösen Abschaffung, sondern Ehrsucht, Zank ums Vorgehen u. s. w." Eben auch deshalb bedürfe man für den Glauben etwas Gewisseres als die Concilien, und das Gewissere sei die heilige Schrift.

Was ist nun die Aufgabe eines Concils? was hat es für Macht? Dies bezeichnet Luther als die Hauptfrage, darum er sein Büchlein geschrieben habe; ihr sollte auch jene geschichtliche Ausführung dienen. Ein Concil, antwortet Luther, hat keine Macht, neue Artikel des Glaubens zu setzen, soll vielmehr neue Artikel des Glaubens dämpfen nach der heil. Schrift und altem Glauben. Es hat keine Macht, neue gute Werke zu gebieten, als ob nicht alle guten Werke schon vom heil. Geist in der Schrift gelehrt würden und in den Pflichten der Liebe zusammengefaßt wären; dagegen soll es die bösen, der Liebe widerstrebenden Werke verdammen, und zwar nicht bloß die offenbarlich bösen, sondern auch feine Laster, heilige Abgötterei, die erdichteten Werke sonderlicher Heiligkeit. Es hat nicht Macht, den Christen neue Zeremonien aufzulegen, die bei Gefahr des Gewissens gehalten werden müßten, soll vielmehr solche nach der Schrift als unchristlich verdammen. Es hat nicht Macht, sich in weltlich Recht und Regiment zu mengen, sondern soll die neuen kirchlichen Rechte, welche Solches vornehmen, verdammen und das heißt des Papsts Dekretale ins Feuer werfen. Es hat keine Macht zu Statuten oder Dekreten, die nur Tyrannei suchen, als ob die Bischöfe gebieten dürften, was sie wollten und Jedermann zittern und gehorchen müßte; sondern es soll Solches verdammen gemäß dem Worte Christi: „Wer der Oberste sein will, soll wie ein Diener sein" (Luk. 22, 26). Es hat allerdings Macht, etliche Zeremonien zu setzen, jedoch nur soweit es nach 1 Kor. 14, 31 der feinen Zucht und Ordnung wegen nützlich und nöthig ist, wie man z. B. bestimmte

Tage und Orte für den Gottesdienst braucht, und nur in der Weise, daß einer je nach Bedürfniß, wegen Krankheit oder anderer Hinderniſſe ſich ihrer auch ohne Sünde zuweilen enthalten kann. Darnach, fährt Luther fort, möchte nun Einer ſagen: „Wenn du die Concilien ſo beſchneiden willſt, ſo hätte wohl ein Pfarrherr, ja ein Pädagogus (von den Eltern will ich ſchweigen) mehr Macht über ſeine Schüler, denn ein Concilium über die Kirchen.“ Er entgegnet aber: „Meineſt du denn, daß ein Pfarrherr oder Schulmeiſter ſo geringe Aemter ſind, daß ſie nicht möchten etwa ſein den Conciliis zu vergleichen?“ Zur eigentlichen Aufgabe für ein Concil macht er dann nicht äußere Bräuche, für welche man ein ſolches gar nicht bedürfe, ſondern nur Glaubensſachen, nämlich Fälle, wo der Glaube der Kirche gegen neue Irrlehren und Menſchenſatzungen bekannt und gewahrt werden müſſe. Da ſolle dann das Concil handeln, wie ein Conſiſtorium oder ein Kammergericht, welches nicht nach dem eigenen Kopf ſein Urtheil ſprechen dürfe, ſondern allein nach dem alten Rechte des Reiches: und das Reichsrecht der Kirche ſei die heilige Schrift. Richter ſei nicht das Concil nach eigenem Gefallen, ſondern die das göttliche Wort glaubende und predigende Kirche, bei welcher Chriſtus bis zum Weltende ſein wolle, — das Concil nur, ſofern es in Wahrheit dieſe Kirche vertrete. Und auch dieſer Thätigkeit eines Concils iſt nach Luther die eines jeden Pfarrers und Schulmeiſters gleichartig, die täglich nach Gottes Wort zu richten und dem Teufel zu wehren berufen ſeien. Eine Garantie dafür, daß ſie immer treu oder gar untrüglich nach jenem Reichsrecht der Kirche und im Sinn jener wahren Kirche urtheilen werden, kennt Luther bei den Mitgliedern eines Concils ebenſo wenig als bei den Pfarrern und Schulmeiſtern.

Stoff für ein Concil nun läge, wie Luther ſagt, in der Gegenwart mehr denn genug vor: alle die Anklagen gegen den Papſt, die Bürden, mit denen er die gläubigen Seelen belade, ſein Verketzern des wahren Artikels St. Petri von der Seligkeit durch Chriſti Gnade (Apſt.-Gſch. 15, 11), ſeine unzähligen Lügen und Abgöttereien. Kaiſer und Könige ſollten dazu thun, hiefür ein ſtattlich, gewaltig Concil zuſammenzubringen, und zwar aus recht gründlichen, ſchriftgelehrten, chriſtlichen Leuten aller Lande und auch aus etlichen verſtändigen und treuherzigen Männern weltlichen Standes. Kaiſer Karl und die deutſchen Fürſten könnten wenigſtens ein Provinzial-Concil halten in deutſchen Landen, deſſen ſtarke Stimme dann wie die eines Predigers auch fernhin in die andern Länder erſchallen würde. Doch Luther denkt ſelbſt nicht, daß es dazu kommen werde. Statt deſſen ſagt er: „Wohlan, müſſen wir denn an einem Concil verzweifeln, ſo ſei es dem rechten Richter, unſerem barmherzigen Gott, befohlen; indeß wollen wir die kleinen Concilia und die jungen Concilia, Pfarren und

)ulen, fördern und St. Peters Artikel laſſen auf alle mögliche Weiſe
ben und erhalten wider alle verdammte neue Artikel des Glaubens
) neuer guter Werke, ſo der Papſt hat in die Welt geſchwemmet."

Hiemit ſchließt Luther ſeine Ausführung über die Concilien. Er reiht
r daran noch einen dritten Theil, über das Weſen der Kirche über-
ipt, von welcher man papiſtiſcherſeits ebenſo unwiſſend wie von Vätern
) Concilien zu ſchreien pflege. Unſer Abſchnitt iſt das Gehaltvollſte und
tereſſanteſte, was Luther darüber in der ſpäteren Periode ſeines Lebens
hrieben hat: die Grundſätze ſind ſich ganz gleich geblieben, ſeine Dar-
lung hat immer neue Friſche und Originalität.

Er iſt unzufrieden mit dem undeutſchen und undeutlichen Namen
ırche". Die „heilige, katholiſche Kirche", von der das Glaubensbekennt-
rebet, iſt ihm Nichts Anderes als das chriſtliche heilige Volk, das an
:iſtum glaubt und eben deswegen heilig heißt und vom heil. Geiſte
ch Vergebung der Schuld und Abtödten der Sünde fort und fort ge-
igt wird. Zu erkennen iſt dieſes Volk an den Heiligthümern und
lthümern oder Heilsmitteln, die ihm Gott geſchenkt hat. Sie ſind vor
em das heilige und heiligende Gotteswort, die Taufe, das Abendmahl
) die Schlüſſel, deren Gebrauch in öffentlichem und privatem Vergeben
) Strafen der Sünden beſteht. Zum Fünften wird die Kirche daran
ınnt, daß ſie Kirchendiener weiht und beruft, welche aus Chriſti Ein-
ung und im Namen der Kirche die vier vorhin genannten Heilthümer
reichen und üben, dieweil der ganze Haufen dies nicht thun kann, ſon-
n es Einzelnen muß anbefohlen ſein laſſen; höhere Stände als der der
ırrer und Prediger, welche ſolch Amt haben, müſſen nicht in der
che ſein, wie der Papſt will. Man erkennt ferner das Volk Gottes am
ntlichen Gebet, Gott Loben und Danken, und ſiebentes am Heiligthum
Kreuzes, indem es um Chriſti und ſeines Wortes willen Verfolgung
) Anfechtung von Teufel, Welt und Fleiſch erleiden muß und eben
)urch vom heiligen Geiſt nicht allein heilig, ſondern auch ſelig gemacht
d. Dieſe ſieben Heilthümer könnte man wohl die ſieben Sakramente
ınen, wenn nicht dieſes Wort durch die Papiſten in Mißbrauch ge-
ımen und auch nach der Schrift anders zu brauchen wäre. Durch ſie
:den wir geheiligt nach der erſten Tafel des Geſetzes Moſe, die wir da-
ch jetzt auch ſelbſt erfüllen. Und dazu kommt nun weiter als Kenn-
hen der heiligen Kirche, daß der heil. Geiſt uns auch heiligt nach der
)ern Tafel, indem er uns hilft, die Eltern ehren, die Kinder chriſtlich
ehen, Liebe gegen den Nächſten hegen und üben, keuſch und züchtig
en u. ſ. w. Aus ſolchem Volk und nicht aus den ſogenannten hohen
inden müßte man die Leute nehmen zu einem Concil, das vom heil.
iſt regiert würde.

Außer jenen Stücken bedarf das Volk Gottes Nichts. Der Teufel freilich hat neben Gottes Kirche seine Kapelle gebaut, die größer als diese Kirche ist, und hat als Gottes Affe auch äußere Dinge genommen, welche er weihen läßt, damit sie heiligen sollten. Aber das heilige christliche Volk gebraucht nur, was Gott gestiftet hat und worin er selbst mit seinem Geist wirken will. Es hat wohl neben den göttlichen Zeichen und Heilthümern auch jene im zweiten Theil erwähnten äußeren Weisen oder nützlichen, seinen Ordnungen, wie Feiertage, bestimmte Stunden für öffentliche Predigt und Gebet, Kirchen, Altäre u. s. w. Aber es weiß, daß es auch ohne diese Stücke geheiligt wird und daß diese Nichts, als was ihre eigene Natur mit sich bringt, thun können und immer frei und dem Regiment unserer eigenen Vernunft anheimgegeben bleiben sollen.

Als Nächstes bei der Kirche nennt dann Luther noch die Schule, darin man die künftigen Prediger zeuge. Er geht endlich über auf „des Bürgers Haus" und ferner auf „das Rathhaus und Schloß, so die Bürger schützen muß", — während über dem Allem Gott der Oberste und Nächste sein müsse, der solchen Ring oder Zirkel wider den Teufel erhalte und Alles in allen Ständen, ja in allen Kreaturen thue. Das Erste, sagt er, ist Haushalten, daher kommen die Leute; das Andere ist Stadt Regieren, was wir die weltliche Obrigkeit heißen; darnach kommt das Dritte, Gottes eigenes Haus und Stadt, das ist die Kirche, die muß aus dem Hause Personen, aus der Stadt Schutz und Schirm haben. Er schließt: das sind die drei Hierarchien, von Gott geordnet, und wir bedürfen keiner sonst: das Haus mit dem Gehorsam gegen Eltern und Hausherrn und mit Zucht und Versorgung der Kinder und des Gesindes, — das weltliche Regiment, — und dasjenige Regiment, wo der heil. Geist regieren soll. Was soll uns nun über diese drei hohen göttlichen Regimente, über die drei götttlichen, natürlichen, weltlichen Rechte das Gaukelrecht oder Regiment des Papsts? Darum wollen wir es nicht mehr leiden, sondern frei davon sein, ja des Papstes Herrn sein und ihn mit Füßen treten, wie Ps. 91, 13 sagt. Das wollen wir thun aus Kraft und Hilfe des Weibessamens, so der Schlange den Kopf zertreten hat und noch zertritt (1 Mos. 3, 15), ob wir gleich wagen müssen, daß er uns wiederum in die Ferse beiße. Demselben gebenedeiten Samen des Weibes sei Lob und Ehre sammt dem Vater und heil. Geist, einem rechten Gott und Herrn in Ewigkeit. Amen.

Mit der Lehre von der Kirche hat so Luthers Buch zugleich großartige Grundzüge für eine christliche Sittenlehre entfaltet.[1])

Zehntes Kapitel.

Fortschritte der Reformation; Kurbrandenburg und Sachsen.

Dem Protestantismus, welcher mit aller der von Luther gewünschten Entschiedenheit seine Stellung in jenen Verhandlungen behauptete und dabei im Genuß des von diesem so sehr gewünschten und doch kaum mehr gehofften Friedens verblieb, ward endlich eben jetzt auch neuer, mächtiger äußerer Zuwachs zu Theil.

Zunächst war in Dänemark erst jetzt der Widerstand katholisch gesinnter Bischöfe vollends gebrochen, eine evangelische Kirchenordnung hergestellt worden. Aus langen inneren und äußeren Kämpfen, welche nach dem Tode des evangelischen Königs Friedrich (1533) wegen der Thronfolge sich erhoben hatten, war sein Sohn, Christian III., siegreich hervorgegangen. Unter Zustimmung der Reichsstände hob er den Episkopat auf. Er berichtete 1536 über seine Maßregeln und Vorhaben an Luther. Dieser sprach ihm seinen Beifall darüber aus, daß er die Bischöfe ausgerottet, die nicht aufgehört haben, Gottes Wort zu verfolgen und das weltliche Regiment zu verwirren, und versprach ihm, Solches nach Vermögen mit zu verantworten, ermahnte ihn aber, mit den von der Krone eingezogenen Gütern die Kirche geziemlich zu versorgen. Auch hier wurde Bugenhagen 1537 mit der Einrichtung der kirchlichen Verhältnisse beauftragt. Luther half dazu, indem er wieder in die Arbeiten des Wittenberger Pfarramts für ihn eintrat. Er ermunterte ihn, mit voller Zuversicht zu Gott ans Werk zu gehen und sichs nicht befremden zu lassen, wenn der Teufel sich ihm als der alte Teufel zeige, und warnte ihn seinerseits namentlich vor jedem Versuch, „den Papst und den Luther mit einander auszusöhnen"; im Uebrigen, sagte er, habe Jener Alles schon ohne ihn von Gott durch Christum. Mit Freuden sah er, wie ihm Alles glücklich von Statten gehe; derselbe vollzog auch die Krönung des Königs — als wahrhaftiger Bischof, wie Luther sagte (dabei „halfen" die Reichsräthe „ihren König krönen", indem sie an die Krone, welche ihm Jener aufs Haupt setzte, mit die Hand legten). Auf dem Braunschweiger Convent 1538 trat Christian dem Schmalkalder Bunde bei: er wurde Luthern gerühmt, sich mit seinem Bekenntniß dort wie ein zweiter David erzeigt zu haben; zuvor hatte er Luthern brieflich den Wunsch ausgedrückt, dort seine persönliche Bekanntschaft machen zu können. — Statt der Bischöfe erhielt die dänische Kirche Superintendenten (auf welche indessen jener Titel nachher überging). Der hervorragendste unter ihnen, Petrus Palladius, hatte sich zuvor in Wittenberg 1537 die theologische Doktorwürde erworben. Die Rede, welche er bei diesem Akt zu halten hatte, wurde — nach einem damals

auch sonst geübten Brauch — ihm von Luther gemacht und ist uns erhalten: sie ist ein kurzes markiges Wort über die von oben kommende Weisheit und Beredtsamkeit, anschließend an Luk. 21, 15 (Spätere hielten sie aus Mißverstand für Luthers Rede bei seiner eigenen Promotion i. J. 1512). — Bugenhagen blieb zwei Jahre lang in Dänemark. Für Luther brachte er von da ein Geschenk von hundert Gulden mit, wovon jedoch Jener die Hälfte nicht annehmen, sondern vielmehr ihm selbst zutheilen wollte. Luther sprach sich bei dieser Gelegenheit ärgerlich über gewisse Herrn aus, welche solche Geschenke zu machen pflegen: es sei für sie ein Mittel, sich weiß zu brennen von der Schuld des Geizes und Raubes, den sie unter dem Deckel des Evangeliums treiben.[1])

Daneben haben wir auch der Beziehung König Gustavs von Schweden zu Wittenberg und Luther zu erwähnen. Er ließ sich durch Luther und Melanchthon 1539 einen Erzieher für seinen Sohn empfehlen und wechselte auch in den folgenden Jahren noch einige Briefe mit Luther, bat diesen namentlich, ihn gegen gewisse üble Nachreden in Schutz zu nehmen, die besonders von Dänemark aus gegen ihn verbreitet wurden, als ob er es nicht entschieden und aufrichtig mit der Sache des Evangeliums hielte, vielmehr in verdächtige Verbindungen mit Kaiser Karl sich einließe. Den Georg Normann, welchen Jene für den genannten Zweck ihm zuschickten, machte er zu seiner Vertrauensperson und gab ihm eine der höchsten Stellen in Kirche und Staat.[2])

Unter den deutschen Städten hatte in den letzten Jahren Augsburg, der Sitz eines Bischofs, das römische Kirchenthum aus seiner Mitte auszustoßen gewagt, während es zugleich den oben dargestellten Antheil an der durch Butzer eingeleiteten Concordie nahm. Mit Bezug auf das Vorgehen der Stadt gegen den katholischen Klerus gaben damals die Wittenberger einen bemerkenswerthen Bescheid über das Recht der Obrigkeit zur kirchlichen Reform. Während nämlich die Domgeistlichkeit dem Magistrat den Gehorsam versagte und deshalb die Stadt räumen mußte, erklärten Jene: eine christliche Obrigkeit solle allerdings in Kirchen ihres Gebietes und Patronates den gottlosen Kultus abthun; wenn aber der Magistrat diese Pflicht gegen Kathedralkirchen ausüben wolle, so greife er in fremdes Gebiet ein; denn sie stehen, obgleich sie innerhalb der betreffenden Städte liegen, doch nicht unter dem städtischen Rath, sondern unmittelbar unter der Herrschaft des Kaisers. In diesem Sinn suchte besonders auch Luther, wiewohl vergebens, dem Eifer der Augsburger zu wehren.[3])

Ein wichtiger Umschwung bereitete sich allmählich in einem der Hauptlande Deutschlands, dem Kurfürstenthum Brandenburg vor. Joachim I., dessen Gemahlin Elisabeth längst wegen ihrer evangelischen Grundsätze nach Kursachsen geflohen war, starb 1535. Sein Sohn und Nachfolger

Joachim II. hatte schon drei Jahre zuvor wegen des Abendmahls unter Einer Gestalt, wozu Elisabeth sich nicht mehr hatte verstehen wollen, eine Anfrage an Luther gerichtet, der ihm kurz erwiedert hatte, daß jenes gegen Gottes Ordnung sei und man besser des Sakramentes ganz sich enthielte. Kurz darauf, als er in den Türkenkrieg zog, hatte er von Luther eine christliche Zuschrift erbeten und erhalten (oben S. 284). Zum Widerwillen gegen das Papstthum soll er zuerst durch eine Aeußerung des Papsts Clemens erregt worden sein, welche ein aus Italien kommender, an seines Vaters Hof berufener Astrolog erzählte: Clemens habe auf den Vorwurf, daß er unehelich geboren sei, erwiedert, daß er dies mit dem Herrn Christus gemein habe. Als er zur Regierung kam, hieß es in Wittenberg zuerst, er sei jetzt dem Evangelium entfremdet. War doch Erzbischof Albrecht sein Oheim. Er selbst liebte den Frieden. Die katholischen Fürsten suchten ihn in ihren Bund zu ziehen. — Inzwischen lebte seine Mutter in freundlichem Verkehr mit Luther auf Schloß Lichtenberg und hielt sich öfters in Wittenberg selbst auf. Während des Jahres 1537 lag sie lange Zeit im Hause Luthers krank. Er erzählt einmal ihrem Schwiegersohn Johann von Anhalt, wie seine Käthe bei ihr auf dem Bett sitze und sie beruhige: er hatte damals viel mit ihr auszustehen, denn sie war wie kindisch geworden und sehr schwer zu behandeln. Ihr zweiter Sohn, Johann, besuchte sie einige Male. Dieser hielt sich schon offen zu den protestantischen Ständen; als er zu Anfang Februars 1538 mit Kurfürst Johann Friedrich in Wittenberg war, begrüßten beide Luther mit Dank für eine von ihm gehaltene Predigt. — Bei Joachim nun enthielt sich Luther jedes Versuchs, ihn zu reformatorischen Schritten anzutreiben. Er dachte, wie er nachher sagte, derselbe könne es wohl noch nicht wagen, — schwieg still und wollte ihn nicht vermahnen noch anreizen, sondern überließ Gott die Sache. Joachim aber, nachdem er noch auf dem Frankfurter Convent 1539 als Vermittler zwischen beiden Parteien gewirkt hatte, ließ jetzt wirklich, noch während dieses Jahres, im Einverständniß mit seinen Ständen unter Beihilfe Melanchthons reformatorische Ordnungen entwerfen. Noch wurde hiebei seinem Wunsch gemäß, während die evangelische Lehre und Abendmahlsfeier angenommen, das Meßopfer abgethan war, mit Bezug auf äußere Zeremonien conservativer als in irgend einem andern deutschen Lande verfahren: nicht bloß Prozessionen und priesterliche Prachtgewänder, sondern sogar die letzte Oelung und das Herumtragen der Hostie in öffentlicher Prozession war beibehalten. Dennoch bezeugte Luther große Freude über einen Bericht, welchen ihm Johann erstatten ließ. Nur jenes Herumziehen mit dem Sakrament verwarf er: trage man es nur in der Einen Gestalt, der Hostie, herum, so sei das Gottes Spott; nehme man auch den Kelch dazu, so sei „solche Reverenz eine Neuerung, die aller Welt Maul und

Augen aufsperren und den Papisten zur Spötterei Ursach geben würde". Jene Oelung wollte er einstweilen zulassen, wofern sie nicht in die gedruckte Ordnung käme, — als einen bloß menschlichen Brauch, nicht als ein Sakrament. Dem Berliner Propst Buchholzer, der sich auch wegen der Kleider und der Prozessionen überhaupt beschwerte, schrieb er: „Wenn Euch Euer Herr will lassen das Evangelium lauter predigen und die beiden Sakramente nach Christi Einsetzung reichen und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, das Umtragen des Sakraments, die Todtenmessen u. s. w., so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand; und hat Euer Herr an Einer Kappe oder Rock nicht genug, so ziehet derer drei an, wie Aaron der Hoheprieſter drei Röcke über einander anzog; haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an Einem circuitu oder Prozession, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so geht siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen; und hat Euer Herr ja Lust dazu, so mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that; — denn solche Stücke, wenn nur abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar Nichts, doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden daraus gemacht werde; und könnt ichs mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein!" Die Worte zeigen gleich gut, wie viel Luther von solchen Dingen unter Umständen ertragen konnte, und welchen wirklichen Werth oder Unwerth er ihnen beilegte.[1])

Schon im Frühjahr 1538 trat auch eine Schwester Joachims II. und Johanns, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg, durch Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten zu den Evangelischen über. Durch sie war einst der geheime Uebertritt ihrer Mutter dem Vater verrathen worden. Sie war es ferner, durch welche im Jahre 1534 von Wittenberg aus, wo sie am Tisch ihrer Mutter mit Luther zusammen war, jene erbitternde Nachricht, daß dieser gegen Herzog Georg beten lasse, nach Dresden kam (oben S. 309). Eben unter dem Einfluß von Besuchen, die sie in Wittenberg machte, änderten sich ihre Gesinnungen. Sie wurde wie ihre Mutter auch persönlich Luthern und seiner Frau befreundet; wie gemüthlich ihr Verhältniß zu einander war, sehen wir aus Geschenken, die sie sich machten: so schickt sie dem Lutherschen Ehepaar Käse und dieses ihr Setzlinge von Maulbeer- und Feigenbäumen. Ihr Gemahl Erich ließ sie gewähren, und nachdem er 1540 gestorben war, ordnete sie als Regentin an der Statt ihres unmündigen Sohnes die evangelische Predigt für ihr Land an; Luther empfahl ihr Leute dazu.[2])

Im Jahre 1538 wurde ferner für Mecklenburg, wo die Herzoge schon seit 1524 (oben B. 1 S. 651) sich zu Luther in Beziehung gesetzt hatten und verschiedene evangelische Prediger berufen, die Winkelmessen aber und andere katholischen Bräuche noch größtentheils im Schwange waren, durch den Schweriner Bischof selbst, nämlich Heinrichs Sohn Magnus, der völlige Sieg des Evangeliums erstrebt. Er legte darüber dem Landtag von Parchim ein Gutachten vor. Dieser ging jedoch noch nicht darauf ein; Herzog Albrecht, Heinrichs Bruder und Mitregent, erhob Widerspruch. Magnus, in seinem Gewissen bedrängt, wandte sich deshalb zu Ende des Jahrs an Johann Friedrich und Luther. Dieser beruhigte ihn aber: er könne den andern Theil nicht zwingen, sondern nur ermahnen, zumal die Sache noch nicht fest genug gewurzelt sei; Gottes Geist werde ihm weiteren Rath geben. Magnus und Heinrich erließen dann wenigstens ihrerseits eine Kirchenordnung (fürs ganze Land wurde erst seit 1550 die Reformation vollends durchgeführt). Auch bei so günstigen Umständen und fortwährenden Weiterschreiten der evangelischen Lehre wollte so Luther immer nur ein maßvolles Vorgehen in den Schranken des bestehenden Rechtes.[1])

Das wichtigste Ereigniß endlich, welches das Jahr 1539 — noch vor dem Uebertritt Kurbrandenburgs — brachte, war der gewaltige Umschwung der Dinge im Herzogthum Sachsen.

Herzog Heinrich hatte hier trotz seines Bruders Georg entschieden die evangelischen Ueberzeugungen angenommen, denen vornehmlich seine Gemahlin Katharina zugefallen war (oben S. 118). Im Mai 1531 war einmal Luther von Kurfürst Johann nach Torgau berufen worden, weil Herzog Heinrich dort angekommen sei und sonderliche Neigung zeige, ihn zu sehen und predigen zu hören. Johann berief ihn schleunigst, weil Niemand wisse, was vielleicht Gott der Allmächtige durch solchen Zufall wirken möchte. Und Johanns Hoffnungen erfüllten sich in der Folgezeit noch reicher als er ahnen konnte.

Seit einigen Jahren bekannte Heinrich jetzt offen jene Ueberzeugungen und stand für sie ein. In seine Stadt Freiberg berief er 1536 den evangelischen Prediger Jakob Schenk (weiteres über ihn in Kap. 13.), nach seinem Abgang Luthers Freund Hausmann aus Dessau, dann, als dieser beim Amtsantritt starb, den gleichgesinnten Zeuner, ferner mehrere Diakonen. Die beiden Letztgenannten sollten bei der Uebernahme des Amtes möglichst die altkirchliche Ordnung einhalten, indem sie sich dem Bischof von Meißen, zu dessen Diözese Freiberg gehörte, brieflich vorstellten und empfahlen. Luther selbst verfaßte ihnen die merkwürdigen Schreiben, in welchen sie dies thaten. Sie erklärten darin, daß sie und des gleichen auch Luther als Verkündiger des Evangeliums die Autorität der Bischöfe keineswegs zerstören, vielmehr selbst diese in diesem der Zucht

so sehr bedürftigen Zeitalter unterstützen und stärken möchten, wenn nur eben das Evangelium frei gelassen würde. Der Bischof antwortete darauf Nichts. — 1537 trat Heinrich auch dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Gegen Herzog Georg hatte Luther in den letzten Jahren geschwiegen. Aber schwere Schläge kamen jetzt von oben über ihn. Von einer größeren Zahl Söhne waren ihm nur zwei geblieben: „Johann, welcher kinderlos, und Friedrich, welcher geistesschwach war. Johann theilte des Vaters Widerwillen gegen Luther. Er ließ diesem einmal durch Lukas Cranach sagen: sein Vater sei noch viel zu gelind gegen ihn gewesen; wenn er ins Regiment komme, „wolle er sich an ihm erholen, was er an seinem Herrn Vater verschuldet hätte". Luther soll erwiedert haben: Gott habe ihn vor des Vaters Vaters Zorn behütet, darum könne er sich vor Herzog Hans noch viel weniger fürchten; weil dieser auf seines Vaters Tod trotze, solle er nicht würdig sein, denselben zu erleben. Am 11. Januar 1537 starb Johann. Im Todeskampf soll er, wie Luther vernahm, vergebens noch nach dem Sakrament unter beiderlei Gestalt begehrt haben; Georg selbst soll ihn ermahnt haben, jetzt anstatt an eigene Werke allein nur an den Heiland Christus zu denken, und dann der Gattin des Sterbenden bemerkt: den Gesunden dürfe man Solches nicht sagen. Die Witwe führte in ihrem Besitzthum Rochlitz alsbald die Reformation ein. — Georg bestellte jetzt Friedrich zu seinem Nachfolger, dem vier und zwanzig Räthe zur Seite stehen sollten. Der evangelischen Bewegung, die längst unter seinen Unterthanen drohte und vollends unter einen solchen Nachfolger gefährlich werden mußte, wollte er nun noch durch eigene Reformen steuern. Er war auch in der That mit dem katholischen Klerus unzufrieden und über die falschen päpstlichen Vertröstungen mit einem Concil aufgebracht. Zugleich suchte er Frieden mit seinen kursächsischen Vettern. Nachdem er darüber seinem Landtag eine Vorlage gemacht hatte, ließ er seinen Rath Carlowitz mit Kursachsen wegen eines Gesprächs zwischen Theologen und Räthen beider Theile verhandeln. In der That kam dies zu Anfang des Jahrs 1539 in Leipzig zu Stand, wobei Melanchthon Theil nahm, — aber ganz erfolglos, indem Georg besonders von der Messe nicht weichen wollte. Luther war mit Melanchthons Theilnahme einverstanden, obgleich er Nichts hoffte. Er meinte von Georg ähnlich wie von Heinrich VIII., daß er wohl dem Papst und den Pfaffen heftig an den Leib gehen möge, da er schon vor dem Beginn der Reformation diesen aufsässig gewesen sei und im Streben nach eigener Macht und Gewalt ihnen wohl noch Härteres als den Evangelischen anthun könnte, daß aber Weiteres nicht von ihm zu erwarten sei. — Am 27. Januar vermählte Georg gar noch den unglücklichen Friedrich. Luther äußerte darüber: „Er thuts Alles aus Haß gegen

seinen Bruder; — aber unser Herr Gott lässet den erbreichen verdorren." Vier Wochen nachher starb Friedrich, wohl in Folge der Mittel, mit welchen man den schwachen Ehemann anzuregen versucht hatte. — Georg suchte sein Land jetzt für die alte Kirche noch durch ein Testament zu retten, nach welchem Heinrich ihn nur beerben durfte, wenn er ihr treu blieb, ja dem Nürnberger Bündniß der katholischen Fürsten beitrat; andernfalls wollte er sein Land dem Kaiser und König Ferdinand vermachen. Ehe er dies Testament unterzeichnete, schickte er darüber eine Botschaft an seinen Bruder. Heinrich blieb standhaft. Während aber noch mit ihm verhandelt wurde, raffte ein schneller Tod auch Georg selbst am 17. April hinweg.

Luther hatte diesen doch immer noch nicht so ganz als einen Verlorenen angesehen, wie er selber öfters äußerte. Er hatte nicht bloß wider ihn, sondern auch für seine Bekehrung noch gebetet. Jetzt freilich konnte er seinethalben nur noch das Schlimmste annehmen. „Ich gönn es", sprach er, „dem Herzog Georg nicht, wollte lieber, daß er lebte und sich bekehrte; nun ist er dahin ins ewige Feuer, ist anders das Evangelium wahr." Welch eine Gottesthat fürs Evangelium und Deutschland und welch eine Bürgschaft fürs Gottvertrauen mußte er dagegen in diesen Geschicken sehen! „Gott", sagt er, „hat ein sonderlich Werk gethan mit Herzog Georgen Tod; Gott hat ihm müssen wehren, oder Deutschland wär in allen Jammer kommen." Als er die sichere Todesnachricht hatte, las er seinen Freunden den 58. Psalm vor — von den Gottlosen, welche wie eine Schlange wüthen und wie Wasser zergehen, von den Gerechten, welche sich solcher Rache freuen, und von Gott, dem Richter auf Erden. Der Todesfall traf zusammen mit der friedlichen Vereinbarung des Frankfurter Convents, und Luther erwähnte jenen auch speziell in dem Gottesdienst des 11. Mai, in welchem er, wie wir oben (S. 403) erzählten, das Volk zum Dank gegen Gott ermahnte: „Der liebe Gott hat jetzt selber wunderbarlicher Weise Frieden gemacht in dem, daß der gottlose Mensch Herzog Georg getödtet ist."

Unbehindert durch Georgs Testament, welches nicht rechtskräftig geworden war, trat Herzog Heinrich die Regierung an. Um Pfingsten nahm er in Leipzig die Huldigung vor. Johann Friedrich und Luther erschienen dort mit ihm. Am Fest wurde in allen Kirchen der evangelische Gottesdienst eingeführt. Am Vorabende desselben, dem 24. Mai, predigte Luther in der Kapelle der Pleißenburg. Er fürchtete, leiblich zu schwach zu sein, um die Hauptpredigt des ersten Festtags in der Nikolaikirche halten zu können, was dann Jonas that, predigte aber hier doch am Nachmittag des Festes vor einer begierigen Menschenmenge. Jene erste Predigt haben wir noch. Da sprach Luther an der Stätte, wo er vor zwanzig Jahren über das Kirchenthum eine so heiße und folgenreiche Disputation

bestanden, in dem Lande, dessen Fürst an jenem Ruf „Kirche, Kirche“ so starr festgehalten, am Orte der Universität, welche dem benachbarten Wittenberg als Vorkämpferin Roms entgegengestanden hatte, nach dem Pfingsttext Joh. 14, 23 ff. von der wahrhaftigen Wohnung, welche Christus mit dem Vater und heiligen Geist bei denen machen wolle, die ihn lieben und seine Gebote halten und eben hiemit von der wahren christlichen Kirche, dem Hause, da allein Gottes Wort schalle, der Gemeinde solcher Leute, die Gott erkennen, lieben und preisen.

Der Bischof von Meißen und sein Domkapitel machten noch einen erfolglosen Versuch, den muthmaßlichen Reformplänen Heinrichs im Voraus durch eine Schrift entgegenzutreten, in welcher die wahrhafte Christenlehre dargestellt sein sollte und welche sie dem neuen Landesherrn mit der Zusage eigener reformatorischer Maßregeln überreichten. Heinrich schickte dieselbe an Johann Friedrich, der sie von seinen Wittenberger Theologen begutachten ließ: diese fanden in ihr Hauptpunkte wie die Privatmessen mit Stillschweigen übergangen, — im Uebrigen neben schönem Schein genug Giftes, — das Ganze natürlich unannehmbar. Luther urtheilte kurzweg: es sei hier nicht viel zu disputiren; wolle der Herzog das Evangelium haben, so müsse er die Abgötterei abschaffen und zwar vor Allem die Messe.

Schon im Juli ordnete Heinrich eine Kirchenvisitation an nach dem kursächsischen Vorbild und durch Theologen, die ihm der Kurfürst lieh. Luther unterstützte die Sache mit eifrigen Ermahnungen und mit seinem Rath; wir sehen ihn besonders an Berathungen über die Berufung tüchtiger Geistlichen Theil nehmen. Er gab indessen im Hinblick auf das Werk, zu welchem hier so plötzlich Bahn gebrochen war, keine hohen, triumphirenden Erwartungen, sondern vielmehr sehr ernste Sorgen kund. Ueber Heinrich äußerte er gleich nach Georgs Tod, während er sich über seine Standhaftigkeit diesem gegenüber freute: „Ach, der gute Fürst hat nun ein groß Land, aber er ist alt, schwach und ungeschickt dazu.“ Heinrichs Gemahlin Katharina versprach ihm in Leipzig mit Eifer, daß auch sie für die Kirchen und Schulen bedacht sein wolle, was der höchste Gottesdienst sei; an sie wandte er sich, als er im Lauf des ersten Jahres Vieles erfuhr, was ihm mißfiel. Die Bevölkerung war besonders in den Städten auf den Umschwung wohl vorbereitet. Aber hunderte von Geistlichen setzten, wie Luther sagt, als giftige Papisten noch die Hörner auf. In Leipzig, der bedeutendsten Stadt des Landes, fand er das Volk recht gut, aber die hohen Herrn daselbst noch von altem Haß und Verachtung gegen Wittenberg erfüllt und dabei einen Pfuhl von Wucher und andern Lastern, ja von sodomitischer Verderbniß: er widerrieth seinem alten Freund Link, einen Ruf dorthin anzunehmen. Am meisten beargwöhnte er die gewalt-

thätigen, selbstsüchtigen und habgierigen Adeligen des Landes, diese „adeligen Harpyen". Und vor Allem fand er diesen Geist bei den Herrn des herzoglichen Hofes. Er schrieb darüber im folgenden März an seinen Freund Lauterbach, der Pfarrer von Pirna geworden war: „Ich sehe, daß man am Dresdener Hof überaus überdrüssig ist, für Gottes und der Menschen Sache Sorge zu tragen; so sehr scheint da Hochmuth und Geiz zu regieren; der alte Fürst vermag Nichts; — Gott wolle durch sich selbst seine Kirche leiten, bis er Werkzeuge finde, durch welche er uns offenbarlich die Kirche leite."[1])

Elftes Kapitel.

Luther gegen Erzbischof Albrecht und Lemnius.

Neben Luthers großartigen reformatorischen Kämpfen und Arbeiten sehen wir zu verschiedenen Zeiten kleinere Händel hergehen, welche mit jenen in unmittelbarem Zusammenhang, ihnen aber an Bedeutung weit nachstehen. Die Personen, mit welchen er in ihnen zu thun hatte, erschienen ihm mehr und mehr wie ein Inbegriff von Verderbtheit, während sie für uns doch nicht so schlechthin in diesem Lichte sich darstellen; und in demselben Grad nimmt für uns sein eigenes heftiges Eifern gegen sie, obgleich es auch hier ein Eifern für die höchsten sittlichen und religiösen Interessen war, den Charakter persönlicher, leidenschaftlicher, schrankenloser Aufwallung, ja groben Schimpfens an. Wir machten eine solche Bemerkung früher mit Bezug auf die Reibungen zwischen ihm und Herzog Georg. Aehnliches gilt von denjenigen Aeußerungen Luthers aus den letzten Jahren, welche wir hier noch nachzuholen haben.

Wir kennen die eigenthümliche Haltung des Erzbischofs Cardinal Albrecht zu der Reformation und der Person des Reformators, welchem er selbst einst durch seinen Ablaßhandel den ersten Anlaß zum gewaltigen Kampf gegeben hatte. Er, der kluge, in weltlicher Bildung sich gefallende, mit den Blößen und Aergernissen des römischen Kirchenthums recht wohl bekannte, auch seiner eigenen sittlichen Blößen sich bewußte, den ernsten religiösen Entscheidungen abgeneigte, diplomatisch gewandte vornehmste deutsche Kirchenfürst wollte Anfangs nach der Seite der Reformation hin noch möglichst lang freie Hand für sich behalten und nahm besonders gegen Luther trotz Allem, was dieser in seiner Offenheit gegen ihn sich erlaubte, eine artige, ja freundliche Miene an. Er ließ sichs einst gefallen, als dieser ihn vermahnte, seinen unzüchtigen Cölibat mit dem Ehestand zu vertauschen, ja schickte selbst dem abgefallenen Mönch ein Geschenk für seinen Hausstand. Von Melanchthon nahm er noch im Jahre 1532

eine Dedikation seines Commentars zum Römer-Brief huldreich an: er schickte ihm dafür einen Becher mit dreißig Goldgulden. Den Freund Luthers, Dr. Rühel, behielt er unter seinen Räthen und dieser suchte Luther auch fortwährend gegen ihn zu beschwichtigen. Daneben aber wehrte er, so weit seine Macht reichte, daß die evangelische Lehre praktisch sich geltend mache, namentlich duldete er nicht, daß der Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt eindringe. So verfuhr er besonders in seiner Residenzstadt Halle, wo in der Gemeinde längst Verlangen nach dem evangelischen Gottesdienst war und das Gedächtniß des 1527 ermordeten Predigers Winkler (S. 114) fortlebte; ähnlich wie Herzog Georg drang er seit 1531 darauf, daß Jedermann an der österlichen Communion Theil nehme, und bestrafte diejenigen, welche auswärts evangelischen Gottesdiensten nachgingen. Auf Halle war dagegen auch Luthers Blick besonders gerichtet, wie er denn schon nach Winklers Tod der dortigen Christen mit einem Sendschreiben sich annahm; das Blut dieses Märtyrers schien ihm fort und fort gen Himmel zu schreien. Von Albrecht war er überzeugt, daß derselbe mit Bewußtsein die Wahrheit verfolge. Schon als er seine Schrift „Wider den Meuchler von Dresden" 1531 verfaßte, hatte er auch eine gegen den Erzbischof im Sinn, der sich rühme, daß jetzt das kaiserliche Edikt gegen die Protestanten werde vollstreckt werden. Dann stieß er besonders auch bei der anhaltischen Reformation auf das geheime und offene Gegenwirken desselben. Am meisten aber zürnte er über die Zweideutigkeit Albrechts. So schrieb er 1534 an Rühel: „Ich achte, euer Früchtlein zu Halle hat nun ausgeheuchelt und lange genug den Baum auf beiden Achseln getragen, wird nun seiner Nesselart sich befleißigen, das Frömmichen." Unter Anderem führt er gegen ihn auch an, daß er eben den Commentar, für welchen er dem Melanchthon jenes Geschenk verehrte, fluchend mit Füßen getreten habe. Er nannte den Bischof seinen eigenen, treulosen, verlorenen Schüler. Oefters äußerte er: dieser verdiene vor allen Anderen Papst zu werden, so stark sei er in allen päpstlichen Tugenden. Zu Anfang des Winters 1534 gedachte er seiner, wie wir schon früher beiläufig hörten (S. 309), auch beim Wittenberger Gottesdienst im Gebet und in der Predigt und wollte dann diese Predigt veröffentlichen, ließ sich jedoch noch einmal hievon abbringen.

Nun geschah es, daß im Juni 1535 Albrecht seinen bisherigen vertrauten Diener und Günstling Hans von Schönitz wegen großartiger Betrügereien, die er in Geldsachen gegen ihn sich habe zu Schulden kommen lassen, nach kurzem peinlichem Prozeß mit großer Hast vor dem aus Bauern bestehenden Schöffengerichte des zum Erzbisthum gehörigen Amtes Giebichenstein bei Halle aburtheilen und sofort an den Galgen hängen ließ. Vergebens hatten Schönitz' Verwandte ihm eine große Summe

Geldes angeboten, wenn er dem Angeklagten eine ordentliche Untersuchung und Vertheidigung vergönne, und die Sache ans kaiserliche Kammergericht gebracht, das ihn eben hiezu ermahnte. Er ließ den Angeklagten auf schwere Geständnisse hin richten, die ihm jedoch durch die Folter abgepreßt waren. Vor dem Galgen noch erklärte dieser, daß er solch schmählichen Tod gegen Gott wohl verschuldet, vor der Welt aber nicht verdient habe. Allerlei Veruntreuung und Betrügerei war ihm ohne Zweifel mit Recht vorzuwerfen: er bedurfte des Geldes, um seine Prachtliebe zu befriedigen, worin er es seinem Herrn nachthat. Aber bei dem hastigen Verfahren Albrechts gegen ihn erhebt sich der begründete Verdacht, daß dieser ihm den Mund schließen wollte über bedenkliche Anschläge und Operationen, wozu er selbst, der stets in Geldklemme war, ihn gebraucht hatte, und zwar besonders bei Verhandlungen mit seinen Landständen. In einem seiner Briefe an ihn, die in Schönitz' Nachlaß sich fanden, stand, wie Luther bemerkt, mit Bezug auf einen solchen Handel mit der Landschaft: „Ich kann wohl noch eine Brücke niedertreten und, wo es fehlet, das Datum versetzen." Aufgehellt ist der Prozeß noch heute nicht. Doch wird man schon hiernach ein Urtheil über Luthers Verhalten zu demselben sich bilden können.

Schönitz' Bruder Anton wandte sich an Luther, um durch ihn eine Schutzstätte in Kursachsen zu erlangen, da der Erzbischof ihm mit Herzog Georgs Hilfe die Papiere des Hingerichteten abnöthigen und er dagegen den Rechtsweg einschlagen wollte, um für seinen Bruder die Ehre und für sich das Eigenthum desselben, das Jener als Schadenersatz in Anspruch nahm, zu retten. Sodann wurde ein Tischgenosse Luthers, Ludwig Rabe, durch ein erzbischöfliches Schreiben wegen der Reden bedroht, die er über Schönitz' Sache zu führen sich erlaube, und Luther konnte, wie er sich ausdrückt, nicht anders denken, denn daß der Erzbischof damit ihn selbst durch einen Zaun habe stechen und stochern wollen. Uebrigens war Luther auch sonst schon gewöhnt, für Andere, deren Recht er gekränkt sah und die ihn um Beistand anriefen, das Wort zu nehmen. So äußerte er bei einer anderen Gelegenheit gegen einen Richter: „Ihr wisset, Doktor Martinus ist nicht Theologus und Verfechter des Glaubens allein, sondern auch Beistand des Rechts armer Leute, die von allen Orten und Enden zu ihm fliehen, Hilfe und Vorschrift an Obrigkeiten von ihm zu erlangen." Wie ihn Katholiken den Wittenberger Gegenpapst nannten, so möchte man ihn hierin wirklich jenen Häuptern der katholischen Kirche vergleichen, welche im Mittelalter öfters gewaltig gegen die weltlichen Machthaber für niedergetretene Unterthanen und gebeugtes Recht in die Schranken traten. Nur vergesse man nicht den großen Unterschied: er that es nie vermöge einer hierarchischen Vollmacht, sondern einfach vermöge seiner Pflicht als Mit-

christ und Mitbürger, indem er nur durch die Wahrheit der Sache und die Kraft seines Wortes wirken wollte.

Luther verwandte sich für Anton Schönitz beim Kurfürsten. Auf das Schreiben, welches Rabe erhalten hatte, erwiederte er selbst dem Erzbischof in einem verächtlichen Brief. Nachdem er dann noch Weiteres über Hans Schönitz' Sache erfahren und zugleich von Bemühungen Albrechts, das gegen ihn sich erhebende öffentliche Urtheil zu beschwichtigen, vernommen hatte, kündigte er diesem im Februar des folgenden Jahres an: er werde nicht dulden, das derselbe das Blut des Gemordeten „verscharre und decke durch mancherlei Weisen und Personen", wie einst mit Winklers Blut geschehen sei. Er wollte vielmehr, nachdem er ihn hier noch einmal ermahnt, mit einer öffentlichen Schrift gegen ihn auftreten, — wollte, wie er sagt, mit den letzten Worten des Hingerichteten zu ihm kommen und ihm eine lustige Fastnacht anrichten, daß ihm die Füße zum Tanz jucken sollten. Ihm selbst, der den Schanz (Schönitz) als Dieb habe hängen lassen, warf er vor, Raub, Diebstahl und Betrug an Kirchen- und Klöstergütern, ja gar auch einer seiner Buhlerinnen gegenüber sich erlaubt zu haben, also daß ihm ein Galgen dreimal so hoch denn der Giebichenstein gebühren würde. Albrecht suchte indessen seinen Handel mit der Schönitzschen Verwandtschaft durch Mittelspersonen, besonders Georg von Anhalt, friedlich auszugleichen; er wollte daran auch Jonas Theil nehmen, sogar Luther als Unterhändler sich gefallen lassen. Zugleich riefen Kurfürst Joachim und andere brandenburgische Verwandte die Hilfe Johann Friedrichs an, damit er der Schmach vorbeuge, die Luther dem Erzbischof anzuthun drohte. So ließ sich Luther noch zurückhalten, obgleich er in einer Antwort an Kanzler Brück zu bedenken gab, daß er „es nicht könnte einen Mann geschmähet heißen lassen, wenn er einem Buben die Wahrheit sagte", und daß jene Herrn billiger derjenigen Schmach sich annähmen, die Albrecht mit der That ihrem Stamme bringe.

Während nun der Schönitzsche Rechtshandel sich noch länger hinzog, erschienen 1538 in Wittenberg lateinische Epigramme eines dort studirenden jungen Humanisten und Poeten Simon Lemchen, genannt Lemnius; sie wurden an Pfingsten vor den Kirchenthüren zum Verkauf ausgeboten. Melanchthon, welchem als damaligem Rektor die Büchercensur bei der Universität oblag, hatte sie passiren lassen: er schätzte die Talente ihres Verfassers und hatte sie nicht erst durchgelesen. Alsbald aber erhob sich über sie ein Sturm bei der Universität und in der Stadt, wobei besonders Luther sich betheiligte. Einige derselben richteten sich nämlich verletzend gegen Wittenberger Persönlichkeiten, welche theils offen gekennzeichnet, theils wenigstens, wie namentlich ein paar Frauen, hinlänglich angedeutet waren. Anderen gab man eine, übrigens keineswegs erweisliche Beziehung auf

Höhergestellte, ja auf den Kurfürsten. Deshalb citirte der akademische Senat den Lemnius zur Verantwortung und verhängte, da er sein Wort brach und aus Wittenberg entwich, die Relegation über ihn. Was aber Luther am meisten gegen ihn aufbrachte, war das überschwängliche Lob, welches von ihm dem Erzbischof Albrecht, als dem Erhalter des alten Glaubens und der alten Heiligthümer, dem ruhmvollsten Kirchenhaupte, dem Manne von hochehrwürdigem, trajanischem Charakter u. s. w. gespendet worden war. Er vermuthete, daß dieser selbst ihn zu jenen Ausfällen ermuntert habe. Außerdem war mit Albrecht, als einem Mäcenas humanistischer Gelehrten, auch Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn, der damals in Wittenberg sich aufhielt und mit Lemnius Freundschaft hielt, enge verbunden: für Luther war jedenfalls auch dies ein Gegenstand des Aergernisses. So ließ er denn gleich am Trinitatisfest auf der Kanzel, wo er für Bugenhagen predigte, über Lemnius sich aus und verlas dann eine Erklärung des Inhaltes: er könne als Lückenbüßer und Unterpfarrer des Pfarrherrn die bübische Schalkheit des Lemnius nicht hingehen lassen, der ein Erzschandbuch wider ehrliche, der Kirche und Stadt wohlbekannte Manns- und Weibsbilder ausgegeben habe, vermahne daher alle frommen Christen, dasselbe von sich zu thun und zu verbrennen; und weiter: „Zu dem, weil derselbige Schandpoetaster den leidigen Stadtschreiber zu Halle (mit Verlaub zu reden) Bischof Albrecht lobet und einen Heiligen aus dem Teufel machet, ist mirs nicht zu leiden, daß Solches öffentlich und durch den Druck geschehe in dieser Kirche, Schule und Stadt, weil derselbige Sch . . . bischof ein falscher, verlogener Mann ist und doch uns pfleget zu nennen die Lutherischen Buben" u. s. w. Diese Erklärung ließ er auch gedruckt verbreiten.

Lemnius rächte sich sogleich durch eine neue Sammlung von Epigrammen, in denen er nun namentlich gegen Luther eine Masse gemeinen Schmutzes ausgoß. Daß von persönlichen Anklagen oder Verläumdungen gegen Luther sogar für einen so rührigen, gewandten und in Wittenberg bekannten Mann wie Lemnius doch Nichts aufzubringen war, sehen wir gerade auch in ihnen. Sie schlagen hauptsächlich nur den alten Vorwurf breit, daß er, der „weltbekannte Schuft" und Schänder der christlichen Heiligthümer, als Mönch eine Nonne geheirathet und zum Besten seiner Anhänger auch anderen heiligen Jungfrauen die Gürtel zu lösen gewagt habe. Sechs der Distícha handeln von einer heftigen Ruhr, an der Luther damals litt: so, sagen sie, suche die gottlose Wuth, welche ihm bisher den Mund aufgerissen habe, jetzt noch andere Auswege. Luther äußerte sich darauf nicht weiter öffentlich gegen ihn. Er las nur seinen Freunden fünf selbstgemachte Gegendistichen über diesen würdigen Kothdichter vor.

Wegen seines Ausfalls auf den Erzbischof machte ihm der Herzog von Preußen als Verwandter desselben in zwei Briefen Vorstellungen. Er aber nahm vielmehr jetzt auch die Sache des Hans Schönitz wieder vor, verfaßte im Dezember 1538 eine Schrift „Wider den Bischof zu Magdeburg Albrecht Cardinal" und ließ sie trotzdem, daß sein Kurfürst es nicht dulden wollte, drucken. Anton Schönitz hatte vorher einen „Bericht" über den Handel herausgegeben, worauf eine Gegenschrift erschienen war. Luther äußerte: Jener habe nur das Subjekt ausgesprochen, er müsse das Prädikat dazu setzen. Er legte seiner Ausführung die Worte Hiobs (31, 13 ff.) zu Grunde: „Hab ich verachtet das Recht meines Knechtes oder meiner Magd, wenn sie mit mir rechten wollten? was wollt ich thun, wenn sich Gott aufmachte, und was würde ich antworten, wenn er heimsuchte? hat ihn nicht auch der gemacht, der mich im Mutterleibe machte, und hat ihn im Mutterleibe ebensowohl bereitet?" Er wollte, wie er sagt, nicht sich zu einem Richter setzen, aber als ein schwaches Glied vom Gesinde des himmlischen Richters, an dessen Kanzlei er seit langen Jahren nahe bei der Thüre gesessen und dem er zuweilen auch Botenläufer und Briefträger gewesen sei, wollte er diese Schriftworte vorlegen, die er dort vernommen habe als Urtheil über Schönitz und den Cardinal. Eingehend sucht er nachzuweisen, wie Albrecht, der nur als Partei hätte auftreten dürfen, das Recht gebrochen habe. Offen spricht er zu dem die Vermuthung aus, daß Schönitz wohl über den Verbrauch vieler öffentlicher Gelder sich deswegen nicht habe rechtfertigen können, weil sie von seinem Herrn für Unzucht und andere geheimzuhaltende Zwecke verthan worden seien und er sie deshalb nicht habe in die Rechnungen setzen dürfen. Es ist eine gewaltige Sprache, in der Luther so mit Rechtsgründen und mit Aeußerungen des Verdachts über seinen hochgestellten Gegner losbricht. Es spricht darin ein verletztes Rechtsgefühl, das durch keine Rücksichten mehr sich binden läßt, sondern um so heftiger aufwallt, je mehr man für den Frevler seiner hohen Stellung wegen Rücksichten gelten machen möchte. Er ist entrüstet über die „klugen Juristen und sonst Naseweise", die er sagen hört, daß man Fürsten vor Anderen Etwas nachlassen müsse. Auch davor scheut er sich nicht, in Albrecht zugleich jene Verwandten desselben zu verletzen, die theils dem Evangelium bisher treu beigestanden, theils, wie Kurfürst Joachim, eben jetzt im großen kirchlichen Kampf sich zu entscheiden hatten. Aber nicht zu leugnen ist, daß aus Anlaß dieser Rechtssache auch der gesammte Groll, den er sonst über den Erzbischof hegte, sich in seiner Schrift entladen hat.

Von seinem Kurfürsten wurde Luther jetzt verpflichtet, in persönlichen Angelegenheiten Nichts mehr drucken zu lassen, was er nicht vorher bei Hofe vorgelegt hätte.

Lemnius ließ nachher noch mehr Schmähgedichte erscheinen, auch gegen Jonas und Spalatin und ihre Frauen, mit obscönem Titel und Inhalt. Luther aber fuhr fort gegen ihn zu schweigen. Er war jetzt darüber ruhig geworden und beruhigte auch seine Freunde mit den Worten des Herrn: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen.“[1])

Zwölftes Kapitel.

Luthers sonstige Thätigkeit 1535—1539.

Kehren wir von Luthers Arbeit für die evangelische Kirche im Großen und von seinen Kämpfen nach außen zu dem kleineren Gebiete zurück, auf welchem er zunächst regelmäßig thätig war, so nahm er hier für seine erste Aufgabe immer die des akademischen Dozenten. Als Kurfürst Johann Friedrich im Jahr 1536 die Verfassung und das Einkommen der Universität Wittenberg neu ordnete, verfügte er, daß Luther von jeder Last akademischer Funktionen, ja auch von der Verpflichtung zu Vorlesungen entbunden sein sollte, und legte zugleich seinem Gehalt von zweihundert Thalern noch hundert zu. Luther aber suchte seine Vorlesungen nach Kräften fortzusetzen. Ferner bekleidete er seit dem Jahre 1535 bis ins Jahr seines Todes beständig das Dekanat der theologischen Fakultät; seine Collegen wünschten es so; im Jahr 1538 schrieb er ins Dekanatsbuch ein: wider seinen Willen und gezwungen habe er das Amt aufs Neue übernommen. Dagegen finden wir nie, daß er Rektor der Universität geworden wäre: für die vielen, verschiedenartigen Geschäfte dieses Amtes fehlte es ihm ohne Zweifel an Zeit, Ruhe und Geschick und sie hingen nicht, wie diejenigen des theologischen Dekanats, mit seinem besonderen Beruf und der geistigen Autorität einziger Art, die er genoß, zusammen.[2])

In seinen alttestamentlichen Vorlesungen hörten wir ihn schon 1534 ankündigen, daß er fernerhin das 1. Buch Mose zu ihrem Gegenstand machen wolle (oben S. 302). Hiemit hat er jedoch, so weit wir wissen, erst im Jahr 1536 begonnen. Im Sommer 1535 wurde seine akademische Thätigkeit durch jene Pest unterbrochen, um deren willen die Universität nach Jena wegzog, während er selbst zurückblieb (oben S. 305). Möglich wäre jedoch immerhin, daß er vorher noch einen kurzen Anfang mit jener Vorlesung gemacht hätte.

Seine Vorträge über 1. Mose dehnten sich dann, durch Krankheiten und andere Abhaltungen oft unterbrochen, bis in den November 1545 aus. Sie sind zu den weitaus umfassendsten und reichhaltigsten unter seinen exegetischen Werken geworden.

Durch selbständige sprachliche Auslegung des Textes oder durch geschichtliche Untersuchungen hat Luther hier so wenig als in seinen früheren Arbeiten sich hervorgethan. In der Ermittlung des ursprünglichen Wortsinnes folgte er am meisten jenem hiefür sehr verdienten mittelalterlichen Exegeten Nikolaus von Lyra, welchem er in dieser Beziehung von Anfang an besonders viel verdankt hat, während er zuerst ihn verachtet hatte. Hauptsächlich bei diesem sah er auch die Erklärungen alter jüdischer Rabbinen nach, mit denen er übrigens auch sonst sich bekannt machte. Er äußerte sich ferner, wie er schon früher die Leistungen eines Reuchlin benutzt hatte, so jetzt auch über neue „hebräische Grammatiker", wie einen Sebastian Münster und Santes Pagninus, anerkennend und dankbar, und daneben über seine eigene Kenntniß der hebräischen und der griechischen Sprache trotz seiner anhaltenden Studien sehr bescheiden. Er tadelte jedoch bei den Rabbinen und auch bei den neueren Gelehrten, die ihnen gefolgt seien, daß sie zu wenig in den Inhalt der alttestamentlichen Offenbarungsworte eindringen: dazu reiche eben die Grammatik oder philologische Kenntniß nicht aus, so sehr diese auch Vorbedingung des Verständnisses sei, sondern es gehöre dazu eine innere Bekanntschaft und Vertrautheit mit den Sachen selbst, mit den inneren sittlich religiösen Vorgängen und den religiösen und christlichen Grundwahrheiten; ein Ausleger, dem es daran fehle, gerathe auch in Mißdeutungen des einfachen Wortsinnes hinein. Sein eigenes Verständniß der einzelnen Schriftaussagen suchte er ferner vorzugsweise dadurch zu gewinnen, daß er die verschiedenen Aussagen der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Testaments auf einander bezog. Das waren im Allgemeinen sehr wichtige und richtige Grundsätze; er bringt auch treffende Belege für die Folgen jenes Mangels bei, und verweist richtig auf Analogien in anderen Gebieten des Wissens. Allein er selbst überträgt nun tiefe Erfahrungen eines gereiften christlichen Bewußtseins und innern Lebens auch schon auf die alttestamentlichen Männer von Anfang an und legt in die Worte alttestamentlicher Offenbarungswerkzeuge schon den vollen Gehalt neutestamentlicher Wahrheit. Wir hatten dies früher namentlich bei seiner Psalmenerklärung zu bemerken. Es gilt nicht minder für seine gegenwärtigen Vorlesungen. Ja er ist späterhin darin mit Bezug auf mehrere alttestamentliche Aussagen noch weiter als früher gegangen.

Der große Werth dieser Vorlesungen aber besteht nun nicht in strenger Wortauslegung, sondern in der ungemeinen Fülle von dogmatischen, ethischen und praktischen Ausführungen aller Art, welche er an die alttestamentlichen Worte und Geschichten anknüpft. Sie sind eine besonders reiche Fundgrube seiner Theologie überhaupt und nicht minder seiner praktischen Lebensweisheit. Mit Recht hat ein neuerer Gelehrter, der über

seine Anwendung jener Grundsätze scharf aburtheilt, dennoch bemerkt: „Betrachtet man die Geistesergüsse Luthers zu den einzelnen Versen des 1. Buchs Mose als solche, so wird man sich über die Tiefe und Ursprünglichkeit der Gedanken nicht genug wundern und sich an der wie ein Brunnquell sprudelnden Frische des Geistes nicht genug erfreuen können."

Luther selbst übrigens antwortete im Jahre 1538 einem Freunde, der die Vorlesungen veröffentlicht zu sehen wünschte: dazu seien sie zu schwach, zu unordentlich hingeworfen und unvollkommen; er wolle mit ihnen den Zuhörern nur eine Handhabe fürs eigene Nachdenken geben; er sei zu sehr mit Anderem beschäftigt, um dem Werke genügen zu können, das einen ganzen Mann für sich erfordere. Erst in späteren Jahren verstand er sich zu der gewünschten Herausgabe. [1])

Von Vorlesungen, welche Luther über neutestamentliche Bücher gehalten hätte, erfahren wir nach seiner großen Auslegung des Galater-Briefes Nichts mehr. Kurz nach dieser oder noch während derselben verfaßte er jedoch Erklärungen zu einem Theil des Matthäus-Evangeliums, nämlich Kap. 8—18. Sie sollten, wie er sagt, einem „Freundchen" dienen bei dessen eigenen akademischen Vorträgen über Matthäus. Es war dies sein Freund und Tischgenosse Hieronymus Weller, der viel Kenntnisse und Fleiß besaß, auch im Jahre 1535 zum theologischen Doktor in Wittenberg promovirt wurde, aber an großer Aengstlichkeit und an einem Geiste der Schwermuth litt, so daß er wie an seinem Seelenheil, so auch an seinem Beruf oft verzweifeln wollte. Luther half ihm für die Vorlesungen ähnlich wie es Melanchthon verschiedenen anderen Dozenten gethan hat. Und zwar kaufte er die Zeit seines Essens dazu aus: während des Abendessens, das damals zu verhältnißmäßig früher Stunde und meist als Hauptmahlzeit (neben dem Frühmahl oder prandium) gehalten wurde, gab er dem Weller seine Notizen. Diese Anmerkungen, die zu einem stattlichen Bändchen anwuchsen, wurden 1538, als er kaum mehr an sie dachte, von Freunden in die Presse gegeben und er ließ sich bewegen, sie auch noch durch kurze Bemerkungen zu Kap. 1—6 zu vervollständigen. Für Kap. 5—7, die Bergpredigt, konnte dabei auf seine reiche und nach seinem eigenen Urtheil nur allzu weitläufige Auslegung in den 1532 erschienenen Predigten (oben S. 247) verwiesen werden. [2])

Zur Wirksamkeit auf der Kanzel scheint Luther, so sehr ihm dieselbe stets am Herzen lag, doch bis ins Jahr 1537 weit seltener als früher wieder gekommen zu sein, und meist nur zu besonderen Zeiten und aus besonderen Anlässen: sein leibliches Befinden hemmte ihn darin. Zunächst haben wir noch zweiundzwanzig kurze Predigten oder vielmehr Predigtentwürfe über evangelische Perikopen in lateinischer Sprache zu nennen, welche auf dieselbe Weise, wie jene Erklärungen zum Matthäus

entstanden sind. Er hatte sie zur Anweisung und Uebung eines ungenannten Freundes während des Frühmahls und Abendessens verfaßt. Als er 1537 aus Schmalkalden zurückkam, fand er sie unter der Presse und schon zum großen Theil gedruckt. So lieferte er denn aufs dringende Bitten der Freunde eine Vorrede dazu, jedoch nicht ohne zürnende Aeußerungen über die „frommen Diebe" und ernste Verwahrungen dagegen, daß man wieder so Etwas von ihm ohne sein Wissen und Wollen veröffentliche. [1])

Auch eine reiche deutsche Auslegung des 23. Psalmes gab er nach dem Abendessen, welche der Diakonus Rörer nachschrieb und welche 1536 gedruckt erschien. Aehnlichen Ursprung hatte wohl eine Auslegung des 8. Psalms durch Luther, welche erst längere Zeit nach seinem Tod aus Rörers Papieren herausgegeben worden ist: die Bedeutung dieses Psalmes lag für Luther in der Beziehung auf Christus, seine Herrlichkeit und Erniedrigung, sein Reich auf Erden und im Himmel. [2])

Aus Schmalkalden heimgekehrt erholte sich Luther 1537 nicht bloß von der schweren Krankheit, durch welche dort sein Leben bedroht war, sondern kam jetzt auf längere Zeit auch wieder besser zu Kräften und war weniger neuen Anfällen ausgesetzt, als in den vorangegangenen Jahren. Da finden wir ihn denn sofort auch wieder eifrig mit der öffentlichen Verkündigung des Wortes vor seiner Wittenberger Gemeinde beschäftigt. Eine besonders edle und reiche Frucht dieser seiner Thätigkeit haben wir gleich aus der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten des genannten Jahres in einer Reihe von Predigten über Joh. 14—16, welche zu Anfang des nächsten Jahrs nach einer Nachschrift Crucigers im Druck erschien. Wir erwähnten schon oben aus Anlaß seines Commentars zum Galater-Brief, wie über sie auch er selbst, der scharfe und oft mißmuthige Beurtheiler der eigenen Produkte, sich glaubte freuen zu dürfen. An den Schriften des Apostels Paulus hat Luther mit seinen religiösen Ueberzeugungen und seiner Theologie sich vorzugsweise gebildet. Aber diese und nicht minder seine anderweitigen Auslegungen Johanneischer Abschnitte zeigen wahrlich keine geringere Liebe und einen ebenso offenen und begierigen Sinn für die tiefsten Aussagen über das innere Leben des Gläubigen in Gott und Christo und über die innere Herrlichkeit des Gottessohnes voll Gnade und Wahrheit, die dort in schlichter Hoheit sich entfalten. Vorzugsweise in diesen Auslegungen gibt sich bei ihm wieder sein eigener mächtiger mystischer Geist kund, — jetzt gereinigt von aller Ueberspannung und Künstelei älterer Mystiker und einfach und klar hingerichtet auf den im Schriftwort geoffenbarten praktischen Heilsweg. — Auch eine Sammlung von einundzwanzig anderen Predigten besitzen wir, die Luther in jenem Jahr über verschiedene Texte gehalten hat; sie sind indessen nur verkürzt und auszugsweise aus Nachschriften auf uns gekommen. [3])

Vom Sommer 1537 bis 1539 nahm Luther gar wieder die regelmäßige Arbeit eines Predigers und Pastors an der Stelle des nach Dänemark abgegangenen Bugenhagen auf sich und trat auch in der nächstfolgenden Zeit öfters als „Lückenbüßer" für ihn ein. Da hielt er namentlich auch wieder die fortlaufenden Predigten über das Matthäus- und Johannes-Evangelium, die in der Wittenberger Stadtkirche eingeführt waren. Auch sie sind uns durch Nachschriften erhalten worden. Die über Matthäus erstrecken sich vom 18. bis zum 24. Kapitel. Beim Johannes-Evangelium, welches am Sonnabend vorgetragen wurde, konnte Luther nicht erfahren, wo Bugenhagen stehen geblieben sei: diese Wochengottesdienste scheinen demnach keine große Theilnahme gefunden zu haben. Er ließ sich das aber nicht verdrießen, sondern begann nun das Evangelium von vorne an und kam dann mit seiner ausführlichen, praktisch lehrhaften Auslegung bis ins 4. Kapitel. Verschiedene Anlässe brachten Unterbrechungen in die Predigten über beide Evangelien. Die letzten derselben hat Luther noch in dem auf Bugenhagens Heimkehr folgenden Jahre gehalten. Deren über Johannes sind es im ganzen dreiundfünfzig. Nehmen wir die Predigten, welche wir über die beiden Bücher von Luther aus verschiedenen Jahren besitzen, zusammen, so finden wir nun in ihnen Matth. 1—24 und Johann. 1—4. 6—8. 14—20 fortlaufend behandelt (vgl. oben S. 247 f.). Wer Luthers Predigtweise kennen lernen oder an der Tiefe und Fülle seines Wortes sich erbauen will, darf sie und namentlich die über Johannes nicht neben seinen Postillen und anderen Predigten über die kirchlichen Perikopen hintansetzen. [1])

Während der Fasten- und Osterzeit pflegte Luther über die hieher bezüglichen Heilsthatsachen und Wahrheiten nach besonderen Schrifttexten zu reden. So hat er wohl nach dem Osterfest 1538 den 110. Psalm ausgelegt (über dessen zwanzig Jahre ältere Auslegung s. v. B. 1 S. 184). Denn das ist, wie er sagte, „der rechte hohe Hauptpsalm von unserem lieben Herrn Jesu Christo, darin seine Person und seine Auferstehung, Himmelfahrt und ganzes Reich so klar und gewaltig beschrieben wird, daß desgleichen nirgends in der Schrift Alten Testaments zu lesen ist; darum er auch wohl werth und billig ist, daß er auf solche Feste des Herrn Christi, als Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, immerdar gesungen und gehandelt werde". Seine Predigten darüber gab er selbst nach einer Nachschrift Crucigers im September in die Presse. Und zwar wollte er damit dem Buchdrucker Schirlentz in Wittenberg einen Dienst erweisen: diesem war die Concession entzogen worden, weil er jene Epigramme des Lemnius ohne die Genehmigung des Rektors veröffentlicht hatte; jetzt erbat Luther selbst für ihn beim Kurfürsten die Erlaubniß, seinen Psalm und auch wieder andere Bücher zu drucken. [2])

Mit seiner Kirchenpostille, die ihm einst seine beste Arbeit geschienen hatte, war er jetzt durchaus nicht mehr zufrieden. Er äußerte schon 1535 einmal, daß er wünsche, dieses ganze Buch möchte vernichtet sein. Indessen ging er damit um, es durch Cruciger in eine bessere Gestalt umgießen zu lassen. Wir werden später erst sehen, wie weit dies zur Ausführung gekommen ist. [1])

Unter Luthers Arbeiten an der heil. Schrift wurde die für ihn wichtigste seit 1539 wieder seine Bibelübersetzung: er unternahm eine durchgreifende Revision der Ausgabe vom Jahre 1534. Der Hauptsache nach fällt dieselbe jedoch erst ins Jahr 1540.

Die ungemein große Zahl von Schriften und Schriftchen des Reformators, die seit Jahrzehnten die deutsche und außerdeutsche Christenheit bewegten, wünschten verschiedene Theologen und Buchdrucker jetzt in einer Sammlung neu herauszugeben. Luther erhielt deshalb Anfragen und Bitten aus Wittenberg und aus Straßburg. Es verstand sich von selbst, daß das Unternehmen auf gewaltigen Absatz unter den Zeitgenossen rechnen dürfe; möchten wir doch noch heutzutag keines seiner Erzeugnisse missen, so unendlich viele Wiederholungen auch in ihrem Inhalt vorkommen. Seine eigenen Gedanken darüber aber hatte er schon 1533 in der Vorrede zu einem in Wittenberg erschienenen Katalog seiner Bücher kund gegeben: seinethalben nämlich möchte er diese wohl alle untergehen lassen, da er in ihnen Nichts gesucht habe, als daß die heil. Schrift und göttliche Wahrheit an den Tag käme, welche nun gottlob so hell und gewaltig scheine, daß man jener und anderer solcher Bücher wohl entrathen könnte, es wäre denn ihr Nutzen der, daß man aus ihnen die Geschichte lernen wollte, wie es ihm und dem lieben Gotteswort ergangen sei. Im Jahr 1537 antwortete er in jener Sache dem Straßburger Capito, er habe vielmehr einen saturnischen Hunger, alle seine Bücher zu verschlingen; keines derselben wollte er mehr gelten lassen außer etwa sein Buch vom geknechteten Willen gegen Erasmus und seinen Katechismus, also seine stärkste und schroffste theologische Ausführung über das absolute Wirken des göttlichen Willens und seine schlichte Bearbeitung der christlichen Grundwahrheiten für den Volksunterricht. Auf fortgesetztes Andringen hin ließ er es dann geschehen, daß in Wittenberg seine gesammelten Werke gedruckt würden, und betraute selbst mit der Arbeit daran den Cruciger und Rörer. Im Jahr 1539 erschien der erste Folioband der deutschen Bücher, 1545 folgte der erste der lateinischen, — elf weitere deutsche und sechs weitere lateinische Bände wurden erst in einer Reihe von Jahren nach seinem Tode fertig, und auch dann fehlte dieser ersten Gesammtausgabe noch eine große Menge Lutherscher Schriften (die neueste, in Erlangen und Frankfurt erschienene Ausgabe hat für die deutschen siebenundsechzig mäßige Oktavbände gebraucht und

die lateinischen in dreiunddreißig Bänden noch nicht zu Ende gebracht). Luther aber sprach auch im Vorwort zu jenem ersten Bande wieder aus: er hätte es gern gesehen, daß seine Bücher allesammt dahinten blieben und untergegangen wären; ihm graue vor dem Exempel, indem er betrachte, wie vordem über den vielen Büchern der Väter und andern Lehrer die edle Zeit und das Studium der heil. Schrift versäumt und diese endlich gar im Staub vergessen worden sei; bei seinem Dolmetschen derselben habe er dann gedacht, es solle jetzt des Lesens in ihr mehr und des Schreibens weniger werden; Jeder solle selbst aus der frischen Quelle trinken. Indem er nun doch der Sammlung seiner Bücher, die ohne seinen Dank und ihm wenig zu Ehren geschehe, nicht zu wehren vermag, will er sich damit trösten, daß, wenn der Zeiten Fürwitz gebüßt sei, auch sie der Vergessenheit anheimfallen werden, zumal es ja jetzt regne und schneie mit Büchern und Meistern. Nur bittet er die Leser, sich durch sie beileibe nicht hindern zu lassen im Studiren der Schrift. Dazu will er die rechte Weise des Theologiestudiums überhaupt anzeigen, wie er selbst drin sich geübt habe. Dies sei die Weise, welche der 119. Psalm lehre, mit den drei Regeln, welche heißen Oratio, Meditatio, Tentatio: d. h. demüthiges Gebet zu Gott im Kämmerlein um das Licht seines Geistes, Meditiren mit fortwährendem „Treiben und Reiben, Lesen und Wiederlesen" des göttlichen Wortes und fleißigem Aufmerken auf des heiligen Geistes Meinung, endlich Anfechtung, welche es auch erfahren lehre, wie recht und wahrhaftig, wie süß und mächtig Gottes Wort sei. Wer nach diesen Regeln studire, werde mit dem Psalmisten rühmen: „Das Gesetz deines Mundes ist mir lieber denn viel tausend Stücke Goldes" u. s. w.; die Bücher der Väter werden ihm schaal und faul schmecken; er dürfe getrost hoffen, daß er angefangen habe, ein rechter Theologus zu werden. Demjenigen aber, der im Eigendünkel sich mit dem eigenen Lehren, Schreiben oder Predigen kitzle, als habe ers sehr köstlich gemacht, und gern von Andern gelobt sein wolle und sich durch Mangel an Lob verstimmen lasse, ruft Luther zu: „Lieber, greif dir selber an deine Ohren, und greifest du recht, so wirst du finden ein schön Paar langer, rauher Eselsohren; so wage vollends die Kost daran und schmücke sie mit gülbenen Schellen, auf daß, wo du gehest, man dich könne hören, mit Fingern auf dich weisen und sagen: Sehet, sehet, da geht das feine Thier, das so köstliche Bücher schreiben und trefflich wohl predigen kann; alsdann bist du selig und überselig im Himmelreich, ja da, wo dem Teufel sammt seinen Engeln das höllische Feuer bereitet ist." So schließt dann die Vorrede: „Summa, laßt uns Ehre suchen und hochmüthig sein, wo wir mögen; in diesem Buch ist Gottes die Ehre allein, und heißt: Gott widerstehet den Hoffährtigen, den Demüthigen aber gibt er Gnade, welchem ist die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen." [1])

Von schriftstellerischen theologischen Erzeugnissen Luthers haben wir aus dem Jahr 1538 auch noch ein Schriftchen zu nennen, zu welchem eigenthümliche Umtriebe der Juden in Mähren ihn veranlaßten. In diesem Land, wo auch der Anabaptismus einen besonders fruchtbaren Boden gefunden hatte und manigfache religiöse und nationale Elemente gährend zusammenflossen, sowie auch in dem daran stoßenden Oestreich ließ damals eine Anzahl Christen durch jüdisches Geschmeiß, nach Luthers Ausdruck, sich dahin bringen, daß sie der Beschneidung sich unterzogen und den Sabbath und überhaupt das jüdische Gesetz beobachten wollten, da dieses laut der biblischen Offenbarung ewig bleiben und auch von den Heiden angenommen werden müsse; ja sie wurden auch vom Glauben an Christus abgebracht, um mit den Juden erst noch auf den Messias zu warten. Ein Freund Luthers, vielleicht der böhmische Graf Schlick, gab ihm hievon Nachricht mit der Bitte, die Verführer aus der heiligen Schrift zu widerlegen. Deshalb veröffentlichte er nun einen „Brief wider die Sabbather" an einen guten Freund. Er verzichtete aber hier darauf, die Juden durch Schriftaussagen zu überzeugen, da sie bei diesen schlechthin an den Erklärungen ihrer Rabbinen folgen. Dagegen hält er ihnen das Zeugniß ihrer eigenen Geschichte vor, da hier Gott, wenn er ihnen bisher den Messias vorbehalten und sie in solchem Zustand belassen hätte, mit seinen Verheißungen zum Lügner geworden wäre. Erst gegen jene Behauptung in Betreff des mosaischen Gesetzes gibt er auch biblische Ausführungen und Erklärungen.

Wir kommen hiemit auch auf die Stellung, welche Luther in seiner späteren Zeit überhaupt zu den Juden einnahm. Er hatte einst gehofft, mit dem neuen Aufgang des evangelischen Lichtes werde auch eine Zeit der Bekehrung und des Heiles für Israel anbrechen und hatte gewünscht, durch sein eigenes Wort dazu mithelfen zu können (oben B. 1 S. 684). So hat er auch weiterhin sich für sie interessirt. Er machte sich mit neueren und älteren Schriften, in welchen sie dem Christenthum gegenüber sich aussprachen bekannt, kam auch öfters (vgl. schon B. 1 S. 455) in persönlichen Disput mit Juden. Aber er fand weder mit mündlichem, noch mit schriftlichem Wort bei ihnen Eingang. Sie fielen, wie er sagt, immer von der heil. Schrift auf ihre Rabbinen, welche den alttestamentlichen Beweisstellen christlicher Theologen ihre eigene Exegese entgegensetzten. Dazu erregten sie durch ihre Ausfälle auf den Gekreuzigten und ihre hochmüthigen Aeußerungen über die Gojim oder Heiden und Unbeschnittenen seine tiefe Entrüstung. Er erzählt, wie schon früher, nämlich zur Zeit, als man in Wittenberg hebräische Vorlesungen zu treiben angefangen, einmal drei gelehrte Juden, hierüber erfreut, ihn besucht haben und er mit ihnen disputirt; sie haben ihm aber, statt beim biblischen Text zu bleiben, erklärt, sie

müßten ihren Rabbinen glauben, wie die Christen ihrem Papst und ihren Doktoren; er habe ihnen hierauf eine Empfehlung für sicheres Geleit mitgegeben, nachher jedoch erfahren, daß sie Christum einen Thola, d. h. einen erhenkten Schächer genannt haben. Mehr und mehr erschienen ihm dann die Juden als ein unverbesserliches Geschlecht. An einen ihm sonst befreundeten Juden, der ihn um eine Fürsprache beim Kurfürsten anging, schrieb er 1537: er möchte noch immer, daß man sie freundlich halte, im Gedanken, ob Gott sie dermaleins gnädig ansehen und zu ihrem Messias bringen wolle, aber nicht also, daß sie durch seine Gunst in ihrem Irrthum sollten bestärkt werden; gebe ihm Gott Zeit, so wolle er auch noch ein Büchlein schreiben, ob er etwa Etliche aus dem heiligen Samen der Patriarchen gewinnen könnte; doch sei ja seltsam, daß sie zu ihrem natürlichen Herrn und König durch die Heiden müßten gelockt werden; sie sollten ja schon darin, daß die Heiden an diesen Christus glauben, eine große und mächtige Erweisung des rechten Gottes erkennen: denn wo nicht Gott solches gewirkt hätte, wären doch wohl die Heiden so hoffährtig und ekel ihnen gegenüber, daß sie nimmermehr ihren König, ja gar einen verdammten und gekreuzigten Juden anbeten würden; „ihr Juden", sagt er, „würde ja nimmermehr einen gehenkten oder gerabbrechten Heiden nach seinem Tod für einen Herrn anbeten, das wisset ihr." Jetzt sah er also gar auch jüdische Verführer unter Christen eindringen. Er zürnte über König Ferdinand, der die Juden gewähren lasse, während er die evangelischen Gemeinden zerstöre. Mit Bitterkeit hat er besonders in seinen Gesprächen sich über sie, ihren Uebermuth, ihre Lügen an Lästerungen gegen Christus geäußert. Er rieth seinen Freunden, sich in gar keinen Disput mit den Verstockten einzulassen. Auch schien ihm, als ob ihnen gar Nichts mehr am Messias, sondern vielmehr an einem epikureischen Leben in der Gegenwart gelegen wäre. [1])

Eine weitere kleine Schrift verfaßte Luther 1539 wieder über den Wucher, gegen welchen er schon 1519 und aufs Neue 1524 geschrieben hatte (oben B. 1 S. 293. 356. 729). Er klagt, daß derselbe seit dieser Zeit sich also erhebe, daß er kein Laster, Sünde oder Schande sein wolle, sondern sich für eitel Tugend und Ehre rühmen lasse, als ob er den Leuten große Liebe und christlichen Dienst thäte; Deutschland aber sei durch ihn schon zu Grund verderbt. Das Bedürfniß des öffentlichen Verkehrs und Handels und die ganze Entwicklung der Geldverhältnisse machte (vgl. oben B. 1 S. 356) ohne Zweifel damals eine in früheren Zeiten nicht gekannte reiche Entfaltung des Umtriebs von Capitalien und Zinsen zu einer natürlichen und auch sittlich berechtigten Nothwendigkeit; es stieg aber auch der Mißbrauch, der von schlauen und gierigen Geldleuten zum Verderben einzelner Personen und ganzer Klassen damit getrieben wurde. Eine

Theurung der Lebensmittel, unter welcher man während des genannten Jahrs in Wittenberg seufzte, mochte zu Luthers Unwillen über ein solches Treiben noch besonders beitragen. So hielt Luther im April 1539 eine sehr scharfe Predigt gegen die Wucherer und verdammte dann in einer gegen Ende des Jahrs verfaßten Schrift „An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen", geradezu jedes Zinsnehmen. Er ließ diejenigen Darlehen unberücksichtigt, die Einer nicht aus Noth macht, sondern um selbst aus dem entlehnten Geld Frucht zu ziehen, und nahm nur den Fall aus, daß etwa alte Leute oder Witwen und Waisen mit keinem anderen Erwerb als durch Ausleihen von Geld im Handel sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen wüßten [1]). Wenn noch in neuerer Zeit nordamerikanische Lutheraner gegen alles Zinsnehmen eiferten, so können sie besonders auf diese letzte Schrift des Meisters Luther über den Wucher sich stützen; eine andere Frage ist natürlich die, ob Luther schon alle Verhältnisse, welche damals und jetzt bei der Sache in Betracht kommen, gewürdigt habe.

Auch für andere Gebiete aber als für das der Theologie und des religiösen Lebens bewahrte Luther stets ein reges Interesse, das er gern auch schriftstellerisch bethätigt hätte.

Wie die Geschichte der Völker und hervorragender Männer immer ein Lieblingsgegenstand für ihn war, mit dem er nur gar zu wenig vertraut zu sein bedauerte, so führte er 1539 die von Capella geschriebene Historie des Herzogs Franz Sforza von Mailand, der in den italienischen Händeln Karls V. und Franz' I. eine Rolle spielte, in einer durch Link verfaßten Uebersetzung mit einer Vorrede ein. Er empfahl darin die Historienschreiber als die allernützlichsten Leute und besten Lehrer, denen man nicht genug danken könne: denn was die ganze Vernunft lehren oder erdenken könne, das zum ehrlichen Leben nützlich sei, das stelle die Historie lebendig und gewaltig vor Augen. Er wünscht, daß die großen Herrn, Kaiser, Könige u. s. w. sich keine Kosten dauern ließen, um die Geschichte ihrer Zeit schreiben und tüchtige Geschichtschreiber erziehen zu lassen. „Was", sagt er, „haben wir Deutschen mehr zu klagen, als daß wir unserer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichten und Exempel nicht haben und fast Nichts wissen, wo wir hergekommen sind." Und auch vom höchsten Gesichtspunkt aus redet er: „Weil Gottes Werk ohne Unterlaß vor sich gehet, wie Christus spricht: »Mein Vater wirket bis daher und ich auch« (Joh. 5, 17), so kanns nicht fehlen, es muß zu jeder Zeit etwas Merkliches geschehen sein, das man billig merken sollte." Weiter sagt er: „Und obs nicht Alles könnte aufgelesen werden, daß doch die wichtigsten Stücke aufs Kürzeste behalten würden, wie denn Solches Etliche gemeinet haben, die von dem Dietrich von Bern und anderen Riesen Lieder gemacht und damit viel

großer Sachen kurz und schlecht dargegeben haben. Dazu über die Pflicht des Historikers: „Es gehört aber hiezu ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz habe, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben; denn das mehrere Theil schreiben also, daß sie ihrer Zeit Laster oder Unfall den Herrn oder Freunden zu Willen gern schweigen oder aufs Beste deuten, wiederum geringe oder nichtige Tugend allzu hoch aufmutzen, — die Historien schmücken oder fudeln, darnach sie Jemand lieben oder feinden." [1])

Im Jahr 1535 schrieb Luther einmal nach Nürnberg an Link: „Wo es Euch nicht zu schwer, noch zu viel, oder zu lang oder zu weit oder zu hoch oder zu tief und dergleichen wäre, so bitte ich Euch, Ihr wollet irgend einen Knaben lassen sammeln alle deutschen Bilder, Reime, Lieder, Bücher, Meistergesang, so bei Euch dies Jahr sind gemalet, gedichtet, gemacht, gedruckt durch Eure deutschen Poeten und Formschneider oder Drucker; denn ich Ursach habe, warum ich sie gerne hätte; lateinische Bücher können wir hie selbst machen; an deutschen Büchern zu schreiben lernen wir hie fleißig und hoffen, daß wirs schier so gut wollten machen." Er hatte demnach bei seiner Bitte die Absicht, an jenem Material noch weiter sein eigen Deutsch zu üben und auszubilden und Anderen gleichfalls solche Exempel frischer volksthümlicher Sprache mitzutheilen. Aber auch um den Inhalt derartiger volksthümlicher Schriften war es ihm zu thun. Dahin gehört seine Aeußerung über die Lieder vom Recken Dietrich, die wir soeben angeführt haben. Den niedersächsischen Reineke Fuchs brachte er, wie Mathesius erzählt, mit zu Tisch, indem er ihn seinen Tischgenossen als ein kunstreich Gedicht und lebendige Abmalung des Hoflebens lobte. Von Witzen des derben Volksbuchs von Markolf und Salomo machte er nicht bloß in Tischgesprächen, sondern auch in öffentlichen Schriften Anwendung. Auch „Eulenspiegels" und des „Pfaffen von Kalenberg" gedenkt er hin und wieder. Zu den Worten des Psalmdichters über den Segen des Ehestandes (Psalm 128) verweist er auf deutsche Volkslieder, nach welchen das irdische Leben nichts Köstlicheres habe als ein treu liebend Weib. Mit seiner Werthschätzung alter Heldenbücher und seinem Sinn für den Volkswitz und Volkspoesie steht es nicht im Widerspruch, wenn er sonst über solche Dinge unwillig sich ausließ, sofern man das Heiligste gegen sie hintansetzte, oder wenn er über die Mährchen schalt, welche dort an die Stelle der Geschichte getreten seien, und über lose Reden, welche man aus jenen Volksbüchern lerne. [2])

Von deutschen Sprichwörtern, deren er gerade auch in seine gewichtigsten Schriften eine große Menge eingeschaltet hat, legte er sich eine eigene Sammlung an: sie hat sich bis auf die Gegenwart handschriftlich erhalten, leider ohne den Weg zu öffentlichem Gebrauch zu finden. Er sprach auch unter seinen Freunden davon, daß man eine Auswahl der

besten, gewichtigsten Sprichwörter veranstalten sollte. Eine Sammlung, welche Agricola herausgegeben hatte, enthielt ihm zu viel bloße Possen (im Kreis seiner Freunde wurde derselben auch vorgeworfen, daß ihr Inhalt großentheils nur wenig beim Volk im Brauch, ja theilweise von Agricola erfunden sei). — Allerhand sprichwörtliche Sentenzen hat Luther selbst in deutsche Reime gefaßt. Er brachte sie über Tisch vor, trug sie Freunden neben religiösen Sprüchen zum Andenken in Bibeln ein, schrieb sie an die Wand seiner Stube, erwähnte sie auch in Predigten. Bei manchen ist nicht zu unterscheiden, was er selbst gemacht und was er dem Volksmund entnommen hat. [1])

Man hat Luther auch für den Verfasser eines deutschen Namenbüchleins gehalten, das, in lateinischer Sprache, 1537 anonym zu Wittenberg gedruckt worden ist; dasselbe versucht eine Etymologie deutscher Eigennamen zu geben und wünschte auch Andere zu gleichen Studien anzuregen. Doch so sehr sein Gegenstand mit den Neigungen Luthers, von denen wir bisher sprachen, zusammentraf, dürfen wir es dennoch nicht ihm beilegen. Denn nirgends bei seinen Lebzeiten oder in der nächsten Zeit nach seinem Tod hören wir Etwas davon, daß er es abgefaßt oder überhaupt speziell mit solchen Etymologien sich beschäftigt habe. Es bringt ferner viele gelehrte Notizen, die wir bei ihm nicht erwarten dürften, und zugleich manche sehr verschrobene Etymologien, denen gegenüber wir Luthern einen gesunderen Sinn und Takt zutrauen müssen, — überhaupt mehr Gelehrsamkeit als inneres Vertrautsein mit der Volkssprache Ueberdies wäre sehr befremdlich, wenn Luther ein solches Buch lateinisch geschrieben hätte. [2])

Auch seine alten Classiker, die er zuerst als Erfurter Student kennen lernte, hat indessen Luther nie vergessen. Die Sentenzen aus ihnen, besonders aus lateinischen Dichtern, die er zu jeder Zeit da und dort seinen Schriften, Briefen und Reden einstreut, lassen annehmen, daß er nicht aus bloßer Erinnerung geschöpft, sondern hin und wieder aufs Neue den Blick in sie geworfen hat. Mathesius war im Jahr 1540 einmal dabei, als er mit seinen Tischgenossen die letzten Worte der Dido bei Virgil sang, wo sie ermüdet von diesem Leben Abschied nimmt, um nach vollbrachtem Geschick als erhabene Gestalt zu den Schatten hinzuwandeln: das, sagte Luther, solle ein Sterblied für Robert Barns sein (oben S. 400), während er die Heiden bedauerte, daß sie so jämmerlich ohne Christi Kreuz und Licht dahinsterben. An Virgils Dichtungen rühmte er den ernsten, gewichtigen, heroischen Charakter, bei Ovid und auch Horaz fand er besonders viele hübsche Sinnsprüche. Die alten Staatsmänner, Helden und Weltweisen wollte er gern auch zu Lehrern der Gegenwart machen für die Verhältnisse, Fragen und Aufgaben des irdischen, politischen Lebens und weltlicher Künste, während

er sie freilich mit Bezug aufs Himmlische und die Stellung des Menschen zu Gott immer für ganz blind erklärte. Ueber Aristoteles, den er namentlich als einen solchen blinden Heiden zu bezeichnen pflegte und über dessen Einfluß auf die Theologie er so sehr zürnte, erhalten wir doch in anderer Beziehung gerade aus seinem letzten Lebensabschnitt noch günstigere Aeußerungen von ihm: besonders gefielen ihm des Aristoteles Sätze über die Billigkeit im fünften Buch der nikomachischen Ethik, welches er überhaupt für die beste Schrift dieses Philosophen erklärte. — Auch der Liebhaberei seiner humanistischen Zeitgenossen für neuere und eigene Versuche in lateinischer Poesie hat er bei der ihm eigenthümlichen Liebe und Begabung für die volksthümliche deutsche Sprache und Dichtung sich doch nie entfremdet. Ja er, der die alttestamentliche Psalmdichtung so trefflich deutsch wiederzugeben und dadurch so mächtig auf Geist und Herz seines Volkes zu wirken verstand, war doch hoch erfreut, als ihm 1537 sein alter Freund Eoban Heß, der ehemalige Erfurter Dichterkönig, mit einer lateinischen Bearbeitung des Psalters in antiken Versmaßen beschenkte. Wir erwähnten früher ein paar lateinische Tristicha, die er selbst über den Inhalt des 23. Psalms machte, auch lateinische Verse, in welchen er Spalatin ansprach, und Gegenverse, die er gegen Lemnius aufsetzte. Aus späteren Jahren haben wir von ihm Verse, in welchen er einem kleinen Gedicht Martials über die Bedingungen eines glückseligen Lebens eine Umdichtung des 128. Psalms in gleichem Metrum entgegenstellte, und weitere Verse, in welchen er Epikurs Grundsätze für die Glückseligkeit der „epikureischen Schweine" charakterisirte (vom Jahre 1543 oder 1545), — ferner ein hübsches Gedichtchen in zehn Distichen, in welchem er eine Quelle sprechen läßt, die 1544 in die Stadt Wittenberg geleitet wurde. Seine Verse fließen ihm ganz leicht, ohne auf Werth Anspruch zu machen. Wir haben hiemit von Arbeiten und Interessen aus, die sich auf sein öffentliches Wirken beziehen, auf ein Spiel seines Geistes hinüber gegriffen, das er nur für sich und im Verkehr mit seinen Hausfreunden trieb. [1])

Kehren wir zu dem kirchlichen Gebiet, auf welchem Luther wirkte, zurück, so war hier mit den Predigten und Schriften, die wir oben besprachen, seine Thätigkeit nicht erschöpft.

Er übernahm als Stellvertreter Bugenhagens auch seelsorgerliche Pflichten, wie den Besuch von Kranken, wobei übrigens dem Stadtpfarrer mehrere Diakonen zur Seite standen. Einer seiner Freunde schildert uns, wie er sich dabei zu benehmen pflegte, wie er aufs Vertraulichste, fast ganz Leib an Leib, sich zu den Kranken hinsetzte und hinneigte, sie zuerst nach ihrem leiblichen Befinden, ihrem Arzt, den angewandten ärztlichen Mitteln u. s. w. fragte, ihnen dann geistlichen Zuspruch gab und schließlich ihren Dank ablehnte, weil er nur thue, was seines Amtes sei. [2])

Zu Anfang des Winters 1538 kam wieder einmal ein Peſtſchrecken, doch ohne daß viele Todesfälle eingetreten wären, über Wittenberg. Aengſtliche Einwohner wollten, daß derjenige Diakonus, der Kranke in den umliegenden Dörfern zu beſuchen hatte, in der Stadt nicht mehr fungiren ſolle, damit er die Seuche nicht einſchleppe. Luther ſagte hiezu: „Ach wollt Gott, daß das all meine Sorge wäre, ſo hätte es mit mir keine Noth.“ — Heftiger ſchien die Seuche ein Jahr nachher auszubrechen: ſie raffte im Oktober ſchnell den juriſtiſchen Profeſſor Sebald Münſter mit ſeiner Frau und drei Hausgenoſſen hinweg, worauf die Studenten wegzuziehen anfingen. Luther aber nahm die verwaiſten Kinder Sebalds ohne Furcht in ſein Haus auf. Auch diesmal breitete ſich jedoch die Epidemie nicht weiter aus. Die Wegverlegung der Univerſität, welche beim Kurfürſten angeregt worden war, über welche er aber Luther vorher befragte, unterblieb hierauf. — Von dieſem oder vom vorigen Jahre her beſitzen wir noch eine ſcharfe Anſprache, welche Luther von der Kanzel aus an die Gemeinde hielt, als auch anſäßige Einwohner aus der Stadt fliehen wollten. Jedem, der an Weib und Kinder, Geſchwiſter oder auch Nachbarn angewachſen ſei, machte er zur Pflicht, dazubleiben und zu helfen und zu tröſten in der gemeinſamen Gefahr; denn Jeder ſei dem Andern einen Tod ſchuldig. Er ſelbſt erklärte, als Vertreter ihres Pfarrers (was fürs Jahr 1538 — während Bugenhagens Abweſenheit — ſpricht) auf dem Predigtſtuhl ausharren und die Kranken beſuchen zu wollen: hundert Peſtilenzen ſollten ihn nicht flüchtig machen. Er forderte auf, für die Beſtellung von Aerzten und ärztlichen Gehülfen, für die Verſorgung der Armen in den Spitälern, für Räucherung in der Stadt u. ſ. w. zu ſorgen (man pflegte zur Reinigung der Luft große Feuer anzuzünden). Ja den Flüchtigen drohte er, ihr Holz verbrennen und ihre Vorräthe an Korn, Bier und andern Lebensmitteln den Armen austheilen zu laſſen. Die Peſt wollte er für eine immer noch gelinde Strafe angeſehen haben, darin Glaube, Buße und Liebe erprobt werde. Er nennt ſie des Teufels Pfeil; „aber“, ſagt er, „wenn der mich gleich damit ſchießt, was iſt es darum? Chriſtus lebet dennoch und ich werde auch leben“.[1])

Mit dem Kirchenregiment hatte Luther, nachdem die reformatoriſchen Grundſätze aufgeſtellt und die Ordnungen erlaſſen waren, wenig mehr zu thun. Doch wurde er bei ſchwierigeren praktiſchen Fragen oder bei Streitigkeiten immer noch mehr, als ihm lieb war, in Anſpruch genommen.

Als Herzog Heinrich von Sachſen die Kirchen ſeines Freibergiſchen Gebietes mittelſt einer Viſitation reformiren ließ, gab Luther auf ſeinen Wunſch den kurſächſiſchen Viſitatorenunterricht vom Jahre 1528 in neuer Reviſion für dieſen Zweck 1538 heraus. Bemerkenswerth ſind

darin einzelne Abänderungen, nämlich noch schärfere Ausprägungen des protestantischen nnd evangelischen Standpunktes. Zu der Bestimmung, daß die Abendmahlsgäste vorher in der Beichte beim Pfarrer Unterweisung und Rath fürs Gewissen holen sollten, machte Luther jetzt den Beisatz, daß dazu Personen, die sich selbst wohl zu berichten wüßten, nicht sollten angehalten und überhaupt aus der Beichte nicht ein neuer Zwang oder eine nöthige Gewohnheit sollte gemacht werden; „ich selbst", sagt er, „gehe etliche Mal ungebeichtet hinzu, daß ich mir nicht eine nöthige Gewohnheit mache im Gewissen, und will doch wiederum die Beichte nicht entbehren, allermeist um der Absolution, das ist Gottes Wortes, willen"; und eben auch in Betreff der Absolution wiederholt er: man solle sie, in der Jedem insonderheit die Sündenvergebung zugetheilt werde, fort und fort als Stärkung des Glaubens den Leuten empfehlen, aber doch ihnen Alles frei lassen, sei's daß sie derselben gebrauchen und sie „von ihrem Pfarrherrn als von einer öffentlichen Kirchenperson vielleicht lieber denn von einem Andern haben", seis daß sie allein Gott beichten und darauf hin das Sakrament nehmen wollten. Zugleich hat er also auch in dieser offiziellen Schrift zwischen der Absolution durch den Träger des kirchlichen Amts und der Zusprache des göttlichen Gnadenworts durch „einen Andern" einen Wesensunterschied nicht gemacht. Diejenigen Sätze, in welchen ursprünglich der Genuß des Abendmahls unter Einer Gestalt den Schwachen einstweilen noch gestattet war, wurden jetzt weggelassen (darauf drang Jakob Schenk, vgl. unten S. 447). Während der „Unterricht" ursprünglich gewarnt hatte, unnöthigerweise auf der Kanzel in Ausfällen gegen den Papst sich zu ergehen, gab Luther jetzt auch hier seinem gesteigerten Eifer gegen das Papstthum Ausdruck: die Prediger sollten dieses sammt seinem Anhang heftiglich verdammen, als das von Gott verdammt sei, gleichwie der Teufel und sein Reich; sie sollten nicht ablassen, der Papisten Lügen und Abgötterei zu strafen, damit die Leute immer in Verwarnung erhalten werden. Ebendieselbe Ausgabe des Unterrichts erschien 1539 aufs Neue für die Visitation im Herzogthum Sachsen.[1])

Bei der bestehenden neuen Ordnung vermißte Luther fortwährend am schmerzlichsten eine Handhabung kirchlicher Zucht gegen öffentliche Sünder. Sein Kurfürst stimmte darin lebhaft mit ihm überein, bemerkte jedoch: „wenn nur Leute wären, die sich ließen bannen". Der stärkste Widerstand gegen die Einführung solcher Disziplin war von den „Junkern" zu erwarten: man werde, sagten sie, mit den Bauern beginnen und dann auch an sie kommen wollen.[2])

Luther bestand indessen grundsätzlich auf jener Weisung des Herrn Matth. 18, 15 ff. (vgl. oben S. 47), wenn sich dieselbe auch nicht wirklich, oder nur in höchst unvollkommener Weise zur Ausführung bringen ließ.

Ein Beispiel seines eigenen Eifers erhalten wir keiner geringeren Persönlichkeit, als dem mächtigen und trotzigen Landvogt Hans Metzsch gegenüber. Schon im Jahr 1531 hatte er sich über ihn wegen seines skandalösen unzüchtigen Wandels beim Kurfürsten beschwert: er habe, sagt er da, ihn oftmals gütlich und ernstlich deshalb ermahnt, ihm dann für seine Person alle Gemeinschaft abgesagt und den Genuß des Abendmahls heimlich verboten. Metzsch entschloß sich dann zu heirathen, und Luther, der ihn früher der Gottesgabe eines Eheweibs für unwerth erklärt hatte, freute sich sehr darüber, ließ sichs auch gefallen, als Metzsch nach der Hochzeit in eigenthümlicher Verbindung von Scherz und Ernst um Vergebung bei ihm nachsuchte. Nach der Hochzeitfeier nämlich, zu welcher auch Luther geladen war, jedoch nicht hatte kommen können, erschien Metzsch mit Frau und einigen Verwandten bei ihm und bot ihm ein Spiel an, wie es damals bei hochzeitlichen und andern Lustbarkeiten üblich war; als Luther verlor und fragte, was es gegolten habe, erwiederte Jener: „Ich bin ein verloren Schaf, ich erkenne meine Sünde, ich möchte absolvirt werden"; da machte Luther ihm ein Kreuz über die Stirne, sprach im Namen des dreieinigen Gottes die Absolution aus und sagte: „Gott sei gepriesen, der uns diesen Hurer in den göttlichen Stand der Ehe gerufen hat." Noch schärfer aber glaubte Luther später, im Jahre 1538, gegen ihn vorschreiten zu müssen, und zwar jetzt besonders wegen eines hoffärtigen, trotzigen und beleidigenden Verhaltens gegen Gottes Wort, die Diener des Wortes, die Universität und den städtischen Magistrat. Deshalb ermahnte er ihn zuerst mehrmals brüderlich. Während Metzsch vom Diakonus Fröschel zu Absolution und Abendmahl zugelassen worden war, erklärte Luther diese Absolution für ungiltig, da derselbe seine Sünde nicht wahrhaft erkennen wolle, und schickte jetzt zwei Diakonen zu ihm mit einem Zettel, worin er ihm dies ankündigte und ihm zur Bedingung machte, vorher mit Predigern, Rath, Stadt u. s. w. sich zu versöhnen; das, schrieb er, solle die andere Vermahnung sein nach dem Befehl Christi Matth. 18. Ueber den weiteren Verlauf der Sache wissen wir leider Nichts. Wir erfahren aus der nächstfolgenden Zeit nur, daß ihm auch amtliche Entlassung oder, wie Luther sich ausdrückt, die größere Excommunikation des Fürsten drohte und er darüber „bei sich wüthend wurde". Dann scheint doch noch friedliche Beilegung und Aussöhnung erfolgt zu sein.[1])

Aus derselben Zeit des Jahrs 1538, wo Luther gegen Metzsch vorging, hören wir auch, daß er einen gewissen adeligen Herrn, der Geld zu dreißig Prozent auslieh, wegen Wuchers ins Angesicht strafte und den Pastor desselben anwies, ihn vom Sakrament auszuschließen.[2])

Im Februar 1539 belehrte er auch die Gemeinde im Gottesdienst über den Bann, da das Gerücht, daß ein solcher eingeführt werden sollte,

Aufregung in ihrer Mitte verursacht hatte. Er stellte den Zuhörern vor, wie das Mahl des Herrn, das Sündern zum Trost bestimmt sei, den öffentlichen, beharrlichen und unversöhnten Sündern nicht gegeben werden könne, ohne daß die, welche es thäten, der Sünde mit theilhaftig würden. Darüber bat er Jeden das eigene Gewissen zu fragen. Er selbst, sagte er, wage ja mit den andern Geistlichen Leib und Leben zu ihrem Besten, indem er, wies recht und billig sei, in Krankheit und Sterbenszeiten bei ihnen bleibe: daß er aber seine Seele aufs Spiel setzen und um der Sünde eines Andern willen mit ihm in die Hölle fahren sollte, — das dürfe man ihm nicht zumuthen. Offen gedachte er auch des vorangegangenen Handels mit dem Landvogt, indem er sich dagegen verwahrte, als ob dessen Zulassung zum Abendmahl damals mit seinem Willen oder Wissen erfolgt wäre. Der Bann aber, für welchen er sprach, sollte nicht einer sein, wie ihn die bischöflichen Offizialen betrieben, sondern einer wie Jesus nach Matth. 18 und Paulus nach 1 Kor. 5, 4 ihn gewollt haben, wonach die ganze Gemeinde mit den Geistlichen dabei thätig sein müsse. Näher zeichnete Luther das Verfahren, das er wünschte, so: nach der ersten Vermahnung des Sünders wolle er, wenn sie erfolglos sei, zwei Personen, etwa zwei Kaplane (Diakonen), an ihn schicken, dann ihn vor sich nehmen im Beisein der Kaplane, zweier vom Rath und Kastenherrn und zweier ehrlicher Männer aus der Gemeinde, schließlich den Halsstarrigen öffentlich der Gemeinde ansagen und sie wider ihn beten lassen. Ebenso sollte die Wiederannahme eines Bekehrten nicht bloß durch den Einen Pfarrer geschehen, sondern öffentlich, indem man in der Kirche über ihn bete.[1])

Doch es fehlte weit, daß diese Idee zur Ausführung gelangt wäre. Wir finden auch den Gedanken an eine solche Zucht mit Beiziehung der Gemeindeglieder in diesem Augenblick bei keinem der sächsischen Theologen oder Kirchenmänner als bei Luther ausgesprochen. Sonst ging das Absehen derer, welche auf Kirchenzucht drangen, jetzt vielmehr vor Allem dahin, daß eine landesherrliche Ober-Kirchenbehörde sie in die Hand nehme.

Ganz überdrüssig war Luther der Beschäftigung mit Ehesachen geworden, zumal darin auch die Ansichten der Theologen und der Rechtsgelehrten öfters mit einander in Streit geriethen. Er äußerte einmal im Jahr 1536: „Es haben mich die Bauern und rohen Leute, so Nichts denn fleischliche Freiheit suchen, darnach die Juristen, so allzeit unsern Sentenzen das Gegentheil sprechen, so müde gemacht, daß ich die Ehesachen von mir geworfen und Etlichen geschrieben, daß sie es machen in aller Teufel Namen wie sie wollen; lasset die Todten ihre Todten begraben." Für die hieher gehörigen Fragen und Händel waren neue staatlich-kirchliche Ordnungen und die Einsetzung einer entscheidenden Behörde ein besonders dringendes Bedürfniß.[2])

Auch für andere und rein kirchliche Angelegenheiten aber reichten die bisher bestehenden Einrichtungen nicht aus. Bei den kirchlichen Visitationen, welche wiederholt vorgenommen wurden und bei welchen das Verhalten vieler Geistlicher und Gemeinden nur zu oft Grund zum Einschreiten gab, fehlte es den Visitatoren an vollziehender Gewalt. Und doch wollte Luther nicht, daß man den Kurfürsten selbst dafür zu viel in Anspruch nehme; so schrieb er 1539, als es sich um Absetzung eines Geistlichen handelte, den Visitatoren, man dürfe Jenem, der ohnedies überlastet sei, nicht zu viel auf den Hals schieben; er nennt ihn dabei: „unser einiger Nothbischof, weil sonst kein Bischof uns helfen will": man dürfe ihn nicht auch noch mit Unnöthigem bemühen. — In einzelnen Städten, wie besonders Zwickau (vgl. oben S. 274 ff.) hatte Luther wiederholt Eingriffe des Magistrats ins Pfarramt zu rügen. Da warnte er dann eifrig wieder vor einer Vermengung des geistlichen und weltlichen Regimentes oder der Kirche und des Rathhauses, die zur Folge haben werde, daß eins das andere fresse und beide umkommen. Um so mehr mußte der Mangel an Organisation des Kirchenregiments empfunden werden.[1])

Inzwischen war nun schon 1537 von anderer Seite her, nämlich durch den landständischen Ausschuß, beim Kurfürsten beantragt worden, daß eine neue Behörde und zwar vier Consistorien für die kirchlichen Angelegenheiten und Händel, für die Klagen wider Geistliche und für ihre eigenen Beschwerden und vornehmlich für die Ehesachen möchten eingesetzt werden. Jonas verfaßte, vom Kurfürsten beauftragt, dafür einen Entwurf: an der Spitze jedes Consistoriums sollte ein im Jus und auch in der heil. Schrift gelehrter Mann als oberster Richter stehen, der seine Vollmacht zur Jurisdiktion unmittelbar vom Fürsten habe; der kirchliche Bann, bestehend im Ausschluß vom Abendmahl und vom Gevatterstehen bei der Taufe, sollte von den Geistlichen nur unter Zustimmung des Consistoriums geübt werden, ohne daß eine Betheiligung von Vertretern der Gemeinde erwähnt würde; derselbe sollte weiter auch bürgerliche Strafen mit sich bringen. Der erste Versuch einer solchen Einrichtung wurde zu Anfang des Jahrs 1539 in Wittenberg gemacht. Luthern sollte jener Entwurf zur Begutachtung vorgelegt werden. Ein Gutachten von ihm darüber kennen wir nicht. Nach seinen anderweitigen Aeußerungen aber wollte er gerade den Bann, welchen er herzustellen wünschte, nicht so in die Hände jener Oberbehörde gelegt haben: eben noch im Februar dieses Jahrs hielt er den Wittenbergern jenen Vortrag, in welchem er ohne Erwähnung eines Consistoriums jenes Verfahren innerhalb der Einzelgemeinde besprach. Auch den Visitatoren wollte er neben jener Behörde ein eigenes geistliches Gebiet vorbehalten. Ihr wollte er vor Allem die Ehesachen zuweisen; ferner bezeichnete er als ihre Aufgabe, die Bauern zu einer gewissen Ord-

nung und Disziplin und zur Entrichtung der kirchlichen Einkünfte zu zwingen, was wohl da und dort auch bei adeligen Herrn und Magistraten nöthig sein werde.[1])

Neben seinen amtlichen kirchlichen Obliegenheiten fand sich Luther als Christ und Bürger, als Mann des Vertrauens für Hilfsbedürftige und Unrechtleidende und als Mann von Gewicht für Hochgestellte aller Art auch immer wieder zu bittender und mahnender Fürsprache und Einsprache bei seinem Landesherrn und auch bei verschiedenen Behörden berufen. Wir bemerkten schon früher, bei der Schönitzschen Angelegenheit, wie er selbst sich als Beistand der Armen und ihres Rechtes bezeichnete.

Aus früherer Zeit erwähnen wir noch, wie er 1530 seiner Wittenberger sich annahm, als Metzsch, um das dortige Schloß zu befestigen, eine Menge Häuser niederreißen lassen wollte: Luther bat den Kurfürsten dringend, das Geschrei der armen treuen Unterthanen zu Herzen zu nehmen, ja stellte ihm die Geschichte von König Ahab und Naboth (1 Kön. 21) als warnendes Exempel hin. Nicht minder nahm er für dieselben im folgenden Jahre das Wort, als sie fürchteten, daß der Landvogt durch leichtsinniges Niederreißen eines Theils der Mauer ihre Stadt unsicher mache. — Im Frühjahr 1539 trug er dem Kurfürsten die Bitte vor, der Stadt bei einer Theuerung zu Hilfe zu kommen und besonders dem Wegkaufen des Getreides durch Adelige zu steuern. Den fürstlichen Rentbeamten bat er um einige Scheffel Korn für die Armen. Auch redete er auf der Kanzel den Bäckern ins Gewissen, daß sie „so klein backen", — obgleich er, wie er sagt, wußte, daß nicht er, der Pfarrer, sondern die Obrigkeit ihnen dies zu verweisen habe.[2])

Am wenigsten konnte er ertragen, daß Schwachen und Armen ihr Recht versagt und gebeugt werde. Er erinnerte die Juristen auch an die Schwierigkeiten, welche es für solche Leute oft habe, den Rechtsformen zu genügen.[3]) — Vielleicht kam es dann auch hin und wieder vor, daß Unwürdige seine Fürsprache gewannen. Er aber zeigt dabei nie ein anderes Interesse, als das für Gesetz und Recht und für den Nothstand des Nächsten.

An ihn wandte sich im Jahr 1534 auch der Berliner Bürger und Handelsmann Hans Kohlhase, der gegen den kursächsischen Junker von Zaschwitz, durch welchen ihm zwei Pferde unrechtmäßiger Weise mit Beschlag belegt worden waren, einen Prozeß begonnen hatte und, weil ihm der Landvogt nicht zu der geforderten Entschädigung verhalf, sich erkühnte, wider Jenen und das ganze Land Sachsen einen wüthenden Fehdebrief zu erlassen: er kündigte an, daß er „rauben und brennen, hinwegführen und schatzen wolle, bis ihm Abtrag gethan sei". Die Drohung war so ernst, wie wir in unseren Zeiten uns kaum mehr vorstellen können.

Der trotzige und zum Aeußersten entschlossene Mann fand unter der damaligen Bevölkerung genug Gesellen, um reisende Kaufleute abzufangen, Geld zu erpressen, kleine Ortschaften, Mühlen, schwache Landschlösser u. s. w. zu überfallen oder gar gemeine Brandstiftung zu treiben; leicht konnte er vom Brandenburgischen aus seine Anschläge vorbereiten und dort wieder sich verbergen: denn der dortige Landesherr stand auf gespanntem Fuß mit Kursachsen und zeigte keine Geneigtheit, gegen diesen seinen Unterthanen einzuschreiten, ja vielmehr Theilnahme für ihn. So ließ denn Kurfürst Johann Friedrich durch Landvogt Metzsch noch einen Vergleichsversuch zwischen Kohlhase und den Erben des inzwischen verstorbenen Zaschwitz vornehmen, nachdem bereits in Wittenberg und der Nachbarschaft Feuerbrünste, die man Jenem zuschrieb, ausgebrochen waren und er selbst in der Nähe der Stadt sich gezeigt hatte. Und zur selben Zeit wandte sich nun Kohlhase auch brieflich um Rath an Luther. Dieser antwortete ihm freundlich. Er sprach ihm sein Mitgefühl aus für den Schaden und die Schmach, die ihn betroffen haben und für die er mit Recht Ersatz suche. Aber er warnte ihn dringend vor aller Selbstrache und eigenem Richten: sonst werde er den Zorn des Herrn auf sich ziehen, der da spreche „die Rache ist mein", werde wider Gott und Menschen thun müssen, was kein christlich Gewissen billigen könne, und werde die Sünden und Büberei aller derer auf sich laden, die ihm zu seiner Fehde dienen und die Solches nur aus Eigennutz thun und ihn wohl gar noch verrathen werden; er solle den Teufel nicht zu Gevatter bitten; was er mit Recht ausführen könne, solle er thun und den Frieden annehmen, wo er ihm werden könne; vermöge er das Recht nicht zu erlangen, so bleibe kein anderer Rath, denn Unrecht leiden; Gott meine es ja dabei nicht böse mit ihm und könne ihms redlich in Anderem wieder erstatten. Nachdem der Landvogt, um den gefährlichen Mann zu beschwichtigen, einen für ihn übermäßig günstigen Vergleich abgeschlossen, der Kurfürst aber ein solches Abkommen verworfen hatte, warb Kohlhase räuberisches Gesindel an und begann seine Fehde in der angezeigten Weise. Sein Treiben währte — mit Unterbrechungen, in denen er sich versteckt hielt und in welchen auch wieder friedliche Beilegung versucht wurde — bis ins Jahr 1540. Es ist eines der merkwürdigsten Zeichen für die damaligen öffentlichen Zustände. Besonders in Wittenberg verbreitete er zu wiederholten Malen großen Schrecken. Er selbst war natürlich jetzt auch sittlich ruinirt, — aus dem Kämpfer für verweigertes Recht zum Mordbrenner geworden. Nach dem Bericht eines märkischen Chronisten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts soll er auf jenen Brief Luthers hin selbst noch heimlich in der Dunkelheit vor seinem Haus erschienen sein und ohne Nennung seines Namens dringend um eine Unterredung gebeten haben; Luther habe ver-

muthet, daß er es sein könnte, sei selbst an die Thüre gegangen und habe ihn gefragt „Bist du Hans Kohlhase?", habe ihn dann in seine Stube geführt, den Melanchthon, Cruciger und andere Theologen herbeirufen lassen, mit ihnen einen Bericht Kohlhases über den ganzen Handel angehört, ihm auf seine Beichte hin das Sakrament gegeben, ihm das Versprechen abgenommen, von seinem Vorhaben abzustehen, und hinwiederum ihm versprochen, seiner Sache zu einem guten Ende zu verhelfen. Wir finden jedoch diese Szene sonst nirgends geschichtlich beglaubigt; sie läßt sich auch kaum in den sonst bezeugten Verlauf von Kohlhases Schicksalen einreihen. Für Luther kam jedenfalls, als Kohlhase auf seinem eigenen Weg bestand, ihm gegenüber nur noch das öffentliche Gesetz und Recht und die schmählich darniederliegende öffentliche Ordnung und Sicherheit in Betracht. Zürnend äußerte er unter seinen Freunden: der Landgraf von Hessen würde so Etwas nicht hingehen lassen; Kohlhase aber werde, nachdem er Blut zu vergießen begonnen habe, vom Blut ersäuft werden. Auch dem Kurfürsten schrieb er 1539 über die Unruhe und das Gerede unter dem Volk, das Rath und Hilfe vom Landesherrn und Landesvater haben möchte; er sagt: „wider die Fehde des Kohlhasen, — ich hätte schier gesagt des Kurfürsten von Brandenburg"; und er bemerkt dazu: das Aergste sei, daß die Leute irre werden, ob nicht gar Freund und Freund mit einander um sie spielen. Endlich war Kohlhase toll genug, auch im Gebiete des Brandenburgers einen Raub zu begehen: da wurde er in Berlin festgenommen und endete auf dem Rade.[1])

Dreizehntes Kapitel.

Streitigkeiten und Aergernisse innerhalb der Lutherischen Kirche: Cordatus, Schenk, Agricola; Landgraf Philipps Doppelehe.

Der große und heftige Streit, welchen die Protestanten unter einander über die Abendmahlslehre geführt hatten, war bis auf Weiteres zum Schweigen gebracht. Für den Gegensatz gegen den Papismus war von theologischer Polemik nicht mehr viel zu erwarten und gegen die Gewaltmaßregeln, mit welchen jener die junge evangelische Kirche bedrohte, blieb diese doch durch eine günstige Gestaltung der allgemeinen Verhältnisse fortwährend beschützt. So möchten wir denn denken, daß für sie Jahre einer friedlichen und fruchtbaren weiteren inneren Entwicklung mit Bezug auf Glauben, Wissenschaft und Leben angebrochen seien, während sie nur jenem gegenüber beständig zur Gegenwehr hätte bereit bleiben müssen.

Sie hatte auch in der That außer Luther und Melanchthon eine gute Zahl tüchtiger Arbeiter, welche nicht bloß zum Kampf, sondern für

die Erbauung der Gemeinde und den Aufbau echter christlicher Wissenschaft die neu erkannte Wahrheit weiter zu entfalten und zu erforschen sich bemühten. Von Melanchthons unermüdlichem theologischen Arbeiten und Weiterstreben legte besonders die neue Ausgabe seiner Loci 1535 Zeugniß ab.

Aber unter den evangelischen, sächsischen und Wittenbergischen Theologen selbst treten nun dogmatische Differenzen ans Licht. Es handelt sich einestheils um solche Lehrfassungen, welche die neuerrungene Wahrheit wieder durch Elemente alten Irrthums, anderntheils um solche, welche sie durch verderbliche Ausschreitungen zu beschädigen schienen; und mit dem ganzen Eifer für die reine Lehre, der im Streit gegen Papisten und Zwinglianer sich mehr und mehr geschärft und erhitzt hatte, werden jetzt auch die Punkte, welche hier zur Sprache kommen, aufgegriffen. Mit den Jahren, in welchen die Lehre von der wahren sakramentlichen Gegenwart des Leibes Christi durch die Wittenberger Concordie festgestellt wurde und die Reformation innerhalb Deutschlands jene großen Fortschritte über Brandenburg und das herzogliche Sachsen hin machte, beginnt auch die Reihe innerer Lehrstreitigkeiten, welche nachher vollends die Epigonen der Reformation unter sich entzweit hat. Neben Luther, dem großen Vorgänger in jenen Kämpfen und achtsamen Wächter wider jede Trübung des neuen Lichtes, drängten sich kleinere Geister hervor, die theils auch da über Gefahr schrieen, wo er selbst noch meinte schweigen zu dürfen, theils mit Berufung auf ihn vortrugen, was er selbst für höchst gefährlich erklären mußte. Er hatte einst über die „Schwarmgeister" geäußert, daß er Kinder seines eigenen Leibes in ihnen bekämpfen müsse: mit noch mehr Recht kann man jetzt sagen, daß hier ein solches Geschick ihn betroffen und gepeinigt habe.

Wir haben schon früher der Anklage Erwähnung gethan, welche im Jahre 1536 der Pfarrer Cordatus in Niemegk, ein sehr ergebener Anhänger und Freund Luthers, gegen dessen Collegen Cruciger und Melanchthon richtete (oben S. 380). Cruciger sollte hienach in einer Vorlesung (am 24. Juli) über das Johannes-Evangelium, zu welcher er Melanchthonscher Diktate sich bediente, erklärt haben: wir werden gerechtfertigt vermöge guter Werke, nämlich insofern als diese conditio sine qua non unserer Rechtfertigung seien. In Wirklichkeit lautete sein Satz: dadurch, daß wir aus reiner Gnade gerechtfertigt werden, sei unsere Reue oder Zerknirschung nicht ausgeschlossen, sondern diese müsse bei uns vorhanden sein und sei conditio sine qua non, weil nämlich der Glaube, welcher rechtfertige, ohne Reue nicht möglich sei; diejenige Ursache jedoch, „um deren willen" wir durch den Glauben gerechtfertigt werden, sei Christus allein. Cordatus bestand auch gegen diese Fassung des Satzes auf seiner Anklage: er sah

darin einen schweren Rückfall in papistische Selbstgerechtigkeit. Allerdings, daß wahrer Glaube an die vergebende Gottesgnade ohne Zerknirschung über die eigene Sünde und Schuld innerlich unmöglich sei, hatte stets auch Luther gelehrt. Nur daß der Grund, weshalb Gott die Gläubigen zu Gnaden annehme, irgend im eigenen Werth ihrer — stets unvollkommenen Reue liege, hatte er entschieden bestritten und das wollten auch Melanchthon und Cruciger keineswegs lehren noch zulassen. Dem Cordatus aber war schon jede Bezeichnung der Reue als „Bedingung" unzulässig, obgleich Melanchthon Belege aus dem alten wissenschaftlichen Sprachgebrauch dafür beibringen konnte, daß „conditio sine qua non" nicht Etwas bezeichne, was selbst zu einer Wirkung beitrage, sondern nur Etwas, was von dem zur Wirkung Beitragenden unzertrennlich sei. In einen solchen Streit über Schul-Terminologien führten jetzt die Fragen über Leben und Heil hinein. Cordatus war übrigens schon im Jahre vorher gegen Melanchthon argwöhnisch geworden, als ob dieser es mit der Lehre von der Rechtfertigung allein durch Christum nicht streng nähme und seine eigenen Bedenken darüber verlachte. Und Melanchthon sprach in seinen Locis auch unbefangen von einer Nothwendigkeit des Gehorsams und der guten Werke für einen wiedergeborenen Christen, obgleich dieselben die Seligkeit nimmermehr verdienen könnten: auch diese Ausdrücke waren Jenem ein Aergerniß.

Cordatus, der gleich nach jener Vorlesung darüber ohne Erfolg gegen Melanchthon sich ausgelassen hatte, begann hierauf am 20. August, kurz ehe dieser bis Anfang Novembers nach der Pfalz verreiste, einen erbitterten Briefwechsel mit Cruciger, erschien deshalb persönlich bei Luther, dem Dekan der Fakultät, an welchen die Sache bereits durch Amsdorf und Stiefel gebracht worden war, machte auch an andern Orten Lärm und suchte den Kurfürsten gegen die Irrlehrer zu erregen. Allein Melanchthon rechtfertigte sich noch auf seiner Heimreise brieflich vor den Mitgliedern der Fakultät, und Luther war, so sehr Cordatus für die eben von ihm vorgetragene Lehre eifern wollte, zu keinem feindlichen Auftreten gegen Jenen oder gegen den von ihm hochgeschätzten Cruciger zu bewegen: er wünschte ohne Zweifel den ärgerlichen Handel in der Stille niederzuschlagen. Cordatus ließ seine Beschwerde von Luther an Jonas, als derzeitigen Rektor der Universität weiter gehen, wurde aber von diesem zur Ruhe verwiesen. — Während der Vorbereitungen zum Schmalkalder Convent seit Anfang des Jahrs 1537 blieb die Sache wirklich ruhen. Wir hörten indessen bei Luthers Krankheit in Schmalkalden, welche düstere Befürchtungen im Gedanken an seinen Tod damals doch durch die Wittenberger Verhältnisse in ihm erregt waren.

Nachdem die Reformatoren aus Schmalkalden zurückgekehrt waren, erhob sich Cordatus aufs Neue: Cruciger, meinte er, müsse noch förm-

lichen Widerruf leisten. Vergebens wies ihn Rektor Jonas jetzt mit scharfen Worten zurecht. Der Kampf, den er gegen die Irrlehre aufs Aeußerste durchführen wolle, war ihm sichtlich eine Gewissenssache und ging ihm ans eigene Leben. Er wurde an Leib und Gemüth leidend und meinte schon die Vorboten eines Schlaganfalls bei sich zu verspüren. Luther sprach ihm gegen solche Gedanken guten Muth ein und wünschte ihn aus dem „Winkel" Niemegk auf eine andere Stelle, nämlich nach Eisleben, zu bringen. Aber gegen Cruciger und Melanchthon bot ihm Luther auch jetzt nicht die Hand. Melanchthon erzählt in einem Brief an Veit Dietrich, wie Luther über den durch Cordatus fortgesetzten Streit liebreich mit ihm geredet und wie er selbst Luthern vorgestellt habe, was es für ein trauriges Schauspiel wäre, wenn sie beide wie einst die zwei Söhne des Kadmus einen Bruderkampf gegen einander führen würden. Bei einer Doktorspromotion, zu welcher Luther Thesen über die Heilslehre aufstellte und in welcher nun der Satz, daß der neue Gehorsam des Wiedergeborenen zur Seligkeit nöthig sei, durch Cruciger vertheidigt wurde, wollte Luther zwar den Ausdruck „zur Seligkeit nothwendig" nicht annehmen, weil derselbe leicht mißverstanden werde, sprach aber eingehend vom eigenen Rechtverhalten als nothwendiger Folge der Rechtfertigung und disputirte freundlich mit Cruciger, wogegen dieser von Cordatus einen Zettel voll Schmähungen wegen der von ihm vorgetragenen gotteslästerlichen Ketzerei zugeschickt erhielt.

Luther hatte vor dem Streit einmal über Cruciger geäußert: er möchte, Kleines mit Großem vergleichend, ihn einen Elisa, sich selbst Elias nennen; das sei ein Mann des Friedens, dem er für den Fall seines Abscheidens die Kirche anbefehlen wolle, und desgleichen Melanchthon. Und der Streit ließ bei ihm keinen Argwohn gegen denselben zurück. Er sagte ähnlich späterhin: „Dr. Caspar (Cruc.) ist in der Theologie zu lesen ein Fürbund, auf den ich es nach meinem Tod gesetzt habe." — Melanchthon war nach jenem Gespräch mit Luther so beruhigt, daß er in dem erwähnten Brief sogar noch andere wichtige Lehrpunkte anführen zu dürfen glaubte, bei welchen er minder schroff als Luther sich ausdrücke, in der Sache aber doch eines beiderseitigen Uebereinstimmens gewiß sei: so die Lehre von der Prädestination und vom Verhalten des eigenen Willens bei der Bekehrung. In der That räumte er der göttlichen Gnade gegenüber jetzt in seinen Loci ein freies Eingehen des eigenen Willens des Menschen auf dieselbe ein, für welches Luthers Lehre von der völligen Verderbniß des Menschen und vom alleinigen Wirken der Gnade nie Raum ließ und um dessen willen ihm die strengen Lutheraner nachher synergistische Irrlehre vorgeworfen haben. Luther aber hat dies also doch zu einem Gegenstande des Streites mit ihm nicht werden lassen.

Ueber den Handel mit Cordatus konnte Cruciger zu Anfang Auguſts aus Wittenberg berichten: die causa sine qua non ſei hier längſt begraben.[1])

Melanchthon aber wurde eben jetzt der Gegenſtand eines neuen Angriffs. Jakob Schenk, der damals das Pfarramt in Freiberg angenommen hatte und hier den evangeliſchen Gottesdienſt einführte (oben S. 413), ſtieß ſich an der Rückſicht, welche das ihm zum Gebrauch gegebene kurſächſiſche Viſitatorenbüchlein beim Laienkelch auf Schwache nahm, und wandte ſich deshalb an Melanchthon. Dieſer warnte ihn vor Unbeſonnenheit, beſonders im Gedanken an Herzog Georg. Er hielt noch jetzt einen Verzicht auf Austheilung des Laienkelchs für zuläſſig: unter Tyrannen, ſagte er, möge einer das Sakrament noch in einerlei Geſtalt empfangen. Luther rieth in ſolchen Fällen längſt, daß man, wo eine ſtiftungsmäßige Feier des Abendmahls unmöglich ſei, lieber ganz auf dasſelbe verzichte. Schenk, über jene Aeußerung in Betreff des Sakraments entrüſtet, ſchickte Melanchthons Brief mit einer Anklage an den Kurfürſtlichen Hof. Er war nicht ein beſchränkter, übrigens ängſtlich gewiſſenhafter Mann wie Cordatus, ſondern eine hochfahrende, herrſchſüchtige Perſönlichkeit, dabei ein gewandter, ſchlagfertiger Redner; die Wittenberger hatten ihn kurz zuvor zum Doktor der Theologie ernannt. Jetzt wollte er an Melanchthon zum Ritter werden. Beim Kurfürſten aber traf dieſe Denunziation mit anderen, welche bei ihm gegen Melanchthon eingelaufen waren, und namentlich auch mit der Beſchwerde des Cordatus zuſammen. Dazu gedachte er jener Aeußerung des kranken Luthers in Schmalkalden. Er erſchrack über einen gefährlichen Zwieſpalt, welcher der Lehre halber in Wittenberg vorhanden ſei, — über die Männer, die dort anders lehren ſollten als Luther und Bugenhagen. Wegen Schenks ſchrieb er den 16. September 1537 an Luther, daß dieſer den Handel beilegen möge, und ſprach dabei noch allgemeiner von unnöthigen, durch die eigene Weisheit gewiſſer Leute erregten „Gezänken", welche durch ihn abgeſchnitten und aufgehoben werden ſollten. Aus derſelben Zeit muß auch eine beſtimmtere, umfaſſendere Anweiſung ſtammen, die er dem Brück gab, deren Datum wir jedoch genau nicht mehr feſtſtellen können. Hier führt er auf, was er von ſolchen Entzweiungen in der Lehre und von beſonderen Meinungen Melanchthons und Crucigers ſagen höre: neben den durch Cordatus und Schenk angeregten Punkten auch das, daß Jene „des freien Willens halber etwas einer andern Meinung ſein ſollten", und ferner, daß Melanchthon ſich angemaßt haben ſollte, an der Augsburger Confeſſion in einem Neudruck Einiges zu ändern (dogmatiſche oder überhaupt bedeutſame Aenderungen hatte Melanchthon damals in Wahrheit nicht vorgenommen). Auch über gewiſſe Juriſten hatte der Kurfürſt Ernſtliches zu vermerken, wovon wir unten weiter reden werden. Ueber das Alles begehrte er jetzt

durch Brück einen gründlichen Bericht von Luther und Bugenhagen: falls noch Entzweiung vorhanden sei, sollten sie ihm darüber Rath geben; er könne dieselbe nimmermehr dulden, auch auf die Gefahr hin, daß die Universität, die ihre gegenwärtige Blüthe nicht am wenigsten dem Melanchthon verdanke, in Folge davon abnehmen müßte; er sei bereit, Solches diesem und seinem Anhang zu vermerken. Wir haben sodann noch einen Bericht Brücks an den Kurfürsten (ohne Datum) über ein Gespräch, das er in diesen Sachen mit Luther hatte. Dieser war verwundert, daß Melanchthon noch in solchen Phantasien stecke, wie sich in dem Handel mit Schenk zeige. Er selbst wollte Nichts davon hören, daß man der Tyrannen wegen oder des Friedens halber die Eine Gestalt des Abendmahls zugäbe: man müßte, sagt er, sonst aus derselben Ursache auch zugestehen, daß die Werke zur Rechtfertigung mitwirkten. Und zugleich erwähnte er jetzt, daß er auch über Melanchthons Meinung vom Abendmahl (von der wahren Gegenwart des Leibes Christi) nicht sicher sei und daß er von ihm nach dem Cassseler Convent (vgl. oben S. 337) Argumente vernommen habe, nach welchen derselbe fast Zwinglisch dächte. Aber er wollte ihn nicht von der Universität verlieren als einen hohen Mann, der ja große Arbeit thue. Er sagte: er „wolle sein Herz mit ihm theilen" und für ihn beten. Brück sprach die Befürchtung aus, die auch der Kurfürst theilte, daß Melanchthon Zeit und Gelegenheit für sich abwarte und namentlich Luthers Ableben für sich benutzen möchte. Darauf erwiederte dieser: wenn derselbe das thäte, würde er ein elender Mensch werden und seines Gewissens halber keinen Frieden haben.

Im Oktober kam der Kurfürst selbst nach Wittenberg. Da fanden zwischen ihm und den Männern seines Vertrauens Verhandlungen statt, die streng geheim gehalten wurden und deren Inhalt auch der Nachwelt nicht bekannt geworden ist. Melanchthon bemerkte, daß Alle, die für seine Freunde, ja Alle, die für milder gesinnt gälten, davon ausgeschlossen seien. Er erwartete, als Angeklagter vorgeladen zu werden, hörte, daß man ihm geschriebene Artikel vorlegen wolle, sammelte sich Material zu seiner Vertheidigung. An Camerarius schrieb er in diesen Tagen, daß es ihn nicht schmerzen würde, wenn die Fesseln, die ihn bisher an Wittenberg bänden, endlich zerrissen und daß er den Rest seines Lebens nur ganz seinem Bestreben, Andere zu wissenschaftlichen Studien anzuregen, möchte widmen dürfen. Allein es kam Nichts von dem, was er fürchtete, an ihn, noch hatten die Verhandlungen überhaupt irgend eine Maßregel oder ein Einschreiten zur Folge. Wir erfahren über sie nachher nur noch aus einem Brief Melanchthons, daß eine Krankheit Luthers ein weiteres Handeln verhindert habe und dann ein Waffenstillstand eingetreten sei. Dieses Beruhen der Sache war aber nach den vorangegangenen Aeußerungen Johann

Friedrichs und Brücks sicher nur möglich, wenn Luther selbst den ängstlichen Eifer seines Fürsten dämpfte und es ihm von diesem anheimgegeben wurde, nach seinem Gutbefinden fernerhin auf den bisherigen größten Genossen seiner Arbeit einzuwirken.[1])

Die Anklage des Schenk kam, so weit wir sehen, nachher gar nicht wieder zur Sprache. Dieser brachte sich, wie sich im Folgenden zeigen wird, bald um den eigenen Credit bei Luther.

Auch der Streit, den Cordatus erregt hatte, blieb, so sehr dieser fortwährend zürnte, wirklich begraben. Ein Jahr nachher fürchtete Melanchthon ein verstärktes Aufflammen desselben. Er fand da in jenen Vorlesungen Luthers über den 51. Psalm, welche Dietrich jetzt herausgegeben hatte (oben S. 268), eine Stelle, wo es hieß: es gebe nur Eine Ursache unserer Rechtfertigung, nämlich das Verdienst Christi oder die freie Barmherzigkeit Gottes, welche die Herzen, vom heiligen Geist entzündet, im Glauben ergreifen; wenn man nun wolle, könne man die Erkenntniß der eigenen Sünde als zweite Ursache oder, nach dem Ausdruck der Gelehrten, als causa sine qua non bezeichnen, weil sie in der Weise Ursache sei, daß das Ganze doch auf der Barmherzigkeit Gottes beruhe oder auf seiner Verheißung, des die Sünde bekennenden und nach Gerechtigkeit dürstenden Menschen sich zu erbarmen. In großem Schrecken schrieb Melanchthon über den zweiten dieser Sätze an Dietrich: Luther werde, ob er sich nun wirklich so ausgedrückt habe oder nicht, jedenfalls heftige Sätze dagegen erlassen; Dietrich kenne ja von früher her die Knechtschaft, die in Wittenberg herrsche, und Luther sei seither noch viel härter geworden; ein neuer Tumult, eine neue Tragödie werde jetzt losbrechen. Den Ausdruck „zweite" Ursache verwarf er auch selbst: denn der besage mehr als „sine qua non". In einem zweiten Brief wiederholte er: Dietrich dürfe nicht zweifeln, daß daraus die gehässigste Tragödie erwachsen werde; es sei ihm, als sähe er schon die Miene des entflammten Luthers. Allein dieser schwieg und schwieg, so daß Melanchthon nach einem Vierteljahr selbst zu Dietrich sagen mußte: „Du lachst vielleicht über meine Besorgnisse wegen der »Ursachen«."[2])

Bei jenen Befürchtungen, welche Luther wegen Melanchthons Auffassung des Abendmahls gegen Brück kund werden ließ, vermied er doch jeden Disput mit Jenem, der zwischen beiden zum Bruch hätte führen müssen. Melanchthon war freilich darin seinerseits so vorsichtig als möglich. Als in Nürnberg 1538 über Abschaffung der Elevation verhandelt wurde und ihn deshalb sein, diesem Brauch gleichfalls abgeneigter Freund Veit Dietrich befragte, sagte er diesem vorher, daß die Frage über das Sakrament künftig noch ganz andere Stürme als bisher erregen werde, erzählte, daß Amsdorf den Luther vor ihm als einer Schlange, die er am

Busen nähre, verwarnt habe, und rieth entschieden zum Festhalten an dem Brauch, die Bedeutung desselben zurechtlegend; Luther selbst war, wie wir später (Buch 8. Kap. 5) sehen werden, mit Bezug auf diesen gar nicht so befangen und ängstlich.[1])

Gar keine Aeußerung — auch nicht aus späterer Zeit — vernehmen wir von Seiten Luthers über jene Sätze Melanchthons vom menschlichen Willen, auf die doch sogar der Kurfürst durch Brück ihn aufmerksam machen ließ.

Was wir Melanchthon dort gegen Dietrich und Camerarius aussprechen hörten, weist auf Trübungen hin, welche sein Verhältniß zu Luther auch sonst und auch früher schon erlitten hatte. Es hatte in der That nichtmehr diejenige Innigkeit wie in den ersten Jahren ihrer Genossenschaft. Die Verschiedenheit ihres Naturells, ihrer Geistesart und Richtung war im Verlauf der kirchlichen und theologischen Kämpfe nicht bloß stärker hervorgetreten, sondern Melanchthon war in den vorhin ausgehobenen Lehrpunkten von seinem eigenen früheren Standpunkt, welcher einfach der Luthers war, abgegangen, indem sich sein theologisches Denken überhaupt erst seiner Eigenthümlichkeit gemäß weiter entwickelte. Der Riß, welchen die Reformation durch die Kirche und nicht minder durch die Gemeinschaft der in allgemeinem wissenschaftlichen Streben verbundenen Männer machte, wurde ihm im Verlauf der Zeit nur immer schmerzlicher fühlbar und blieb für ihn unerträglich. Er besaß weder den unbeugsamen Trotz Luthers gegen alle Widersacher des reinen Evangeliums, noch den festen Muth, mit welchem dieser die gefahrvolle Lage der eigenen Kirche ansah. Und in dem Wunsche, bei den theologischen und kirchlichen Fragen den eigenen Standpunkt nach bestem Wissen und Gewissen zur Geltung zu bringen, fühlte er sich fort und fort durch das Ansehen und den festen, oft starrren und leidenschaftlichen Willen des ihm überlegenen Freundes gehemmt, während er in seiner Aengstlichkeit sich nicht einmal offen mit diesem auseinanderzusetzen wagte.

Luther hegte besonders gegen seine Neigung, mit der päpstlichen Kirche zu vermitteln und nähere Beziehung zu einzelnen Männern derselben aufrecht zu erhalten, Mißfallen und Bedenken, obgleich er ihn während des Augsburger Reichstags gegen den Argwohn Anderer so treulich in Schutz genommen hatte. Ebendieselbe Richtung Melanchthons kam dann auch bei den Angriffen des Cordatus und Schenk auf ihn in Betracht. Luther sprach damals unwillig von „Erasmischen Vermittlern". Mißfällig oder geradezu anstößig mußte Luthern besonders auch der ehrerbietige und vertrauensvolle Ton sein, in welchem Melanchthon mit Erzbischof Albrecht zu verkehren fortfuhr. Dazu kam das Verhältniß, in welchem dessen Schwiegersohn Sabinus zu diesem stand: er verherrlichte ihn als seinen Patron,

wurde bei seiner Hochzeit 1536 von ihm durch Anwesenheit des erzbischöflichen Kanzlers Türk geehrt, lebte eine Zeit lang an seinem Hofe. Im Jahr 1538 zog er nach Wittenberg, wo er nach Luthers Hoffnung auf bessere Wege kommen sollte, dann aber als Genosse des Lemnius ihm vollends zum Aergerniß wurde. Er machte freilich seinem Schwiegervater selbst durch sein Betragen gegen seine Frau am meisten Gram und legte diesem später ohne Scham das Bekenntniß ab: er habe um diese einst nicht aus eigenem Antrieb gefreit, sondern auf den Rath eines „gewissen Anderen" (wie Melanchthon referirend es ausdrückt), der hiebei die Absicht gehabt habe, ihn, den Melanchthon, dadurch von Wittenberg wegzuziehen: wir können bei dem Anderen an keinen als an Albrecht denken. Ohne Zweifel in gleichartiger Absicht begrüßte 1537 der Cardinal Sadolet Melanchthon mit einem freundschaftlichen Schreiben; auch Melanchthon selbst faßte dieses so auf, ließ es indessen unbeantwortet. Weiter schrieb Jener einen ähnlichen Brief an den Straßburger Schulmann Sturm mit schmeichelhaften Aeußerungen über Melanchthon und Butzer, die nicht so heftig wie Luther seien und mit denen er deshalb gern verkehren möchte. Luther bemerkte hiezu im Freundeskreis: um Melanchthon sei es Jenem zu thun; würde derselbe sich gewinnen lassen, so könnte er leicht Cardinal werden und Weib und Kinder dabei behalten; Melanchthon mache mit seiner allzugroßen Bescheidenheit und seinem Bestreben, Allen aus Liebe zu dienen, die Papisten nur aufgeblasen; er selbst wollte diese „anders stöbern". Während er diese so Schlingen nach Melanchthon auswerfen und ihn gegen sie nicht scharf genug gerüstet sah, war er dann also zugleich auch wegen seiner innern Stellung den Sakramentirern gegenüber nicht ohne Besorgniß. Andererseits beharrte Melanchthon in jener Scheu vor einer offenen Auseinandersetzung mit Luther. Und einer solchen stand laut einer Andeutung Crucigers auch eine herrische Neigung von Melanchthons Ehefrau im Wege, während dagegen Luthers Frau mit Cruciger und andern Freunden sich wunderte und es beklagte, daß die beiden Männer nicht freundschaftlich so, wie die Sache es erforderte, einmal über alle etwaigen Streitpunkte sich gegen einander aussprächen.[1])

Und dennoch ließ Luther, auch trotz des Andringens von Anhängern wie Amsdorf, sich zu irgend einem schroffen privaten oder gar öffentlichen Auftreten gegen Melanchthon nicht bestimmen. Der Grund zu solchem Maßhalten kann bei ihm, dessen heftiger Eifer durch Gefahren mehr gereizt als gedämpft wurde, nicht etwa Furcht gewesen sein, sondern nur die Treue für alte Freundschaft, die Anerkennung für des Freundes eigenen Beruf und das Bewußtsein, durch höhere Fügung mit ihm verbunden zu sein. Ja Luther hat auch solche vertrauliche Aeußerungen bitteren Unmuths, dergleichen wir vorhin über ihn von Melanchthon vernommen

haben, in keinem der uns erhaltenen Briefe und Gespräche über diesen gethan; sein Ton ist, auch wo er tadelnd von ihm redet, milder, gemüthlicher. Von dogmatischen Unterschieden, die zwischen Melanchthon und ihm beständen, scheint er, so weit ab ihm war, Anderen gegenüber am liebsten gar nicht geredet zu haben. Die Loci desselben hielt er auch nach der Anklage des Cordatus und auch in ihrer neuen Bearbeitung ungemein hoch, obgleich sie jene Sätze vom menschlichen Willen enthielten und die Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament ohne die von ihm selbst gewünschten schärferen Bestimmungen vortrugen. Er empfahl fortwährend nächst der heiligen Schrift vor allem sie den Theologie Studirenden. — Ein Intriguiren im Stillen anstatt offenen Auftretens war ohnedies seinem ganzen Charakter und Wesen fremd und zuwider. Beim Kurfürsten hätte es ja auch kaum einer Andeutung seinerseits bedurft, um Jeden, der ihm zuwider gewesen wäre, zu verdrängen. — Daß er persönliche feindliche Spannungen nicht nachtrug, hat besonders auch Melanchthon anerkannt: er wisse, sagt Melanchthon, daß dies ganz gegen seine Natur sei; Luther sei ein Mann von heroischer Natur; man müsse seine Freundschaft werth halten. — In Hinsicht auf wissenschaftliche Bildung stellte Luther seinen Mitarbeiter fortwährend neidlos über sich. Er schrieb einmal (1536), allein in Betrachtungen dasitzend, mit Kreide lateinisch auf seinen Tisch: „Sachen und Worte: Philippus; Worte ohne Sache: Erasmus; Sache ohne Worte: Martin Luther; weder Sache noch Worte: Carlstadt;" Melanchthon kam zufällig dazu und protestirte gegen das Urtheil, das Luther hier über sich und ihn gefällt habe. — Den Unterschied zwischen ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit drückte Luther im Gespräch mit Freunden so aus: er gleiche dem Jesaias, Philippus dem Jeremias, welcher immer Sorge gehabt habe, daß er nicht zu viel schelte. Er steche mit Schweinspießen drein, Philippus mit Pfriemen und Nadeln: doch seien diese Stiche schmerzhaft und übel zu heilen. Das „Männlein", nämlich Melanchthon, sei fromm, und wenn derselbe auch Unrecht thäte, meinete er es doch nicht arg, sondern fehle, weil er zu lind sei und sich einnehmen lasse, habe aber mit dieser seiner Weise nicht viel ausgerichtet; ihn dagegen dünke es das Beste, gerade heraus zu den Buben zu reden; man müsse zu den Klötzen eine grobe Axt nehmen. Jener lasse sich fressen; er dagegen fresse Alles und schone Niemandes.[1])

Melanchthon selbst hat hinwiederum in einem Testament, das er 1539 verfaßte, für die Nachwelt über sein Verhältniß zu Luther das von Mißklang freie Bekenntniß niedergelegt: er habe in ihm einen mit heroischer Geisteskraft begabten, durch Frömmigkeit und viele Tugenden ausgezeichneten, in der Lehre trefflichen Mann erprobt und das sonderliche Wohlwollen, das derselbe gegen ihn gehegt, in gar vielen Wohlthaten erfahren;

deshalb habe er ihn stets aufs Höchste geschätzt und wünsche, daß auch die Seinigen ihn nicht anders als wie einen Vater verehren möchten.[1]) —

In eben jenem Sommer 1537, welcher dem Melanchthon den Verdruß mit Schenk brachte, sah indessen von anderer Seite her, nämlich durch Agricola, auch Luther sich zum Kampfe herausgefordert.

Der Streit, welchen Agricola zehn Jahre früher über die Lehre von der Buße gegen Melanchthon unternommen hatte (oben S. 30 f.), schien längst vergessen. Jener zählte fortwährend unter den angesehensten evangelischen Theologen nach Luther und Melanchthon, obgleich seine äußere Stellung in Eisleben eine verhältnißmäßig bescheidene war. Mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld, der ihn dort angestellt hatte, war er 1530 auf dem Augsburger Reichstag. Beim sächsischen Kurfürsten blieb er werthgeschätzt; er durfte ihn als Hofprediger auf der Reise nach Wien 1535 begleiten.

Im Dezember 1536 kündigte er nun dem Grafen den Dienst in einem groben Brief, worin er sich beschwerte, daß ihm pekuniäre Versprechungen nicht gehalten worden seien. Er suchte einen würdigeren Schauplatz für seine Talente und seine Thätigkeit in Wittenberg. Luther hatte sich zuvor für ihn so freundschaftlich beim Kurfürsten verwandt, daß dieser ihm einen Gehalt verlieh, mit welchem er dort Vorlesungen halten, auch predigen sollte, und Agricola dankte dafür Luthern mit Ausdrücken der größten Ergebenheit. Als er bei seiner Uebersiedlung dort nicht gleich eine bequeme Wohnung fand, nahm ihn dieser einstweilen mit Frau und Kindern in sein eigenes Haus als Gast auf.

Indessen verlautete über seine Wirksamkeit in Eisleben, daß er dort das Streiten und das Geltendmachen seiner sonderlichen Meinungen doch nicht habe lassen können. Graf Albrecht warf ihm vor, daß er mehr gegen die evangelischen Prediger denn gegen die Romanisten in der Schule volle gelehrt haben. In der That hatte er dort jene Theorie von der christlichen Buße, die er 1527 dem Melanchthon entgegengestellt hatte, in eigenthümlicher Weise noch weiter ausgeführt und eifrig vor Theologen und Laien vorgetragen. Er bestand darauf, daß wahre Buße oder Bekehrung nicht durch die Predigt des Gesetzes, sondern durchs Evangelium oder die Heilsbotschaft von Christus gewirkt werden müsse. Diese müsse zuerst das Herz ergreifen, und aus dem Bewußtsein, wie sehr wir ihr gegenüber uns versündigt haben, müsse dann die wahre Reue hervorgehen, — nicht aus der Gesetzespredigt, die nur Tod und Verdammniß wirke. Im Neuen Bund, sagte Agricola, handle sichs nicht um Verletzung des Gesetzes, sondern allein um Verletzung des Gottessohnes. Eben vermöge der gläubigen und reuigen Gesinnung gegen den Heiland und den gnädigen Gott sollte jedoch der Christ dann auch von denjenigen Sün-

den sich reinigen, gegen welche man bisher das Gesetz glaubte predigen zu müssen: Agricolas Meinung war nicht etwa, daß man diese gewähren lassen dürfe, wofern man nur nicht die Grundsünde des Unglaubens gegen den Gottessohn und die göttliche Gnadenoffenbarung begehe. Er liebte es, seine Lehre von der Buße und Aufforderung zur Buße in einer Schlußfolgerung zu formuliren, deren Obersatz oder propositio major aussprechen sollte, was Gott Gutes an uns gethan habe, der Untersatz oder propos. minor, wie schlecht wir dazu in unserem persönlichen Glauben und Leben uns verhalten. Den Wittenberger Theologen wurde von ihm und seinen Anhängern vorgeworfen, daß es bei ihnen am Minor fehle. Der „Minor" wurde zum Schlagwort bei den Seinigen. Daher entstand für sie der Name „die Minorischen" oder „Minoristen". Mit solchen Formeln wurde hier inmitten der Gemeinde Theologie getrieben.

Der Graf berichtete hierüber auch an Luther, ja schrieb ihm, hinter Agricolas Treiben stecke ein Münzer. Luther wollte es jedoch nicht glauben — wohl um so weniger, je maßloser der Vorwurf lautete und je mehr Jener sich persönlich gereizt zeigte.

Er zog, wie wir früher hörten, den Agricola in Wittenberg zur Besprechung über seine Schmalkalder Artikel bei. Als er mit Bugenhagen nach Schmalkalden reiste, vertraute er ihm so viel, daß er, wie er später sich ausdrückt, ihm die Lehre, den Predigtstuhl, die Kirche, sein Weib, Kind, Haus und Heimlichkeit befahl.

Während des Sommers 1537 aber wurde auch in Wittenberg kund, daß er unter der Hand und in öffentlichen Vorträgen auch hier seine eigenthümliche Lehrweise verbreite. Er führte sie namentlich auch in einer langen Vorrede zu Summarien, d. h. kurzen Inhaltsangaben der evangelischen Perikopen ein, die er als Theil einer Kirchenpostille im September herausgab. Im Gegensatz gegen seine Angriffe aufs Gesetz, doch ohne irgend welche Hindeutung auf seine Person hielt Luther am 2. Oktober, noch ehe er die Summarien kannte, eine Predigt über die Bedeutung, welche vielmehr eben jenes auch für uns Christen habe, und ließ sie gedruckt erscheinen. Bereits wurde der Kurfürst auch auf diesen neuen Handel aufmerksam. Er ließ Agricola durch Brück zu Rede stellen. Der weiteren Herausgabe jener Postille wurde Einhalt gethan, zumal sich auch herausstellte, daß Agricola die Summarien der vorgeschriebenen Censur des Rektors nicht vorgelegt hatte.

Agricola ließ dem Fürsten zurück berichten, daß er mit Luther sich verständigt habe. Wie es sich in Wahrheit hiemit verhielt, wissen wir nicht. Das ganze Benehmen Agricolas in dieser Sache zeigt uns in ihm einen Mann, den der Drang nicht zur Ruhe kommen läßt, mit seiner sonderlichen Weisheit und dialektischen Kunst zu prangen, der jedoch nicht

ı Muth hat, seine Behauptungen in scharfem, offenem Kampfe durchzu-
ɔten, noch auch die erforderliche Klarheit über das wirkliche Verhältniß
ıschen seiner Lehre und derjenigen, welche verbessern zu wollen er
ı rühmte.

Aber eine Reihe von Thesen, die Jener schon seit dem Sommer
ıdschriftlich in Umlauf gesetzt hatte und die mehr und mehr Aufsehen
.chten, trieb endlich Luther dazu, den Gegenstand eingehend zu öffent-
ıer Verhandlung zu bringen. Jene sprachen aus: man dürfe nicht durch
zehn Gebote zur Buße erwecken, dürfe nicht lehren, daß die Herzen,
ıen das Evangelium gepredigt werden sollte, erst durch das Gesetz zer-
lagen sein müßten; dazu beriefen sie sich auf Sätze Luthers selbst, mit
ıen andere Sätze von ihm im Widerspruch ständen. Ferner war eine
ɛite Reihe von Artikeln an den Tag getreten, die vom gleichen Stand-
ıkt aus paradoxe Sätze aussagten wie: „Bist du ein Ehebrecher,
.be u. s. w., — gläubst du, so bist du im Wege der Seligkeit;“ und:
enn du inmitten in der Sünde steckst, — gläubst du, so bist du mitten
der Seligkeit“; doch wollte Luther selbst diese beiden Sätze nicht dem
ricola, sondern nur einem seiner Schüler zuschreiben. Hiegegen also
sich Luther zu öffentlichem Gegenzeugniß berufen. Er entschloß sich,
beiden Thesenzettel der „Antinomisten“ mit Gegenthesen, über die
disputiren wollte, herauszugeben. Eine erste Thesenreihe von ihm er-
ɛn in der ersten Dezemberwoche. Er hielt zunächst über sie eine Dis-
ɛation und bereitete sofort noch drei weitere Reihen von Thesen vor.

Der neue Streit bewegte ihn aufs Tiefste. Jener Angriff aufs Ge-
war ihm ein Angriff auf sittliche Grundwahrheiten und Grundvoraus-
ungen, die er bei all seinem Dringen auf den evangelischen Heilsweg
hatte beeinträchtigen, denen er vielmehr gerade hier ihre rechte Be-
ıtung und Stellung hatte zuweisen wollen. Der Gedanke, daß Men-
ɛn, die nicht vor Allem den fordernden und richtenden heiligen Gottes-
len und das heißt eben das Gesetz im Gewissen verspürt hätten, fürs
ɔrt vom Heiland überhaupt empfänglich sein und dann so durch dieses
ıadenwort erst zur Reue gebracht werden sollten, war ihm widersinnig
ɔ ein Beweis von Mangel an sittlichem Ernste. Aus demselben Stand-
ıkt schien ihm die Consequenz zu fließen, daß man wirklich einen selig-
.chenden Glauben auch beim Stecken in den größten Sünden gegen
ttes Gesetz für möglich annehme und demgemäß dann auch im eigenen
ɔen und Wandel sich verhalte. Und für eine solche Lehre wurden jetzt
ıe eigenen Schriften als Zeugen angerufen: viele Sätze derselben konnten
ɛklich, freilich nur wenn man sie aus dem Zusammenhang riß, dafür
ɔraucht werden. Das Haupt der Irrlehre war ferner einer seiner ersten
ɔ bedeutendsten Anhänger, einer seiner nächsten Freunde. — Er äußerte

nachher in Gesprächen: Gott wisse, welch schwere Anfechtungen ihm dieses Aergerniß bereitet habe; er sei fast vor Angst gestorben, ehe er seine Gegenthesen geboren habe. — Mit großer Sorgfalt und aller Klarheit aber setzte er nun hier seine wirkliche eigene Lehre auseinander. Wenn dennoch bis auf unsere Zeit ihr Verhältniß zu der des Agricola oft unrichtig verstanden worden ist, so liegt die Schuld in der That nicht an ihm. Er bleibt dabei, daß das neue Leben oder gute Vorsätze freilich nicht die Frucht der strafenden, verdammenden Gesetzespredigt seien, nicht minder aber dabei, daß dennoch ein Schmerz über die Sünde, den das Gesetz wirke, die Buße beginnen müsse. Jene für sich, ohne das Evangelium von Gottes Barmherzigkeit und ohne den Glauben an sie, könnte freilich nur zur Buße eines Kain oder Judas Iscarioth führen; erst das Evangelium, das die Herzen und Gewissen aufrichte, bringe die Triebe des heiligen Geistes mit sich, vermöge deren man die Sünden wahrhaft, nämlich aus Liebe zum Guten, verabscheue. So weit aber Sünde noch im Christen sich rege, müsse immer zunächst das Gesetz sie aufdecken und das Schuldbewußtsein wach rufen. Und unter den Begriff des Gesetzes fallen ihm, wie die Gebote Moses, so auch alle diejenigen Gottesworte des Neuen Bundes, welche so gegen die Sünde sich richten, — auch die evangelischen Worte von Gottes Heilswerk, von Christi Leiden für die Sünder u. s. w., sofern sie dem Sünder zugleich den fordernden Willen Gottes und die eigene Sünde, Schuld und Verdammlichkeit vorhalten. Eben vermöge jener Triebe des Geistes müsse sodann auch das Gesetz selbst zur Erfüllung kommen. Es behalte ewig Bestand — als eins, das erfüllt werden sollte, bei den Verdammten, und als eins, das erfüllt sei, bei den Seligen. Nie sei eine schamlosere Behauptung erhört worden, noch sei eine schamlosere möglich als die, daß das Gesetz abzuthun sei. — Man hat zu Gunsten Agricolas gesagt, daß er eine recht einheitliche christlich religiöse Anschauung erstrebt habe, das neue sittliche Leben zusammen mit der Versöhnung und Seligkeit auf das Eine Evangelium, den Einen Heiland zurückführend. Allein man würdige die umfassende und zugleich einheitliche Anschauung gerade bei Luther. In Einheit mit den sittlichen, das Gewissen erweckenden und die Sünde strafenden Forderungen, die das Neue Testament in sich schließt, faßt Luther diejenigen auf, welche schon Moses vortrage und mit deren wesentlichem Gehalte das allen Menschen ins Herz geschriebene Gesetz eins sei. Es ist überall der Eine, unwandelbare heilige Gotteswille. Es ist ihm ferner der Eine Gott, der durch seine Gnadenbotschaft Vergebung, Leben und Seligkeit ausspendet und der auch schon in jenen Eindrücken des Gesetzes wirkt. Agricola wollte das Gesetz, obgleich es auch nach ihm von Gott kam, abthun, weil ja der heilige Geist ohne dasselbe uns geschenkt werde. Luther lehrt: auch schon im Gesetz wirke Gottes

Geist, die Sünde strafend. Der barmherzige Gott wirkt nach ihm hier zunächst strafend, verdammend, tödtend, um dadurch die Herzen zur Annahme der Vergebung, zum Empfang des Lebens und zur beseligenden Mittheilung seines heiligen Geistes zuzubereiten und durch diesen Geist dann auch frei von innen heraus diejenigen Früchte bei ihnen zu erzeugen, die sein Gesetz forderte und doch nicht selbst hervortreiben konnte. Den Grund dieses Weges Gottes sehen wir darin, daß seine Liebe eine heilige, das Böse von sich weisende Liebe ist.

Dies die Hauptmomente, um welche es bei dem Streit sich handelte. Der weitere Verlauf desselben brachte dazu Nichts Neues. Agricola bewegte sich dabei hin und her zwischen Erklärungen der Nachgiebigkeit, ja des direkten Widerrufs und zwischen dem Streben, doch seine bisherige Lehrweise zu rechtfertigen und zu Ehren zu bringen, indem er auch mit ihr schon das Richtige gemeint habe. Diese hatte auch Anhänger gefunden, was es für ihn um so schwerer machte, sich wirklich von ihr loszusagen, für Luther aber einen festen und anhaltenden Widerspruch gegen sie um so nöthiger. Bei Luther steigerte sich so nur immer mehr der Argwohn und die Bitterkeit gegen den Mann, der sein vormaliges Vertrauen zu ihm so arg getäuscht habe und fortwährend so unzuverlässig sei, ja trügerisch wie ein giftiger bunter Molch. Er sprach mit sichtlichem tiefem Schmerz über ihn. Der Riß zwischen beiden aber war nicht mehr zu heilen. — Das Wichtigste, was wir im Einzelnen noch über den weiteren Gang der Sache wissen, ist Folgendes.

Agricola wollte, als Luther seine Thesen angriff, sich gar nicht offen zu ihnen bekennen, gab vor, er habe durch sie nur bestimmtere Aeußerungen bei Luther selbst über die Buße hervorrufen wollen, welche dieser bisher bald aus dem Gesetz, bald aus dem Evangelium hergeleitet habe, trat auch bei jener Disputation nicht hervor, that vielmehr, als ob sie ihn gar nicht sonderlich anginge. Luther aber entzog ihm jetzt die Erlaubniß zu theologischen Vorlesungen, die er als Dekan ihm gegeben hatte, und erklärte ihm, daß er, wenn er neue Erlaubniß suche, die Universität darum angehen müßte. Jetzt wandte Agricolas Frau, die dem Hause Luthers besonders befreundet und von ihm selbst noch während des vorigen Jahrs in Schwermuth getröstet worden war, sich flehentlich an ihn, und Agricola selbst gab bei einer zweiten Disputation, die Luther im Januar 1538 veranstaltete, beruhigende Erklärungen, auf welche hin dieser die Zuhörer ersuchte, fernerhin keinen Verdacht mehr gegen ihn zu hegen, ihn selber indessen zur Treue und Aufrichtigkeit ermahnte. Er entschuldigte ihn auch beim Kurfürsten, der ihm das Predigen, wozu ihn Bugenhagen nicht mehr zulassen wollte, wieder gestattete, jedoch auch eine offene Erklärung auf der Kanzel von ihm begehrte. Allein bald war Luther zu neuen Klagen über ihn, seine

Verstellung und seine Umtriebe veranlaßt. Aus Pommern und Lüneburg lief Nachricht ein über Leute, welche für dieselbe Irrlehre einträten. Gleiches wurde auch über Schenk, jenen Widersacher Melanchthons, ausgesagt. So schritt Luther im September zu einer neuen Disputation gegen die „Gesetzesstürmer" und forderte von Agricola einen endlichen öffentlichen Widerruf. Dieser erbot sich auch hiezu, und zwar sollte sein Widerruf in einem öffentlichen Schreiben an Geistliche der Grafschaft Mansfeld bestehen. Er erbat sich dazu einen Entwurf von Melanchthon, zog jedoch dann vor, daß Luther selbst für ihn schreiben möge. Luther that dies in einer an den Prediger Güttel zu Eisleben gerichteten kurzen Schrift „Wider die Antinomer" vom Anfang des Jahrs 1539, worin er ankündigte, daß Jener Alles, was er wider das Gesetz gelehrt, widerrufen haben und es künftig mit den andern Bekennern der Augsburger Confession und Apologie halten wolle, zugleich übrigens mit einer Schärfe, die denselben aufs Neue verletzen mußte, die vorher von ihm vorgetragene Lehre niederschlug und sich selbst gegen das Vorgeben, als ob je auch er das Gesetz verworfen hätte, verwahrte. Agricola ließ hierauf auch seinerseits noch die ihm durch Melanchthon entworfene Erklärung drucken, in welcher er wirklich ganz die Lehre der Wittenberger Theologen annahm und für die Ermahnung und Aufklärung, welche er von diesen erhalten habe, seinen Dank aussprach. Allein sofort erregte er auch durch Thesen bei einer Disputation am 1. Februar aufs Neue den Verdacht, daß er in Wahrheit an seinen Meinungen und Tendenzen festhalte und auf Luther stichle, als ob dieser die Kirche hindere, den Honig des Evangeliums zu gebrauchen (den Text der Thesen kennen wir nicht mehr). Luther rief darüber vor seinen Freunden aus: „Ah, Eisleben (so hieß Agricola nach seinem Geburtsort), bist Du ein solcher? Gott sei Zeuge, daß ich Dich hab lieb gehabt und noch liebe; wenn Du doch nur öffentlich wider mich strittest und nicht so meuchlings föchtest!" Dazu kam neue Kunde von weiterer Verbreitung des Antinomismus. Er sollte unter den Predigern der thüringischen Stadt Saalfeld ausgebrochen sein. Im Brandenburgischen war ein gewisser Heinrich Ham, der sonst als Poet sich bekannt machte, als Schüler und Verehrer Agricolas thätig. Aus Leipzig liefen Thesen gleichen Sinnes von einem gewissen Johann Henner ein. Aus Frankfurt schrieb Melanchthon, als er beim dortigen Convent sich aufhielt, daß Antinomisten gegen ihn Krieg führen. Agricola selbst stand mit Luther so gespannt, daß beide einander nicht mehr anredeten. Den Antinomisten ganz im Allgemeinen aber gab Luther jetzt in seiner Schrift von den Concilien und Kirchen Schuld, daß sie neben der Lehre von Gottes Gnade und Vergebung den Artikel von der Heiligung oder vom neuen sittlichen Leben wegließen, um die Leute nicht zu erschrecken und zu betrüben, ja daß sie Sätze wie die

oben angeführte These von gläubigen Ehebrechern und andern Sündern vortrügen. Aehnlich sprach er sich gelegenheitlich auf dem Katheder und auf der Kanzel gegen sie aus. — Während des Sommers war er, wie seine Tischreden erzählen, eines Tages Willens und schon auf dem Wege, persönlich wieder mit Agricola sich zu besprechen und zu versöhnen, als ihm durch Zufall oder Geschick ein Hinderniß dazwischen kam. Er machte keinen neuen Versuch: denn seine Freundlichkeit, meinte er, würde Jenen nur noch aufgeblasener machen.

Agricola nun wollte nicht zugeben, daß es ihm mit jenen Erklärungen, die er abgegeben, nicht Ernst sei. Und vollends war er entrüstet über jene Beschuldigungen Luthers gegen den Antinomismus, die er vor Allem eben auf sich bezog. Was das Erste betrifft, so können wir über seine Ehrlichkeit schwer urtheilen, da seine letzten Thesen uns nicht mehr vorliegen und wir für das, was er unter Freunden und Anhängern sprach und trieb, keine Zeugen haben. Was jene Beschuldigungen anbelangt, so pflegte ihn Luther dabei nicht zu nennen; bei ihrer allgemeinen Haltung aber war das Publikum allerdings zur Annahme veranlaßt, daß sie eben auch derjenigen Lehre, die er vorgetragen habe und wohl noch festhalte, mit gälten, und Luthers Meinung war auch wirklich, daß eben auch sie wenigstens in ihren Consequenzen zu solcher Unsittlichkeit führe. Darauf, daß doch auch sie, nur eben in ihrer sonderlichen und nach seiner Ueberzeugung unrichtigen und wirkungslosen Weise die Sünden und Laster aus dem Leben der Gläubigen austilgen wollte, nahm Luther hiebei keine Rücksicht mehr. Das war die Art seiner ins Große gehenden, vom sittlichen Eifer erregten, hiebei aber ohne Maß eifernden Polemik. Kein Wunder, wenn Agricola, dessen hohem Selbstbewußtsein schon seine bisherigen Erklärungen bitter und schwer geworden waren, sich jetzt für ein Opfer der Verläumdung und Mißhandlung ansah. Er reichte endlich im März 1540 eine förmliche Klage gegen Luther beim Kurfürsten ein: er habe nun bis ins dritte Jahr mit Füßen über sich hergehen lassen und sei Luthern nachgekrochen wie ein armes Hündlein; aber es sei ihm nur immer ärger ergangen, bis jetzt des Lästerns und Schmähens gegen ihn kein Ende mehr sei; nimmermehr wollte er gelehrt haben, was Luther ihm vorwerfe, — daß gar kein Gesetz zu dulden sei, daß man alle Sünden ohne Schaden treiben könne, wofern man nur glaube u. s. w. Luther übergab darauf eine Gegenschrift, in welcher er auf die ganze Lehre, die Agricola schon in Eisleben und dann in Wittenberg vorgetragen habe, zurückging und eben jene Beschuldigungen gegen sie begründete: denn wer den Vordersatz aufstelle, daß man das Gesetz nicht mehr predigen solle, der könne auch von der Sünde nicht lehren, und demnach müßten die Leute ohne Erkenntniß der Sünde frei und sicher dahin leben; er selbst sei noch zu freundlich

und säuberlich mit Agricola verfahren. Der Kurfürst ließ auch Melanchthon, Jonas, Bugenhagen und Amsdorf eine Aeußerung über Agricolas Klage abgeben: sie bemerkten, daß Luther in seinen öffentlichen Angriffen auf den Antinomismus, über welchen von verschiedenen Orten her Nachricht eingegangen und durch welchen wirklich Gefahr und Aergerniß erregt worden sei, den Agricola nicht genannt habe, und wünschten, daß dieser deshalb sich zufrieden geben und Versöhnung mit Luther suchen möge; einen Verdacht, daß er selbst noch Antinomist sei, deuteten sie nicht an. Da eine freundliche Beilegung des Handels, womit der Kurfürst ein paar seiner Räthe in Wittenberg beauftragte, nicht glückte, verordnete er eine förmliche Untersuchung. Agricola wurde verpflichtet, vor Abschluß derselben Wittenberg nicht zu verlassen. Während sie eingeleitet wurde, stellte Luther bei einer Doktorspromotion auch noch einmal Thesen gegen die Antinomisten auf. Inzwischen richtete aber Kurfürst Joachim von Brandenburg, der für sein neues Kirchenwesen Theologen und Prediger bedurfte, sein Auge auf Agricola, der natürlich für ihn leicht zu gewinnen war. Er verhandelte darüber mit ihm selbst und mit Melanchthon, welcher sich deshalb auch mit Luther besprach. Dieser hatte gegen den Uebergang Agricolas in ein neues Amt Nichts einzuwenden, wofern er seine Klage zurücknehme und in einer an die Eislebener Gemeinde gerichteten Schrift mit klaren Worten die rechte Meinung von Gottes Gesetz bekenne und den vorigen Irrthum strafe. Agricola gab sich schon mit jener Aeußerung der Wittenberger Theologen über ihn, die Melanchthon an Joachim geschickt hatte, zufrieden, da er von ihnen nicht mit den anderweitigen Antinomisten zusammengeworfen worden sei, und war zu weiteren friedlichen Schritten bereit. So erhielt er denn eine Hofpredigerstelle in Berlin und ließ von dort aus wirklich (unter dem 9. Dezember 1540) ein öffentliches Schreiben an die Prediger, Rath und Gemeinde der Stadt Eisleben ergehen, das auch starken Anforderungen Luthers genügen konnte: es ist im Wesentlichen eine Wiederholung des früheren Bekenntnisses und Widerrufes, den er nach Melanchthons Weisung an die Mansfelder Geistlichen gerichtet hatte.

Luther jedoch begleitete ihn mit fortwährendem Mißtrauen. Er bezeichnete ihn dem andern Berliner Hofprediger Stratner als einen durch und durch, in Gesinnung, Worten und Gebärden eitlen Mann, der besser des Predigtamts, ja jedes ernsten Berufes sich enthielte; Stratner möge sich in ihn schicken, wie man auch in einen Judas sich schicken müsse. Davon, daß derselbe noch seinem alten Irrthum nachhänge, hörte er später nicht mehr, wohl aber von fortdauernder Gehässigkeit desselben gegen ihn und die Wittenberger. Eben mit dieser Gesinnung schien es ihm auch zusammenzuhängen, daß Agricola — bei neuen Einigungsversuchen mit den Katholiken 1541 — freudig einer verwerflichen Vermittlung zustimme: im

Kampf gegen den Katholizismus hat derselbe später, nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Kriege, wirklich eine schlechte Rolle gespielt und Luthers Aeußerung über ihn als „bunten Molch" nicht ungerechtfertigt gelassen. — Im Jahr 1545 kam Agricola nebst Frau und Tochter noch einmal nach Wittenberg. Er brachte ein Schreiben seines Kurfürsten an Luther mit sich. Dieser wollte jedoch ihn gar nicht sehen, sondern nur seine Frau und Tochter; und auch diese wurden ihm lästig: denn er fand die Tochter dreist und geschwätzig, wie es sich für eine Jungfrau nicht schicke: es sei, sagte er, unmäßige Hoffart in dem Blute. — Ein solches Verhältniß war für immer an die Stelle der alten Freundschaft zwischen den beiden Männern getreten. Unsere Darstellung des Verlaufes wird beurtheilen lassen, wie weit die Schuld auf der einen und auch auf der andern Seite lag.

Luther hatte geglaubt, durch Agricola schon einen neuen teuflischen Sturmwind wie den eines Carlstadt, Münzer und der Wiedertäufer gegen das Licht der Kirche losstürmen zu sehen: so hat er selbst in jener an Güttel gerichteten Schrift sich ausgedrückt; daher auch die Wucht, mit der er einschritt. Indessen zeigte sich nun doch, daß die Bewegung keineswegs die gefürchtete Ausdehnung und Macht hatte. Ham und Henner ließen nachher Nichts mehr in dieser Sache von sich hören. In der Aufregung, worin die Gegner der neuen Irrlehre sich befanden, wurde wohl auch für Antinomismus angesehen, was noch keiner war. Jene Nachrichten über Ausbruch des Antinomismus in Saalfeld rührten von einem Hader her, der dort zwischen dem Pfarrer Aquila und einem Diakonus stattfand und bei welchem Anfangs Jener desselben beschuldigt wurde; bald aber fand Luther vielmehr Maßregeln gegen den Diakonus wegen gehässigen, neidischen und ehrsüchtigen Benehmens am Platze; Menius, der Visitator Thüringens, stellte dann den Frieden hier wieder her.

Gefährlicher schien sich die Sache bei Schenk anzulassen, der unter den genannten verdächtigen Männern nächst Agricola weitaus der bedeutendste war. Kaum war Melanchthon vor der durch ihn erhobenen Anklage zur Ruhe gekommen, als über ihn selbst nach Wittenberg berichtet wurde, daß auch er gegen die Predigt des Dekalogs eifere, obgleich eine Verbindung zwischen ihm und Agricola nicht statthatte. Bestimmte Nachweise der Irrlehre lagen gegen ihn nicht vor. In Artikeln, die er als Superintendent für die Pfarrer aufstellte, ermahnte er nur unbestimmter, daß man vielmehr das Evangelium als das Gesetz treiben solle. Am meisten regte er jedenfalls durch sein hochfahrendes Wesen und durch sein Streben, in der Freibergischen Kirche den Alleinherrscher zu spielen und ganz ergebene, abhängige Anhänger zu haben, Widerwillen und Argwohn gegen sich bei Vielen an. Er bemühte sich, seinen Bruder Michael, welcher

bisher Schichtmeister in Joachimsthal war und jetzt ohne die erforderliche gelehrte Vorbildung Geistlicher werden wollte, ins Predigtamt zu bringen. Ein junger Theologe Karg in Wittenberg, den er besonders eng sich verbunden hatte, gerieth durch eines Andern Einfluß in wiedertäuferische Ideen hinein: da regte sich in Luther, obgleich Schenk jenen scharf deshalb verwarnte, ja beim Kurfürsten angab, der Verdacht, daß doch vielleicht Schenk in böser Absicht ihn den Wittenbergern auf den Hals geschickt habe, um ihnen zu schaffen zu machen. Im Februar 1538 schrieb er an Schenk: er werde mit Klagen über ihn überschüttet, denen er bisher nicht habe glauben wollen; jetzt müsse er argwöhnen, daß Schenk das Reich besitzen und mit schönen Worten die Kirche verwirren wolle; derselbe möge nicht zum Kampf mit ihm zwingen. Schenk erhielt, indem seine Stellung in Freiburg unhaltbar geworden war, jetzt eine Hofpredigerstelle in Weimar: so sehr war er als Redner geschätzt und so wenig glaubte der darin strenge Kurfürst seiner Orthodoxie mißtrauen zu müssen. Der Freiberger Rath aber berichtete über ihn in Wittenberg, daß er ein schlechter Mensch sei und offen fleischliche Freiheit gelehrt habe mit dem Satze: „thu, was du willst, wenn du nur glaubst, wirst du selig". So stellte ihn jetzt auch Luther längere Zeit als einen Antinomisten, der es freilich nicht Wort haben wolle, mit Agricola zusammen; er pflegte „Jäckel", d. h. Jakob Schenk, neben „Grickel", d. h. Agricola, zu nennen. Doch äußerte er selbst im Oktober des Jahres: er wolle ihn der Lehre halber nicht anklagen, sondern hoffe Besseres von ihm; den Verdacht gegen ihn könne er freilich nicht loswerden: „denn", sagte er, „ich bin gebrannt". Auch fand er ihn jetzt demüthiger, — wie er glaubte, in Folge davon, daß der Kurfürst ihm recht das Kapitel gelesen habe. Den Argwohn gegen ihn gab er auch fernerhin nicht auf und vernahm auch noch weitere Beschwerden gegen ihn wegen laxer Auffassung der Sünde. Allein wirkliche dogmatische Abweichungen waren ihm, so weit wir sehen, nie nachzuweisen; auch in einer kleinen Schrift über die Buße, welche er 1539 gegen Witzel herausgab, ist davon Nichts wahrzunehmen; Luther und Melanchthon waren mit ihr zufrieden. Der Kurfürst legte in diesem Jahr auch eine Sammlung von Predigten, die Schenk herauszugeben wünschte, jenen beiden mit der Hoffnung vor, daß diese selbst sie einem Verleger werden empfehlen können. Jene Beschuldigungen gegen ihn sind wohl zu erklären aus übertriebenen Ausdrücken der Gnadenlehre, in denen er excentrisch sich erging, und in einer Abneigung und Feindschaft gegen den ganzen Mann, mit welcher sie aufgegriffen wurden und zu welcher allerdings er selbst reichlichen Grund wird gegeben haben. Darin aber, daß dieselben so ohne klare Auseinandersetzung und Begründung erhoben und auch von Luther aufgenommen werden konnten, müssen wir ein Zeichen trüber Erregung sehen, in welcher

damals Theologen, Prediger und Gemeindeglieder mit ihrer Sorge um die wahre Lehre befangen waren. — Schenk fand in der Folge keine andauernde Ruhe mehr. Als die Universität Leipzig reformirt wurde, suchte er, der hochstrebende Mann, sich dort eine Stelle, zerfiel aber mit Fakultät und Magistrat. Dann stellte auch ihn Kurfürst Joachim an. Luther äußerte 1544: er wisse nicht, was Grickel und Jäckel in der Mark mit einander kochen. Doch auch von hier ging er wahrscheinlich schon im April 1545 wieder ab. Die Ursachen sind uns unbekannt und auch Luther kannte sie nicht: er hörte nur, daß Schenk, der damals zugleich mit Agricola nach Wittenberg kam, vom Fürsten entlassen sei und sich ein anderes Nest suche. Bis ins Jahr 1546 lebte er jedenfalls noch, starb jedoch wohl bald nachher, und zwar soll er aus Melancholie sich selbst durch Hunger den Tod gegeben haben. Näheres wissen wir auch hierüber nicht. Von Luther haben wir keine weitere Aeußerung über ihn. [1])

Luther fürchtete im Anblick der gegenwärtigen Streitigkeiten für die Zukunft noch Schlimmeres. Seufzend hören wir ihn einmal mit Melanchthon davon reden, wie die nächste Generation gar vielerlei Meister haben und große Confusion bei ihr entstehen werde; Keiner werde einem andern Lehrer folgen, Jeder selbst Rabbi sein wollen; der geringste Grammatikus werde noch wollen sonderliche Dinge schreiben. In seiner Schrift an Güttel ruft er aus: „Ach, ich sollt ja billig vor den Meinen Frieden haben, es wäre an den Papisten genug; es möcht Einer schier mit Hiob und Jeremia sagen: »Ich wollt, daß ich nie geboren wäre«; so möcht ich auch schier sagen, ich wollt daß ich mit meinen Büchern nicht kommen wäre.“ Doch er will es nicht besser haben als sein Herr Christus, der auch hin und wieder klage: „Umsonst habe ich gearbeitet und meine Mühe ist verloren“ (Jes. 66, 4). Und er weiß: der Teufel bläst zwar die Backen heftig auf, um mit neuen Stürmen das Licht Gottes auszublasen aber wie der Herr Christus ihm von Anfang an auf solche seine Pausbacken mit der Faust geschlagen hat, daß nur schwache, unsaubere, freilich übel stinkende Winde draus wurden, so wird er ihm auch fernerhin thun; denn er bleibt dennoch bei seiner Kirche und er allein erhält sie.“ [2])

Mit diesen Irrungen und Händeln unter den Theologen der eigenen Kirche fiel endlich in dieselbe Zeit ein schwerer Verdruß und Kummer, welchen Luther mit seinem juristischen Wittenberger Collegen Hieronymus Schurf und mit andern Juristen hatte.

Schurf hatte Luthers Heilslehre von Anfang an mit warmer Ueberzeugung aufgenommen und persönliche Freundschaft mit ihm geschlossen. Auf dem Wormser Reichstag stand er ihm treulich als Beirath zur Seite. An der Reformation Wittenbergs und Kursachsens arbeitete er gewissenhaft mit. Er war einer der kirchlichen Visitatoren in den Jahren 1527—29.

Wir hatten aber schon früher (S. 163) von einer Differenz zu reden, welche in Betreff der Gültigkeit geheimer Verlöbnisse zwischen ihm und Luther bestand. Und sie hing zusammen mit einem tiefergreifenden und umfassenderen Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem Standpunkte beider. Es war das kanonische Recht, an welchem Schurf dort festhielt; und von diesem, welches Luther grundsätzlich haßte und verachtete, wollte er nicht lassen, außer sofern ihm für einzelne Punkte eine Unverträglichkeit mit dem Bibelwort ganz unwiderleglich nachgewiesen würde. Er bestand darauf als ein streng conservativer Mann des geschichtlichen positiven Rechtes überhaupt; eine sofortige Aufhebung des kanonischen Rechtes im Ganzen war ohnedies, auch wenn man freiere Kritik üben wollte, nicht denkbar: die bisherigen Rechtsverhältnisse, und zwar nicht bloß die kirchlichen, sondern großentheils auch die bürgerlichen, waren viel zu sehr durch dasselbe bestimmt; und so weit man es — namentlich hinsichtlich der Ehegesetzgebung — aufgab, drohten schlimme Verwicklungen mit den fürs gesammte deutsche Reich bestehenden Rechtsordnungen. Jene Unverträglichkeit aber wollte nun Schurf eben in Betreff der Bestimmungen über die Verlöbnisse nicht zugeben. Auch die Untrennbarkeit der Ehe, selbst im Falle des Ehebruchs, welche der Katholizismus behauptete, war nach seiner Meinung durch Schriftworte nicht genügend zu widerlegen. Die Erlaubniß zu heirathen gestand er den Geistlichen gemäß der heil. Schrift zu, obgleich ihm Anfangs auch diese Neuerung bedenklich schien. Aber nun hielt er diejenigen alten kirchlichen Bestimmungen, nach welchen ein Mann, der zum zweiten Mal verheirathet gewesen war, durch solche successive Bigamie, nämlich vermöge der darin kundgegebenen zu großen Hingabe an den fleischlichen Trieb, sich zum Eintritt in den geistlichen Stand unfähig gemacht haben sollte, in der Weise fest, daß er erklärte, ein Geistlicher dürfe wenigstens nicht zum zweiten Mal eine Ehe eingehen, sondern mache sich dadurch unfähig, das geistliche Amt weiter zu verwalten; dafür berief er sich jetzt auch selbst auf ein Schriftwort, nämlich auf 1 Tim. 3, 2: „Ein Bischof soll Eines Weibes Mann sein." Thesen dieses Inhalts wurden 1528 in Wittenberg verbreitet: ob sie von ihm selbst herrührten ist nicht sicher; jedenfalls stimmte er ihnen bei. — Luther ließ damals Gegenthesen über die sogenannte Bigamie oder Digamie der Geistlichen erscheinen, worin er erklärte, daß Paulus mit jenen Worten vielmehr den unkeuschen Umgang eines Verheiratheten mit einer andern weiblichen Person gemeint habe und nicht etwa den Gewissen einen neuen Strick habe auflegen wollen; wir hören dann bis auf Weiteres Nichts mehr von diesem Streitpunkt. Gegen jene Verlöbnisse und die Juristen, welche sie in Schutz nahmen, hatte er immer neu anzukämpfen; er brachte die Sache im Jahr 1532 auch auf die Kanzel. Ueber Schurf sprach er um diese Zeit gegen Melanch-

thon die Befürchtung aus: „der Mann wird einen Fall thun und schwerlich wieder aufkommen". Dann aber hielt er mit seinem Argwohn und Groll gegen die Juristen einige Jahre an sich. — Schurf fuhr inzwischen nach seinen eigenen Grundsätzen zu lehren fort; ähnlich neben ihm sein Schüler und College Melchior Kling.

Eben in jenem Jahre nun, in welchem Luther mit den Anklagen gegen Melanchthon und sodann mit dem Antinomismus zu thun hatte, schien auch Schurfs Verhalten zu einem traurigen Bruche zwischen ihm und den Reformatoren, deren redlicher Mitarbeiter er gewesen war, hinzutreiben. Dem um den Frieden seiner Kirche besorgten Kurfürsten waren da neben jenen Denunziationen wider Melanchthon auch sehr bedenkliche Dinge über gewisse Juristen kund geworden. Auch hievon handelte seine Anweisung, die er, wie wir oben hörten, etwa im September des Jahrs 1537 dem Brück zu einer Besprechung mit Luther und Bugenhagen gab. Es ist hier die Rede von Juristen, die, wie er vernehme, in Vorlesungen und anderen Aeußerungen zu der Meinung Anlaß geben, als ob die Kinder verheiratheter Priester nicht erbberechtigt seien, — ferner von Etlichen, welche Anstoß nehmen, aus der Hand von Priestern, die nicht von päpstlichen Bischöfen geweiht seien oder mehr als einmal geheirathet haben, das Sakrament zu empfangen. Und wir können dies eben nur auf Schurf und gleichgesinnte Fachgenossen beziehen. Daß derselbe sogar auf die bischöfliche Ordination nicht meinte verzichten zu können, wird uns in der That auch durch Luthers Gespräche während der beiden folgenden Jahre bestätigt. Er war wegen der „Bigamie" und Ordination mit der ganzen Wittenberger Kirche unzufrieden, und die Sache war ihm so sehr Gewissensangelegenheit, daß er das Abendmahl nicht mehr von den Wittenberger Diakonen, welche ihm alle aus dem einen oder andern der beiden Gründe dazu unfähig schienen, sich spenden lassen, sondern auswärts einen Altar aufsuchen wollte, dessen Geistlicher evangelisch und auch wohl beweibt wäre, aber noch von der alten Kirche her die Weihe besäße und nur Ein Mal geheirathet hätte. Zugleich beharrten er und seine Collegen in ihren Vorlesungen und amtlichen Rechtssprüchen auf ihrem Urtheil über die geheimen Verlöbnisse.

Luther war deshalb im Jahr 1538 auch an diesem seinem Freunde schon fast verzweifelt. Schmerzlich beklagte er, daß derselbe so blind sei und auf Menschengebote mehr gebe denn auf Gottes Wort und Autorität; es werde jetzt zu seinem Leide wahr, was er vor Jahren über einen Fall, den Schurf noch thun werde, vorhergesagt habe; doch er habe sich schon an solche Fälle gewöhnen müssen; Christus bringe nun einmal Zwiespalt zwischen Väter und Kinder und Verwandte (Matth. 10, 34 f.). Im Februar und März des folgenden Jahres brach er an drei Sonntagen auf der

Kanzel mit derbster Heftigkeit gegen die Juristen los, weil sie wider Gottes Wort die päpstlichen Kanones und Dekretale, diesen „Papstdreck", der Kirche aufladen wollen und die studirende Jugend damit verderben; er wolle, wenn sie fort und fort ihre Hörner aufsetzen, auch die seinigen aufsetzen und sie stoßen, daß es krache. Dennoch ließ er sich wieder beschwichtigen und von weiteren Schritten zurückhalten. Ja er gab zu, daß Schurf seiner Bedenken halber anderswo das Abendmahl nehme, und erklärte sogar, daß er selbst es ihm zu reichen bereit wäre, wenn dies nicht gegen die kirchliche Sitte und Ordnung verstoßen würde. Wie diese Versöhnung zu Stande kam, wird uns nicht berichtet. Schurf verzichtete wohl darauf, seine Meinuug über solche Punkte, wie die Weihe und Ehe der Geistlichen, amtlich und öffentlich geltend zu machen, während Luther in sein persönliches Gewissen nicht eingreifen wollte. So zeigte Luther nach aller Gluth und Herbheit im Kampf um die Grundsätze doch gegen Schurf wieder eine persönliche Duldung und Liebe zum Frieden, die der folgenden Generation und wohl auch vielen der neben ihm stehenden Kirchenmänner bei ähnlichen Vorkommnissen fremd war. Bei seinem Kurfürsten war offenbar auch hier genug Geneigtheit vorhanden, je nach seinem Rath als Landesherr zum Schutz der Kirche einzuschreiten; er selbst hat von ihr keinen Gebrauch gemacht. [1])

Es waren ernste, unerfreuliche Symptome des Lebens der jungen evangelischen Kirche, welche hier sich uns dargestellt haben. Luther hat sie, wie wir sahen, selbst schmerzlich empfunden.

Ebenso und wohl noch mehr bekümmerten ihn längst die sittlichen Zustände der Evangelischen. Sein Mißmuth und seine Klagen darüber steigerten sich mit seinem Alter, ohne daß wir doch wirklich eine solche Zunahme und nicht bloß Fortdauer der von ihm gerügten Laster wahrnehmen könnten. Den Vorwürfen vieler Katholiken, daß hier das Evangelium schlechte Früchte bringe, hat er mit Bezug auf die große Masse der Bevölkerung und ihrer verschiedenen Stände nicht widersprochen. Allein nimmermehr wollte er deshalb das Evangelium, das er vortrug, schelten lassen. Denn dieses erweise seine Gotteskraft bei Allen, die das Wort der Gnade mit herzlicher Hingabe aufnehmen, auch in einer lautern Frömmigkeit, die freilich nicht so wie die der Papisten prange, vielleicht vor der Welt nur in den unscheinbarsten Berufskreisen wirksam sei und selbst immer noch viel mit Schwäche und Sünde zu kämpfen habe. Die Schuld liege an der Menge derjenigen Menschen, welche jenes Wort nicht mit dem Hunger und Durst einer heilsbegierigen Seele aufnehmen und gegen die höchsten Erbietungen der göttlichen Liebe stumpf und kalt bleiben, ja sie zum Vorschutz fleischlicher Freiheit machen; solche hätten allerdings verdient, unter dem papistischen Joche zu bleiben, so wenig dieses

irgendwo als eine wahrhafte christliche Zucht sich erweise. Aber dergleichen Mißbrauch finde sich dem göttlichen Heilswort und allen göttlichen Wohlthaten gegenüber jederzeit und überall, ja werde selbst durch diese hervorgerufen. Die Sonne bleibe gut und bringe Leben und Gedeihen, wenn auch harter Boden durch sie noch härter und fauler Stoff zu voller Fäulniß gebracht werden. — Wir werden beifügen müssen, daß jene unbefriedigenden Erfolge auch sehr wesentlich mit der Art zusammenhingen, wie das neue evangelische Kirchenthum über die ganzen Massen der bisher unter jenem Joche stehenden Bevölkerung bei dem äußeren Hergang der Reformation gekommen war. — Von Luthers Wunsch und Unvermögen, eine neue, echt evangelische Kirchendisciplin herzustellen, haben wir im vorigen Abschnitte geredet.

Die Klagen Luthers richteten sich nicht zum mindesten gegen die Diener des Wortes selbst, mit welchen die neue Kirche versehen war. Matheſius erzählt darüber: „Viele der Unseren richteten böse Aergerniſſe an mit ihrem frechen Leben und ungeschickten Lehren, — mißbrauchten die christliche Freiheit, schlemmten, lebten in Unzucht, richteten einen Hader über den andern an, studirten Nichts, legten sich nur auf Schänden und Lästern, verunglimpften die Obrigkeit und schalten nur die Mönche und Nonnen aus, welches der gemeine Mann gern höret; — ich stand auf eine Zeit beim Herrn Doktor in seinem Garten; da ließ er sich vernehmen, er würde von seinen eigenen Leuten genöthigt und gedrungen, daß er um einen Pfaffenthurm beim Kurfürsten anhalten müßte, darin man solche wilde und ungestüme Leute stecken könnte; denn ihrer Viele wollten sich doch mit dem Evangelium nicht mehr ziehen lassen, und alle, die der Bauchsorge und guter Tage halber ins Kloster gelaufen wären, die sprängen fleischlicher Freiheit wegen wieder heraus und die wenigsten von denen, die er kenne, hätten ihren Mönch im Kloster gelassen.“[1])

Er sah aber weithin großen Undank und Gleichgiltigkeit gegen das Gotteswort auch wo es treulich von wackern Geistlichen verkündigt würde, — ein trotziges Widerstreben auch gegen berechtigte und wohlgemeinte Ermahnungen und Rügen, — Geiz und Verachtung gegen die Prediger, denen man oft nicht einmal den nothwendigsten Unterhalt gewähren wolle. Er fürchtete, daß an Männern, die einem so schweren und sorgenvollen Berufe sich widmen möchten, bald großer Mangel entstehen werde. Statt der Sorge um das Himmlische und das Brod des Lebens gab man, wie er klagt, sich einer wachsenden Gier nach Geld und Gut und einem groben Fleischesdienste hin. Seine Vorwürfe in dieser Beziehung treffen alle Klassen und Stände. Beim Bürgerstande wenden sie sich besonders gegen die Befangenheit in den materiellen Interessen. Am häufigsten und stärksten jedoch ergehen sie gegen die Adeligen und großen Herrn und gegen

die Bauern, — gegen jene wohl noch mehr als gegen diese. Namentlich bei jenen fand er Hochmuth und Verachtung gegen die Prediger und die Predigt des Gottesworts, Gewaltthätigkeit und Raubgier der Kirche gegenüber, Schlemmerei und Unzucht, dazu auch noch Theilnahme am wucherischen Treiben, bei den Bauern Stumpfheit, Rohheit, unbeugsamen Trotz: er hörte von Bauern, welche bei einer Visitation auf den Vorhalt, warum sie denn nicht eben so gut einen Pastor wie einen Viehhirten ernähren wollten, beruhigt zur Antwort geben: „Ja einen Hirten müssen wir haben." Jene drei Stände charakterisirt Luther einmal so: der Bauer sei wild, der Bürger geize, der Adel kratze.[1])

Oft sprach er seufzend und warnend von schweren Gerichten, welche deshalb über die hochbegnadigten und doch so undankbaren Deutschen, über ihr kirchliches und bürgerliches Gemeinwesen, ihr geistiges und leibliches Leben kommen müßten, durch äußere Feinde und innere Zerrüttung und Verlust des Evangeliums, durch Türken, Papst, Sekten u. s. w.

Es ist in der Natur der Sache begründet, wenn wir eben an dieser Stelle noch auf den Ehehandel des Landgrafen Philipp seit dem Ende unseres gegenwärtigen Zeitabschnittes, nämlich den letzten Monaten des Jahres 1539 übergehen. Wir müssen eben ihn für eines der schwersten sittlichen Aergernisse in der deutschen Reformation anerkennen, und zwar war er eines, bei welchem sogar die Reformatoren selbst sich in eine Mitschuld hineinziehen ließen.

Man hat nicht zu bezweifeln, daß Philipp im ernsten Streben nach Wahrheit und innerlich ergriffen vom Worte des Evangeliums die Sache der Reformation zu der seinigen gemacht hat. Aber so stark ist der religiöse Geist in ihm nicht geworden und so tief und anhaltend hat er der Zucht dieses Wortes und Geistes sich nie ergeben, daß die übergroße Macht der sinnlichen Triebe gebrochen worden wäre, welche ihn, einen physisch kräftigen, feurigen Menschen, von seinem Jünglingsalter an zu Ausschweifungen verleiteten. Zwar hatte er schon vor seinem Eintritt ins zwanzigste Lebensjahr (1523) eine Frau genommen, die Tochter Herzogs Georg von Sachsen, fand jedoch sehr bald, daß er sich unbedachtsam zu dieser Wahl habe bestimmen lassen. Er fand seine Frau unliebenswürdig, unfreundlich; sie litt, wie er später sagt, auch an störenden körperlichen Zuständen (an Steinbeschwerden), zeigte ferner Neigung zu übermäßigem Trinken. Es trieb ihn fortwährend, in anderem Umgang neben ihr seine Lust zu suchen, obgleich er mehrere Kinder mit ihr erzeugte. Wir hören nicht, daß er darüber bei seinen Zeitgenossen irgend sonderlich verschrieen gewesen wäre, noch daß sein Laster papistischerseits zu Vorwürfen benützt worden wäre: dergleichen Sünde war gerade auch auf dieser Seite bei weltlichen und geistlichen Herrn — man denke an den höchsten deutschen Kirchen-

fürsten Albrecht von Mainz — nur allzuhäufig und erhielt hier ohne viel Schwierigkeit Absolution. Bei ihm aber war nun das Gewissen doch in so weit rege und kräftig, daß es ihn darüber nicht zur Ruhe kommen ließ. Er suchte für sich einen Ausweg. Bereits im Jahre 1526, nachdem durch die Schwärmer und Wiedertäufer die Frage über die Zulässigkeit mehrerer Eheweiber nach alttestamentlichen Vorbilden angeregt worden war (oben B. 1 S. 708. 730), gerieth er auf den Gedanken, daß hiedurch auch ihm geholfen werden könnte. Wir haben noch das Bruchstück eines Briefes, worin Luther eine deshalb von ihm gestellte Anfrage beantwortete: die Sache muß damals ganz im Geheimen von ihm betrieben worden sein, indem gar Nichts sonst darüber bekannt geworden ist. Luther gab ihm jedoch „eine treuliche Warnung, daß, die Christen sonderlich, nicht mehr denn ein Eheweib Jemand haben solle, — nicht allein darum, daß es ärgerlich sei und kein Christ ohne Noth ein Aergerniß geben, sondern aufs Fleißigste meiden solle, sondern auch darum, daß hier kein Gotteswort vorhanden sei, darauf man sich verlassen möge, daß es Gott von den Christen wohlgefalle; denn so weit die alten Väter mehr denn Ein Weib gehabt haben, sei dies nur im Drang besonderer Nothstände geschehen. Philipp blieb dann in seiner bisherigen Lebensweise befangen. Im Jahr 1539 hatte sie für ihn eine schlimme Krankheit zur Folge. Die innere Beschwerniß und Anfechtung steigerte sich bei ihm; er könnte, sagte er, darüber üble, erbarmungswerthe Dinge beichten. Zugleich lernte er jetzt ein junges Fräulein Margarethe von der Saal kennen, nach deren Besitz er glühte und die ihm doch nur durch ein eheliches Band zu eigen werden konnte. Da unternahm er es denn mit aller seiner Energie, in ihr ein zweites Weib zu bekommen.

Von seiner Gemahlin Christine erlangte er eine förmliche Bewilligung, daß er „ins geheim noch eine Ehefrau haben möge". Sein Hofprediger Melander, der einst in Frankfurt den stürmischen Volksmann gespielt, jedoch im eigenen sittlichen Wandel nicht eben streng sich gezeigt hatte (oben S. 316 f.), bestärkte ihn in seinem Vorhaben; derselbe hat gar den Satz ausgesprochen: daß eine zweiweibige Ehe, durch welche Aergeres verhütet werden sollte, bei den Christen also verboten sei, komme aus Unverstand der heil. Schriften, wie auch die Verbietung der Pfaffenehe, des Fleischessens und anderer dergleichen Stücke, die vordem wohl so unerhört und abscheulich gewesen seien, als dieses sein möge. Das dringendste Anliegen für Philipp war noch, die Zustimmung Luthers und Melanchthons und durch sie die Johann Friedrichs zu gewinnen. Denn nur mit jener konnte er hoffen, vor der evangelischen Welt zu bestehen; und nur wenn der Kurfürst für alle Fälle sein Verbündeter blieb, konnte er sich in die Gefahr hineinwagen, welche er von Seiten des Reichsgerichtes und Reichs-

oberhauptes durch seinen Schritt über sich herbeizog, da Bigamie nach der Halsgerichtsordnung Karls V. ein Kapitalverbrechen war. Butzer verstand sich dazu, auch in dieser Sache als Unterhändler und Vermittler zu dienen; er erhielt zu Ende Novembers eine schriftliche Instruktion von Philipp, mit welcher er nach Wittenberg ging.

Philipp ließ vor Allem die Noth vorstellig machen, in der er sich befinde. Er habe in seiner Krankheit Gottes Strafe verspürt, wage nicht mehr zum Tisch des Herrn zu gehen, wisse, daß kein Ehebrecher das Reich Gottes ererbe u. s. w.; und dennoch vermöge er, so lang er nur sein gegenwärtig Weib habe, von dieser Sünde nicht zu lassen. Butzer hatte hierüber ohne Zweifel mündlich noch mehr zu sagen. So wollte denn Philipp die von Gott zugelassenen Mittel gebrauchen: Gott aber habe den frommen Vätern im Alten Bunde, die doch schon an eben denselben Christum wie die jetzigen Christen geglaubt haben, gestattet, mehr denn Ein Weib zu haben, und auch von den Aposteln sei es nicht verboten worden. Dann berief er sich auf eine angebliche Doppelehe des christlichen Kaisers Valentinian II. und auf die bekannte, damals wohl allgemein geglaubte Geschichte des Grafen von Gleichen, dem vom Papst eine zweite Frau erlaubt worden sei, ferner auf den Rath, den, wie er wisse, Luther und Melanchthon Heinrich dem VIII. gegeben haben (oben S. 259). Auch er also wollte ein zweites Weib haben, weil Gott den Ehebruch verbiete und dies zugebe, während freilich der Kaiser und die Welt dies nicht gerne dulden und dagegen offenkundigen Ehebruch zulassen. Ja er wagte die Bitte, daß Luther, Melanchthon und Butzer ein öffentliches Urtheil zu seinen Gunsten durch Druck und Predigt möchten ausgehen lassen; wenn sie dies nicht für zulässig hielten, möchten sie ihm, falls er heimlich die Ehe eingehe, wenigstens schriftlich bezeugen, daß es eine wirkliche Ehe und nicht wider Gott gethan sei, und mittlerzeit auf Wege denken, wie dieselbe auch zu öffentlicher Anerkennung gebracht werden könnte. — Dem Kurfürsten ließ der Landgraf eine Reihe von Zusagen für politische Fragen und Interessen anbieten.

Hierauf gaben Luther und Melanchthon am 10. Dezember ein Gutachten, welchem Butzer beistimmte. Gott, sagen sie, habe die Ehe nur als Bund zweier Personen eingesetzt. Nach dem Sündenfall habe er um der schwachen Natur willen Etwas nachgegeben. Mit Recht aber folge die Kirche der ursprünglichen Einsetzung, an welche auch Christus erinnere mit den Worten: „die Zwei sollen Ein Fleisch sein" (Matth. 19, 5 f.); nach dem Worte Gottes müsse man die Ehe und alle menschlichen Sachen auf die erste und göttliche Einsetzung richten und so viel möglich darin erhalten. Andererseits geben sie zu: daß in ganz besonderen Fällen, wie wenn Einer als Gefangener unter einer fremden Nation gefreit habe oder wenn

Eines Frau aussätzig sei, ihm durch seelsorgerlichen Rath der Nothdurft wegen und nicht als obs Gesetz werden dürfte, Dispens zu einer zweiten Ehe gewährt würde, das wüßten sie nicht zu verdammen. Darauf hin geben sie dem Landgrafen zu bedenken, daß seine Sache auf keinen Fall öffentlich gemacht werden dürfte, als ob Jeder dem Beispiel zu folgen Macht hätte, — daß sie schweres Aergerniß geben werde, — daß gerade das Exempel eines Fürsten am gefährlichsten wirke. Sie sprechen ihm offen ihre große Bekümmerniß über sein unzüchtiges Treiben aus, das er nicht für geringe Sünde halten dürfe, machen ihm bemerklich, daß auch eine zweite Ehe ihm nicht gegen seine böse Neigungen helfen werde, wenn er nicht selbst Zucht gegen sich übe, erinnern ihn, wie ihm Gott schöne Kinder mit seiner gegenwärtigen Gemahlin geschenkt habe, und ermahnen ihn, mit ihr sich zufrieden zu geben, wie ja viele Andere mit ihrem Ehestand Geduld haben müßten. Allein nach dem Allen erklären sie: wenn es ihm, wie er schreibe, nicht möglich sei, das unzüchtige Leben zu lassen, so wollen auch sie lieber, daß er in besseren Stand vor Gott und seinem Gewissen käme; wo er nun endlich beschlossen habe, noch ein Eheweib zu haben, so habe er Solches heimlich zu halten und nur etliche Personen ins Vertrauen zu ziehen; ein besonderes Gerede und Aergerniß werde dann nicht daraus folgen, weil das Halten von Concubinen bei Fürsten Nichts Ungewöhnliches sei (eben nur als Concubine sollte ja die neue Ehefrau fürs öffentliche Gerede erscheinen); vernünftige Leute werden an dem eingezogenen Wesen, das er dann führe, wenigstens mehr Gefallen als an Ehebruch und anderem wildem unzüchtigem Treiben tragen. Zur Beruhigung des Gewissens fügen sie endlich in Betreff des göttlichen Wortes noch bei: was vom Ehestand zugelassen sei im Gesetz Mose, sei nicht im Evangelium verboten, das überhaupt nicht die Regimente im äußerlichen Leben ändere, sondern ewiges Leben mittheilen, einen rechten Gehorsam gegen Gott anfangen und die verderbte Natur wieder zurecht bringen wolle.

Der Kurfürst, zu welchem Butzer mit diesem Ergebniß nach Weimar reiste, war über Philipps Vorhaben und seiner Theologen Bescheid aufs Höchste bestürzt. Er wünschte, daß die Sache ihm völlig ferne geblieben und in Wittenberg keine Antwort gegeben worden wäre. Die Anerbietungen, die ihm hessischerseits gemacht wurden, wies er ab: der Landgraf müsse, wenn er von einer zweiten Ehe nicht abzubringen sei, sie jedenfalls unter dem strengsten Beichtsiegel geheim halten, also vor Anderen wie eine bloße Buhlschaft erscheinen lassen, und komme dann gar nicht in die Lage, der Hilfe zu bedürfen, um die er jetzt sich bemühe.

Für Philipp aber genügte jenes Gutachten. Rieth es ihm gleich nicht zu, sondern ab, so ließ es ja doch immer noch frei, was er mit aller Macht begehrte. Er schritt dazu, dies wirklich auszuführen.

Gegen die Reformatoren hat dieses ihr Verhalten natürlich ihren Widersachern stets eine der stärksten und beliebtesten Waffen dargeboten. Und man deckt nicht ihre Blöße zu, sondern deckt nur die der katholischen Gegner auf, wenn man hiegegen darauf verweist, wie oft die römische Kirche zu ehebrecherischen Concubinaten, zu deren Entschuldigung im besten Fall eben auch nur die Bewahrung vor noch ärgerem unzüchtigem Wesen anzuführen gewesen sei, die Augen milde zugedrückt, ja wohl gar solche Mätressen bei hohen Herrn als Werkzeuge für ihre eigenen Zwecke benützt habe. Auch das darf nicht übersehen werden, dient aber nicht zur Beseitigung des Aergernisses, daß damals in der katholischen Kirche selbst ein Dispens vom Gesetz der Monogamie, wofern er durch den Papst erfolgen würde, nicht schlechthin für unmöglich galt.

Für unser Urtheil müssen wir auf unsere Bemerkungen über die früheren Aeußerungen Luthers (oben B. 1 S. 730) uns zurückbeziehen. Es fiel unseren Reformatoren wirklich noch schwer, auf die Frage über dieses Verhältniß des „äußerlichen" oder weltlich sittlichen Lebens, nachdem die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung und Satzung gebrochen war, in Ermanglung ausdrücklicher neutestamentlicher Gebote aus den sittlichen Prinzipien heraus die volle, klare und sichere Antwort zu geben. Sie erkennen jetzt nachdrücklicher, als Luther früher gethan, den eigentlichen Willen Gottes in Betreff der Monogamie an, aber auch jetzt noch nicht so, wie wir erwarten und wünschen möchten, die Macht und Klarheit, womit die ausschließliche Uebereinstimmung derselben mit dem Grundwesen der Ehe jedem christlichen, ja jedem fortgeschrittenen sittlich vernünftigen Bewußtsein der Einzelnen und der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaften sich aufdrängen sollte. Wie sehr dieser Erkenntniß nach unseren früheren Bemerkungen die allgemeine Voraussetzung über die sittlich religiöse Reife jener alttestamentlichen Väter im Wege stand, daran sind wir jetzt auch durch Philipps Motivirung wieder erinnert worden. Wir vermissen ferner bei den Reformatoren eine genügende Beachtung dessen, daß bei einem Ehebund vermöge seines Wesens von einer öffentlichen Stellung des Ehepaars in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde gar nicht abgesehen werden kann: wie wird die Frau entwürdigt, wenn sie hier doch nur für eine Buhlerin gelten soll! Dazu kommt vollends, daß es gerade ein Fürst ist, dem hier das ausnahmsweise seelsorgerliche Zugeständniß gemacht wurde. Nicht bloß wurde hier, wie die Reformatoren selber bemerkten, das Aergerniß am gefährlichsten; sondern wir müssen auch fragen: wäre es nicht doch einer Privatperson weit schwerer geworden, einen solchen Beichtrath für sich zu erlangen? haben nicht dort Rücksichten eingewirkt, welche zumeist bei Luther, dem sonst gegen Hohe und Niedrige gleich unbeugsamen und scharfen Zeugen der Wahrheit, uns befremden

müssen? Und doch setzten die Rücksichten politischer Klugheit sich dem Zugeständniß vielmehr dringend entgegen; sie standen dem Kurfürsten ohne Zweifel besser vor Augen als den geistlichen Rathgebern; in welche Lage gerieth der Landgraf mit seinen Verbündeten, wenn die Sache kund wurde und dann das Reichsgericht, gegen dessen kirchliche Prozesse sie sich bisher zu wehren hatten, gegen ihn als gemeinen Verbrecher vorging!

Philipps Doppelehe ist der größte Flecken in der Reformationsgeschichte und im Leben Luthers. Wir werden sehen, wie die Sache sich weiter entwickelte und bald sich selbst an Philipp und den Reformatoren rächte. Schon hier aber mag eine Aeußerung Luthers stehen aus einem Gespräch über die peinlichen Vorwürfe, welche dann dieser Skandal ihm brachte: „Also thun unsere Widersacher: was an uns böse ist, das mutzen sie auf, des anderen Guten schweigen sie.“[1])

Vierzehntes Kapitel.

Persönliches und Häusliches.

Schon in dem gesammten amtlichen und öffentlichen Wirken Luthers und in allen seinen Schriften kommt so sehr, wie es bei wenigen großen Männern der Weltgeschichte der Fall ist, fortwährend auch seine ganze persönliche Individualität zur Darstellung. Andererseits aber darf und muß bei ihm das Privatleben, worin diese weiter sich ausprägte, und insbesondere sein Leben und Treiben im häuslichen Kreis immer im engsten Zusammenhang mit seinem berufsmäßigen Wirken und Zeugniß aufgefaßt werden. Vor Allem an seiner eigenen Person, in deren inneren Kämpfen er zu seiner Auffassung des Evangeliums gelangt war, mußte dieses Evangelium mit seinen Kräften und Früchten im Leben sich bewähren. Sein häusliches Leben ferner war ja, wie wir wissen, selbst ein wesentlicher Bestandtheil seines Bekenntnisses und öffentlichen Zeugnisses: er war sich dessen wohl bewußt und hatte seine Absicht darauf hingerichtet, als er in den von Gott gestifteten Ehestand trat und ein ordentliches Hauswesen zu gründen unternahm.

Gerade aus denjenigen Jahren seines Lebens, zu welchen wir in unsern letzten Abschnitten fortgeschritten sind, besitzen wir nun über Luther nach diesen Seiten hin die reichsten Mittheilungen in seinen von Freundeshand aufgezeichneten „Gesprächen“ oder „Tischreden“. Zu dem nämlich, was unter diesem Namen auf uns gekommen ist, hat verhältnißmäßig das Meiste und Sicherste sein Freund Anton Lauterbach beigetragen, der schon in den Jahren 1531—1533 als Studirender an seinem Tisch Theil hatte und dann in den Jahren 1537—1539 als Wittenberger Dia-

konus zu seinem nächsten und täglichen Umgang gehörte. Was wir von den Beiträgen desselben sagten, bezieht sich namentlich auf diejenigen Aufzeichnungen, welche er in den zuletzt genannten Jahren gemacht hat. Sie liegen uns aus dem Jahr 1538 in der Form eines Tagebuches vor. Er hat sich offenbar befleißigt, was er Interessantes aus dem Munde des großen Mannes vernommen, sogleich zu Papier zu bringen. Der größte Theil dessen, was er hier, nebst Vielem, was er aus den anderen, späteren und auch früheren Jahren hinterlassen hat, ist in die Sammlungen, welche Andere nachher von Luthers Gesprächen veranstalteten, als deren werthvollster Bestandtheil übergegangen.

Indem wir hiemit auf diese Gesprächsammlungen zu reden gekommen sind, fügen wir mit Bezug auf sie überhaupt noch Einiges bei. Aus früheren Jahren ist durch die uns längst bekannten Freunde Veit Dietrich und Hieronymus Weller Verschiedenes schriftlich überliefert worden, aus den Jahren nach 1539 durch Mathesius, der 1529 in Wittenberg studirte (ohne übrigens damals unter Luthers Tischgenossen zu kommen), 1532 Rektor der Joachimsthaler Schule wurde und von hier aus 1540 bis ins Jahr 1542 einen längeren Aufenthalt zu Wittenberg in Luthers eigenem Hause nehmen durfte, — sodann durch den jungen Nürnberger Theologen Hieronymus Besold, der seit dem Frühjahr 1542 unter Luthers Kostgänger gehörte, einen adeligen pommerschen Magister Plato, der in seinem Haus wohnte, den schon öfters erwähnten Wittenberger Diakonus Rörer und etliche Andere, zuletzt besonders noch durch Johann Aurifaber, der, nachdem er schon 1537—1540 in Wittenberg studirt hatte, 1545 und bis zum Tode Luthers noch einmal, und zwar jetzt in dessen vertrauter Umgebung, dort verweilte. Lauterbach, der 1539 Superintendent in Pirna wurde, machte von hier aus noch häufige Besuche bei Luther. — Die verschiedenen Aufzeichnungen kamen — wohl schon zu Luthers Lebzeiten und vollends nach seinem Tode — bei Vielen in Umlauf und wurden manigfach, in größerem und kleinerem Umfang, abgeschrieben und zusammengestellt. Dann erschienen große Sammlungen gedruckt, — eine in deutscher Sprache zuerst durch jenen Aurifaber, neben ihr eine in lateinischer. Für Weiteres verweisen wir auf die neueren Ausgaben der Reden — in jener Sprache durch Förstemann und Bindseil, in dieser durch Bindseil, und auf die des Lauterbachschen Tagebuchs durch Seidemann.[1])

Wie weit die Gespräche, die wir haben, für authentisch zu halten seien, erhellt aus diesem ihrem Ursprung. Sie wurden sicher, besonders von Lauterbach, in unbefangenem Streben nach möglichster Treue niedergeschrieben. Hienach haben wir sie bisher benutzt und thun dies namentlich im gegenwärtigen Abschnitt, — Einzelnes, was für Luther überhaupt charakteristisch ist, hier auch aus anderen Jahren beiziehend. Indem Luther

unter den Freunden seiner Rede den Lauf ließ, ohne an ein Oeffentlichwerden seiner Worte zu denken, ist in diese Urkunden über seine Person Mancherlei übergegangen, was von Gegnern zu seinen Unehren ausgebeutet worden ist und Anhänger hat wünschen lassen, daß jene Veröffentlichungen überhaupt unterblieben wären. Dennoch freuen wir uns ihrer als wesentlichen Beitrages zum Bilde des ganzen Mannes. Was man darin anstößig finden mag, ist im Verhältniß zur Menge des köstlichen Stoffs nur Weniges und wird Keinen an dem Manne irre machen, der diesen im Ganzen kennt.

Es ist vor Allem der Hausvater und Hausherr, der sich uns in Luthers Privatleben darstellt.

Sein ganzer Hausstand hatte sich mit der Zeit sehr vergrößert.

Es wuchsen ihm jetzt drei Knaben und zwei Mädchen heran. Johannes, der im Jahre 1526, Magdalene, welche 1529, und Martin, welcher 1531 geboren wurde, sind schon früher genannt worden (oben S. 165 f. 267). Dazu kam ein Sohn Paul am 28. Januar 1533 und ein Töchterchen Margarethe am 17. Dezember 1534. Jenem wollte er den Namen geben zu Ehren des Apostels, welchem er so viel verdanke. Er sah voraus, daß er den Eintritt dieser Kleinen in ein reifes Alter nicht erleben werde. Schon im Jahre 1538 bat er einmal für seine kleine Margarethe seinen Freund Jakob Probst in Bremen, der (neben Fürst Joachim von Anhalt) ihr Pathe war, daß derselbe ihr einst nach seinem Tod für einen rechtschaffenen Bräutigam sorgen möge.[1])

Oft dankt er Gott für den reichen, herrlichen Segen, mit welchem Gott in diesen Früchten seiner Ehe ihn beglückt und geehrt habe. Er preist mit dem Psalmisten den Mann selig, dem Gott ein Weib wie einen fruchtbaren Weinstock im Hause wachsen lasse und Kinder wie Oelzweige um seinen Tisch her (Ps. 128). Es dünkt ihn eine Freude noch im Tod und im Jenseits, wenn man solche Nachkommen sehen dürfe.

Wir haben früher (S. 166) erzählt, wie er vor Allem mit seinem erstgebornen Knäblein liebreich und froh sich beschäftigte. Später bemerkt er: die Liebe der Eltern steige allezeit einfältig niederwärts mehr denn aufwärts — zu den zuletzt geborenen, die der liebenden Fürsorge am meisten bedürftig seien.

Mit frommer Lust, ja mit Andacht ruht sein Auge auf den Kindern. Sie leben, sagt er, so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben; sie sind im Glauben viel gelehrter, denn wir alte Narren, — glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie sorgen nicht; Gott gibt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen als Geld zählen und ihnen an einem schönen Apfel mehr als an einem rothen Goldgulden gelegen ist; sie fragen nicht, was das Korn gelte; denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie wer-

den zu essen finden. Gott, der ihnen Leben und Glieder so artig und hübsch geschaffen hat, will sie auch ernähren und erhalten; ja einem Kindlein ist, noch ehe es zur Welt kommt, sein bescheiden Theil allbereit zugeeignet und versehen, wie die Schrift sagt und das gemeine Sprichwort lautet: „Je mehr Kinder, je mehr Glück." Mit seinem kleinen Martin scherzend, der eine Puppe als seine Braut beschützte, schmückte u. s. w., sagte Luther: „So aufrichtig und ohne alle Bosheit wären wir im Paradies gesinnet gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten an den Kindern; das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel, die thun Alles einfältig, von Herzen und natürlich." Er sah, wie seine Knaben mit einander haderten und bald wieder sich vertrugen und versöhnten, und sprach: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir solcher Kinder Leben und Spielen! ja alle ihre Sünden sind Nichts denn Vergebung der Sünden." Als seine Kinder vor dem Tisch standen und nach Pfirsichen schauten, die drauf lagen, waren sie ihm ein rechtes Bild Solcher, welche „fröhlich sind in Hoffnung" (Röm. 12, 12); „ach", sagte er, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen". Besonders erbaute er sich an jenem reinen, unbefangenen Glauben, mit welchem ein Kind auf Gott, Himmel und Tod blicke, freute sich auch an den kindlichen Vorstellungen, mit denen die Kleinen den Himmel sich ausmalen, wie er z. B. einmal eines seiner Söhnchen von der großen Freude reden hörte, die man dort habe mit Essen, Springen, Tanzen, mit Flüssen voll Milch und Bäumen voll Semmeln. — So mahnt er denn auch an das Wort Jesu, daß man umkehren und wie die Kinder werden müsse, um ins Himmelreich zu kommen: man möge wohl meinen, daß Gott es säuberlicher machen und die kleinen Närrlein nicht also erheben sollte; aber Gott habe reinere Gedanken als wir Menschen; er müsse, wie die Schwärmer es ausdrücken, uns erst entgröben, müsse gar grobe Aeste und Spähne von uns weghauen, bis er solche Kinder aus uns mache. Von sich selbst sagte er einmal, als ihm seine Frau eines ihrer Kleinen brachte: „Ich wollte, daß ich in dieses Kindes Alter gestorben wäre; da wollt ich alle Ehre drum geben, die ich habe und noch bekomme in der Welt."

An der Beschwerde, welche die Kleinen einer Mutter machen, trug er gern an seinem Theile mit, während die Welt um solcher Mühen willen des Ehestands überdrüssig werde. Er gedachte, was erst die Vaterliebe Gottes von uns ertrage. So sprach er, als ihn ein Kind, das er auf den Schooß nahm, verunreinigte: „Wie muß unser Herr Gott so manchen guten Stank und Unflath von uns leiden, viel mehr denn eine Mutter von einem Kinde."

Wie sehr er selbst in die Vorstellungen der Kinder beim Verkehr mit ihnen einging, davon haben wir in jenem Coburger Brief an sein

Hänschen (oben S. 211) eines der besten Beispiele. So sehr er übrigens an den natürlichen Scherzen und Spielen der „kleinen Närrlein" sich vergnügte, so sehr war ihm ein affektirtes kindisches Scherzen „alter Narren" zuwider.

Bei der Zucht der Kinder erinnerte er sich an die Erfahrungen, die er selbst als Kind von allzu großer, einschüchternder elterlicher Strenge gemacht habe: er wollte deshalb die Kinder nicht zu hart gestäupt haben. Aber ernstlich warnte er, daß man nicht ihrem Eigenwillen nachgebe und sie ungestraft lasse; so vorzüglich in Betreff der Knaben; er wolle, sagt er, daß man seinem Hans Nichts hingehen lasse, und er scherze auch nicht so viel mit ihm wie mit einem Töchterlein. Der Ungehorsam eines Knaben konnte ihn aufs Tiefste erregen. So äußerte er einst über einen Neffen, den er bei sich hatte, einen Sohn seines Bruders Jakob: „Derselbe hat mich einmal also erzürnt und getödtet, daß ich ganz von meines Leibes Kräften gekommen bin." Seinem eigenen Sohn Hans verweigerte er in späteren Jahren einmal drei Tage lang die erbetene Verzeihung, obgleich seine Frau und mehrere Freunde für ihn Fürsprache einlegten. Er erklärte damals: er wollte lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben; nicht umsonst fordere Paulus, daß vor Allem ein Bischof ein Mann sei, der seinem Haus wohl vorstehe und wohlgezogene Kinder habe (1 Tim. 3, 4).

An seinen Kindern beobachtete Luther die verschiedene Art ihres Naturells und ihrer Geistesart mit Bewunderung des manigfaltigen Reichthums göttlichen Schaffens und Wirkens. Um so mehr wollte er bei ihrer Erziehung auf Gott, den Einen Urheber aller Gaben schauen und ihm vertrauen. Er gedachte seine Söhne je für den Beruf heranzubilden, der ihrer Eigenthümlichkeit und eigenen Neigung entspreche; lehrte er ja doch jeden ehrbaren Beruf als einen Dienst Gottes ansehen. So äußerte er einmal: welcher unter ihnen ein Krieger sein wolle, den wolle er Hans Löser, dem Erbmarschall, zuschicken; welcher studiren wolle, den sollen Jonas und Melanchthon haben; wer mit der Hand arbeiten wolle, den wolle er zu einem Bauern fertigen. Beim Krieger hatte er speziell seinen kleinen Paul im Sinne, dessen Pathe Löser war: „Paul", sagte er, „soll wider den Türken." [1])

Die Heranbildung der Söhne wurde jedoch durch die Verhältnisse, unter denen Luther in Wittenberg lebte, und theilweise wohl auch durch ihre eigene Begabung und Art erschwert. Es fehlte dort an einer genügenden Schule. Luther behalf sich mit jungen Theologen als Hauslehrern: wir lernen als solche den Weller im Jahre 1530, später einen gewissen Georg Schnell, einen Franz Groß, zuletzt einen Ambrosius Rudtfeld kennen. Er selbst hat, wie Mathesius erzählt, nicht bloß das sittlich religiöse Leben,

sondern auch die Arbeiten seiner Söhne zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gemacht; es läßt sich aber denken, daß ihm hiezu wenig Zeit blieb. Das bewegte Leben im Hause des viel aufgesuchten Mannes und die Größe seines Hausstandes, von der wir noch weiter reden werden, konnte nicht ohne Gefahr für die Erziehung sein.[1])

Beim Erstgeborenen scheint der Gang seiner Entwicklung in mancher Beziehung kein befriedigender gewesen zu sein. Es wurde wohl sehr früh bei ihm mit dem wissenschaftlichen Unterricht begonnen und er für einen frühreifen Knaben angesehen. Schon mit dem Beginn seines achten Lebensjahres, am 8. Juni 1533, ist er — ohne Zweifel doch nur ehrenhalber — bei der Universität inscribirt worden (ein Sohn des Jonas gar schon im Alter von fünf Jahren). In diesem Jahre schrieb ihm sein Vater jene lateinische Warnung vor Erasmus (oben S. 314). Zu Anfang des Jahres 1537 war er laut eines Briefes Luthers an ihn (wenn das Datum richtig ist) einem uns unbekannten Lehrer außerhalb Wittenbergs übergeben. Im Oktober 1539 wurde er mit den um Weniges älteren Söhnen des Melanchthon und Jonas in der philosophischen Fakultät, bei der er also jetzt eine Weile wirklich studirt haben muß, zum Baccalaureus promovirt. Drei Jahre nachher aber schickte ihn Luther noch dem angesehenen Rektor der Torgauer Schule, Marcus Crodel, zu, zugleich mit dem jungen Florian von Bora, einem Neffen seiner Frau; Crodel sollte ihn zu den Schulübungen in Grammatik und Musik beiziehen und seine Sitten in Aufsicht nehmen und zu bessern suchen (in diesen seinen Torgauer Aufenthalt fällt wohl der oben erwähnte heftige Unwille seines Vaters über ihn). Luther fand, daß die beiden „Knaben" noch einer Erziehung unter einer größeren Anzahl Anderer, deren Beispiel sie anregen möge, bedürftig seien. Wenn es bei seinem Hans gut ginge, wollte er später auch seinen Martin und Paul dem Crodel anvertrauen. Als Luther starb, lebte jener als Student wieder in Wittenberg, und zwar trieb er Jurisprudenz, für welche Luther Anfangs keinen seiner Söhne zu bestimmen geneigt war. Drei Jahre nachher setzte er dieses Studium noch in Königsberg fort, wo der Herzog von Preußen ihn unterstützte. Er wurde später Fürstlicher Kanzleirath in Weimar.[2])

Luthers Sohn Martin widmete sich der Theologie, trat jedoch nicht ins Amt, sondern lebte als Privatmann in Wittenberg, wo er eine Bürgermeisterstochter heirathete und schon im Alter von dreiunddreißig Jahren starb; er war wohl kränklich; wir wissen nicht, wie weit es ihm auch an Thatkraft fehlte. — Am tüchtigsten entwickelte sich der jüngste der drei Brüder, Paul, welcher ein angesehener Arzt am Gothaischen Hof, später beim Kurfürsten von Brandenburg und dann bei Kurfürst August in Dresden wurde. Ein Sohn von ihm, Johann Ernst, wurde Domherr und Senior des Domkapitels in Zeitz, — dessen Sohn Johann Martin

ein hochgestellter kursächsischer Rath. — Was Luthers Töchter betrifft, so werden wir später vom Tode Magdalenens zu berichten haben. Margarethe wurde Gattin des preußischen Adeligen von Kunheim. — Während übrigens unter Luthers Kindern nur Paul eine hervorragendere Stellung im öffentlichen Leben einnahm, ist keinem derselben — auch nicht durch erfinderische Papisten und Jesuiten — ein Makel mit Bezug auf Charakter und Wandel angeheftet worden.

Neben seinen Kindern pflegte Luther in Briefen an seine Frau ihre Tante, die „Muhme Lene" (oben S. 168) zu grüßen. Luther ließ in seinem Haus ein eigenes Stüblein mit Kammer für sie herrichten. Sie war ein werthes Glied der Familie, besonders mit den Kindern verbunden. Ihr schickte Luther von Coburg aus 1530 einen Kuß in seinem Brief an Hänschen. Mit ihr sollten 1537 „seine lieben Kindlein dem rechten Vater im Himmel danken, der ihn auf dem Rückweg von Schmalkalden aus der tödtlichen Krankheit errettet habe". Sie starb wohl in dem zuletzt genannten Jahre. In seinen „Gesprächen" wird erzählt, wie er die ehrbare Matrone auf ihrem letzten Krankenlager tröstete, daß sie in ihrem Glauben an den lieben Herrn Christum wie in einer Wiege entschlafen solle und einst beim Anbruch der Morgenröthe zum ewigen Leben wieder aufstehen werde; sie antwortete: „o ja"; als er sie fragte, ob sie Anfechtung habe, verneinte sie es; hierauf sagte er zu den Umstehenden: „Ihr ist wohl, denn das ist kein Tod, sondern ein Schlaf"; dann trat er abseits ans Fenster und betete; sieben Stunden nachher hatte sie geendet. Er wollte sie fast darum beneiden, daß sie ihm ins Jenseits vorangegangen sei. [1])

In seinem Hause treffen wir jetzt auch zwei Nichten von ihm, Lene und Else Kaufmann, Töchter einer Schwester, die in Mansfeld verheirathet war, ferner eine „Anna S.", die Tochter eines Verwandten von ihm in Eisenach Namens Schützmeister. Er hatte dieselben oder wenigstens die beiden erstgenannten als elternlose Waisen zu sich genommen. Wir erfahren von ihnen aus dem Jahr 1538, daß die drei damals heirathsfähige Jungfrauen waren. Um eine von ihnen, wohl um Lene, von der wir überhaupt am meisten hören, hatte schon mehrere Jahre zuvor Veit Dietrich freien wollen, war aber von Luther zurückgehalten worden, weil sie erst noch besser gezogen werden müsse; dies scheint damals etwas schwer bei ihr gehalten zu haben; Luther sagte: wolle sie nicht gut thun, so wolle er sie einem schwarzen Hüttenknecht geben und nicht einen frommen gelehrten Mann mit ihr betrügen. Sie war dann wohl auch diejenige Nichte, welche dem kranken Luther bei seiner Heimreise aus Schmalkalden entgegengeschickt wurde (oben S. 392). Von seiner häuslichen Zucht muß Luther Erfolge bei ihr wahrgenommen haben: denn 1538 gab er Lene freudig und mit gutem Vertrauen einem würdigen Witwer, Magister Ambro-

sius Berndt, Beamten bei der Universität, zum Weibe. Die Verlobung fand an seinem Geburtstag statt und schon ein paar Wochen nachher die Hochzeit: so rieth Luther überhaupt, daß man, wenn ein Paar Gott befragt, gebetet und so zum Ehebund sich entschlossen habe, mit dem Abschluß der Ehe nicht unnöthig verziehen solle, um nicht erst das Geschwätz der Leute dazwischen kommen zu lassen. Wir hören, wie er dann mit beiden über den schönen, von Gott gestifteten Stand sprach, in den sie treten wollen. Lächelnd bemerkte er, als er sie heimlich mit einander reden sah: was doch Braut und Bräutigam einander so viel zu sagen haben; man dürfe sie aber nicht vexiren, denn sie haben Freibriefe über alle Rechte und Gewohnheiten. Da sie um die Veranstaltungen der Hochzeit sich bekümmern wollten, wehrte er es ihnen: für solche Nebendinge zu sorgen, sei nicht ihre, sondern Anderer Sache. Er richtete ihnen in seinem Haus die Hochzeitfeier zu, bestellte einen Schulmeister mit Musikern, bat den Fürsten von Anhalt um einen „Frischling oder Schweinskopf", prüfte selbst die aufzutischenden Weine, weil man den Gästen einen guten Trunk geben solle, damit sie fröhlich würden. Unter den Gäster erschienen, wie Lauterbach berichtet, neben seinem Bruder und andern Verwandten auch noch Oheime von ihm väterlicherseits. Lene zeigte übrigens auch später noch ein unruhiges Blut: nachdem Berndt schon im Januar 1542 gestorben war, nahm sie trotz Luthers Unwillen 1545 die Bewerbungen eines erst zwanzigjährigen Mediziners Reuchlin an und heirathete ihn nach Luthers Tod; er wurde im Brandenburgischen und nachher von der Stadt Lübeck als Arzt angestellt. [1])

Im Jahr 1530 hatte Luther auch einen jungen Hans Polner, den Sohn einer andern Schwester, der Theologie studirte, in seinem Haus. Einem Neffen Cyriak Kaufmann begegneten wir bei ihm in Coburg (oben S. 197. 241). Zwei jüngere Kaufmann, Fabian und Andreas, wurden 1533 mit seinem Hans bei der Universität inscribirt. Von Andreas oder „Enders" erzählt er einmal, wie er ihn noch als Knaben in der Zucht gehabt, — ihn wegen einer über Tisch gesagten Untugend „gestrichen" habe. Seines Bruders Sohn, Martin, haben wir schon oben erwähnt: er wurde 1539 immatrikulirt. [2])

Zu solchen jungen Genossen seines Hauses kamen ältere und jüngere Kostgänger und auch einzelne, denen er zugleich Wohnung gab. Bei den Concordienverhandlungen des Jahrs 1537 und 1538 wird ein Tisch- und Hausgenosse Jodocus Neobolus erwähnt, der damals auch an der Aufsicht über Luthers Oekonomie und Gesinde betheiligt (wohl auch Lehrer der Söhne) war und an welchen wegen seines persönlichen Verhältnisses zu Luther auch ober-deutsche Theologen in jener Angelegenheit Briefe richteten. Die bedeutendste Persönlichkeit unter seinen Kostgängern war nachher, zur Zeit als auch Matheſius bei ihm sich aufhielt, der gelehrte Wolf-

gang Schiefer (Severus), welcher einst zu Huttens Freunden gehörte, später Lehrer der Söhne König Ferdinands geworden war, wegen seiner evangelischen Gesinnung aber 1539 diese Stelle aufgeben mußte und nach Wittenberg ging. [1])

An der Spitze dieses Hausstandes und einer dazu gehörigen großen Oekonomie stand nun also neben Luther seine Käthe.

Ihr Bild und ihr Verhältniß zum Gatten bleibt sich gleich, wie wir es von früher her kennen.

Wir wissen, daß Luther nicht ein Ideal der Weiblichkeit in ihr zu finden meinte, wohl aber eine treue, ergebene, für seine Individualität geeignete Lebensgefährtin in dem Stande, den Gott auch für ihn verordnet habe. Als solche hat er sie erprobt, geschätzt und geliebt.

Ueber ihre Eigenart hat er öfters, und zwar vor ihr selbst, sehr unbefangen und auf eine Weise, die uns mitunter unfein erscheinen muß, in scherzenden Gesprächen sich geäußert: er sprach dabei immer aus dem Bewußtsein eines innigen und durch ihre Mängel nicht gestörten Verbundenseins mit ihr und in einer derben Offenheit, die eben auch ihr eigen war und ihr keinen Anstoß gab. So hat er, wie wir schon früher erwähnten, erzählt, daß er vor seiner Verlobung Stolz bei ihr geargwohnt habe, und fügte dazu bei: dem sei auch wirklich so. Wenn er sie seinen „lieben Herrn Käthe" nennt, liegt darin bei aller Liebe die Andeutung, daß sie auch wirklich Lust zum Herrschen habe. Er rühmte ihre Willfährigkeit, ja daß sie ihm nicht bloß wie eine Gattin, sondern wie eine Dienerin gedient habe; aber sein und ihr Wille stieß doch auch auf einander; er sagt einmal: „Wenn ich noch eine freien sollte, so wollt ich mir ein gehorsam Weib aus einem Stein hauen, sonst hab ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam." Daß sie auch eine strenge, herbe Herrin sein könne, drückt er aus, indem er ihr einmal den Namen gibt: „mein Herr und mein Moses Käthe". Von den Weibern insgemein sagt er, sie seien von Natur beredt und können die Redekunst, welche die Männer erst mit Fleiß lernen müssen, und seine eigene Frau wollte er einem Gast aus England zur Lehrerin in deutscher Beredtsamkeit empfehlen: denn — „sie kanns so fertig, daß sie mich weit darin überwindet"; er setzte bei: es stehe den Weibern doch besser an, wenn sie leise und stammelnd reden. Lachend fragte er einmal seine schwatzende Käthe, ob sie auch zuvor ein Vater Unser gebetet habe, ehe sie so viele Worte predige.

Unter Bekannten des Lutherschen Hauses fielen hin und wieder schärfere Aeußerungen über Katharina. Cruciger glaubte wohl einen schlimmen Einfluß weiblicher Hitze bei Luther wahrzunehmen, jedoch nur bei Dingen, die für sie als Weib Interesse hatten, wie bei der Frage über das Verlöbniß eines Bekannten (ihre friedlichen Wünsche für das Verhältniß zwischen

Melanchthon und ihrem Mann haben wir oben S. 451 erwähnt). Ein Kostgänger Luthers, Besold, fürchtete sich Anfangs vor ihr als einer herrischen und habsüchtigen Frau. Ja der Luthern so ergebene Veit Dietrich war wegen ihres Benehmens gegen die jungen Kostgänger so unzufrieden, daß er Luthers Tisch verließ; Melanchthon mußte ihn, nachdem er nach Nürnberg zurückgekehrt war, erst noch darüber beruhigen, daß Luther ihm dennoch Freund geblieben sei. Auch machte sie wohl hin und wieder durch Kostgänger — wie durch jenen Besold in Nürnberg — Bestellungen für ihr Hauswesen, während jene nicht gern an Bezahlung erinnerten. Nach Luthers Tod ist sie vom Kanzler Brück in einem Bericht an den Kurfürsten beschuldigt worden, daß sie einen zu hohen und herrschsüchtigen Sinn habe und im Haus karge, — ferner zugleich, daß sie mit Bauereien, namentlich auf ihrem Gute Zulsdorf, unklugen Aufwand mache.

Luther war nach seinem Naturell und seinen Grundsätzen Nichts weniger als geneigt, den männlichen Rechten den weiblichen gegenüber Etwas zu vergeben. Er schrieb einmal einem Freunde, der über eine Haustyrannin klagte: „Als Ihr merktet, daß der Esel vom Futter ausgelassen, d. h. daß Euer Weib durch Eure Nachsicht und Nachgiebigkeit trotzig werde, hättet ihr bedenken sollen, daß man Gott mehr als dem Weib gehorchen müsse, d. h. daß man das Ansehen des Mannes, der darin Gottes Bild und Ehre ist (1. Kor. 11, 7) nicht dürfe von ihr mit Füßen treten lassen." Im Gespräch über einen anderen Ehemann, der Aehnliches zu leiden hatte, äußerte er: er hätte es wohl auch gerne, daß ihm seine Käthe übers Maul führe: er ließe sie nicht viel daran gewinnen — ja, ein Maulschellium. Und er kennt überhaupt „auf Erden keine größere Plage, denn ein bös, eigensinnig, wunderlich Weib". Nicht minder war, wenn seine Frau sich karg zeigte, dies seiner eigenen Gesinnung und Handlungsweise durchaus zuwider. Aber nie hatten doch Feind oder Freund Etwas von Störungen des ehelichen Friedens bei ihm zu berichten. Er wiederholt dennoch eben auch in jener Beziehung das Lob seiner Frau. Dabei gab er zu, daß in häuslichen Sachen die Weiber wirklich geschickter seien; auch meinte er, das Gesinde könne bisweilen auch eine härtere Frau, die ihm weiblich zuspreche, brauchen; ob aber ein Weib gleich etwas bitter wäre, wollte er, daß man mit ihr Geduld habe. Schon das, sagte er, sollte Ursache genug sein, eine Ehefrau lieb und werth zu halten, wenn sie Treue und Glauben halte, wie einem frommen, züchtigen Weib gebühre; Fehler und Gebrechen finde man allenthalben unter Eheleuten.

So hört man ihn denn froh aus eigener Erfahrung heraus reden, wenn er das Glück eines wohl gerathenen Ehebundes preist, während freilich ein übel gerathener die Hölle sei (vgl. oben B. 1 S. 774). Er wendet auf sich den salomonischen Spruch an von dem Manne, welchem ein tugend-

haft Weib beschееret sei, edler denn die köstlichsten Perlen; und in seine Bibel hat er zu diesem Spruch als Randglosse gesetzt, was er einst als Schüler in Eisenach aus dem Munde seiner Wirthin vernommen: „Nichts lieberes auf Erden, denn Frauenglück, wems kann werden." Er bezeugt auch in seinem Testament (vom Jahre 1542), daß seine Frau „ihn als ein fromm, treu ehelich Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten habe". Er „achtet sie theurer denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft". In Schmalkalden empfand er 1537 recht, wie schwer ihm bei aller Freudigkeit zum Sterben doch die Trennung von ihr und den Kindern würde. „Ich habe", sagt er einmal, „meine Käthe lieb, ja ich hab sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollt lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten." Er dankte Gott, der sie ihm gegeben habe, und wiederum konnte er zu ihr von sich sagen: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin."

Die natürlichen Freuden des ehelichen Lebens genoß er grundsätzlich mit gutem Gewissen und freiem, frohem Geist, gebrauchte wohl auch gerade sie als Mittel, um Gedanken, mit welchen ihn der Teufel anfechten und erdrücken wolle, sich aus dem Sinn zu schlagen. Er konnte sich das Zeugniß geben, daß er darin gar mäßig sei, während er zugleich die Güte Gottes pries, der seine Ehe so fruchtbar gemacht habe. Auch beklagte er, daß selbst in diesem von Gott verordneten Lebensstand sich unser Fleisch so sehr durch die Sünde vergiftet zeige; im Paradiese, sagt er, wäre es auch um die Ehe ein viel lieblicher Ding gewesen; mit scharfen Worten redet er von „Schweinen", welche das eheliche Zusammenleben zügellos mißbrauchen. Aber er wollte nicht wieder zur Sünde machen lassen, was keine Sünde sei, wie das Papisten und Ketzer gethan und wie er selbst es einst als Mönch gelernt habe. Dafür, daß Eheleute auch in Scherzen, ja in einem Gebaren, das albern scheinen könnte, sich ihre Liebe zu einander ausdrücken mögen, berief er sich in seiner Vorlesung über 1. Mos. 26 auf das, was dort von Isaaks, des frommen Erzvaters, Scherzen mit Rebekka (V. 8) erzählt wird. Mit welchem Humor er selbst seiner Frau gegenüber sich gehen ließ, zeigen uns namentlich seine Briefe an sie.

Wie aber er für sich vor Allem in steter und kindlich hingebender Beschäftigung mit dem Gotteswort Kraft, Frische und Freudigkeit suchte, so wollte er hiezu vornehmlich auch die Gattin mit ernster Mahnung anhalten und auch an heiterem äußerem Antrieb dazu es nicht fehlen lassen. Er mahnt sie einmal in seinen Tischreden, die heilige Schrift und sonderlich den Psalter fleißig zu lesen. Sie antwortete: sie höre, lese und wisse genug, – wollt' Gott, sie thäte auch darnach. Er seufzte jedoch und warnte vor dem Ueberdruß an Gottes Wort, der damit anhebe, daß wir schon Alles wissen wollen, während wir doch das Widerspiel davon an uns er-

fahren, ja während wir „so viel davon verstehen als eine Gans". Im Herbst 1535 erzählt er, daß seine Käthe neben Ackerbau, Viehzucht, Bierbrauen u. s. w. mit großem Ernst die ganze Bibel zu durchlesen angefangen habe auf sein Versprechen hin, daß er ihr fünzig Gulden geben wolle, wenn sie bis Ostern damit fertig werde. [1])

Luthers Vermögen und Oekonomie, wofür eben seine Frau sehr thätig war, hatte sich jetzt über die beschränkten, ja drückenden Verhältnisse, unter welchen er seinen Ehestand begonnen hatte, sehr emporgehoben.

Sein Gehalt war ihm durch Johann Friedrich auf 300 fl. erhöht, auch seit 1536 durch bedeutende Zugaben an Naturalien, Korn, Holz und Malz vermehrt. Neben diesem seinem regelmäßigen Einkommen erhielt er von verschiedenen Seiten her so viele Geschenke an Bechern, Ringen, Ketten und andern Kleinodien, daß er seinen Besitz an solchen Kostbarkeiten im Jahre 1542 auf etwa 1000 fl. glaubte anschlagen zu können. In seinen letzten Lebensjahren kamen zu jener Besoldung 50 fl. Zinsen von einem Kapital von 1000 fl., welches der Kurfürst ihm und seinen Kindern 1541 verschrieb; ferner ein Ehrengehalt des Königs von Dänemark: seit 1544 jährlich 50 fl. (ebenso für Bugenhagen, Melanchthon und Jonas).

Ueber die Hinterlassenschaft seiner Eltern kam es Anfangs zu Mißhelligkeiten unter den Erben, wobei Luther über Undank und Unbilligkeit seiner Verwandten klagte, ihnen jedoch in seinem Unwillen das Ganze lassen wollte. Dann vertrugen sie sich freundlich: das Erbe, auf 1250 fl. angeschlagen, wurde für die Geschwister, beziehungsweise deren Hinterbliebene, in fünf Theile von je 250 fl. getheilt; Jakob Luther sollte die Güter übernehmen und dafür den Andern jene Summe allmählich in Geld auszahlen, und zwar zuerst einem Schwager Mackenrot und den Kaufmannschen in Anbetracht ihrer Bedürftigkeit.

Der Besitz des Klosterhauses, in welchem Luther wohnte, wurde ihm durch Johann Friedrich aufs Neue bestätigt. Es war jedoch nur zu zwei Drittheilen ausgebaut und erforderte mancherlei Ergänzungen und Aenderungen um für die Familie wohnlich zu werden. Etliche Male erhielt er hiezu vom Rathe der Stadt Backstein und Kalk, ohne daß derselbe ihm dafür eine Rechnung machen wollte: Luther nahm es mit Dank an, sah indessen darin auch einen billigen Dank der Stadt gegen ihn, der er so lang ohne Lohn im Predigtamt gedient und in der Pest bei ihr ausgehalten habe (vgl. auch oben S. 167). — Wir hören unter Anderem vom Bau eines Kellers, von der Herstellung einer Badestube; jener fiel, als er fertig schien und Luther mit seiner Frau ihn besehen wollte, wieder ein und hätte beinahe die beiden erschlagen. — Im November 1539 bestellte sich Luther in Pirna durch Lauterbach nach dem Wunsch seiner Frau eine aus Sand-

stein gehauene Hausthüre. Sie ist noch heut eine Zierde des Gebäudes: rechts und links hat sie nach damaligem Brauch Sitze, über dem einen Luthers Brustbild (mit der Beischrift: „im 59. Jahr seines Lebens"), über dem andern sein Wappen mit der Rose, — über dem Thürbogen die Jahreszahl 1540. — Oefters redet Luther von seiner eigenen Stube. Er fürchtete einmal, wohl im Jahre 1530 (vgl. oben S. 441): die „Scharrhansen" werden wegen der Befestigung Wittenbergs sein „arm Stüblein" wegreißen, aus welchem er doch das Papstthum gestürmet habe und welches darum werth wäre, zu beständigem Gedächtniß stehen zu bleiben". Dieses Stüblein muß hiernach zu der nach dem Graben und Wall hin gelegenen Seite des Klosterhauses gehört haben und war wohl über den Graben herausgebaut; so redet jener Carlstadtianer Ickelsamer im Jahre 1525 (oben B. 1 S. 763) von einem „über dem Wasser stehenden" Gemach, worin Luther mit anderen Doktoren fröhlich gewesen sei, und im Jahr 1519 hatte Luther im Namen des Klosters den Kurfürsten um die Erlaubniß gebeten, ein Gemach „aus der Mauer auf den Graben zu bauen", mit welchem nun eben fein „Stüblein" identisch sein mag. Ist dem so, so hat das denkwürdige Stüblein wirklich nicht für die Nachwelt fortbestehen dürfen; wir wissen jedoch nicht, ob es erst später fiel oder schon damals, als Luther für dasselbe fürchtete, und ob wir demnach später Luthers eigenes Zimmer anderswo zu suchen haben (dasjenige, ziemlich große Zimmer, welches in der Ueberlieferung bis heute als Lutherstube fortlebt, liegt auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, nach dem Garten und der Straße hin).

Auf dem Klosterhaus ruhte von früher her das Recht, Bier zu brauen, was damals auch sonst von Privatleuten betrieben zu werden pflegte. Luthers Frau machte hievon fleißig Gebrauch. Wir bemerkten schon, daß sie zum Brauen auch Malz vom Kurfürsten erhielt.

Von dem Garten, der zu dem Haus gehörte, und von der Pflanzung und Pflege desselben haben wir schon in der ersten Zeit des Lutherschen Ehestands erzählt (oben S. 166). — Es wird ein Birnbaum im Hof erwähnt, unter welchem Luther mit Freunden sich unterhalten habe: wohl derselbe, unter welchem er einst von Staupitz die Aufforderung hielt, die theologische Doktorwürde zu erwerben (oben B. 1. S. 105). Welche mächtige Wendungen und Wandlungen des persönlichen und öffentlichen Lebens mußten überhaupt, wenn er jetzt in Garten und Haus sich umsah, vor seiner Erinnerung vorüber ziehen!

Dieses ihm geschenkte Besitzthum vermehrte nun Luther durch Kauf mit drei andern Gärten von größerem und kleinerem Umfang und mit einem Stück Acker; auf jenen war eine Baum- und eine Hopfenpflanzung; einer derselben hatte auch ein „Bächlein" oder „Teichlein" mit allerhand

Fischen. Später, im Jahre 1541, kaufte Luther auch ein Häuschen in der Nähe des Klostergebäudes — im Kaufvertrag nur als „eine Bude" bezeichnet; der Kurfürst hatte es einst Brisger, dem letzten Prior des Klosters, geschenkt; Luther wollte es für seinen Diener Sieberger bestimmen und gedachte auch, es dereinst seiner eigenen Familie zur Wohnung zu hinterlassen, indem er fürchtete, daß gar auch noch sein Haus den Befestigungen zum Opfer fallen werde. Ferner übernahm er 1540 von einem in dürftigen Umständen befindlichen Bruder seiner Frau ein kleines Landgut Zulsdorf, zwei Meilen südlich von Leipzig gelegen, für 610 fl.: ein „Gütlein und armes Erbdächlein", dessen Ertrag im Verhältniß zum Kostenaufwand sehr zweifelhaft gewesen zu sein scheint, für welches aber seine Frau eine große Vorliebe hegte. — Zu seiner Wirthschaft gehörten Vieh, Schweine, Pferde, Hühner, auch Bienenstöcke.

Die Kaufsummen wurden jedoch, wenigstens zu einem großen Theil, erst allmählich abbezahlt. Luther mußte seine Frau in Sorgen, die sie wegen Schulden hatte, trösten. Im Jahr 1542 berechnete er seine Schulden, soweit sie ihm bewußt seien, auf ungefähr 450 fl. [1])

Eine solche Oekonomie erforderte natürlich ein zahlreiches Gesinde. Im Hause halfen die Nichten mit bei der Arbeit.

Ein recht gemüthliches Verhältniß zeigte Luther zu seinem alten Diener Wolf Sieberger. Er ertrug es mit Humor, wenn derselbe, wie wir schon in früheren Jahren bemerkten (oben S. 167), dieses oder jenes versah oder verschlief. Wolf legte sich einen Vogelheerd an. Dagegen setzte Luther eine Klageschrift auf, welche von den Drosseln, Amseln, Finken und anderen frommen, ehrbaren Vögeln an ihn über seinen Diener gerichtet worden sei. Sie seien, sagen sie, gläublich berichtet, daß der genannte Diener die Freiheit, die ihnen Gott gegeben, in der Luft zu fliegen und auf Erden Körnlein aufzulesen, ihnen nehmen, dazu ihrem Leib und Leben nachstellen wolle, so sie doch gegen ihn gar Nichts verschuldet haben und er seinen Zorn viel besser wider schädliche Thiere brauchen würde. Luther möge ihm dies verweisen oder ihn wenigstens dazu anhalten, daß er ihnen Abends Körner streue und vor Morgens acht Uhr nicht aufstehe. Andernfalls wollen sie von Gott bitten, daß derselbe ihn des Tages an ihrer Statt Frösche, Heuschrecken und Schnecken fangen und des Nachts von Mäusen, Flöhen, Wanzen u. s. w. überzogen werden lasse, damit er ihrer vergesse. Uebrigens ließ ihm Luther jenes Vergnügen, das für die Vögel wohl nicht zu gefährlich wurde; er machte sich darüber lustig, daß Wolf das Garn, wenn etliche Vögel hineingegangen seien, in Hoffnung auf mehrere so lang offen halte, bis jene wieder davon seien. — Luther verschaffte ihm (er war verheirathet) durch Fürbitte beim Kurfürsten eine jährliche Gabe an Korn aus dem überschüssigen Einkommen einer Schloßkapelle zu Colditz

und wollte, wie wir vorhin bemerkten, auch selbst Etwas für seine spätere Versorgung thun. — Sieberger ist ein Jahr nach Luther gestorben.[1])

Ein anderer Famulus Luthers, Johann Rischmann, der mit besserem Erfolg, als Sieberger, Theologie studirt hatte und dann Prediger wurde, ging im Jahre 1532 aus seinem Haus ab. Luther, damals beim kranken Kurfürsten verweilend, wies seine Frau an, dem frommen Gesellen ein möglichst anständiges Geldgeschenk zum Abschied zu geben, wenn auch nur noch ein Becher da sei. Auch der gemeine Kasten, meinte er, dürfte einem solchen Diener von ihm Etwas geben, da er denselben ja auf eigene Kosten zu der Kirche Dienst und Nutzen halte.[2])

Auch die geringsten unter seinen Leuten waren ihm nicht zu gering zu einem traulichen Verkehr. Indem er einmal den Umgang mit Anderen als Mittel wider Anfechtungen empfahl und hiefür den Apostel Paulus als Beispiel anführte, der unter den christlichen Brüdern sich erquickt und getröstet habe, fügte er bei: „Also thue auch ich, gehe lieber zu meinem Schweinehirten Johannes und den Schweinen, denn daß ich allein bliebe.“ [3])

Die große Oekonomie war das Element seiner Frau und „Herrin“; besonders hatte sie nachher auch in Zulsdorf ihr „Reich“. Sie wagte in ihren Geschäften und Unternehmungen auch selbständig aufzutreten: im Jahre 1539 richtete sie einmal selber, da sie ihren vielbeschäftigten „lieben Herrn“ nicht beschweren wolle, an den fürstlichen Landrentmeister von Taubenheim die Bitte, ihr die Pacht eines Gutes zu überlassen (es scheint aber Nichts draus geworden zu sein).

Luther selbst nennt sich einen nachlässigen, vergeßlichen, unwissenden Hausherrn. Zu seiner Frau sagt er einmal, sie könne ihn bezüglich der Haushaltungsdinge zu allem überreden; er räume ihr die Herrschaft ein; aber er setzt bei: unbeschadet seines eigenen Rechtes. — Hin und wieder machte er auch selber Bestellungen für seinen Haushalt und die Bedürfnisse der Hausfrau: er schreibt wegen eines Kastens für „Herrn Ketha“ nach Torgau, wegen Weinpfählen an Lauterbach, wegen eines Darleihens von Korn und Hafer, welche seine Frau für Zulsdorf braucht, an einen benachbarten Herrn von Ende. — Wir haben noch ein paar Blätter von seiner Hand, auf welchen er im Jahre 1542, als er sein Testament machen wollte, eine Reihe größerer Ausgaben für häusliche Bauereien und Einrichtungen, Gartenkauf, Ankauf von Vieh, Leinwand u. s. w. — speziell aus den Jahren 1535—1536 zusammengestellt hat. Dazu setzt er allerhand Bemerkungen in Sprüchen und Reimen. Er schreibt: „Es gehört gar viel in ein Haus, willt du es aber rechnen aus, so muß noch viel mehr gehn heraus, des nimm ein Exempel mein Haus;“ dann führt er Alles Mögliche auf, was man da brauche und wo es heiße „gib Geld“. Zum Schluß gibt er die Haushaltungsregel:

„Zum besten dünget der Mist das Feld,
Der von des Herren Füßen fällt;
Das Pferd wohl fein gefüttert wird,
Wenn ihm sein Herr die Augen gibt;
Der Frauen Augen kochen wohl,
Wohl mehr denn Magd, Knecht, Feuer und Kohlen."

Zur Größe seiner Oekonomie hatte er wenig Vertrauen. Er halte, sagt er, zu groß Gesinde und bleibe darum billig im Register der Armen. Er brauche jährlich so viel, daß er „sich in diese Haushaltung nicht richten könne". Aber „unser Herrgott müsse der Narren Vormund sein". Noch im Jahre 1542 meinte er, seine Frau werde nach seinem Tod kaum 100 Fl. Einkommen haben — abgesehen von gütigen Zusagen, die ihm der Kurfürst über sein eigen Begehren hinaus gemacht habe. Als er einmal eines seiner Kindlein beim Schlafengehen segnete, sprach er: „Geh hin und sei fromm; Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott." Als seine Frau von ihren Fischen auftischte, sagte er zu ihr: sie habe ja an den wenigen Fischen mehr Freude denn mancher Edelmann, der große Weiher ausfische; Geiz und Ehrsucht mache, daß man Gottes Gaben nicht mit Lust gebrauche.

Seine Frau sagte wohl: wenn ihr Mann gesinnt wäre, wie gewisse andere Leute, so hätte er sehr reich werden können. Er selbst suchte keine weiteren Einnahmen. Er blieb bei seinem Grundsatz, für seine Bücher sich Nichts bezahlen zu lassen, so hohe Anerbietungen ihm auch schon von Buchdruckern gemacht worden seien. Der Kurfürst wollte ihm zwei Bergwerkskuxe zuschreiben lassen: er lehnte es jedoch ab, meinte auch, der Teufel würde ihm kein Glück beim Bergbau gönnen und Andere müßten dann das mit ihm entgelten. — Den Werth der Sparsamkeit wußte er zu schätzen: er nennt sie das beste Kapital. Aber seiner Wohlthätigkeit und Freigebigkeit durfte dieselbe keine Schranken setzen. Auch durch die Erfahrungen, die er mit einer Menge unwürdiger und betrügerischer, hilfebegieriger Subjekte machte, wurde er nur etwas vorsichtiger, nicht verdrossen; noch schreckte ihn der Umstand zurück, daß, wie er klagt, man an andern Orten hartherzig sei und die Armen fast von allen Seiten her nach Wittenberg schicke. So hat sich ein Zettel von ihm aus dem Jahr 1539 erhalten, worin er für einen armen „frommen und gelehrten Gesellen", der „Hungers wegen" von Wittenberg weggehen mußte, bei gewissen „lieben Herrn" (wohl von der Universität oder dem Magistrat) um 30 Fl. Reiseunterstützung nachsucht, sein Gesuch damit motivirt, daß er die Gaben, die er täglich geben sollte, nicht mehr erschwingen könne, dann aber doch sich erbietet, für den Nothfall ein Drittel oder die Hälfte jener Summe selber zu bezahlen. Matheſius erzählt einen Fall, wo er, um einem Dürf-

tigen zu helfen, in Ermanglung eigener Baarschaft seiner im Wochenbett liegenden Frau über das Pathengeld gekommen sei und sich damit gerechtfertigt habe, daß ja Gott reich sei und Anderes bescheeren könne. Wie in jenem Brief wegen Mischmanns, so erinnert er seine Hausfrau auch sonst wohl an seine Becher: habe er kein Geld mehr zum Geben, so müssen sie dran. Daneben konnte er freilich auf jene Erfahrungen hin auch sagen: „Böse Buben haben mich witzig gemacht; einem Fische ist nirgend besser denn im Wasser und einem Diebe als am Galgen; man soll Fremden geben, aber zuvor sein Haus versorgen, sagt die Schrift." — Auch den auf seinem Besitz ruhenden bürgerlichen Pflichten wollte er nachkommen: er bat im Jahr 1542 den Kurfürsten, ihn an einer Türkensteuer, von welcher dieser ihn eximiren wollte, mit zahlen zu lassen. [1])

Die Mühseligkeiten, die jener Hausstand ihm bereite, die Bosheit der Welt, die er dabei erfahre, die Geduldsproben, welche sein Gesinde, ja auch seine Käthe ihm auferlegen, ließen ihn, auf dem so viel Anderes lag, hin und wieder aufseufzen: sein ganzes Leben sei eitel Geduld — mit dem Papst, den Schwärmern, den Scharrhansen und den eigenen Hauswesen; er möchte in dieser bösen Welt nicht ein zweites Mal heirathen, ob sich ihm auch eine Königin zum Weib anböte. [2])

Diejenige häusliche Sorge, welche er mit Liebe und Eifer recht als die seinige ansah, war die für eine christliche Unterweisung und Zucht seiner ganzen Familie, d. h. aller der Hausangehörigen. Wir wissen, wie gern und in welcher Weise er den Seinigen das Wort Gottes predigte. Nicht minder wollte er durch Katechisiren die Pflichten, die er einem christlichen Hausvater zuweist, selber erfüllen. Bei der Jugend, sagt er, wirken solche Uebungen mehr als der kirchliche Gottesdienst, wenn sie gleich dem, der sie zu halten habe, lästig werden können. Er pflegte ein jährliches Fest mit einer Mahlzeit zu halten, bei welchem Psalmen gesungen und von den Kindern und dem Gesinde Evangelien, der Katechismus und Gebete hergesagt wurden; als dies schüchtern und ängstlich geschah, erinnerte er an das jüngste Gericht, wo einst alle offen werden Rechenschaft ablegen müssen. Gar froh feierte er den Weihnachtsabend mit Reden und Gesängen über die Menschwerdung des Heilandes, während wir armen Menschen dieser großen Freude gegenüber so kalt und faul uns anstellen. [3])

In seiner eigenen Lebensweise, in Nahrung, Kleidung, sinnlichem Genuß, blieb Luther immer höchst einfach und zu jeder Entbehrung fähig. Freuden wollte er, wie er einst dem schwermüthigen Joachim von Anhalt zu dessen Ermunterung schrieb, ohne ängstliche Skrupel und mit Dank gegen Gott annehmen, wo er könne, nachdem er sein Leben so lange mit Trauern und Sauersehen zugebracht habe; aber die einfachsten genügten ihm. Melanchthon erzählt, daß er sich oft verwundert

habe, wie Luther, ein Mann von so stattlichem Körper, in Speise und Trank so mäßig sei; er habe beobachtet, wie derselbe vier Tage nach einander, bei guter Gesundheit, gar Nichts zu sich genommen, und wie er oftmals einen Tag lang mit einem Häring und einem Stück Brod sich begnügt habe. Leckere Kost war nicht nach seinem Sinn, wenn er auch auf Reisen die Genüsse einer fürstlichen Bewirthung in heiteren Briefen preist. Er sagt: „Ich lobe mir eine reine, gute, gemeine Hausspeise.“ Zu Ehrenmahlzeiten, wie Hochzeits- oder Doktorsschmäusen, ist er darauf bedacht Wildbret zu bekommen und schreibt deshalb an die hohen Jagdinhaber, welche die Verwendung desselben ihrer Gunst vorzubehalten pflegten; er selbst fand dieses Fleisch „melancholisch“ und zog das Schwein mit seinem Fleisch, Speck und Würsten vor. Als ihm bei einem Anfall von Steinleiden seine Frau eine Speise, zu der er Appetit hätte, bereiten wollte, erbat er sich einen Brathäring und Erbsen mit Senf. Er liebte allerhand Baumfrüchte — doch Mispeln „mehr denn alle welsche Feigen“. — Für sein leibliches Wohlbefinden legte er auf feste, richtige Diät den größten Werth; dazu gehörte bei ihm namentlich auch regelmäßiger Schlaf — von Abends neun Uhr an. In die Wahl der Speisen, die ihm hiebei zusagte, wollte er sich auch von den Aerzten, deren er doch so oft gebrauchte, nicht viel drein reden lassen; er könne ihre Präservativregeln nicht beobachten; er esse, was ihm schmecke und leide darnach was er könne. War er krank, so zeigte er sich ihnen gehorsam: denn Gott habe uns die Arzneien so gut wie die Speisen zu Mitteln unseres leiblichen Lebens verordnet und die Arzneiwissenschaft sei eine Gabe Gottes, wenn auch gar unvollkommen. — Daß er verschiedene Weine in seinem Keller hatte, erfahren wir bei jener Hochzeit seiner Nichte Lene 1538. Im Frühjahr dieses Jahres hatte er vom Markgrafen Georg von Brandenburg ein stattliches Geschenk an Frankenwein erhalten, der ihm für seinen Geschmack und seine geschwächte Gesundheit besser als irgend ein anderer zusagte. Er klagte, daß es in Deutschland so schwer halte, sich durch Kauf einen „rechten gewissen Trunk“ zu verschaffen, da die Fuhrleute die Weine zu verderben pflegen. Sein gewöhnliches Getränke über Tisch und unter Freunden war jedoch das Bier. Es war eine Sorge für seine Frau, daß ihr eigenes nicht zu Ende gehe; Luther tröstet sie einmal auch darüber, während er ein andermal sich darüber Glück wünscht, daß er noch welches im Keller habe, während die ganze Stadt Mangel daran leide. Er konnte einen Freudentrunk thun, wenn er eine böse Zeitung gehört hatte: denn dawider sei Nichts besser als ein stark Vater Unser und ein guter Muth. Auch wenn er nicht recht schlafen konnte, nahm er ein „reicheres Trünklein“ zu Hilfe und entschuldigte sich bei seinen jungen Tischgesellen, daß er als alter Mann sein Schlafkissen im Kännlein suchen müsse. Ein Hauptärgerniß aber blieb ihm,

besonders bei seinen Deutschen, die Trunksucht; er berechnete auch, welch großen Schaden schon der unmäßige Verbrauch an Gerste dem Lande bringe. Wir brauchen uns nicht bei den Nachreden aufzuhalten, welche wegen seines Trinkens schon von jenem Carlstadtianer Ickelsamer oder von Münzer und nachher besonders von Papisten gegen ihn erhoben worden sind. Nur der Geschichte von einem sogenannten Katechismusglas, welche diese dazu benützten, sei hier noch gedacht. Er habe, heißt es, im Jahr 1540 den Agricola zu einem Gastmahl mit Universitätsgenossen eingeladen, ihm ein Glas mit drei Reifen gezeigt, von denen ihm das erste Drittheil die zehn Gebote, die beiden anderen den Glauben und das Vater Unser bedeuten sollten, das ganze Glas voll Wein in Einem Zug ausgetrunken und dann zum Trunk Jenem angeboten, der es aber abgelehnt habe: Agricola aber ist damals gar nicht in Wittenberg gewesen, die Größe des Glases überdies unbekannt. — Gelegentlich hören wir von kleinen häuslichen Festen, bei denen er die nächsten Wittenberger Freunde an seinem Tisch hatte: so feiert er 1532 zugleich seinen und seines Martins Geburtstag und den Tag des heiligen Martin, wobei ein ihm aus Dessau verehrter wilder Eber verspeist wurde, — im Jahr 1534 den Tag seiner Doktorspromotion, — im Jahr 1527 (s. oben S. 177) trotz aller damals ihn umgebenden Sorgen den Gedächtnißtag seiner Ablaßthesen.[1])

Wie das unmäßige Essen und Trinken, wirft er den Deutschen auch den Luxus vor, den man gegenwärtig mit Kleidung und Schmuck treibe, und die Sucht wechselnder Moden, bei welcher er auch eine schlimme Aenderung in den Sitten überhaupt und im Regimente befürchtet. Er läßt sichs gefallen, wenn man eine Braut hübscher schmücke denn sonst eine Magd, erklärts aber für Tollheit, wenn man eine so viel Seide und Kostbarkeiten umlegen lasse, als ob sie zeigen sollte, wie viel sie tragen könne. Dem Unfug, daß Frauen und Jungfrauen zum Gottesdienst und Abendmahl sich herausputzten wie zum Gang in ein Schauspielhaus, wollte er von Seiten der Kirche gewehrt haben. Für sich selbst fand er den Rock, zu welchem ihm der Kurfürst 1529 den Stoff schickte, „zu köstlich", so daß er ihn nicht hätte tragen mögen, wenns nicht dem Fürsten zu Ehren hätte geschehen sollen (oben S. 169). Seine Hosen besserte er sich gerne eigenhändig aus; seine Frau soll ihn einmal darüber betroffen haben, daß er für sie ein Stück aus denen seiner Kinder schnitt; als Grund weshalb er sie so zu Rathe halte, gab er übrigens nicht Sparsamkeit, sondern die Ungeschicklichkeit der deutschen Schneider an, die nicht leicht ein neues Paar recht passend machen, und behauptete, sogar die Kurfürsten Friedrich und Johann haben dasselbe wie er gethan.[2])

Ein großer Genuß und ein wesentliches Bedürfniß der Gesundheit war für ihn die Bewegung in der freien Natur. Er beschäftigt sich

im Garten, bestellt Sämereien, propft Bäume und sorgt sonst für dieselben, unter welchen er auch „Seltsames", nämlich Feigen und Maulbeerbäume, hat, fängt mit seiner Frau Fische u. s. w. Beim Anbruch des Frühjahrs 1538 schreibt er an Jonas, daß er jetzt, statt mühsame und oft unnütze Geschäfte treiben zu müssen, viel lieber sich als alter und ausgedienter Mann in seinen Gärten an den Wundern Gottes, an Bäumen, Pflanzen, Blumen und Vögeln ergötzen möchte, daß er sich aber wohl bewußt sei, jene Lasten durch Sünden der Vergangenheit verdient zu haben. Singend und jauchzend zu Gottes Ehre fährt er nach einer Krankheit zu seiner Erholung durch Wald und Feld. Auch Einladungen, einer Jagd zuzusehen, nahm er an (vgl. oben S. 267). Im Sommer 1531 meldet er sich „mit vielen kirschenliebenden Knaben" seinem Freund Stiefel in Lochau zu einem Besuch bei dessen Kirschen an.

Luther genoß und beobachtete dabei gerne die natürlichen Dinge und Erscheinungen an sich, hatte Interesse für die darauf bezüglichen Fragen, war bekannt z. B. mit Bauernregeln (wie wirs nennen) über Wetter und Jahreszeiten u. s. w. Aber ungekünstelt und von selbst verbindet sich damit bei ihm überall die religiöse Beziehung und Betrachtung. Von allen Punkten aus erhebt er sich zu ihr. Eben die Wunder Gottes sinds, woran er in seinem Naturgenuß sich laben will; von den lieblichen Dingen, an welchen er hier sich ergötzt, blickt er zugleich wehmüthig zurück auf noch Köstlicheres, das wir durch die Sünde verscherzt haben, und weit mehr noch mit hoffnungsfroher Sehnsucht vorwärts nach einer künftigen überschwänglichen Herrlichkeit und Seligkeit; das Gegenwärtige, Sinnliche selbst wird ihm ein Gleichniß höchster Heilswahrheiten und Heilsthaten.

Mit Staunen und Wonne redet er von allen den Reichthümern der Natur, mit denen Gott unsere Sinnen ergötze, unser Leben ernähre. Die Welt, sagt er, verzehrt unserm Herrgott, der sie speiset, alle Tage mehr denn ein Königreich. Ueber einen Regen freut er sich mit den Worten: „Jetzt gibt uns Gott viel hunderttausend Gulden werth, jetzt regnets Weizen, Haber, Gerste, Wein, Kraut, Zwiebeln, Gras, Milch." So viel die Erde Korn trägt, so dünkt ihn doch unbegreiflich, wie es für so viele Menschen so gut ausreiche. Beim Anblick der Heerden auf dem Felde spricht er: „Da gehen unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, Käseträger, Wolleträger, die uns täglich predigen, daß wir Gott als unserem Vater vertrauen sollen." Er bemerkt, indem er eine Rose in der Hand hat: „Wenn ein Mensch vermöchte, eine einige Rose zu machen, sollte man ihm ein Himmelreich schenken"; und überhaupt: „Wahrlich, wer kann ausdenken, wie Gott aus dem dürren Erdreich so mancherlei Blümlein schaffet, von so schönen Farben und lieblichem Geruch, die kein Maler noch Apotheker also machen könnte." Und dennoch, sagt er, frage man jetzt nicht

darnach, meine, daß es so sein müsse oder von Ungefähr so geschehe, danke Gott nicht und glaube ihm nicht, mißbrauche Solches und brauche es mit Ueberdruß, als wenn eine Kuh die besten Blumen und Lilien mit Füßen träte. Ein Adam habe das Alles einst zu Gottes Ehren angewandt. Im Paradies werde Adam auch noch weit schönere Früchte der Erde genossen haben: Obst, gegen welches das unsrige eitel Holzäpfel seien; alle Kreaturen wären ihm lieblich gewesen und er hätte mit Lust und mit Verstand und Weisheit alles ihr Werden und Sichwandeln angesehen, so wie Gott auch noch uns im gegenwärtigen elenden Leben an vielen Kreaturen die Auferstehung der Todten abmale. — Ein wunderherrlich Werk der Schöpfung ist ihm die Sonne mit ihrem mächtigen Licht, ihrem schnellen Laufe. Er sagt einmal, daß er an zwei Tagen die Sonne mit frohem Springen habe aufgehen sehen — nach dem Psalmwort: „Sie freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg" (Ps. 19, 6). Dabei bedauert er, daß wir von diesem schönen Gotteswerk gar unsere Augen abwenden müssen: im Paradies hätten wirs mit geradem Aug ohne Schmerzen ansehen können; jetzt sei Alles an uns schwach geworden. — In der Thierwelt ziehen ihn besonders die Vögelein an, wie sie zufriedeu auf ihrem Zweiglein sitzen, Gott für sich sorgen lassen, mit hellen Augen wie kleinen Sternen in die Ferne blicken, durch eine ganze Stubenlänge hindurch eine Fliege erspähen, — oder wie Männlein und Weiblein sein miteinander verkehre, das Weiblein seine Eier säuberlich ins Nest lege und sich drüber setze, dann die jungen Küchlein herausgucken u. s. w.: kein Philosoph noch Naturkundiger könne gewisse Ursach anzeigen, wie es mit solchen Kreaturen zugehe oder wie sie geschaffen werden. Aehnlich freut er sich über die Schaaren lebensfroher, sorgloser und säuberlicher Hirsche und Rehe, die er im Lochauer Walde beobachtet. Er selbst hielt sich ein Hündchen; spielend mit demselben sagt er: „der Hund ist das treueste Thier und es wäre hochgeschätzt, wenn es nicht so gemein wäre"; unser Herr Gott habe die größten Gaben am gemeinsten gemacht. — Bewunderung erregten ihm namentlich auch die Bienen, — daß „das so ein zart heikel Thierlein wäre, könnte keinen Stank leiden, machte so reinliche Arbeit, hielte so eine stattliche Polizei, behütete seinen König und folgete ihm". Sie sind ihm ein Bild der Gemeinde Christi, welche er um sich sammle, der König ohne Stachel, damit sie ganz an ihm hänge, und welche ohne ihn sich auflösen müßte; auch in Predigten hat er dieselben als Gleichniß angewandt. — Einen Geistlichen, dem er einmal im Frühjahr Muth für die Amtslasten zuzusprechen hatte, verwies er auf die jetzt wieder aufblühenden Veilchen: ihr Duft, sagte er, mahnt uns, wie wir mit dem Duft des Evangeliums die Gemeinde erfüllen sollen, ihr Kleid trägt die Farbe der Leiden, das Gold im Innern bedeutet den nie welkenden Glauben. — Indem Luther neben den Kreaturen, mit

denen Gott uns so erfreut und nährt, auch des Unkrauts, der Nesseln, der schadenbringenden, reißenden, giftigen Thiere gedenkt, erinnert er, daß der barmherzige Gott, vor dem wir alles Schlimme verdient hätten, doch unsere Strafe lindere und uns des Guten weit mehr gebe. — Und von diesem Gott haben wir erst noch ein neu Erdreich und einen neuen Himmel zu erwarten. „Hat Gott jenes vergängliche Reich so schön geschaffen, wie viel schöner wird er das unvergängliche ewige Reich machen." „Ach", ruft Luther in einem lieblich grünenden Mai, der schönsten Jahrszeit, dem Vorbild der Auferstehung, aus, — „ach, daß wir Gott recht vertrauen könnten: was wird doch in jenem Leben werden, so Gott solche Lust kann anzeigen in dieser unserer Pilgerschaft!" Als man ihn einmal fragte, ob es dort auch Hunde und andere Thiere geben werde, antwortete er: ja, denn die neue Erde werde nicht wüste und leer sein; und dort werden sie nicht einander fressen und uns schaden, sondern alle lieblich, lustig und angenehm sein, also daß wir mit ihnen spielen werden; Gott werde auch Hündlein schaffen, deren Haut golden sei und ihre Haare oder Locken von Edelsteinen. Da werden wir auch Gottes Werke und Geschenke recht erkennen. Ja, sagt er, von jenen Vögeln redend, „da wollen wir denn Vöglein mit schönen, hellen Augen selber machen". [1])

Unter den Geistesgaben und edeln Künsten, mit welchen Gott den Menschen schon ihr „elendes" Leben hienieden geziert habe, schätzte Luther Nichts höher als die Musik, in der er ja selbst schon vom Knabenalter an sich geübt hatte: er sang, spielte die Laute, verstand sich auch aufs Componiren. Nächst der Kenntniß und Betrachtung der göttlichen Wahrheit vermag sie ihm am meisten Herz und Gemüth aufzurichten, und für die religiöse Erhebung selbst wird sie ihm zum Mittel und Ausdruck. Auch die Lust zum Predigen ist, wie er sagt, oft durch diese schöne, liebliche Gottesgabe in ihm erweckt worden. Unter allen Künsten und Wissenschaften stellt er sie der Theologie am nächsten eben um jener Wirkung willen. Er will, daß man sie als ein nothwendiges Stück des Schulunterrichts treibe, — daß Fürsten und Herrn sie fördern und pflegen, anstatt ihr Geld für unnütze Dinge zu verschleudern. Des Abends läßt er seine Tischgesellen und seine Söhne mancherlei Gesänge vortragen, bringt ihnen die Notenbücher dazu, stimmt mit ein, corrigirt auch bisweilen Etwas an neuen Compositionen. Nach der Angabe seines Freundes Ratzeberger sang er selbst den Alt (die Altstimme war nämlich damals für Männer und viel tiefer, als jetzt geschieht, geschrieben). Von seinem Freund Walter erhielt er 1530 eine reiche Sammlung geistlicher, großentheils von diesem selbst componirter Melodien, die wir noch besitzen. Einem Freunde, der ihn mit einer eigenen Composition beschenkte, erzählt er dankend, wie sie von ihm und den Seinigen über Tisch eingeübt werde, aber freilich noch mit vielen

Verstößen; unsere Kunst, sagt er, ist noch sehr geringe: ihr Componisten müßts uns zu gut halten, wir wollen ja lieber treffen, denn fehlen. — Da ertönten hin und wieder auch weltliche Melodien. Luther bemerkte einmal, daß man im Weltlichen manch fein Poem und schön Carmen, dagegen im Geistlichen leider Faules und Kaltes habe, und trug dann selbst einige deutsche volksthümliche Lieder vor. Oben (S. 434) erwähnten wir, wie er einmal mit seinen Gästen Verse aus der Aeneide anstimmte. Musik überhaupt nennt er das beste Labsal, betrübte Herzen zu erfrischen und aufzurichten, wie Einer bei Virgil sage: „du magst blasen das ländliche Rohr, ich singe die Lieder" (Virg. Ecl. 5, 2). Wir erinnern ferner an die deutschen Lieder, um welche er nach Nürnberg schrieb (oben S. 433). Solche mögen z. B. gesungen worden sein, als Mathesius 1541 sieben Joachimsthaler Raths- und Bergleute an Luthers Tisch brachte. Luther war mit ihnen sehr fröhlich und guter Dinge und wünschte, weil etliche Sänger unter ihnen waren, von ihnen zu hören, was man für Musik im Thale hielte. — Fast immer jedoch sind es geistliche Musikstücke verschiedener Art, von denen wir bei ihm hören. Besonders nahm er an den Festzeiten die darauf bezüglichen kirchlichen Gesänge vor. Für einen sonderlichen Meister in den Noten erklärte er den Josquin des Près (gestorben 1521 in hohem Alter): dem, sagte er, haben es die Noten machen müssen, wie er gewollt habe, die andern Sangmeister müssens machen, wie es die Noten machen wollen; alle Composition fließe ihm fröhlich, willig, mild und lieblich wie Finkengesang. Unter den Werken der Zeitgenossen klangen ihm besonders die Moteten Senfels fein und lieblich, den er selbst von Coburg aus um eine Composition gebeten hat (oben S. 245 f.): er bekannte von sich, daß er eine solche nicht zu machen vermöchte, wenn er sich auch zerreißen sollte. Senfel erfüllte ihm wirklich jene Bitte und verkehrte ähnlich auch später noch mit ihm. — Luther hatte dort an Senfel von seiner Hochschätzung dieser Kunst mit den Worten geschrieben: „doch was lobe ich jetzt die Musik und wage es, auf einem so engen Raum eine so große Sache auszumalen oder vielmehr zu verunehren; aber mein Herz läuft über und wallet gegen sie, die mich so oft erquickt und aus großen Nöthen befreit hat." Zu einer Schrift „Lob und Preis der löblichen Kunst Musica", welche Johann Walther, sein Gehilfe bei Herstellung der deutschen Messe, 1538 erscheinen ließ, gab er als Vorwort folgende Verse:

„Frau Musika."

„Für allen Freuden auf Erden
Kann Niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.

Hie kann nicht ſein ein böſer Muth
Wo da ſingen Geſellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg und was ſonſt hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch iſt ein Jeder deß wohl frei,
Daß ſolche Freud kein Sünde ſei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt:
Dem Teufel ſie ſein Werk zerſtört,
Und verhindert viel böſer Mörd.
Das zeugt David, des Königes, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem ſüßen Harfenſpiel,
Daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht ſie das Herz ſtill und bereit,
Solchs hat Eliſäus bekannt,
Da er den Geiſt durchs Harfen fand.
Die beſte Zeit im Jahr iſt mein,
Da ſingen alle Vögelein,
Himmel und Erden iſt der voll,
Viel gut Geſang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht Alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Geſang,
Deß muß ſie haben immer Dank;
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der ſie alſo geſchaffen hat,
Zu ſein die rechte Sängerin,
Der Muſicen ein Meiſterin.
Dem ſingt und ſpringt ſie Tag und Nacht,
Seins Lobes ſie nichts müde macht:
Den ehrt und lobt auch mein Geſang
Und ſagt ihm ein ewigen Dank." [1])

Mit Luthers Liebe zur Muſik verband ſich unmittelbar ſein Sinn für die Poeſie. Vorzüglich auf das Lied, und zwar auf das ſangbare, volksthümliche deutſche Lied bezog ſich ſeine poetiſche Neigung und Begabung. Wir kennen dieſe ſeine eigene Gabe aus ſeinen, ob auch der Zahl nach geringen Kirchenliedern. Ein Zeugniß dafür ſind auch die ſo eben mitgetheilten Worte ſeiner „Frau Muſica". Neben der lyriſchen iſt es die lehrhafte volksthümliche Spruchpoeſie, die ihn beſonders anzieht. Gegen Eoban Heß äußert er, daß ihn überhaupt Gedichte mächtiger bewegen, inniger ergötzen und ſtärker in ihm haften, als gewöhnliche Rede, obs auch die eines Cicero und Demoſthenes wäre. — Zu Aeußerungen über dramatiſche Poeſie finden wir ihn durch die Frage veranlaßt, ob man Comödien des Heiden Terenz

vor christlichen Schülern dürfe aufführen lassen. Er, der seinen Plautus und Terenz auch in der eigenen Erinnerung behielt, bejahte es: denn da werden einem verschiedene Personen mit ihrem Charakter und Gebaren, Amt und Stand so vor Augen gestellt, daß darin Jeder einen Spiegel für sich und seinen Wandel finden und das Treiben böser Bälge kennen lernen möge. Auch deshalb spricht er sich wohlgefällig über die alten römischen Comödien aus, weil durch sie die reife Jugend einen Antrieb erhalte zum Eintritt in den Ehestand, was für ein Gemeinwesen wegen der sonst drohenden Ehelosigkeit und Ausschweifung so wichtig sei. Selbst die sittlich anstößigen Worte und Verhältnisse, die bisweilen in denselben vorkämen, sind ihm doch kein Grund für Christen, sie ganz und gar zu fliehen: komme doch dergleichen sogar in der Bibel vor. Dagegen erklärt er für hoch von nöthen, daß man wirklich obscöne Dichter und Dichtungen ausmustere und ausweise. — Die Aufführung geistlicher Dramen, in welchen man Stücke aus der biblischen Geschichte darstellte, wurde, während andere evangelische Geistliche daran Anstoß nahmen, von Luther vielmehr als ein Mittel evangelischer Verkündigung und Einwirkung aufs Volk neben religiösen Gesängen, Bildern, Instrumentalmusik u. s. w. angesehen, wofern man nur Ernst, Zucht und Maß dabei einhalte; er hatte gehört, daß in Nieder-Deutschland an Orten, wo die Predigt des Evangeliums verboten sei, Viele durch geistliche Schauspiele mit der evangelischen Lehre bekannt und für sie gewonnen worden seien.[1])

Welche Bedeutung und Wirkung Luther malerischen Darstellungen beilegte, ersehen wir aus den Gründen, mit welchen er die Bilder in den Kirchen rechtfertigte, ebenso aus der Aufnahme von Bildern in seine Bibel und seinen Kleinen Katechismus. Wir hören auch von einem Bilde der Maria und des in ihren Armen schlafenden Christuskindes, das er in seinem Zimmer hängen hatte. Der rigoristische Ickelshamer vergaß auch das nicht zu rügen, daß Luther bei sich „je wolle gemalte götzische Bildnisse habe". Cranach, der ihm Zeichnungen für seine Bücher machte und so oft ihn selbst und auch seine Frau porträtirte, gehörte zu seinem steten freundschaftlichen Umgang. Von Albrecht Dürer, der ihn einst aufs Freudigste als Reformator begrüßte und über dessen Tod als den eines trefflichen christlichen Mannes er warme Theilnahme aussprach, führt er beifällig die Aeußerung an, daß er (Dürer) nicht Lust habe zu Bildern, die mit vielen Farben, sondern zu solchen, die einfach und schlicht gemalt seien; so, sagt Luther, habe auch er Lust zu einfachen, verständlichen Predigten. — Die italienischen Maler lobt er einmal, daß sie so geschickt und sinnreich seien, die Natur und besonders auch die Gebärden lebendig nachzuahnen; Flandern folge ihnen etlichermaßen nach, denn die Niederländer und sonderlich die Fläminge seien listige, gelehrige Köpfe.[2])

Musik ist nach Luther das beste irdische Mittel, Seele und Gemüth frisch zu erhalten. Als Mittel, den Körper geschickt zu machen und gesund zu erhalten, stellt er neben sie leibliche Uebungen wie Ringen, Springen, Fechten, Ritterspiel. Dieses Beides sollte man in Städten und an Höfen treiben und darin Kurzweil suchen, damit man nicht in Zechen, Schwelgen, Unzucht, Würfelspiel und anderes Spielen gerathe, wie das jetzt im Schwange sei. Ihn selbst haben wir auf Coburg während des Reichstags 1530 mit Veit Dietrich nach der Scheibe schießen sehen. Von seinen jungen Gesellen ließ er sichs gefallen, daß sie ein häusliches Fest oder besonderes Mahl bei ihm in ihrer Weise mit allerhand Laufspielen feierten. Er ließ ihnen eine Kegelbahn zurichten, schob gerne selbst die erste Kugel, die bei ihm oft einen wunderlichen Lauf nahm, und mahnte, wenn Einer über einen Fehlschub des Anderen lachte, daran, wie einst im künftigen Leben und Amt Mancher alle Neun zu treffen sich vermessen und doch den ganzen Kegelplatz verfehlen werde. — Ueber sein Verhalten zu herkömmlicher öffentlicher Kurzweil und Lustbarkeit können wir ein paar weitere concrete Züge beifügen. Als, wie Mathesius erzählt, in Folge der Reformation das wilde Treiben und unmäßige Schwegeln in der Carnevalszeit und an Fastnacht nicht mehr geduldet werden sollte, beschloß der Wittenberger Magistrat, statt dessen an etlichen Tagen ehrbare Gesellschaften auf dem Rathhaus zu veranstalten, wozu er die Herrn von der Universität einlud; da lehnte Luther, um keinerlei Anstoß oder mißdeutbares Beispiel zu geben, für seine Person ab, hieß jedoch die Andern in Gottes Namen gutes Muthes beisammen sein und Eintracht halten. Es trieben sich da auch noch nach alter Sitte und Unsitte junge Leute verkleidet in den Straßen umher und kamen, Possen machend, in die Häuser. In Luthers Haus wurden sie nicht zugelassen. Als jedoch eine junge Gesellschaft in Bergmannstracht sich bei ihm meldete, sprach er: „Die laßt mir herein, das sind meines lieben Vaters Schlägelgesellen; weil solche Leute die ganze Woche in bösen Wettern unter der Erde stecken, muß man ihnen bisweilen eine Ergötzung gönnen." Sie brachten ein Schachspiel mit; er nahm eine Partie an, machte seinen Gegner matt und ließ sie dann noch bei ihm bleiben und in Züchten singen und springen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß er überhaupt in diesem Spiele geübt war und gern einen Zug darin that. Ein andermal kamen, wie Lauterbach erzählt, Müller zu ihm, „nach Würsten tanzend"; er hieß sie fromm und fröhlich sein und über ihrer Gewohnheit halten. — Auch das Tanzvergnügen beider Geschlechter mit einander wollte er, speziell bei Hochzeiten, nicht verdammen, wenn es nicht unzüchtig oder zu viel sei. Er sagt, die Jünglinge sollten dabei artiges Benehmen lernen und Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht, mögen dabei auch Freundschaft mit ehrbaren Mädchen machen, um

nachher desto sicherer sie freien zu können; man solle dazu ehrbare Frauen und Männer laden, damit unter ihren Augen Alles mit Maß und Zucht geschehe. Doch er fügt bei: das Drehen im Kreise gefalle ihm nicht, ja er möchte, daß solchen Tänzen die Obrigkeit wehrte (die damalige Sitte muß hiernach noch weit mehr Tänze anderer Art gekannt haben als die heutige).[1])

In eigenthümlicher Weise verbanden sich damals Ernst und scherzhaftes, ja grob possenhaftes Spiel nach hergebrachter Sitte bei gewissen akademischen Akten, — z. B. auch bei Doktorspromotionen, mit Bezug auf welche dann die neuen Wittenberger Statuten Schranken setzten. Ein solcher Brauch erhielt sich besonders für die Aufnahme von Neulingen unter die Zahl der ordentlichen Studenten und akademischen Bürger. Da wurden sie ernstlich geprüft von Professoren und zugleich in der Art in den neuen Stand eingeweiht, daß man ihnen erst Hörner, ein Zeichen ihrer bisherigen Geistes- und Bildungsstufe, aufsetzte, dann diese abnahm, Wein auf den Kopf schüttete u. s. w. Der Akt hieß Depositiön. So hören wir denn öfters auch von Luther und von Melanchthon, daß sie, in Gegenwart anderer Gelehrter, ihn vornahmen. Mit Ernst aber lehrte Luther nun auch diese studentischen Zuthaten ansehen. Es wird uns einmal die Ansprache berichtet, die er dabei an drei solche junge Leute hielt: die Zeremonie habe den Zweck, sie zu demüthigen, damit sie nicht hoffärtig und vermessen würden, noch sich zum Bösen gewöhnten; denn solche Laster seien wunderliche, ungeheuerliche Thiere mit Hörnern, die einem Studenten übel anstehen; demüthigen sollen sie sich und Leiden und Geduld tragen lernen; denn sie werden ihr Leben lang mehr deponirt werden — von Bürgern, Bauern und Adeligen, auch von ihren Weibern; dadurch sollen sie sich dereinst nicht überwinden lassen, sondern getrost bleiben, ihr Kreuz ohne Murren tragen und gedenken, daß sie in Wittenberg zum Leiden geweiht worden seien. Hierauf goß er ihnen Wein aufs Haupt und „absolvirte" sie, wie mans nannte, von ihrem bisherigen Stande, dem sogenannten Bachantenthum. Einen Anderen warnt er noch spezieller vor demjenigen Hochmuth, den gerade das Studiren, die von Gott verliehenen Gaben, die akademischen Würden u. s. w. leicht mit sich bringen. Er nennt das Deponiren ein Werk des Gesetzes, welches uns Selbsterkenntniß und Demuth vor Gott und Menschen lehre.[2])

Zur eigenen Erholung fand Luther, so sehr er sich ihrer bedürftig fühlte, unter der Menge seiner Pflichten und Arbeiten immer nur sehr wenig Raum. Seine Zeit dazu war in der Regel die des Abendessens und nach demselben. Wir wissen, wie er sogar sie mitunter zu Diktaten von Predigten und Schriftauslegung verwandte (oben S. 425). Oft kam er auch so voll von schweren Gedanken zu Tisch, daß während des

ganzen Mahles ein klösterliches Schweigen herrschte, obgleich er zu Haus und als Gast es nicht haben wollte, daß einer der Tischgenossen traurig und in Gedanken da sitze. Mathesius erzählt: „wenn der Doktor uns an seinem Tisch Rede abgewinnen wollte, pflegte er einen Anwurf zu thun: »was hört man Neues?» die erste Vermahnung ließen wir vorübergehen; wenn er wieder anhielt: »Ihr Prälaten, was Neues im Lande?» da fingen die Alten am Tisch an zu reden." Jener Severus oder Schiefer (oben S. 480 f.) saß zu Mathesius' Zeit oben am Tisch: der pflegte wohl als vielgereister Hofmann einen Gegenstand auf die Bahn zu bringen. Gern hatte Luther auch befreundete Collegen oder Geistliche, wie Lauterbach und Rörer, bei sich, — dazu öfters Gäste aus fremden Orten und Landen. — Er war gewohnt, irgend ein Buch an seinen Tisch mitzubringen und knüpfte dann auch hieran Gespräche. — Vom Singen und anderem Musiciren haben wir bereits gesprochen.

Ungemein reich und manigfaltig nach Inhalt und Ton sind die uns überlieferten Reden Luthers, welche hauptsächlich von solchem abendlichem Zusammensein mit Freunden herstammen. Kaum gibt es ein Gebiet des geistlichen und weltlichen Lebens, über das sie sich nicht verbreiten.

Luther erörtert dogmatische und ethische Gegenstände und Probleme, beantwortet schwere theologische und religiöse Fragen und weist fürwitzige ab, handelt von Theologen und Kirchenmännern alter und neuer Zeit, gibt kernige Regeln uub Warnungen für Studium und praktische Amtsführung. Er redet, was diese betrifft, besonders von verkehrter und richtiger Predigtweise. So: man solle stracks, ohne lange Umschweife, auf seinen eigentlichen Gegenstand losgehen, — diesen klar und fest verfolgen und nicht auf Alles, was einem dabei sonst in Sinn komme, sich einlassen, so wie etwa Mägde, die zu Markt gehen, mit jeder Magd, die ihnen unterwegs begegne, einen „Ständerling" halten, — endlich zeitig aufhören und zwar am besten gerade dann, wenn man die Leute mit großem Ernst und Lust zuhören sehe. Am stärksten warnt er vor dem hoffärtigen Auskramen der eigenen Gelehrsamkeit und Prangen mit großer Kunst vor der Gemeinde. Das Beste lehrt er den Prediger von oben her suchen, im Gebet. Gottes Gnade gebe oft gerade den Predigten, bei denen man am eigenen Concept verzage, ja deren man selbst sich schäme, den besten Erfolg. Auch ihm selbst, sagt Luther, gehe es oft so; auch er, obwohl ein alter und geübter Prediger, fürchte sich doch, wenn er predigen solle; denn Predigen sei nicht Menschenwerk.

Er redet nicht minder von weltlichem Regiment und Beruf, von Natur und Geschichte, von allerhand Völkern, ihrer Individualität und Sprache, von der eigenen Nation, ihren verschiedenen Stämmen und Dialekten u. s. w., von Deutschlands sittlich religiösen Gaben und Uebeln und

auch von seinen politischen Nothständen. Von diesen sagt er einmal: „Deutschland ist ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf: es fehlet ihm aber an einem Reiter."

In seinen Reden von der Welt Art und vom täglichen Leben brachte er dann auch deutsche Sprichwörter und Reime vor. Hier einige Proben der letzteren, wie sie in seinen „Tischreden" stehen und zum Theil von ihm selbst in seinen Handpsalter eingeschrieben waren:

„Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist;
Viel Wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Rede wenig und machs wahr,
Was du borgest, bezahle baar;
Laß einen Jeden sein, wer er ist,
So bleibst du auch wohl wer du bist."

„Iß was gar ist,
Trink was klar ist,
Red was wahr ist."

„Weißt du was, so schweig;
Ist dir wohl, so bleib;
Hast du was, so halt:
Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald."

„Schweig, leid, meid und vertrag,
Deine Noth Niemand klag,
An Gott nicht verzag,
Deine Hilfe kommt alle Tag."

Auch ein Räthselspruch:

„Ich weiß ein Wort, das hat ein L,
Wer das sieht, der begehrt es schnell;
Wenn aber das L weg und ab ist,
Nichts Besseres im Himmel und Erden ist." (Gold, Gott.)

Luthers Freunde haben auch Scherzworte leichtesten Humors zu notiren nicht verschmäht. Er führt einmal ein lateinisches, wohl mönchisches Distichon über die Eigenschaften eines guten Käses an: daß derselbe nicht ein Argus (zu augenreich), aber largus (reich) sein müsse, ferner nicht ein Methusalem, nicht ein Lazarus u. s. w. Er fragt einen Gast aus England, wie er Wein in einen Keller bringen wolle, ohne ihn einzugießen oder einzuschroten; man müsse, sagt er, Most einschroten und Wein draus werden lassen, das sei natürliche Magie. — Beim Gastmahl eines Collegen saß er einmal in so schweren Gedanken da, daß Alles still wurde und Melanchthon bald zum Aufbruch veranlaßte. Der Wirth bat, noch zu verziehen, wollte, da Luther sich halten ließ, wieder Platz nehmen, fiel aber, da indessen ein Anderer die Bank weggerückt hatte, seiner ganzen Länge

nach hin zum Gelächter der Gäste. Da sprach Luther: „Unser Wirth gibt das beste Gericht zuletzt", und Alle blieben heiter noch eine gute Zeit bei einander.

Derbe, plumpe, unserem Ohr anstößige Ausdrücke kommen in seinen Reden wie in seinen Schriften, ja einige Male sogar in seinen Predigten vor. Seine Art war in der That keine feine; sie steht aber auch so noch bedeutend über dem Ton, der damals durchschnittlich in weltlichen und geistlichen Kreisen, bei Bürgern, hohen Herren und Kirchenfürsten herrschte, und jene ungünstigen Eindrücke müssen der edeln Kraft, dem Salz und Mark gegenüber, die seine Gespräche und Schriften durchdringen, auch für uns weit zurücktreten. Freunde wie Melanchthon und Mathesius bezeugen ausdrücklich und mit guter Zuversicht, daß er, wie man nie unreine Begierden bei ihm bemerkt habe, so auch allen schamlosen Reden feind gewesen sei; nie, sagt Mathesius, habe er, so lang er auch um Luther gewesen, ein unzüchtig Wort aus seinem Munde gehört.[1])

Für seine Umgebung war der gewaltige, oft gar ernste, mitunter auch heftig aufwallende Mann natürlich in hohem Grad Gegenstand des Respekts. Sein ängstlicher, zum Trübsinn geneigter Freund Hieronymus Weller, den er sehr liebte und oft aufzurichten suchte, bemerkt doch einmal, daß der Unterschied des Alters und seine Ehrfurcht vor Luther ihn zu vertraulichem, freiem Umgang und Reden und Plaudern mit dem großen Manne nicht kommen lasse. Luther selbst aber war in seinem Benehmen gegen Andere einfach und anspruchslos, gerad und offen, kein Freund unnöthiger Formen. Er wurde z. B. ungehalten, als nach einer durch Melanchthon getroffenen Anordnung seine Zuhörer im Colleg bei seinem Eintreten aufstanden: er müsse deswegen allemal etliche Vater Unser mehr beten — wider den Kitzel solcher Ehre. Wir kennen seine trauliche Leutseligkeit gegen junge Tischgesellen, Diener u. s. w. Jenen Joachimsthaler Bürgern, die ihm Mathesius zuführte, holte er bei Tisch selber ein Krystallglas, das einst der heiligen Elisabeth gehört haben sollte, füllte es und ließ einen Rundtrank herumgehen. Im Verkehr mit hohen Herrschaften, die ihm befreundet waren, und besonders mit dem ihm persönlich so sehr verbundenen Kurfürsten Johann Friedrich vereinigte er in ungekünstelter und unbefangener Weise die Rücksicht auf deren Würde und Stellung mit gemüthlichem Tone. Wie grob er aber auch gegen Personen und Gönner aus hohen Ständen unter Umständen werden konnte, das zeigte er z. B. der Fürstin Margarethe von Anhalt gegenüber, als diese, wohl im Jahr 1537, ihre in seinem Haus krank liegende Mutter, die Kurfürstin von Brandenburg, besuchte und nun dringend und ungestüm auch ihn zu sehen begehrte. Er lehnte dies ab, indem er gerade an Schwären litt und ohne Zweifel über sie, die damals ihrem Gatten Johann

Leid und Unfrieden bereitete, aufgebracht war. Als sie dennoch nach Tisch ohne Weiteres bei ihm eintrat, entschuldigte er sich mit den Worten: er sei viel schwach und krank und habe jetzt an zwanzig Schwären, wie Sterne am Himmel, von denen er wünschte, daß der Erzbischof und große Schalk zu Mainz (Margarethens Oheim) sie hätte. Sie antwortete: „Herr Doktor, ei wir können auch nicht alle fromm sein." Darauf er: „Ihr von hohen Ständen solltet von Nöthen alle fromm sein, denn euer sind wenige und seid ungezogen; wir gemeinen Leute werden verderbt durch die große Menge; von euch sollte man Exempel der Gottseligkeit und Ehrbarkeit haben." So nahm er sie noch weiter an jenem Abende durch. — Freundschaften wahrte er treulich. Besonders innig hielt er die Freundschaft mit denjenigen Männern fest, mit welchen er vom Beginn seiner Laufbahn her persönlich verbunden war: so außerhalb Wittenbergs namentlich mit Spalatin, Link, Hausmann; es war ihm sehr daran gelegen, auch einen bloßen Schein von Versäumniß, den er etwa gab, wieder gut zu machen. Mit Recht durfte er von sich aussagen, daß er ein aufrichtiger Mensch sei, nicht heuchle, noch täusche und nur zu leicht selbst sich täuschen lasse. Daß er persönliche Spannungen und Kränkungen nicht nachtrage, hat auch der ihm gegenüber so ängstliche Melanchthon bezeugt. Andererseits bekennt er selbst öfters seine Reizbarkeit und Neigung zum Zorn. Wo es „die Seele und Hölle gelte", will er sich auch im Zürnen und Schelten nicht hemmen lassen; ja er sagt einmal von einem solchen Zorn, derselbe erfrische sein ganz Geblüte, schärfe ihm den Geist, vertreibe ihm die Anfechtungen; er bedürfe desselben, wenn er gut schreiben, predigen und beten wolle; er nennt einen Zorn am rechten Ort ein Geschenk Gottes. — Dem Teufel und Papst gegenüber spricht er stets das feste, stolze Bewußtsein eines von Gott berufenen Kämpfers aus. Wenn aber ein Freund ihn als Befreier der Christenheit rühmt, erwiedert er: er habe unfreiwillig das Werk unternommen, sei „wie ein geblendet Pferd herzugegangen". Darum verfängt bei ihm der Vorhalt Nichts, mit dem ihn, wie er sagt, der Teufel oft quälen wollte, daß er muthwillig den Frieden der Kirche zerrüttet habe. Er bekennt auch, manchen fast zu kühnen Zug in seinem Werke sich erlaubt zu haben: er habe öfters aus der Fahrstraße gesetzt und ein stark Vater Unser vorgelegt, sei auch mit Gottes Hilfe durchgekommen, rathe aber Jedem, auf dem gebahnten Wege zu bleiben. Seine Bescheidenheit in der Schätzung seiner theologischen Leistungen zeigt sich nicht bloß in den Aeußerungen, daß ihn seine eigenen Schriften mit ihrer Menge und ihrem Wortreichthum anwidern, sondern besonders auch darin, daß er denjenigen, welche wahre Theologie lernen wollen, fort und fort nicht jene, sondern Melanchthons Loci als das beste Buch nächst der heiligen Schrift anempfiehlt: kein besseres sei seit der Apostel Zeit geschrieben. [1])

Schon alle die bisherigen Züge zu Luthers Bild haben uns zugleich in seinen religiösen Lebensgrund blicken lassen. Aus diesem geht ja namentlich auch die Freiheit hervor, die er den weltlichen Dingen gegenüber gewonnen hat, die Freudigkeit, mit der er hier braucht und genießt, und die Ruhe, mit der er entsagt und auf Besseres harrt. Was sein inneres, religiöses Leben an sich betrifft, so hören wir in seinem ferneren Leben weit weniger mehr von jenen Anfechtungen, die ihn, im Zusammenhang mit leiblicher Krankheit, noch im Jahr 1527 so schwer heimsuchten, obgleich er immer noch in einzelnen Momenten und durch besondere, plötzlich in ihm aufsteigende Bedenken und Fragen sich gewaltig gepackt, beengt und durchschüttert fühlen konnte. Während er Andere zum Glauben ermahnt und aufrichtet, bekennt er — und zwar eben auch zum Trost für Jene — immer wieder, daß sein eigener noch schwach sei, nämlich nicht etwa, daß die göttlichen Offenbarungswahrheiten überhaupt ihm zweifelhaft seien, sondern daß er noch nicht fest und zuversichtlich genug die vergebende Gottesgnade mit dem eigenen Herzen zu erfassen möge und daß er im Wirken für Gottes Sache noch nicht genug auf Gott selbst vertraue und hiedurch stark sei. Ein voller Christenglaube, meint er, müßte noch ganz anderes leisten als was er geleistet hatte: „Wenn ich so viel Glaubens hätte als ich wohl haben sollte, wollt ich längst den Türken erschlagen und die Tyrannen kirre gemacht haben.“ Aber er getröstet sich des apostolischen Wortes, daß Gottes Kraft gerade in den Schwachen mächtig sein wolle; eben auf diese Kraft seien wir ja stets durch Gott selbst angewiesen. Als er 1537 Tage lang dem Tod ins Auge sah, zeigte sein Glaube keine Spur von Beben und Schwanken.

Der Glaube, in welchem er Gott erfaßt, den Verkehr mit ihm pflegt und Kraft und Erfolg allein bei ihm sucht, trägt den Charakter kindlicher Einfalt. So ergreift er die Verheißungen, die der Herr aller Welt als Vater seinen Kindern im Bibelwort und in den großen Heilsthaten der Offenbarung gebe, und die Aufforderungen, mit denen er selbst uns antreibe, sie geltend zu machen. So will er sie mit kindlichem Andringen, ja Schreien, wo Noth sei, Gott vorhalten: man müsse, wie Jesus sage, Gott suchen, ob er sich auch zu verstecken scheine, klopfen, wenn er sein Kämmerlein verschlossen habe, bei ihm so anhalten, wie jenes Weib im Evangelium, das den ungerechten Richter mit ihrem Bitten übertäubte (Luk. 18, 2 ff.), — das Alles aber in rechtem, herzlichem Glauben zu ihm als dem Vater, der trotz solchen Scheines uns ja dennoch liebe und hören wolle. Er erinnert, wie die heiligen Männer der Bibel mit kurzen, gewaltigen Worten gebetet haben: ein kurzes Stoßgebetlein, dergleichen man oft und viel thun könne, richte Großes aus. Und er hat wiederum seine regelmäßigen Zeiten zum Gebet, und schüttet Gott sein ganzes Herz aus und will nicht

nachlassen, bis er Erhörung habe. Dazu regt er, wie er den Barbier Peter (oben S. 300) belehrte, sich selbst an durch Gottesworte, Psalmen, die Hauptstücke des Katechismus; denn es sei Nichts Leichtes, so recht von Herzen beten und er fühle sich oft allzu kalt und träge dazu. Gern betete er laut; namentlich pflegte er sein Abendgebet laut, und zwar am offenen Fenster, zu sprechen. So wurde Veit Dietrich in Coburg Zeuge davon, was er für ein Beter sei. Aehnlich erzählt Melanchthon, wie er oft dazu gekommen sei, als Luther mit heißen Thränen seine Bitte für die Kirche an Gott gerichtet habe. In solchem herzlichem Gebet ruht für Luther alle Kraft seines Wirkens, ja in ihm eine Kraft und Macht für Alles und über Alles: „Es geschehe was das wolle, so richten wir Alles durchs Gebet aus, welches allein die allmächtige Kaiserin ist; durchs Gebet leiten wir, was geordnet ist, bringen zurecht, was geirret ist, tragen, was nicht gebessert werden kann, überwinden alles Unglück und erhalten alles Gute." — Die unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens und der geheimen göttlichen Rathschlüsse bleiben ihm furchtbar für Jeden, der darein einzudringen sich vermesse. Aber er will Gott nur noch suchen und haben wo und wie dieser selbst uns sich offenbart, sein Herz aufschließt, ja selbst sich darbietet und schenkt, nämlich in seinem menschgewordenen Sohn, unserem Heiland. Hier ist für seine gläubige Anschauung, die er durch keine kritische Verstandesreflexion stören läßt, das Göttliche und Menschliche aufs Innigste und Völligste eins geworden, indem Gott ganz in die arme Menschheit eingegangen ist und ganz sie zu sich empor gehoben hat. Sie hat im Menschensohne, ja schon im Kindlein Jesus, an Gottes Herrlichkeit und Vollkommenheit also Antheil, daß wir bei Luthers Aeußerungen darüber gegen Zwingli gar fürchten mußten, ihre eigene Wahrheit gehe verloren. Wiederum versenkt sich Luther mit freudiger Betrachtung in diese wahrhafte, schwache, mit uns und für uns leidende Menschheit des Gottessohnes, der eben hiedurch das Heil für uns gestiftet hat und die an ihn Glaubenden zum Vater emporhebt und selbst zu Gotteskindern und Genossen der göttlichen Herrlichkeit und Seligkeit macht. Er lehrt, wie derselbe auch die schwersten Anfechtungen der Seele unter dem Fluch des Gesetzes, ja göttlichem Zorne für uns bestanden habe. Er malt ihn uns vor Augen, wie er als ärmlich aussehendes Kindlein in den Windeln und an der Mutter Brust gelegen sei, — und weiter einmal in den Tischreden: wie er wohl oft als Knabe Brod und Trinken für seine Mutter geholt und diese zu ihm gesagt haben möge „Jesuchen, wo bist du so lange gewesen?" wie er ferner herangewachsen sei als „Zimmerknecht" u. s. w. Er ruft eines Abends aus: „Ach, wie gern wollt ich bei dem Herrn Christo gewesen sein, wenn er einmal fröhlich gewest ist." — Wo unsere Gedanken und Begriffe nicht zureichen, weil Etwas „gar weit über und außer diesem

Leben ist", da begnügt er sich mit menschlichen, kindlichen Bildern. So sagt er in einer Predigt über Christi Höllenfahrt: man möge sie ansehen, wie man sie zu malen pflege, daß Christus mit der Fahne hinunterfahre und die Höllenpforten zerstöre und zerbreche; die hohen unverständlichen Gedanken solle man anstehen lassen. Aehnlich werden wir z. B. seine oben mitgetheilten Tischreden von der künftigen verklärten Welt zu verstehen haben.[1])

Die volksthümlichen, sinnlichen, massiven Vorstellungen vom Teufel, von allerhand Teufelsspuck, Hexerei und Zauberei u. s. w., worin Luther schon als Kind aufgewachsen war, hat er nie abgelegt. Aber die Macht zu solchem äußeren Unfug, die er für den Teufel als Sache göttlicher Zulassung annahm, hatte für ihn alles Schreckhafte verloren. Bange machen konnten ihn nur jene inneren Anfechtungen, in denen er Angriffe des bösen Feindes auf seine Seele sah, und auch sie keineswegs gerade insofern als der Teufel ihr Urheber sei; im Gegentheil weiß er dann gerade diesem Anstifter gegenüber sich dennoch in Gottes Obhut, will sich durch den Erzlügner nicht fälschlich Sünden aufbürden lassen, weist ihn gar mit derben, groben Worten ab und heißt ihn nach Rom gehen zu seinem Diener, deß Abgott er sei. Treibt der Teufel in der Form von Poltergeistern Spuck, so wird er nach Luther am besten durch Verachtung vertrieben. — Als ihm ein Student bekannte, vor etlichen Jahren förmlich dem Herrn Christus den Glauben aufgesagt und sich einem andern Herrn angelobt zu haben, ertheilte Luther ihm nach seelsorgerlichem Gespräch die Absolution, ließ ihn ein bußfertiges Bekenntniß ablegen und ermahnte ihn, fernerhin gottselig zu leben: greife ihn dann der Teufel noch an, so solle er einfach mit Gottes Wort sich waffnen, an einen geistlichen Rathgeber sich wenden und den Teufel mit seinen Anschlägen verklagen. — Er dachte vom „Fürsten dieser Welt" wirklich wie ers in seinem Lied ausdrückt: „Wie sauer er sich stellt, thut er uns doch Nichts, das macht, er ist gericht't, ein Wörtlein kann ihn fällen." — Uebrigens ist Luther doch auch im Glauben, welchen er den vielfach umlaufenden Geschichten von Zauberei, Besessenheit u. s. w. schenkte, mit der Zeit wenigstens vorsichtiger geworden: er habe, sagt er, so viel Lug, Trug und Kunst aller Art erfahren, daß er fast Nichts mehr glauben könne, als was er selbst zu thun und zu reden sich bewußt sei.[2])

Für sein eigenes Wirken und Wissen in der Welt wollte er neben der Kraft, die Gott dem Glauben und Gebet schenke, Nichts Anderes gebrauchen und suchen, als die ordentlichen, natürlichen, unseren Sinnen und Verstand vorliegenden Mittel und Werkzeuge, — für seine Erkenntniß Gottes und der göttlichen Wahrheiten und Rathschlüsse Nichts als das Wort, das Gott in der heiligen Schrift uns vorlege. — Er verlachte die

unter den gebildetsten Zeitgenossen hoch geschätzte, auch von Melanchthon kultivirte Astrologie, — die Meinung, daß von den Sternen besondere Wirkungen aufs Menschenleben ausgehen, den Versuch, aus ihnen die Geschicke der Menschen zu berechnen: Astrologie sei eine Kunst ohne Prinzipien und ohne Erfahrungsbeweise; die Astrologen pflegen von den Fällen, wo ihnen Etwas zutreffe, zu reden und von denen, wo's fehle, zu schweigen. Besondere Erscheinungen, wie Cometen und Meteore, hielt er zwar immer für mahnende und drohende Anzeichen göttlicher Heimsuchungen im Allgemeinen, aber ohne daß wir bestimmte künftige Dinge aus ihnen erschließen sollten oder könnten. Dagegen sah er in der einfachen Sternkunde oder Astronomie, so weit sie in ihren Grenzen bleibe, ebenso wie in andern Künsten und Wissenschaften ein Geschenk Gottes (nebenbei bemerken wir, daß er laut seiner Tischreden, als vor ihm ein „gewisser neuer Astrolog" erwähnt wurde, welcher eine Bewegung der Erde um die Sonne beweisen wolle, dies für die Ueberklugheit eines Mannes hielt, der sich „Etwas Eigenes machen" möchte). Ebenso verhielt er sich zum damaligen Treiben der Alchemisten; er sagte dem Kurfürsten Joachim II., der solche an sich zog, voraus: sie werden gewißlich mit ihm spielen, daß sie Alles nnd er Nichts gewinne. Dagegen gefiel ihm die „rechte Kunst der Alchemie", nämlich die Chemie, sehr wohl, und zwar nicht allein wegen des Nutzens, indem sie Metalle scheide und zurichte und Kräuter und Anderes destillire und sublimire, sondern auch, weil er darin schöne Bilder habe für Gottes Thun am jüngsten Tag, beim Gericht und in der Auferstehung. — Im Gegensatz zu den Schwärmern, welche neue Offenbarungen haben wollten, erklärt er öfters, vielmehr selbst Gott gebeten zu haben, daß ihm keine wunderbare Zeichen zu Theil werden möchten, damit er sich nicht überhebe und durch den Teufel vom Wort Gottes abziehen lasse. In seinen Tischreden erzählt er: es sei ihm einmal in seinem Stüblein, als er heftig gebetet und an Christi Leiden für uns gedacht habe, ein heller Glanz an der Wand und darin eine herrliche Gestalt Christi mit den fünf Wunden erschienen; er habe Anfangs gemeint, es wäre Etwas Gutes, bald aber bedacht, daß Christus uns ja in seinem Wort und in niedriger Kreuzesgestalt erscheinen wolle, und deshalb gesprochen: „Hebe dich du Schandteufel"; darauf sei das Bild verschwunden. Solche gewissenhafte Nüchternheit bei der feurigen Begeisterung des Glaubens und der unbedingten Zuversicht zum Licht und zur Kraft jenes Wortes charakterisirt ja auch Luthers ganzes öffentliches Wirken und hat es so mächtig und erfolgreich werden lassen. [1])

Was Luthers leibliche Erscheinung betrifft, so hatte er, wie man schon seit seiner Rückkehr von der Wartburg (oben B. 1 S. 535) bemerkte, mehr und mehr eine stattliche Gestalt bekommen; in seinem

früher sehr hagern Gesicht füllte sich besonders der untere Theil. Seine Haltung blieb sehr aufrecht, das Antlitz nach oben gerichtet. In seiner Physiognomie drückt sich ein tiefes, aus dem Kampf zur Ruhe hindurchgedrungenes Gemüth, ein mächtiger, seines festen Grundes bewußter Geist und eine unbefangene Natürlichkeit aus. Die pathetisch schwungvollen Züge, welche manche Neuere dem Bild Luthers geben, waren ihr in Wirklichkeit fremd; eher möchte man in ihr etwas still Melancholisches finden. Den sichern und entschlossenen Muth prägen besonders die Züge des Mundes aus. In Beschreibungen von Zeitgenossen (vgl. a. a. O.) werden am meisten die tiefen, blitzenden, schwarzen Augen Luthers hervorgehoben; sie müssen in Wirklichkeit noch weit mehr Eindruck gemacht haben, als auch auf den besten Lutherbildern eines Cranach, dessen Pinsel nicht sonderlich geschickt war, Geistiges wiederzugeben. Luthers Stimme war nicht, wie man sich leicht vorstellen möchte, voll und gewaltig, wohl aber klar, hell und weithin vernehmbar; es war nach Ratzebergers Ausdruck (oben S. 494) eine Altstimme: wir würden es einen Tenor nennen. Erasmus Alber, gleichfalls ein persönlicher Bekannter und Freund Luthers, sagt: „Ein fein klar und tapfer Gesicht und Falkenaugen hatte er und war von Gliedmaßen ein schöne Person; er war ein guter Musikus, hatte auch eine feine helle reine Stimme, beide zu singen und zu reden, war nicht ein großer Schreier.“ [1])

Die ursprüngliche Kraft und Zähigkeit seiner körperlichen Constitution bewährte sich noch fort und fort in der Ausdauer, womit sie unter allen Stürmen, die über sie ergingen, und beim steten Gefühl der Schwäche und des Alters, das er selbst ausspricht, Stand hielt und ihm die fortgesetzten geistigen Anstrengungen, wenn auch nur in vermindertem Maß und unter vielen Störungen, erlaubte. Nach dem Schmalkalder Krankheitsanfall trat für einige Zeit mehr Ruhe in seinem Befinden ein, obgleich es ihm auch jetzt an leiblichen Beschwerden nicht fehlte. Im Sommer des nächsten Jahres aber lag er etliche Wochen (vgl. oben S. 421) an schmerzhafter Ruhr so darnieder, daß seine Freunde sehr besorgt wurden und er sich wieder zum Todesschlaf anschickte. Dann regte sich wieder sein Steinleiden und zugleich befielen ihn heftige Gelenkschmerzen und Hüftweh, woran er auch schon im Jahr 1536 erkrankt war. Im Oktober meinte er wieder, „er könne nicht mehr, Gott werde Andere nach ihm erwecken, mit ihm sei es aus“. Eben jetzt mußte er von seinem lieben Freund Hausmann sich trennen. Er hatte im Jahr 1536 gewünscht, daß dieser, dem das Amt in Dessau schwer wurde, sich zur Ruhe nach Wittenberg zurückziehen und sein Hausgenosse werden möchte. Nun hatte er mit dazu geholfen, daß derselbe nach dem Wunsch des Rathes von Freiberg und des Herzogs Heinrich von den Anhalter Fürsten entlassen wurde, um Superintendent

der Freiberger Kirche zu werden. Am 17. Oktober 1538 verabschiedete er sich von ihm, der dorthin abging, unter Thränen in Wittenberg. Schon am 6. November aber kam hierher die Nachricht, daß Hausmann während seiner ersten Predigt vom Schlage getroffen worden und gestorben sei. Luthers Freunde wagten ihm dieselbe nur allmählich beizubringen. Sie bewegte ihn auch so, daß er den ganzen Tag weinend unter ihnen saß und Melanchthon besorgt war, was für eine Nacht dem traurigen Tage folgen werde, — wiewohl Luther nachher in einem Brief sein Verwundern darüber äußerte, daß man ihm so Etwas verberge, denn er wisse ja, daß Hausmann in Christo gerecht gewesen und vor dem Herrn der Tod seiner Heiligen werth gehalten sei (Ps. 116, 15). Kurz darauf machte ihn eine Pest um das Leben seines Freundes Amsdorf in Magdeburg besorgt; er fürchtete, einsam und elend in der Welt zurückbleiben zu müssen, als einer, der vor Schwäche und Alter Nichts mehr vermöge und doch noch so Vieles thun solle. Zu Ende des Jahres entschuldigte er sich bei Weller darüber, daß er ihm über Hausmann noch nicht geschrieben, mit seinem Befinden, welches ihm schon lange auch nicht mehr zu lesen und zu predigen erlaubt habe. Am 11. Januar 1539 wurde er auf dem Gang zu einer akademischen Disputation von einem heftigen Schwindel befallen, so daß er nach Haus zurückkehren mußte; er sagte da: er werde ausgearbeitet haben, möchte nur noch sein Buch „von den Concilien und Kirchen" schreiben und dann mit Gottes Willen seinen Lauf beschließen. Weiter hören wir von einem solchen Anfall am folgenden Palmsonntag beim Beginn der Predigt. Im Juni erwiederte er der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die ihm noch ein recht langes Leben wünschte: „Ich wollte eher einen Henker miethen, der mir den Kopf abschlüge; so böse ist die Welt, daß ihm einer Nichts Besseres wünschen kann, denn nur ein seliges Stündlein und davon!" — Und daneben doch noch jene Frische in seinen Reden, jene reiche Geisteskraft in Schriften wie der vorhin genannten von den Concilien! Kein Wunder, wenn andererseits auch recht herbe und bittere Stimmungen in seinem Wort und Verhalten durchbrachen, wie z. B. einem Lemnius und Erzbischof Albrecht, einem Agricola und Schenk gegenüber.[1])

Achtes Buch.

Lebensabend 1540—1546.

Erstes Kapitel.

Der Tag zu Schmalkalden und Hagenau. Melanchthons Krankheit. Des Landgrafen Ehe.

Für einen Mann, der selbständig und für höhere Zwecke in der Welt gewirkt hat, ist es, wenn er sein Ende nahen fühlt, Bedürfniß, die bisherigen Erfolge sich zu vergegenwärtigen, die Aussichten zu prüfen, unter welchen er sein Werk zurückläßt, und vollends alle Kräfte und Mittel aufzubieten, um selbst noch einen gewissen Abschluß desselben zu erzielen. Was waren die Aussichten der Reformation in jenen Jahren, als Luther sein Abscheiden so sehnlich herbeiwünschte und seine leiblichen Zustände es wirklich in Bälde erwarten ließen? Wie unfertig und unsicher erschien immer noch die äußere Lage der aus der Reformation hervorgegangenen Kirche, die im deutschen Reich nur immer wieder eine provisorische Duldung aufs Neue erlangte, und ihr innerer Zustand besonders hinsichtlich des Ausbaues der Verfassung, der ganz noch davon abhängen mußte, ob die Spaltung zwischen der alt- und neugläubigen deutschen Christenheit unheilbar sei, und der in seiner bisherigen Gestalt den Anforderungen eines echt christlichen Gemeindelebens und namentlich gemeindlicher Zucht nach Luthers eigenem Urtheil nur so wenig genügte? Auch die Differenzen zwischen den Protestanten in Betreff der großen Streitfrage über das Sakrament, an deren Hebung Luther endlich von Herzen mitgearbeitet hatte, waren, wenigstens was die Schweizer anbelangt, doch noch nicht wahrhaft überwunden; unverkennbar lagen hier noch widerstrebende Elemente vor, wenn auch Luther schließlich bei der Hoffnung sich hatte beruhigen wollen, daß die trüben Wasser sich vollends setzen und abklären werden. Dennoch hat Luther im Gedanken an sein bevorstehendes Abscheiden nie ein solches Streben gezeigt, das große Werk, welches seine Lebensaufgabe war, irgendwie nach außen und innen zum Abschluß zu

bringen. Der sichere Bestand desselben war ihm dadurch nicht erst bedingt: denn daß es das Evangelium Gottes sei, wofür er arbeite, und daß Gott sein Evangelium nicht fallen lassen könne, das stand ihm fest, wenn auch die evangelische Kirche noch so unfertig, bedroht und gering erscheine. An irgendwelche vollendete Zustände ferner, welche für die Kirche in der gegenwärtigen Welt hergestellt werden könnten, hat er überhaupt nie gedacht; und wir sagen das von ihm nicht bloß in demjenigen Sinn, in welchem die gläubigen Christen jeder Zeit die Vollendung erst von einer anderen, höheren Welt erwarten, sondern Luther hat sein Auge immer so ganz auf dieses Ende, das Gott selbst und Christus der gegenwärtigen argen Welt machen werde, gerichtet und dasselbe für so nah angesehen, daß er über eine bis dahin noch länger fortschreitende Entwicklung und Ausgestaltung der Christenheit und Kirche sich gar keine Ideen, noch über die bis dahin möglichen Wechselfälle ihrer Entwicklung sich sonderliche Sorgen gemacht hat. Wie wir dies von Anfang an als Eigenthümlichkeit des deutschen Reformators erkannt haben, so finden wir ihn gerade auch in seinen letzten Jahren gleich gesinnt, ja nur noch fester geworden in dem Gedanken, daß die Welt Welt bleibe und dem Herrn allein alle Wege überlassen bleiben müssen, welche dieser bis zu dem nahen „lieben jüngsten Tag" hin noch mit ihr und seiner Christenheit einschlagen wolle. Er freut sich der Erfolge, welche der evangelischen Kirche hinsichtlich ihrer äußern Fortschritte und ihrer innern Einigung geschenkt worden waren, ohne doch darum je zu Hoffnungen sich zu erheben, welche bei ihm jene Anschauung der Dinge geändert hätten. Er beschränkt sich auch bei dem ganzen weiteren Verlauf der Ereignisse darauf, für die im Moment vorliegenden Verhältnisse und Fragen diejenigen Rathschläge zu geben, welche aus den einmal für ihn feststehenden Prinzipien flossen, ohne weiteren Plänen kirchlicher Politik nachzugehen. Er bietet nie die Hand zu Schritten, die zu einer allmählichen Förderung der evangelischen Sache ihren papistischen Widersachern gegenüber ersprießlich scheinen konnten, dabei aber gegen jene Prinzipien verstießen. Ja er trägt kein Bedenken, Bande zwischen den Evangelischen wieder zu zerreißen, die nach seine Ueberzeugung mit einem lautern Sinn für die Wahrheit und das göttliche Wort sich nicht vertrugen. Noch sollte er, während er auf diesem Standpunkt beharrte, bedeutende weitere Fortschritte der evangelischen Sache erleben. Aber seine Hoffnungen und Wünsche für die Christenheit und namentlich auch sein persönliches Wünschen und Sehnen richten sich nur immer dringender vollends darauf hin, daß diese ganze Welt ein Ende nehmen, daß mindestens ihm endlich der Abgang aus ihr beschieden sein möge. —

Jener Frankfurter Convent vom Jahre 1539, nach dessen Ergebniß die Protestanten des deutschen Reichs bis auf weiteres Frieden behalten

und Vertreter der beiden Theile über eine kirchliche Aussöhnung verhandeln sollten, (oben S. 403), schien Anfangs für jene nur eitle Hoffnungen gebracht zu haben. Denn dem heftigen Widerspruch gegenüber, welchen der Papst gegen diese Uebereinkunft des Kaiserlichen Gesandten mit ihnen erhob, wollte Kaiser Karl dieselbe nicht genehmigen. Der Papst suchte ihn und den König von Frankreich, deren gespanntes Verhältniß zu einander den deutschen Ketzern so günstig war, jetzt sogar zu einem Bündniß mit einander zu bringen. Aber statt dessen drohte bald wieder ein Bruch zwischen beiden. Die Verhältnisse, auf welche der Erzbischof von Lund in Frankfurt Rücksicht genommen hatte, blieben auch für den Kaiser mächtig genug. Der Erzbischof beruhigte die protestantischen Stände trotz jener Weigerung: der Kaiser, der jetzt selbst wieder sein deutsches Reich besuchen wolle, werde versöhnliche Gesinnungen mit sich bringen; sie möchten nur ihrerseits Alles bereit machen, was zu einem Ausgleich dienen könne. Ueber ihr Verhalten wollten diese im März 1540 auf einer Zusammenkunft in Schmalkalden berathen. Kurfürst Johann Friedrich erforderte deshalb zu Ende des Jahrs 1539 ein Gutachten von den Wittenberger Theologen. Sie sollten darüber auch mit den vornehmsten andern evangelischen Theologen Deutschlands in Verkehr treten. Der Kurfürst und der Landgraf fanden gut, daß auch nach Schmalkalden Theologen mitgebracht würden. Jener aber wünschte, daß seine Wittenberger entweder mit andern Theologen noch eine besondere Besprechung an einem angemessenen Orte veranstalteten, an der auch Luther Theil zu nehmen im Stande wäre, oder daß sie mit Luther, wenn dessen Befinden es erlauben würde, sich während des Schmalkalder Tages in Eisenach aufhielten und die andern Theologen gleichfalls dorthin sich zu ihnen verfügten: er legte eben auf Luthers Theilnahme das größte Gewicht, während er diesen doch durchaus nicht wieder in das früher für ihn fatal gewordene Schmalkalden und wohl überhaupt nicht über die Grenzen des eigenen Landes hinaus wollte reisen lassen.

Die Wittenberger Theologen geben ihr Gutachten am 18. Januar ab. Sie erklärten: da die Lehre des Augsburger Bekenntnisses in allen Artikeln die gewisse Lehre des Evangeliums sei, dürfe man darin keine Aenderung bewilligen; die Gegenpartei aber werde besonders an der Lehre von Glauben und Rechtfertigung flicken wollen, werde die der Kirche geltenden Verheißungen auf den im Amt stehenden gottlosen Haufen deuten, werde vielleicht nur das unter dem Papst stehende Volk Kirche heißen u. s. w. Beharren müsse man ferner beim rechten Brauch der Sakramente und Abthun etlicher abgöttischer Zeremonien, wie des Meßopfers, der Seelenmessen u. s. w. Daneben gebe es äußerliche Mitteldinge, in welchen man, wenn jene Hauptstücke angenommen wären, Etwas zugeben könnte, wie lateinische Kirchengesänge, Feiertage, bischöfliches Amt u. s. w.

So lang aber die Verfolgung des Evangeliums durch die Bischöfe und Andere fortwähre, sei darüber Nichts zu verhandeln; und daß jene fortwähre, sei wohl zu besorgen. Sehr bestimmt sprachen sich die Theologen besonders auch über das Verhältniß zum Papst aus, und Melanchthon setzte dazu keinen nachgiebigen Beisatz mehr wie zu den Schmalkalder Artikeln des Jahrs 1537: die Irrthümer des Papstes, sagen sie, müßten evangelischerseits bekämpft werden, auch so weit er noch außerhalb Deutschlands sie aufrecht halte, und nimmermehr könne in seine Hoheit über die Kirche gewilligt werden, nachdem aus Paulus genügsam zu verstehen, daß das päpstliche Regiment in der Kirche des Antichrists Regiment sei; ein Versuch kirchlicher Einigung werde jedenfalls hieran sich stoßen. Hinsichtlich seiner persönlichen Betheiligung schrieb Luther dem Kurfürsten: er sehe zwar nicht ein, was er in Eisenach nützen sollte, da es doch nur wieder vergebliche Kosten und Mühe geben werde; gefalle es aber seinem Fürsten, so sei er bereit dorthin zu gehen. Auf sein Befinden und Leben will er keine Rücksicht nehmen, sagt vielmehr: „es liegt auch nicht viel daran, ob ich einmal die Augen zuthät und die Welt nimmer sähe in ihrem verfluchten Wüthen; so sind nun, Gottlob, Mag. Philippus und Dr. Jonas u. s. w. gewiß genug und geschickt in dieser Sache." Johann Friedrich freute sich der Zusage, verzichtete aber nachher doch auf seinen Wunsch, als er hörte, daß diese Zeit zum Reisen Luthern ungelegen sei, und behielt sich nur vor, ihn, wenns noth thäte, nachkommen zu lassen. Er nahm dann Melanchthon, Bugenhagen, Jonas und Cruziger nach Schmalkalden mit, wohin Luther ihnen ermunternde Briefe folgen ließ: „Gott", sagt er, „macht und lenkt doch allein Alles; er macht lebendig mitten im Tod, erbarmt sich inmitten des Zornes, lacht inmitten des Wüthens; bringt ihr Frieden mit, so werden wir den Frieden inmitten aus dem Krieg annehmen; bringt ihr Krieg, so werden wir Frieden aus dem Kriege hoffen." Die Aussichten gestalteten sich in Schmalkalden, wo auch zwei kaiserliche Gesandte sich einfanden, günstiger als es Anfangs schien. Der Kaiser entschloß sich endlich dazu, auf den Juni eine Versammlung nach Speier zu Vergleichsverhandlungen auszuschreiben; wegen einer Pest bestimmte er dann statt Speiers Hagenau zum Ort für sie.[1])

Inzwischen reiften die Früchte des Consenses, welchen die Reformatoren dem nach einem andern Weibe begierigen Landgrafen widerstrebend gegeben, aber doch gegeben hatten. Kaum beim Schmalkalder Convent eingetroffen, war Melanchthon von dort weg von Philipp nach Rothenburg an der Fulda gerufen worden: hier mußte er mit Butzer Zeuge sein, wie am 3. März der Hofprediger Melander Jenen mit Margarethe traute. An Luther berichtete darüber Philipp selbst; während Johann Friedrich besorgte, daß er bereits weitere „ungelegene" Dinge, wohl die

öffentliche Geltung der neuen Ehe betreffend, bei Luther betreibe, versprach er vielmehr damals noch, sie, wie Luther gefordert hatte, geheim zu halten. Seinen Brief verbrannte Luther aus Vorsicht sogleich. Allein die Verheimlichung gelang nicht, wie's ja auch kaum möglich war. Vor Allem wurde der Herzoglich sächsische Hof, mit welchem die rechtmäßige Gattin Philipps nahe verwandt war, mit dem unerhörten Ereigniß bekannt durch Philipps Schwester, die Herzogin von Rochlitz, welche Margarethens Mutter als Haushofmeisterin bei sich hatte und von Philipp selbst in Kenntniß gesetzt war, und ferner durch eben diese Mutter Margarethens, welche von Philipp die Trauungsurkunde und die vorangegangenen Antworten der Theologen zur Einsicht erhalten hatte. Philipps Schwester war außer sich über das Aergerniß. Herzog Heinrich schickte einen seiner Räthe an Johann Friedrich mit heftigen Klagen über Philipp und die Schmach, welche er gerade im Augenblick der bevorstehenden kirchlichen Verhandlungen über die Bekenner des Evangeliums bringe. Schon zeigte auch eine Anfrage Lauterbachs aus Pirna an Luther, daß die Sache in weiteren Kreisen verlautete. Der Kurfürst erwiederte Anfangs ausweichend; als Heinrich weiter in ihn drang, versicherte er, daß er von Mitschuld frei sei, jetzt aber nur rathen könne, die Sache ruhen zu lassen. Philipp dagegen begehrte, für sie, die jetzt doch nicht mehr zu verschweigen war, nun auch öffentlich eintreten und für die Gefahr, in welche sie ihn zu bringen drohte, auf seine bisherigen Verbündeten sich stützen zu können. Luther bekannte übrigens dem Kurfürsten, daß er die Angelegenheit, für welche er dem Landgraf seinen Beichtrath gegeben, jetzt anders als früher ansehe; er habe jetzt erfahren, daß die dringende Noth, welche dieser ihm durch Butzer habe vorstellen lassen, so groß nicht gewesen sei, daß demselben vielmehr statt Margarethens eine Andere, an der er (ohne Eheschließung) „solche Nothdurft hätte büßen können", leicht zu Gebot gestanden hätte: wenn er das gewußt hätte, so sollte ihn freilich kein Engel zu jenem Rathe gebracht haben. Er hatte hiernach überschwängliche Vorstellungen Butzers mit schlechter Menschenkenntniß und gutmüthigem, übergroßem Mitleid für des Landgrafen Zustand aufgenommen.[1])

Unter den peinigenden Eindrücken dieses Handels, voll Sorgen über die weiteren Folgen desselben und im Bewußtsein der eigenen Mitschuld daran trat Melanchthon die Reise nach Hagenau an, um dort im Religionsgespräch die evangelische Sache zu vertreten. Aus einem Brief Luthers an ihn vom 18. Juni sehen wir zunächst, daß er unterwegs bald ungewiß geworden war, ob er die Reise wirklich ausführen solle, und daß Philipps Sache ihn sehr anfocht. Luther dachte dabei vor Allem an die schwere Aufgabe, die ihm bei dem Gespräch als einem Lamm unter Wölfen gestellt sei, — ihm, der neuerdings von diesen Wölfen wohl gar noch mehr als er selbst beargwohnt und befeindet werde; er habe selbst schon vor einigen

Tagen dem Brück sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß dies bei seiner Sendung nicht genug erwogen worden sei; Melanchthon möge sich Mühe geben, daß ihm die Reise erlassen werde. Dann bittet er ihn, sich durch jenen Skandal mit Philipp nicht allzusehr betrüben zu lassen: diejenige Sache, um welche sichs schließlich handle, nämlich der Sieg Christi, stehe ja doch fest trotz des jetzt dazwischen tretenden Aergernisses; Davids Lage (als er einst so schwer gesündigt) sei noch viel verzweifelter gewesen als jetzt die ihrige, und doch sei er nicht dahingefallen, noch werde jene Sache dahinfallen. Die eigentliche Ursache aber, um deren willen Melanchthon zagte, ja nach Leib und Seele gar bald zusammenbrach, war, wie er selbst nachher aussprach, eben dieses Aergerniß. Er lag, als Luther ihm jene Tröstungen schrieb, schon einige Tage krank in Weimar, wo damals der Kurfürst sich aufhielt und eben jetzt aufs Neue dem Herzog Heinrich erwiedern mußte. Der Brief Luthers kreuzte sich mit einem des Fürsten an Luther vom 16. Juni, worin er, weil Melanchthon schwerlich werde weiterreisen können, ihn aufforderte, sofort mit Cruciger nach Weimar aufzubrechen: er müsse ihn des Hagenauer Tages wegen bei der Hand haben, und gedenke, Cruciger nach Hagenau gehen zu lassen.

Als Luther ankam, nahm alle Sorge der Zustand des kranken Freundes in Anspruch. Luther traf ihn wie einen Sterbenden. Der berühmte Arzt Sturz, welchen der Kurfürst zu ihm wie einst zu Luther nach Schmalkalden berufen hatte, wußte nicht zu helfen. Da trat Luther an ihn heran mit der ganzen Energie seines Glaubens und seiner Liebe. Die Scene, wie sie auf Grund eigener Erzählung Luthers uns durch Ratzeberger geschildert wird, ist einer der hervorragenden Momente im letzten Abschnitt seines Lebens und Wirkens. Melanchthons Augen schienen schon gebrochen, Bewußtsein, Sprache und Gehör entschwunden zu sein; sein Gesicht war eingefallen. Als Luther ihn so daliegen sah, erschrack er über die Maßen und sprach zu seinen Gefährten: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet.“ Alsbald aber kehrte er sich zum Fenster und betete. Davon erzählt er nachher: „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebet erhören wolle, die ich in der heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Dann ergriff er Melanchthon bei der Hand und hieß ihn gutes Muthes sein, denn er werde nicht sterben; obwohl Gott Ursach habe zu tödten, wolle er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß derselbe sich bekehre und lebe; Melanchthon dürfe nicht dem Trauergeist Raum geben und Selbstmörder werden, sondern müsse dem Herrn vertrauen, der tödten und wiederum lebendig machen, schlagen und wieder heilen könne. Darüber fing Melanchthon an, wieder Athem

zu holen, konnte jedoch noch längere Zeit nicht reden, sah dann Luther stracks an und bat, ihn nicht aufzuhalten, sondern von hinnen abziehen zu lassen, da er auf guter Fahrt sei und ihm Nichts Besseres mehr widerfahren könne. Luther aber antwortete: „Mit Nichten, du mußt unserem Herrn Gott noch weiter dienen", ließ ihm schnell Etwas zum Essen zurichten und bedrohte ihn, als ers nicht annehmen wollte: „Hörst du, Philippe, kurzum du mußt mir essen oder ich thu dich in Bann." So fing Melanchthon an, ein wenig zu essen, und kam von jetzt an allmählich wieder zu Kräften. Luther berichtete dem Erfurter Freund Lange am 2. Juli: „Wir haben Melanchthon todt gefunden, durch ein offenbares Wunder Gottes lebt er." Im Ton ausgelassener Freude schrieb er darüber seiner Frau — seiner „lieben Jungfrau Käthe, gnädigen Frau von Zulsdorf". Er beklagt nur, daß wir doch so schändlichen Unglauben haben, während hier zu sehen und zu greifen sei, wie Gott, der liebe Vater, das Gebet erhöre. Melanchthon erzählte nachher (am 1. Sept.) dem Camerarius: er könne nicht aussprechen, was für furchtbare Leiden er durchgemacht habe; auch Luther sei, wie er wohl gemerkt habe, in schwerer innerlicher Qual gewesen, habe aber den eigenen Schmerz erdrückt, um den seinigen nicht zu vermehren, und habe mit hohem Geist ihn aufgerichtet, nicht allein durch Trost, sondern auch durch strenge Ansprache; er wäre, wenn dieser nicht zu ihm gekommen wäre, gestorben.[1])

Kaum aber konnte Luther der allmählichen Genesung Melanchthons sich freuen, so mußte er mit ihm neuen Aufträgen des Kurfürsten nachkommen. In Hagenau war inzwischen der Convent katholischer und protestantischer Reichsstände eröffnet worden, der Verhandlungen über die kirchliche Einigung veranstalten sollte. Johann Friedrich und Landgraf Philipp hielten sich persönlich davon zurück, nicht ohne Grund argwöhnisch gegen Anschläge König Ferdinands und der katholischen Partei, und nahmen nur durch Gesandte Theil. Der Kurfürst reiste jedoch jenem Orte wenigstens bis Eisenach näher und beschied hierher Luther und Melanchthon, um in Sachen des Convents sich mit ihnen besprechen zu können. In Hagenau wollte jetzt Luther selbst an Melanchthons Stelle eintreten, so wenig er von den dort anzustellenden Versuchen hielt. Dies genehmigte jedoch der Kurfürst nicht, sondern schickte dorthin als Theologen Cruciger, Menius und Mykonius; nur falls die gegnerischen Theologen dort allzusehr pochen würden, wollte er auch für Jenen noch kaiserliches Geleit dahin erbitten. Zugleich bemühte sich der Landgraf fortwährend, daß er für seine schlimme persönliche Angelegenheit Hilfe von Johann Friedrich zugesagt erhalten und auch ein offenes Auftreten in derselben ihm von seinen bisherigen Freunden zugestanden werden möchte. Luther, welchen er deshalb durch den Wartburghauptmann von der Thann anging, ließ ihm sagen

er wisse keinen andern Rath für ihn, als daß er, falls der Kaiser ihn zur Rede stellte, erklärte, er habe eine Concubine angenommen und wolle sie von sich thun, wenn andere Fürsten und Herrn mit einem guten Exempel darin vorangingen; eine solche Erklärung werde, wenn sie an die Oeffentlichkeit komme, die Sache gewaltig wieder zudecken und alle Mäuler, welche jetzt schreien, verschließen; er seinerseits wolle über die ihm durch Butzer zugekommenen Beichtgeheimnisse, die dem Landgrafen zu große Schande machen würden, strenges Schweigen beobachten, ob man dann auch von ihm selber sagen möge, er habe genarret mit seinem Nachgeben gegen den Landgrafen. Auf Philipps Andringen aber sollte die Sache jetzt noch durch kurfürstliche und hessische Theologen und Räthe in Eisenach besprochen werden.

In Eisenach sehen wir Luther noch ganz voll von Freude über seinen Melanchthon. Weitere Freude bereitete ihm hier das Zusammentreffen mit seinem Freund Amsdorf. Er schreibt seiner Frau am 10. Juli: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, siehet noch kränklich, aber doch leberlich, scherzt und lacht wieder mit uns und isset und trinkt wie zuvor über Tische; Gott sei Lob, und danket ihr auch mit uns dem lieben Vater im Himmel.“ Und am 16.: „Meine liebe Jungfer und Frau Käthe, Euer Gnade sollet wissen, daß wir hie, Gottlob, frisch und gesund sind; fressen wie die Böhmen, doch nicht sehr, saufen wie die Deutschen, doch nicht viel, sind aber fröhlich: denn unser gnädiger Herr von Magdeburg Bischof Amsdorf ist unser Tischgenosse.“ Der Brief schließt: „Hiemit Gott befohlen, Amen, und laß die Kinder beten; es ist allhie solche Hitze und Dürre, daß unsäglich und unträglich ist Tag und Nacht; komm, lieber jüngster Tag, Amen.“

Streng und fest aber trat er den hessischen Abgesandten entgegen, die am 18. Juli mit ihm zusammenkamen. Er redete sie so scharf an, daß ihnen das Wasser von den Backen lief, und beharrte dabei, daß ihr Fürst seine That nicht vor die Oeffentlichkeit bringen solle und Andern nicht zumuthen dürfe, sie so zu vertheidigen. Ehe er selbst auf eine solche Vertheidigung sich einließe, wollte er lieber zu seinem und Melanchthons Rathschlag, der eben durch die Veröffentlichung nichtig würde, Nein sagen, d. h. ihn verleugnen, oder, wenn das nicht hülfe, bekennen, daß er mit seinem Rath, der übrigens mehr Bitte als Rath gewesen sei, geirret und genarret habe, und deshalb um Gnade bitten. Im gleichen Sinne schrieb er an Philipp: zu öffentlicher Geltung könne dieser ja doch seine Ehe nicht bringen; hie gelte das bestehende Recht, das kein Luther oder Melanchthon ändern könne; mache er seine Sache offenbar, so begebe er sich aus Gottes Gericht ins menschliche Gericht und müsse auch Strafe leiden nach dem menschlichen Recht; es sei aber nicht abzusehen, wie er, wenn ers nicht selbst wolle, zum Offenbarmachen sollte genöthigt werden; gebe er statt

dessen den darnach Fragenden nur eine dunkle Antwort, so verzichte er hiemit allerdings darauf, sich Margarethens als seiner Ehefrau zu rühmen, könne dies ja aber auch im andern Fall nicht erreichen, ja müßte sie im andern Fall wohl gar mit Schanden von sich thun; es solle also die Sache geheim bleiben und die Reden darüber verrauschen und versausen lassen. Er ersparte dem Fürsten in seinem sehr offenen und bestimmten Schreiben auch die bittere Bemerkung nicht: sogar ein Freund Philipps habe, wie er selbst gelesen habe, geäußert, der Landgraf werde Niemand bereden, daß er aus Noth des Gewissens noch ein Weib nehme; was werden da erst die Feinde reden? von ihm selbst und seinem Beichtrath werde man sagen, er habe geglaubt, was unmöglich zu glauben gewesen sei, und habe sich selbst betrogen und gern betrügen lassen, ob er gleich auch jetzt noch glaube, daß es Seiner Fürstlich Gnaden sei Ernst gewesen. So erhielten die Gesandten auch im Namen des Kurfürsten die Antwort, daß dieser ihrem Herrn nur unter der Bedingung des Geheimhaltens Beistand leisten werde.

In Hagenau wurde indessen fruchtlos hin und her verhandelt. Zum Religionsgespräch kam man gar nicht. Für dasselbe wurde schließlich durch einen Erlaß König Ferdinands vom 28. Juli ein neuer Convent auf Ende Oktobers nach Worms angesagt. Schon am 26. Juli kündigte Luther seiner Frau an: „Morgen, ob Gott will, wollen wir auf sein gegen Wittenberg zu; es ist mit dem Reichstage zu Hagenau ein Dreck, ist Mühe und Arbeit verloren und Unkost vergeblich; doch, wo wir Nichts mehr ausgerichtet, so haben wir doch Mag. Philipps wieder aus der Hölle geholet und wieder aus dem Grabe fröhlich heimbringen wollen, ob Gott will und mit seiner Gnaden.“ [1])

Der Landgraf mußte sich zu dem von Luther bezeichneten Verhalten bequemen. Als ihm im August des Jahres Herzog Heinrich von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg, gleichfalls ein Verwandter seiner ersten Frau, durch Gesandte wegen seiner angeblichen zweiten Ehe Vorhalt machten, versicherte er sie nur, daß er sein Leben so, wie ers vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne, führen wolle, mit seiner Gemahlin Christine in Eintracht lebe und Nichts vorgenommen habe, was ihr oder seinen Kindern und Nachkommen Schaden brächte. Er theilte diese Antwort auch Luther mit, — beifügend, daß er wohl geneigt gewesen wäre, rauher zu erwiedern und den Gesandten zu sagen, ihre Herrn sollen ihn in seiner Haushaltung ungeirrt lassen und auf ihre eigenen Weiber, Kinder und Leute sehen. Die selbstverschuldete Sorge und Bedrängniß aber, in welcher er auch bei seinen andern evangelischen Verbündeten nicht mehr als bei Johann Friedrich erreichte, vielmehr noch stärkere Aeußerungen des Widerwillens zu hören bekam, trug sehr dazu bei, daß er jetzt dem Kaiser in den politischen und kirchlichen Angelegenheiten sich möglichst anzunähern

ſtrebte. Und der Kaiſer machte ſich dies zu Nutzen, über die böſe Urſache, die Philipp dazu hatte, ſchweigend. Der König von Frankreich, bei welchem Philipp für den Nothfall einen Rückhalt zu haben hoffte, ſoll gar, wie Butzer dieſem berichtete, über das von ihm gegebene Aergerniß geäußert haben: „Wenn man, die Solches thun, des Landes vertriebe, wo bliebe ich? die Sache ſollte mich Nichts hindern.“ Die evangeliſchen Verbündeten Philipps zeigten ſo in dieſer Sache ein ſchärferes Gewiſſen als dieſe vornehmlichſten chriſtlichen Monarchen und vorher ſchon einen geraderen ſittlichen Blick als ihre eigenen, beſonders in Rückſichten aufs Alte Teſtament befangenen Theologen. — Im folgenden Jahr drohte der Skandal erſt recht vor der Oeffentlichkeit loszubrechen durch eine unter dem Namen „Huldericus Neobulus“ erſchienene Schrift, welche ſich erdreiſtete, geradezu die Bigamie, ja Polygamie zu rechtfertigen. Ihr Verfaſſer war höchſtwahrſcheinlich der Pfarrer Leningus von Melſingen in Heſſen, der damit ſeinem Landesherrn dienen wollte, ein hinſichtlich ſeiner eigenen Sittlichkeit übel berüchtigter Menſch. Der Landgraf ſelbſt wagte ſie zu verbreiten, nachdem Butzer ſich dazu hergegeben hatte, ſie zu revidiren. Da wollte Luther im Januar 1542 öffentlich in einer Gegenſchrift ſeine Entrüſtung ausſprechen und eine andere, von Menius verfaßte, ſollte folgen. Johann Friedrich that jedoch, als jene bereits im Druck begriffen war, noch Einhalt und auch Luther ſelbſt hielt es doch für beſſer, die ſchmutzige Sache ſich, wie ſie angefangen habe, ſetzen zu laſſen, als ſie weiter „vor aller Welt Naſen aufzurühren“. Das erſte, bereits gedruckte Stück ſeiner Schrift iſt nachher dennoch bekannt geworden. Die altteſtamentliche Begründung des Rechts zur Vielweiberei ſucht er hier ganz durch beſondere Verhältniſſe und Nothſtände, die dort obgewaltet hätten, zu widerlegen. Die Folgerung, daß, was Gott im Alten Bund zugelaſſen habe, auch im Neuen zugelaſſen bleibe, weiſt er jetzt prinzipiell ab; namentlich hebt er hervor, daß Chriſtus Matth. 19, 3 ff. auch die den Juden noch geſtattete Eheſcheidung öffentlich verdammt und Moſes Geſetz hierüber dahin gedeutet habe, daß es nicht recht geweſen ſei, ſondern nur eine Dispenſation für harte ſtörrige Schälke. Eine derartige Dispenſation für Chriſten erſcheint demnach bei ihm ferner nicht mehr möglich. Schon im Jahre 1540 hatte er, als er an ſeine früheren bedenklichen Aeußerungen in ſeinen Predigten über das 1. Buch Moſe erinnert wurde, entgegnet, daß er weit entfernt ſei, alles vor langen Jahrer von ihm Geſagte jetzt noch zu vertheidigen. So war er von ſeiner Anſicht, daß jener Dispens immer noch zuläſſig ſei, wenigſtens jetzt abgekommen, als er ihr das erſte Mal die traurige praktiſche Folge gegeben hatte. Im Buch des Neobulus fand er gar nur einen ſchändlichen Mißbrauch der heil. Schrift zur Rechtfertigung gemeinſter Fleiſchesluſt. Er ſpricht über dasſelbe das Urtheil: „Wer dieſem Buben und Buch folgt

und darauf mehr denn Eine Ehefrau nimmt und will, daß es ein Recht sein soll, dem gesegne der Teufel das Bad im Abgrund der Höllen." Dies die letzte Aeußerung, zu welcher Luther sich durch Philipps Ehehandel veranlaßt sah. Von da an ist wenigstens der öffentliche Lärm über denselben zur Ruhe gekommen.[1])

Zweites Kapitel.

Verhandlungen in Worms und in Regensburg 1541.

Die nach Worms ausgeschriebene Versammlung, zu welcher aus Wittenberg Melanchthon und Cruciger entsendet wurden, verlief ebenso fruchtlos wie die in Hagenau.

Dem Gespräch, das dort endlich gehalten werden sollte, gingen wieder lange Vorverhandlungen voran. Die Stellung der Evangelischen war günstiger als bei allen Verhandlungen des Reichs, seit der Speierer Reichstag vom Jahre 1526 ihnen freie Hand gegeben und sodann der andere vom Jahre 1529 ihren Protest hervorgerufen hatte. Unter den Kurfürsten war der Pfälzer mit dem Brandenburger schon vor dritthalb Jahren in Frankfurt für eine wohlwollende Vermittlung mit ihnen thätig gewesen und blieb so gegen sie gesinnt, wenn nicht geradezu ihrer Sache zugeneigt. Joachim von Brandenburg enthielt sich, während er thatsächlich ihrem Bekenntniß beigetreten war, zwar des Eintritts in ihren Bund, hatte aber noch um so mehr Gunst und Einfluß beim Kaiser und bei denjenigen, noch zur altkirchlichen Majorität sich haltenden Reichsgliedern, welche zu einer Versöhnung geneigt waren. In Betreff der geistlichen Kurfürsten von Köln und Trier sprach Butzer von Worms aus gegen Luther die Erwartung aus, daß sie gemeinsam mit jenen beiden leicht die Rathschläge der Bösgesinnten zu nichte machen werden; ja der Kölner Erzbischof hegte bereits sehr ernstliche Pläne zu einer evangelischen Reformation seiner Diözese. Desto mehr bemühte sich der päpstliche Gesandte Morone, eine Besprechung über die dogmatischen und kirchlichen Fragen entweder ganz zu hintertreiben oder wenigstens nur unter Formen zu Stande kommen zu lassen, bei welchem solche Glieder der bisherigen Majorität jetzt nicht für eine dem römischen Standpunkt widerstreitende Entscheidung den Ausschlag geben könnten. Nach den Berichten, welche Luther von jenen beiden Wittenbergern erhielt, konnte es bald scheinen, als ob die Päpstlichen eine eingehende Disputation vermeiden würden, damit ihre Autoritäten nicht gefährliche Stöße auf derselben bekämen, bald als ob doch hartnäckige Kämpfe zu erwarten wären, die Schuld einer schließlichen Resultatlosigkeit aber den Evangelischen sollte zugeschoben werden. Der kaiserliche Gesandte Granvella eröffnete die Ver-

sammlung der Stände mit einer Rede, in welcher er, nach beiden Seiten hin vorsichtig, zum Frieden ermahnte und gab, wie Cruciger Luthern meldete, den Protestanten, welche doch in derselben sich beschuldigt zu finden glaubten, sogleich beruhigende, versöhnliche Erklärungen. Aber sie wurden dann aufgefordert, für das beabsichtigte Gespräch „christliche und erhebliche" d. h. haltbare und annehmbare Artikel zu stellen, also, wie wenigstens sie es auffaßten, Artikel, bei welchen sie auf etwas den Gegnern Unannehmbares im Voraus verzichten müßten; ferner sollte den Theilnehmern am Gespräch strenges Stillschweigen über dasselbe, außer ihren Fürsten gegenüber, eidlich auferlegt werden. Zugleich wurde eben jetzt ein Edikt bekannt, durch welches der Kaiser im September für die Niederlande die Ketzerei und die Verbreitung und den Besitz ketzerischer Bücher, wie Luthers, Melanchthons, Bugenhagens u. s. w. aufs Neue bei Todesstrafe verbot.

Luther freute sich vor Allem darüber, daß, wie er hörte, die Evangelischen in Worms unter sich einmüthig zusammenhielten, obgleich die Gegner sie gern wieder entzweit hätten. Einen Augenblick hoffte er sogar, daß wider all sein bisheriges Erwarten der Kaiser die stattliche Wormser Versammlung thatsächlich zu einem Nationalconcil, ohne den Namen eines Concils und ohne päpstliche Autorität, wolle werden lassen: da wollte er selbst Alles, was in ihrer Macht und nicht in der Macht Gottes allein sei, dem Kaiser und Jedermann des Friedens wegen gern zugeben. Allein gleich darauf, nach Empfang weiterer Nachrichten, vermag er von Karl und Ferdinand, an deren Händen unschuldiges Blut klebe, nichts Gutes mehr zu hoffen und vermuthet wieder heimtückisches Spiel bei ihnen. Jenes Edikt wollte er mit Glossen herausgeben, wovon er jedoch wieder abstand, weil es gar zu unfläthig sei, als daß er sich dadurch anfechten lassen sollte. Auch jetzt aber behielt er guten, ruhigen Muth und zwar gerade auch auf jene Meldungen Crucigers hin: denn auf Seiten der Gegner sei ja nur Thorheit und Trug.

Am 14. Januar 1541 nahm das Gespräch doch, und zwar ohne die vorerwähnten Bedingungen seinen Anfang — zwischen Eck und Melanchthon als den Hauptvertretern der beiden Parteien. Aber schon nach vier Tagen, noch ehe Luther über dasselbe sich zu äußern Gelegenheit erhielt, wurde es durch ein kaiserliches Schreiben wieder abgebrochen. Der Grund dazu war kein anderer als die oben bezeichneten, auf päpstlicher Seite obwaltenden Befürchtungen.[1])

Dennoch war das Gespräch, welches Versöhnung hätte bringen sollen, auch jetzt in der That nur aufgeschoben. Bedurfte doch der Kaiser fortwährend einer Beihilfe gegen die Türken, welche ihm der Papst nicht gewährte und welche er von den deutschen Reichsständen nur im Fall innern Friedens erwarten durfte. Nicht minder mußte er sich hüten, dem lauern-

den König Franz wieder Anlaß zu einem Bunde mit den deutschen Protestanten zu geben. Und wer dürfte bezweifeln, daß Karl V. auch abgesehen von solchen Motiven genug Einsicht in die Bedürfnisse seines Reiches und der Kirche und auch genug persönliches und kirchliches Interesse besaß, um endlich mit allem Ernst für die Fragen, deren Lösung durch Gewalt nicht möglich war, eine friedliche Vermittlung zu suchen, ja auch durch das Widerstreben des Papstes sich nicht mehr aufhalten zu lassen? Auf einem förmlichen Reichstag, den er nach Regensburg ausschrieb, sollte der Versuch fortgesetzt werden. Dazu erschien er jetzt in eigener Person, und zwar schon am 23. Februar, während die andern Fürsten und Gesandten erst im März und Anfang Aprils sich einfanden. Auch für eine Basis, auf welcher die Religionsverhandlungen mit besserem Erfolg als bisher geführt werden könnten, war inzwischen gesorgt worden. Es war über die Glaubensfragen eine längere vermittelnde Schrift entworfen worden — ohne Zweifel hauptsächlich durch den katholischen Theologen Gropper, Rath des Erzbischofs von Köln, an dessen reformatorischen Plänen derselbe schon bisher Theil nahm, unter Mitwissen und Mitwirken des Butzer, der hiebei den Wünschen des Landgrafen Philipp nachkam, und des Gerhard von Veltwick, Sekretärs Granvellas. Wahrscheinlich hatten diese Männer schon in Worms darüber sich mit einander besprochen. Es war ganz jener bisherigen Stellung des Kurfürsten Joachim gemäß, daß die Schrift im Voraus auch ihm mitgetheilt wurde. Er schickte sie als ein ihm insgeheim anvertrautes Werk „gutherziger, gottesfürchtiger und gelehrter Leute" des anderen Theiles an Luther, damit dieser sie besichtige und zusehe, wie man über weitere Erklärung und Reinigung der hier gestellten Artikel in ein Gespräch mit recht gottesfürchtigen Leuten des andern Theiles sich einlassen möge. Wir kennen die Schrift nur in derjenigen Gestalt, welche sie hatte, nachdem sie auch durch die Hände des Kaisers und seiner Räthe gegangen war. Im Wesentlichen aber war ihr Charakter ohne Zweifel schon dort ebenderselbe wie hier. Bei ihren Aussagen über die Sünde und Heilsbedürftigkeit des Menschen und über die Bedingungen, unter welchen ihm Gottes Gnade das Heil schenke, drang in starkem Gegensatz zu derjenigen scholastischen Theologie, welche die Reformatoren Anfangs zu bekämpfen hatten, jetzt eine Auffassung durch, bei der sich fragen konnte, ob sie nicht von der evangelischen nur in der Schärfe des Ausdrucks noch abweiche, ja welche in wichtigen Punkten auch wegen des Ausdruckes von den Evangelischen nicht mehr beanstandet werden mußte. Bei den Hauptsätzen des bisherigen Kirchenthums über die Messe, das Abendmahl und die Kirche selbst war vom katholischen Dogma und den Ansprüchen jenes Kirchenthums zwar Nichts aufgegeben, aber theils wurde über die den Gegnern anstößigsten Punkte und Prinzipien, wie

über die infallible Autorität der kirchlichen Hierarchie, geschwiegen, theils dem bisher Anstößigen, wie namentlich dem Meßopfer, eine möglichst plausible Darstellung und Deutung gegeben. Die Schrift mochte den versöhnlich gestimmten Gliedern beider Theile zum Bewußtsein bringen, wie bei ihnen trotz der Differenzen, welche bei der Auffassung der von ihr ausgesprochenen Sätze und bei der Beantwortung der von ihr verhüllten Fragen noch obwalten mußten, doch so viel gemeinsam Christliches vorhanden sei, daß sie gegenseitig innerhalb des Einen Volkes und Reiches sich dulden könnten und sollten; sie war die Frucht eines auf katholischer Seite erwachten, versöhnlichen und gewiß nicht bloß auf schlechte äußerliche Vermittlung bedachten, sondern religiös weiter strebenden Geistes, der bisher noch niemals so zum Worte gekommen, der namentlich jenen Confutatoren des Augsburger Bekenntnisses auf dem Reichstag des Jahrs 1530 ganz fremd gewesen war. Doch sollte auf diesem Weg auch die Wiederherstellung Einer kirchlichen Gemeinschaft möglich werden, für welche eben jene Fragen doch die tiefgreifendste praktische Bedeutung hatten? und konnte der wohlabgemessene Ausdruck jener Sätze wirklich auch denjenigen römischen Theologen gegenüber zum Frieden führen, welche, wie z. B. ein Eck, nach ihren bisherigen Kundgebungen in der protestantischen Auffassung derselben fort und fort nur eine grobe Ketzerei sehen konnten? sollte, wenn sie so weiter stritten, ihnen oder etwa den Protestanten der Mund verschlossen werden? Immerhin aber war der Moment, welcher mit diesem Vermittlungsversuch und mit dem Regensburger Reichstag eintrat, der wichtigste im innern Verhältniß der beiden Religionsparteien zu einander, den Luther erlebt und für welchen er seinen gewichtigen Rath gegeben hat.

Luther konnte, so wie er die Gegner kannte, auch zu den jetzt vorbereiteten Verhandlungen kein Vertrauen fassen. Dem Kurfürsten Joachim gab er eine freundliche Antwort, indem er anerkannte, daß die Verfasser jener Schrift, wer sie auch sein möchten, es sehr gut meinten, erklärte jedoch die hier gemachten Vorschläge für unmöglich, da einerseits Papst, Bischöfe, Domherrn u. s. w. nimmermehr auf sie eingehen, andererseits viele Stücke darin auch für die Evangelischen nicht annehmbar sein werden. In Betreff einer Sendung nach Regensburg beantragte er sogar bei Johann Friedrich, daß Melanchthon und Cruciger damit verschont werden möchten. Melanchthons eigener Wunsch stimmte damit ganz zusammen: denn er erwartete von solchen Verhandlungen nach seinen bisherigen Erfahrungen nur noch gefährliche Ränke und sophistischen Trug, hegte auch Argwohn gegen den Landgrafen Philipp, daß namentlich dieser jetzt theils aus Furcht, theils vermöge einer schlimmen, alcibiadesartigen Geistesart zu dergleichen Anschlägen geneigt sei. Der Fürst fand, um nicht in ein böses Licht beim Kaiser zu gerathen, jene Sendung doch uner-

läßlich, und Luther verwandte sich jetzt bei ihm auch dafür, daß dem Wittenberger Juristen Kling gestattet werde, mit Joachim, dessen Wunsche gemäß, nach Regensburg zu gehen, damit der gute Wille zwischen den beiden Kurfürsten gefördert werde. Johann Friedrich hielt sich übrigens persönlich vom Reichstag fern und theilte nur zu sehr jenen Verdacht gegen Philipp, den bisherigen Hauptbundesgenossen. So unternahm Melanchthon die Reise. Unterwegs traf ihn noch ein böser Zufall: sein Wagen fiel um und er wurde schwer an der rechten Hand verletzt. Am 4. April, dem Tag vor der feierlichen Eröffnung der Reichsversammlung schrieb er höchst beklommen an Luther; er möchte, sagt er, viel lieber bei ihm verweilen als (er spricht dies in griechischen Worten aus) bei „jenen Ungethümen, welche den Regentennamen tragen". Die folgenden Wochen verstrichen wieder unter Vorverhandlungen über das Religionsgespräch, von denen Melanchthon und Cruciger treulich an Luther berichteten.[1])

Dieser, welcher so damals wieder seiner vollen Spannkraft bedurfte, hatte eben jetzt wieder mit anhaltender und schmerzlicher Krankheit zu kämpfen. Nachdem er schon den Winter über von heftigen katarrhalischen Beschwerden heimgesucht war, zog sich das Leiden nach dem Kopfe. Ein Geschwür im Ohr machte ihm am 10. April Schmerzen, welche ihm Thränen auspreßten und ihm ans Leben zu greifen schienen. Es entlud sich, quälte ihn aber dabei noch wochenlang. Den Tischreden zufolge hielt es ihn vierzehn Tage hindurch von Essen und Schlafen ab, so daß er, wie er sagt, jetzt recht das Psalmwort verstehen lernte: „Ich harre des Herrn von einer Morgenwache zur andern." Sein Fürst schickte ihm wieder den eigenen Leibarzt zu Hilfe. Noch am 22. Mai fühlte er sich so schwach, daß er nicht eine Stunde lang angestrengt lesen oder schreiben könne. Noch am 25. Juni berichtete er dem Melanchthon: er fange jetzt wieder zu hören an, doch versage ihm zeitweise noch immer sein erstorbenes Ohr den Dienst und der Fluß im Kopf oder das Fließen aus dem Kopf belästige ihn. — Dennoch ist der Zusprache, welche er während dieser ganzen Zeit nach Regensburg richtete, eine Schwächung nicht anzumerken.[2])

Zu Anfang Aprils legte ihm der Kurfürst durch Brück bedenkliche Vorschläge vor, die jetzt in der That der Landgraf in Gemeinschaft mit Butzer versuchen wollte. Darüber äußert er sich entschieden und zornig: man wolle einen neuen Lappen auf einen alten Rock machen, Mücken seien und Kameele verschlucken; „der Landgraf hat uns, meine ich, genug gezogen in seiner Sache, er soll mich nicht mehr ziehen; eher wollte ich die Sache wieder zu mir nehmen und allein, wie im Anfang, stehen." — Für den geängsteten Melanchthon aber hat er wieder den unwandelbaren festen Trost: „Ob mich auch Deine gebrochene Hand jammert, glaube ich doch

weder deinen noch meinen Vorbedeutungen; unsere Sache wird nicht vom Zufall regiert, sondern von einem sicheren Rathschlag, nicht dem unsrigen, sondern Gottes allein; das Wort läuft, das Gebet ist brünstig, die Hoffnung duldet, der Glaube überwindet, also daß wirs mit Händen greifen müssen und, so wir nicht Fleisch wären, schlafen und feiern könnten, eingedenk des Wortes bei Mose: »Ihr sollt stille sein, der Herr streitet für euch«." So schreibt er unter jenen körperlichen Schmerzen am 12. April. Als ihm Melanchthon den Beginn der Reichsverhandlungen gemeldet hat, wünscht er, daß Gott ihnen glücklichen Fortgang gebe, während freilich menschlicherweise nach so vielen Täuschungen Nichts zu hoffen wäre. Dann erhielt er durch Cruciger einen klagenden Bericht, daß die Gegner für die zu besprechenden Artikel eine Reihenfolge forderten, in welcher der wichtigste von der Glaubensrechtfertigung zuletzt, die vom Abendmahl, der Kirchengewalt, den Messen, den Mönchsgelübden u. s. w. zuerst gestellt seien: sie begehrten es ohne Zweifel um deswillen, weil sie bei jenem ihren Standpunkt nicht mehr durchsetzen zu können fürchteten und dagegen bei diesen den Ausgleichsversuch bereits zum Scheitern zu bringen hofften. Luther antwortet: ob der Teufel sich auch wenden und drehen und ein siebenfacher Proteus sein möge, die Wahrheit halte ihn dennoch besiegt und überwunden; übrigens möge Amsdorf (gleichfalls in Regensburg) diesen Artikeln auch noch einen über die unbefleckte Empfängniß Mariä, die Rosenkränze, die Doktorenringlein u. s. w. beifügen. Zugleich aber freut er sich über eine Ansprache des Kaisers an die Theologen beider Theile, daß sie Gott allein vor Augen haben und die Wahrheit zum Besten der Kirche und des Staates suchen sollten. Am 27. April begann endlich das Gespräch. Ueber den Anfang äußerte Melanchthon, die Sprecher aufführend, gegen Luther: sie, die Evangelischen, wären bald diese ganze Last los, wenn Eck in seiner Weise kämpfen und nicht durch die andern Sprecher seines Theils in Schranken gehalten würde; so suche derselbe eben jetzt in Betreff der Rechtfertigungslehre Schlupfwinkel in den Ausdrücken. Zugleich vernahm Luther, daß der Kaiser jenes Buch, das ihm einst Kurfürst Joachim anvertraut hatte, beim Gespräch zu Grunde zu legen befohlen habe. Darauf nun schrieb er an Melanchthon mit Bezug auf dessen Brief: er sehe, wie sehr derselbe die falschen Ecke hasse, deren Trügerei Gott zu Schanden machen möge. Mit Bezug auf das Buch: wenn der Kaiser wirklich dieses den Theilnehmern des Gesprächs übergeben habe, so sei hiemit offenbar, daß die ganze Verhandlung nur dazu dienen solle, die alten Götzen zu schminken und beizubehalten; denn dasselbe wolle ja allen bisherigen Lehren der Papisten nur einen erträglichen Sinn unterschieben; auch das Beste sei darin zweideutig und zweifelhaft; wenn feststehe, daß jene Lehre mit ihrem bösen Sinne den Seelen unendlichen

Schaden gethan haben und noch thun, so dürfe man sie jetzt nicht mit einer günstigen Deutung herausputzen lassen, sondern müsse sie, die so leicht wieder in ihren vorigen Mißbrauch eingesetzt würden, ganz und gründlich abthun; doch Melanchthon sei nicht der Mann, der erst von ihm Belehrung bedürfte („sed quid ego sus Minervam?“); er wünsche, die Freunde möchten nächster Tage wohlbehalten aus Regensburg heimkehren. So ist er jetzt anders als in jener Antwort an Joachim mit seiner ganzen Meinung über das Buch herausgerückt. Aber es war ja auch etwas Anderes, diesen von seiner guten Hoffnung auf einen Erfolg des Buches abzubringen, wozu das dort Gesagte genügen konnte, ohne daß der Fürst in seinem wohlgemeinten Streben verletzt wurde; etwas Anderes, dem Buche dann entgegen zu treten, wenn wirklich jener Gebrauch von ihm gemacht und selbst die Theologie eines Eck damit versöhnt werden sollte. Dem Gespräche, das auf einer solchen Basis ruhte, hatte Luther, so viel an ihm war, hiemit schon beim Beginn ein Endurtheil gesprochen.[1])

Doch inzwischen eröffneten die Anfänge des Colloquiums Aussichten, dergleichen im ganzen bisherigen Verlauf der Reformation noch keine aufgetaucht waren.

Die Collocutoren waren dazu vom Kaiser selbst so günstig wie möglich gewählt: unter den dreien des katholischen Theils durfte zwar Eck, der bisherige Hauptkämpfer, nicht fehlen; aber neben ihm stand der gemäßigte, friedlich gesinnte Theolog Julius Pflug und jener Gropper. Die drei evangelischen waren Melanchthon, Butzer und der mit Melanchthon fest zusammenhaltende hessische Prediger Pistorius. Ferner war diesmal vom Papst als Legat der Cardinal Contarini geschickt worden, der vornehmste Vertreter einer jetzt auch in Italien auflebenden Richtung, die nicht bloß mit Bezug auf äußerliche Mißbräuche, auch nicht bloß mit den Motiven und in der Weise eines Erasmus, sondern von tief religiösem Grunde aus eine Neugeburt der Kirche, freilich unter den bisherigen hierarchischen Ordnungen, erstrebte. Er war ein bedeutenderer und tieferer Charakter auch als Gropper. Dieser und Pflug lehnten sich an seinen Rath. Die evangelischen Gesandten scheinen übrigens, indem er in Regensburg mit seinen religiösen Ueberzeugungen in Betreff des Heilsweges nicht persönlich hervortrat, mit seiner Eigenthümlichkeit wenig bekannt und Luther gar nicht darauf aufmerksam gemacht worden zu sein.

Die Artikel, mit welchen das Gespräch begann, waren nicht jene, welche von den „Papisten“ als erste vorgeschlagen waren, sondern — nach dem vom Kaiser vorgelegten Buche — die vom ursprünglichen Zustand des Menschen, vom freien Willen, von der Ursache der Sünde und von der Erbsünde. Ueberraschend schnell vereinigte man sich über die darauf bezüglichen Sätze, wenn gleich Melanchthon wohl bemerkte, daß sie auch

noch in einem nicht richtigen Sinn verstanden werden könnten. Der Artikel von der Rechtfertigung, an welchem den Evangelischen für die Reinheit der Lehre und das Heil der Seelen Alles gelegen war, wurde von beiden Seiten in der Gestalt, in welcher er dort vorlag, unzulässig befunden, eine Fassung Melanchthons von der andern Seite abgelehnt. Dennoch wurde nach scharfem Disput und trotz Ecks Widerstreben am 3. Mai auch darüber eine Formel vereinbart. Sie bezeichnet den höchsten Punkt, zu welchem überhaupt je der Einigungsversuch zwischen den beiden Confessionen gediehen ist. In ihren weitläufigen, bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin sich wendenden Auseinandersetzungen gibt sie sich recht deutlich eben als Frucht eines Compromisses zu erkennen. Es fragt sich, ob sie für den bisherigen Streit überhaupt eine Entscheidung gab, und nach welcher Seite hin. Daß wir „gerechtfertigt werden durch den Glauben allein", das war der Grundstein der den Gegnern so anstößigen reformatorischen Lehre: darnach sollte freilich dieser Glaube vermöge seines Wesens und der Beziehung, in die er uns zu Gott und dem Erlöser setzt, sofort auch in Früchten der Liebe sich wirksam und kräftig erweisen; aber zu dem Behuf, daß wir bei Gott zu Gnaden angenommen seien und vor ihm bestehen, sollten Liebe und Werke nicht mit in Betracht kommen: seien sie doch selbst erst für denjenigen möglich, der schon im Glauben der Versöhnung und Rechtfertigung genieße; in Betracht komme dort nur der Glaube, sofern er ein Ergreifen der göttlichen Barmherzigkeit sei. Jetzt setzten die katholischen Gegner den Glauben nicht mehr so, wie früher, bei Seite. Aber auch jetzt wollten sie nicht ihm an sich die Bedeutung zuerkennen, daß er rechtfertige, sondern ihm nur, sofern werkthätige Liebe mit ihm sich verbinde und ihm selbst die rechte Gestalt gebe: in Wahrheit ist so das, wodurch der Mensch vor Gott als gerecht dastehen soll, eben diese seine eigene Liebe. Die Formel nun sprach aus: der Sünder werde durch lebendigen und thätigen Glauben gerecht vor Gott. Dabei will sie, hierin ganz mit unseren Reformatoren zusammenstimmend, „lebendigen Glauben" diejenige innere, vom heiligen Geist hervorgebrachte Bewegung nennen, in welcher der reuige Sünder die in Christo verheißene Barmherzigkeit ergreife, so daß er in Wahrheit die durch Gottes unverdiente Güte geschenkte Vergebung zu fühlen bekomme und „Abba, lieber Vater" rufe. Sie setzt hiezu bei: dies werde jedoch Keinem zu Theil, ohne daß ihm zugleich auch die Liebe eingegossen und dadurch sein Wille geheilt würde, der nun Gottes Gesetz zu erfüllen beginne; so sei der rechtfertigende Glaube derjenige, welcher durch Liebe thätig sei. Aber sogleich erklärt sie auch wiederum weiter: gerechtfertigt oder Gotte angenehm werden wir durch diesen Glauben insofern, als er die göttliche Barmherzigkeit und Christi Verdienst ergreife, nicht etwa ver-

möge der Würdigkeit oder Vollkommenheit derjenigen Gerechtigkeit, die uns in Christo mitgetheilt sei (d. h. unserer innern, durch Christi Geist in uns gewirkten Rechtschaffenheit). Sie fährt fort: der Gerechtfertigte erhalte und habe allerdings durch Christus eine ihm selbst inwohnende, „inhärirende" Gerechtigkeit, indem er auch innerlich gereinigt und geheiligt werde; aber sie erklärt wieder: nicht auf diese dürfe ein gläubiges Herz vertrauen, sondern allein auf die Gerechtigkeit Christi; so werden wir durch den Glauben gerechtfertigt oder von Gott für gerecht angenommen vermöge des Verdienstes Christi, nicht vermöge eigener Würdigkeit (auf die eigene, mit der Wiedergeburt im Glauben beginnende, im sittlichen Wandel sich kundgebende Rechtbeschaffenheit hat auch Luther den Begriff der Gerechtigkeit ausgedehnt, nur immer so, daß jene eine unvollkommene und befleckte bleibe, mit der wir vor Gott nimmermehr bestehen könnten). Schließlich kommt die Formel auch auf den Ausdruck „durch den Glauben allein" zu reden, indem sie ausspricht: „Diejenigen aber, welche sagen, daß wir durch den Glauben allein gerechtfertigt werden, sollen zugleich die Lehre von der Buße, der Gottesfurcht, dem göttlichen Gericht und den guten Werken treiben, — damit solche Redeweise nicht anders, als zuvor gesagt ist, verstanden werde." Die von uns vorangestellte Frage können wir nach dem Allem nur dahin beantworten: für Jeden, der die Formel unbefangen und ohne künstliche Deutung aufnahm, mußte durch sie der große Glaubens- und Lehrstreit wesentlich zu Gunsten des evangelischen reformatorischen Standpunktes entschieden sein. Und ganz die gleiche Richtung nimmt auch eine Abhandlung Contarinis selbst, welche er in jenem Monat Mai von sich aus verfaßt hat: er hat demnach der Formel (die wohl gar selbst von ihm componirt war) eben in dem bezeichneten Sinne zugestimmt. Eck hatte allen Grund, der Formel zu widerstreben. Wollte er freilich dennoch dem Ergebniß sich fügen, so behielt er sich auch schon eine Deutung derselben nach seinem bisherigen Sinne vor; die Handhabe dafür hatte er in der Bezeichnung des rechtfertigenden Glaubens als eines durch Liebe thätigen, wenn er gleich dieselbe nur im Widerspruch gegen die von der Formel beigesetzten Erklärungen für seinen Zweck gebrauchen konnte. Es war ferner freilich zu erwarten, daß die große Menge der bisherigen Gegner des evangelischen Bekenntnisses den gleichen Versuch wie Eck machen werde. Melanchthons Wunsch war, daß jene Bezeichnung des Glaubens an jenem Ort, wo von der Bedeutung des Glaubens für die Rechtfertigung vor Gott die Rede sei, weggelassen würde.[1])

Als nun die Formel Johann Friedrich durch seine Gesandten überschickt wurde, beherrschte den geradherzigen, gegen fremde Ränke argwöhnischen, in seinem Standpunkt festen und von Herzen eifrigen, durch Umsicht nicht eben ausgezeichneten Fürsten sofort ganz der Eindruck so vieler um-

schweifiger Worte, die dem einfachen evangelischen Bekenntniß fremd seien; dieses faßte sich ihm kurzweg zusammen in dem Ausdruck „durch Glauben allein"; in der Formel fand er, daß der letzte Punkt — in Betreff derjenigen, welche also reden — durch ein „aber" adversativ gegen das Vorige gesetzt sei, daß also die Gegner das „allein" nicht gemeint, sondern in Wahrheit vielmehr angefochten haben wollen. Er schickte sogleich einen reitenden Boten mit dem Schriftstück an Luther, sprach ihm seine Sorge aus über den Betrug und die Gefährdung, die seines Erachtens dahinter stecke, und sein Befremden über Melanchthons Nachgiebigkeit, und begehrte ein möglichst schleuniges Gutachten. Beruhigend war für ihn noch, daß die evangelischen Gesandten sich ausbedungen hatten, der vereinbarte Artikel solle nicht gelten, wenn nicht auch über die noch streitigen ein Vergleich zu Stande käme. Luther antwortete am 10. oder 11. Mai. Er gab dem Kurfürsten Recht, daß „die Note der Vergleichung ein weitläufig und geflickt Ding sei", — zusammengeflickt, wie er meinte, aus dem von Melanchthon aufgestellten Satz, daß wir allein durch den Glauben gerecht werden, und dem von den Gegnern beigebrachten, daß (nach Gal. 5, 6) der Glaube durch die Liebe thätig sei. Seine Aeußerung ist indessen der des Fürsten gegenüber sehr ruhig. Er wirft der Formel bei solchem Ursprung nicht vor, daß sie die Wahrheit abweisen wolle, sondern nur, daß auch bei ihr die alten Widersacher, namentlich ein Eck, wieder Recht zu haben sich rühmen werden. Dabei sieht er voraus, daß die Falschheit der Gegner gleich bei den noch rückständigen Artikeln an den Tag kommen werde. Dann, sagt er, „werden wir doch wiederum müssen zu unserer ersten und rechten Form kommen, — welche ist diese (Röm. 3, 28): ‚»wir halten, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben, ohne Werke des Gesetzes«' (er fand hier also nicht einmal nöthig, das „allein" auszudrücken). Das ist unsere Notel und Form; dabei bleiben wir, die ist kurz und klar; dawider mag stürmen Teufel, Eck u. s. w."; — jener Spruch Gal. 5, 6 rede nicht vom Gerechtwerden, sondern vom Leben der Gerechten, d. h. der durch den Glauben schon Gerechtgewordenen oder Gerechtfertigten. Wegen Melanchthons und der Andern in Regensburg bat er den Kurfürsten, ja nicht zu hart ihnen zu schreiben, damit jener sich nicht abermals zu Tod grämе; denn sie haben ja die liebe Confession sich vorbehalten und seien darin noch rein und fest geblieben.[1])

Betrachtet man die Regensburger Formel für sich, vergleicht sie mit denjenigen Anschauungen und theologischen Sätzen, gegen welche die Reformation ursprünglich aufgetreten ist, und erwägt, wie groß der Schritt bis zu jener hin für katholische Theologen war, so möchte man staunen darüber, wie wenig Luther von der Bedeutung eines solchen Moments ergriffen war. Er aber hatte auf der andern Seite, auf der man so weit

sich herbeigelassen hatte, eben immer Männer wie Eck vor Augen, die den Schritt nimmermehr in erfreulichem Sinne gethan haben konnten, hatte von andern Männern, die wirklich in ihrer innern religiösen Ueberzeugung so weit fortgeschritten waren, nur wenig oder gar keine Kenntniß und hätte, wenn er sie gekannt hätte, in ihnen ohne Zweifel nur vereinzelte und noch unsichere Ausnahmen von der großen Masse der Gegenpartei gesehen. Ein richtiges Urtheil darüber, wie viel mit jener Vereinbarung erreicht sei, mußte jedenfalls von dem Erfolg der weiteren Verhandlungen abhängen. Wenn bei den noch rückständigen Artikeln über Kirche, Kirchengewalt, Messe u. s. w., bei welchen Luther mit Sicherheit ein neues, offenes Hervorbrechen der vorhandenen Kluft voraussehen zu müssen meinte, vielmehr der evangelische Standpunkt so weit, wie dort, durchdrang, dann war die in Regensburg gefallene Entscheidung so klar und fest, daß ihr gegenüber die antievangelischen Grundlehren nur noch mit groben, offenkundigen, leicht zu bekämpfenden Kunstgriffen eine fortwährende Geltung für sich in Anspruch nehmen konnten. Ja Melanchthon und Cruciger hofften, daß es dann nicht schwer halten würde, auch jene Sätze über die Rechtfertigung noch zu verbessern.[1])

Allein jene Erwartung Luthers ging, schon während er seinen Brief schrieb, in volle Erfüllung. Zu jenen Artikeln weiter schreitend, stieß das Gespräch sofort auf unversöhnbare Gegensätze. Bei den Sätzen über die Kirche, für deren Autorität das vorgelegte Buch noch mit unbestimmteren Ausdrücken Anerkennung gefordert hatte, bestanden die katholischen Theologen jetzt darauf, daß die legitime Repräsentation der Kirche, nämlich die Concilien, nicht irren können. Sie duldeten nicht, daß dem Papstthum evangelischerseits etwa ein menschliches Recht zugestanden, das göttliche Recht aber bestritten werde. Den Sätzen des Buches über die wahre Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl wurde erst in Regensburg noch die ausdrückliche Erklärung beigefügt, daß Brod und Wein verwandelt werde; weiter sollten die Evangelischen hiemit zugeben, daß die Hostie auch außer dem Abendmahl der Leib Christi bleibe und demgemäß nach Brauch und Vorschrift der Kirche verehrt werden müsse (aus Anlaß der Verhandlung hierüber gab damals Luther dem Fürsten Georg von Anhalt ein Gutachten über die Transsubstantiationslehre.*) Dem Meßopfer wollte jenes Buch eine annehmliche Deutung in der Erklärung geben, daß hier die Kirche den Leib Christi, dessen einmaliges Opfer am Kreuz stete versöhnende Kraft behalte, „Gott dem Vater in frommem Gebet darstelle" und zugleich sich selbst als Christi mystischer, geistlicher Leib Gott darbringe; aber bleiben sollten auch die Privatmessen und hiemit nach evangelischer Ueberzeugung die Verkehrung der eigenen Stiftung Christi, der seinen Leib im Sakrament wesentlich zum Genuß für die Gläubigen und die Gemeinde

gegeben hat. Hier kannten auch ein Gropper und Pflug und der hinter ihnen stehende Contarini kein Nachgeben mehr.

Es ist irrig, wenn Neuere die Gegenstände der ersten Artikel, über welche man sich geeinigt hatte, im Unterschied von den späteren, bei welchen es nicht gelang, als „spekulative" Fragen und Formeln bezeichnet haben. Es war eine Frage des Lebens, um die sichs beim Streit über die Rechtfertigung handelte, — die Frage „was muß ich thun, daß ich selig werde?" Andererseits hingen bei den folgenden Artikeln auch die praktischen Fragen mit den höchsten theoretischen Prinzipien zusammen. Das Gemeinsame aber, was nun bei diesen allen und dagegen noch nicht so bei den ersten Artikeln in Betracht kam und was jedem Ausgleich widerstrebte, war in praktischer und theoretischer Beziehung die Kirche im katholischen Sinne des Wortes. Um sie, d. h. um Fortbestand, Geltung, Autorität und Macht jenes äußeren, hierarchisch organisirten Kirchenthums, das untrüglich über die Wahrheit entscheiden und an welches das Heil der Einzelnen gebunden sein sollte, handelte es sich nicht bloß bei den Fragen über Papstthum und Concilien oder über Beichte und Anderes, worüber gleichfalls gestritten wurde, sondern auch bei der über Sakrament und Messe. Wir kennen die hohe Würde, welche den Priestern ihre Vollmacht gab, den Leib des Herrn zu schaffen und für die Sünden der Welt Gott immer neu darzubringen. Auch solche altkirchlich gesinnte Männer ferner, deren Herz hieran nicht hing, wußten doch, daß eben jene Kirche die Transsubstantiationslehre aufs Nachdrücklichste durch ihre Lehrsatzung, durch die gebotene Anbetung der Hostie, durch ihre Fronleichnamsfeier u. s. w. sanktionirt und bei der Messe eben das Meßopfer zur höchsten und heiligsten kirchlichen Handlung gemacht hatte. Was sollte aus jener Autorität derselben werden, wenn hierin Conzessionen gemacht wurden — Conzessionen, welche vermöge der hieher gehörigen öffentlichen Akte auch allem Volk in die Augen springen mußten? Es verhielt sich anders mit den vorangegangenen Artikeln, auch dem von der Rechtfertigung: mit Bezug auf sie lagen, wenn auch die von den Reformatoren bekämpfte Lehre thatsächlich überall geherrscht hatte, doch keine so ausdrückliche gesetzliche Aussprüche der vorreformatorischen Kirche vor und der Uebergang zu einer anderen Lehrweise ließ sich hier viel leichter ohne eine öffentliche Erschütterung jener Autorität vollziehen. Das Eigenthümliche jener reformatorischen Richtung innerhalb des Katholicismus war, daß sie, während sie nach der einen Seite, nämlich mit Bezug auf die Heilsbedürftigkeit des Menschen und die Grundbedingung für die Aneignung des Heils, zu den evangelischen Ueberzeugungen hin fortschritt, dennoch andererseits, um mit Luther zu reden, auf dem Geschrei „die Kirche, die Kirche", und auf Allem, was hiemit zusammenhing, bestehen zu müssen meinte. Und war denn bei diesem Standpunkt jener Fortschritt in der That halt-

bar und consequenterweise möglich? die Reformatoren waren zu derjenigen Rechtfertigungslehre, welche in der Regensburger Formel durchdrang, nicht im Anschluß an kirchliche Autoritäten, sondern selbständig auf Grund der Schrift gelangt Ja Eck und seine Genossen hatten darin Recht, daß doch auch ihre anerkannten kirchlichen Autoritäten, nämlich die Kirchenväter und der thatsächliche Consens der bisherigen katholischen Kirche, in Wahrheit entgegenstünden. Man hätte evangelischerseits etwa hoffen können, daß ein in der Schrift und innerer Erfahrung tief gegründetes Bewußtsein von jenem Einen Wege des Heils auch fernerhin, wie es einst bei Luther selbst geschehen war, einen bisher noch vorhandenen Bann solcher Autoritäten durchbrechen und ein des Heiles in Christo gewisser Glaube auch einer Vermittlung des Heils durch jenes Kirchenthum und Priesterthum sich nicht mehr bedürftig fühlen werde. Bei jenen katholischen Reformern aber stand die Sache vielmehr so, daß sie bei einem Streit zwischen ihren neuen Ueberzeugungen und ihrem altkirchlichen Standpunkt jene sofort wieder dem Gehorsam gegen die Kirche zu opfern bereit waren.

Auf der andern Seite hielt sich besonders Melanchthon standhaft, indem er alle Hoffnung auf eine Einigung mit solchen Gegnern fahren ließ. Auch Landgraf Philipp übrigens blieb trotz des Anlasses zu Argwohn, den er Anfangs gegeben hatte, dem evangelischen Bekenntniß mit aller Entschiedenheit treu.

So lief denn das Gespräch dahin aus, daß die Evangelischen jenen für sie unannehmbaren Sätzen eigene Artikel entgegenstellten. Dieses Ergebniß wurde dem Kaiser vorgelegt. Der Kaiser wollte dasselbe noch vor die Reichsstände bringen, damit es hier Gegenstand weiterer Verhandlungen werde. Johann Friedrich schrieb auf die Nachricht, daß die evangelischen Theilnehmer des Gesprächs auf ihrem Widerspruch beharrt haben, sogleich an seine Gesandten: hiemit sei hoffentlich das Gespräch definitiv zu Ende; er freue sich, daß hiemit auch die Vereinbarung über die ersten Artikel, namentlich den von der Rechtfertigung wieder zu nichte werde; falls etwa der Kaiser diese doch den Ständen zur Genehmigung vorlegen wollte, sollten seine Gesandten bei den Verbündeten dahin wirken, daß dies abgelehnt und gar nicht erst gewartet würde, ob etwa schon vorher die katholische Partei es ablehnte; er wolle überhaupt, so lang er lebe, von „Vergleichung in der Religion" Nichts mehr hören: wer mit Flickwerk umgehen wolle, solle dahin fahren. Anders äußerte sich Luther noch am 1. Juni gegen den Kurfürsten: indem er eine Fortsetzung des Gespräches noch für möglich hielt, rieth er, sich in dieser Hinsicht dem Kaiser glimpflich zu erzeigen; man müsse „des Kaisers Gemüth aufs Beste verstehen": sein Herz sei in Gottes Hand; freilich sei alle Vorsicht nöthig nach dem Sprüchwort: „das Feld will Augen, der Wald will Ohren haben"; aber der Kaiser gebe ja selbst

zu, daß das Gespräch an sich noch nicht verbindlich sein, sondern die Resultate erst noch der Genehmigung der Fürsten unterliegen sollen; die Gegner selbst wollen dasselbe wohl abreißen; dem Papst thue der Kaiser mit dem Gespräch eine große Schalkheit und es sei auch eine gute Wirkung desselben auf andere Nationen zu hoffen. Eben damals war auch ein Brief des kursächsischen Kanzlers Burkhard aus Regensburg an Brück nach Wittenberg gelangt, worin Jener freudig hervorhob, wie sehr durch die Verhandlungen die Sache der Wahrheit trotz den Pforten der Hölle in helles Licht gebracht werde. [1])

Das Gespräch war jetzt wirklich zu Ende. Aber Mitglieder des Reichstags, vornehmlich Kurfürst Joachim von Brandenburg, machten noch weitere Versuche zu einer Versöhnung. Joachim legte — zunächst den Evangelischen — neue vermittelnde Artikel vor. Ferner erhob sich jetzt bei jenen der Gedanke, daß man, wenn die streitig gebliebenen zehn Artikel sich nicht bereinigen ließen, von Reichs wegen die vereinbarten publiziren, jene dagegen unter gegenseitiger Duldung der beiden Parteien noch dahin gestellt lassen könnte. Der Kaiser selbst schien hiezu geneigt: er schickte deshalb eine Anfrage nach Rom. Und auf der evangelischen Seite sollte hiefür jetzt vor Allem Luther selbst gewonnen werden — er als der selbständige große Theolog und Kirchenmann mit Uebergehung seines Fürsten.

Am 5. Juni wurde Johann Friedrich höchlich überrascht und befremdet durch eine Meldung seiner Gesandten vom 1. des Monats: sie seien so eben vertraulich berichtet worden, daß die Kaiserliche Majestät Etliche, nämlich Fürst Johann von Anhalt, Matthias von der Schulenburg und Alexander Alesius, schleunigst zu Doktor Martinus zu schicken Willens sei, mit dem Befehl, „ihn zu vermögen, in etliche Artikel der Religion, so man bei Philippus (Melanchthon) und den Zugeordneten nicht erhalten mögen, zu bewilligen oder zu toleriren". Augenblicklich schrieb der Kurfürst deshalb an Luther, vor den bösen Anschlägen, die man hier vorhabe, ihn verwarnend. Dieser antwortete umgehends, auch ihm sei gewiß, das hier nur der „höchste und ärgste Unglimpf" der Evangelischen gesucht werde; Näheres über das beabsichtigte Anbringen konnte er noch nicht wissen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Juni trafen die genannten Männer nebst Georg von Anhalt, der nach Kurfürst Joachims Wunsch unterwegs sich ihnen angeschlossen hatte, wirklich in Wittenberg ein und trugen am andern Tag Luthern ihre Werbung vor. Sie erschienen als Abgesandte — nicht des Kaisers, sondern des Kurfürsten und des Markgrafen Georg von Brandenburg. Schulenburg und Alesius, damals Professor in Frankfurt, waren, nach Johann Friedrichs Ausdruck, „Leute" des brandenburger Kurfürsten; die anhaltischen Fürsten kennen wir längst als nahe Verwandte desselben und zugleich als nahe Freunde Luthers. Joachim hatte seinen

Auftrag Männern übergeben, denen Luther nur Gutes zutrauen konnte: Aleſius hegte in der Stille ſogar ſelbſt gegen die Haltung ſeines Fürſten ſchwere Bedenken.

Sie ſtellten Luthern vor, wie die Hauptartikel der Lehre, namentlich der von der Rechtfertigung, im Geſpräch angenommen ſeien: ſo möge denn Luther befördern, daß dieſe heilſame Lehre weiter gebracht und weniger als bisher (bei den Gegnern) verwehrt würde; denn dann ſei zu hoffen, daß die andern Mißbräuche auch noch fallen werden. In Betreff der nicht ausgeglichenen Punkte baten ſie ihn, gute Mittel und Wege anzuzeigen, damit „die ſtreitigen Artikel möchten abgeſchnitten oder je denn gute Maaß getroffen werden"; ſie wünſchten: wenn es je zu einer endlichen Vergleichung nicht käme, möchte er doch dazu mitwirken, „daß gleichwohl die verglichenen Artikel blieben und die andern mit einer bequemen Maaß aufgeſchoben würden".

Luther erwiederte ſogleich mit Beſtimmtheit: die ſtreitigen Artikel könne er ſo wenig als Melanchthon billigen; daß gewiſſe Mißbräuche eine Zeit lang tolerirt würden, könne er zugeben, — ſo wenn Einer aus Schwäche das Abendmahl noch unter Einer Geſtalt nehmen oder dem Beichtvater alle ſeine Sünden aufzählen wolle; was aber die Lehre anbelange, ſo wolle er ſich dieſe rein vorbehalten haben für ſein Predigen und Schreiben; auch dürfte man die Toleranz nicht wie ein Recht und etwas für immer Gültiges hinſtellen; und diejenigen, welche die Wahrheit wiſſen und dennoch Irrthum und Mißbrauch vertheidigen, wolle er verdammt haben. Am folgenden Tag brachte er für die Geſandten, welche ſogleich die Rückreiſe antraten, ſeine Erklärung zu Papier. Inzwiſchen hatte Brück, welchem Aleſius ſogleich eine geheime Mittheilung über dieſes Geſpräch gemacht hatte, darüber ſchleunig an Johann Friedrich berichtet. Dieſer eilte alsbald perſönlich herbei. Nach einer Unterredung mit ihm und Brück änderte Luther noch Einzelnes an ſeiner ſchriftlichen, nunmehr vom 12. Juni datirten Antwort. Er fügte namentlich noch die in ihr enthaltenen ſchärferen Aeußerungen über die verwerflichen Artikel bei und gab ihr den jetzt vorliegenden Abſchluß. Sie beſagte in Betreff der erſten, verglichenen Artikel, von welchen er jedoch bis jetzt nur den über die Rechtfertigung ſelber geleſen habe: eine wirkliche Einigung mit der Gegenpartei ſei unmöglich, ja unmöglich auch für den Kaiſer, ſofern, ob es dieſer gleich ernſt und gut meine, es doch jenem Theil nicht Ernſt ſei; auch habe er ſelbſt einzuwenden, daß dort noch der freie Wille eingeführt und ungehöriger Weiſe von dem „durch Liebe thätigen" Glauben geredet werde. In Betreff der andern Artikel erklärte er: er habe ſie nicht alle geſehen, wohl aber die evangeliſcherſeits ihnen entgegen geſtellten; dieſe ſeien die Wahrheit, in jenen dagegen ſeien ſolche, welche klar gegen das erſte Gebot ſtreiten und in welchen man da-

her weder disputiren noch Etwas dulden könne. Auf der gegnerischen Seite sei bei den Obrigkeiten und den Trägern des kirchlichen Amtes nicht bloße Schwäche, sondern lauter vorsätzliche Tyrannei; da sei Toleranz vor Gott nicht zu entschuldigen; jene möchten sonst in ewiger Toleranz verharren, solche Artikel für recht vertheidigen und auch ihre schon in der Wahrheit unterrichteten Unterthanen in solchen Artikeln gefangen halten; sie also wolle er, wie er schon mündlich gesagt, verdammt haben, weil sie den Irrthum wissen und doch vertheidigen. Geduld tragen wolle er indessen mit den Schwachen unter ihren Leuten, die Gottes Wort bisher nicht gehört hätten, mit Bezug auf den Empfang des Sakraments unter Einer Gestalt und auf die Beichte; und für diese sei ein Starkwerden nur möglich, wenn ihnen die ersten Hauptartikel, besonders der von der Rechtfertigung, richtig und klar geprebigt würden. Dann fährt er fort: wenn nun der Kaiser ausschriebe, daß eben diese Artikel rein und klar geprebigt werden sollten, so würden sie den zehn andern ihr Gift nehmen, ja die andern müßten dann, wie es in den evangelischen Kirchen gegangen sei, von selbst fallen; würden sie freilich nicht rein gelehrt und nicht solche Prediger, welche sie also lehrten, beim andern Theil aufgestellt, so würde die Toleranz, wie vorhin gesagt, zu einer ewigen Härte gerathen, das schwache Volk dort nimmermehr stark werden und darum keine christliche Einigung zwischen beiden Theilen erfolgen können. So schließt dann Luther sein Gutachten hiemit: „Aber wenn die vier [ersten] Artikel rein zu predigen zugelassen würden, so könnte Kaiserl. Majestät in ihrem Ausschreiben der zehn Artikel halber wohl einen bequemen Anhang machen, nämlich: wiewohl ihre Majestät dieselben diesmal nicht hätten zur Vergleichung bringen können, so wäre doch zu verhoffen, wenn die ersten vier rein geprebigt und vom andern Theil zugelassen würden, daß die Vergleichung der zehn aus dem klaren Bericht der vier und derselben Applikation durch die Prebigt sich selbst auch bald vergleichen würden; wo aber die vier Artikel rein zu predigen auf dem andern Theil nicht wollten zugelassen werden, so wäre es dann öffentlich, daß sie zu keiner rechtschaffenen Vergleichung Lust hatten: da könnte keine Toleranz statthaben.“ [1])

Das war Luthers Meinung zu dem letzten Versuch, der in Regensburg gemacht wurde. Ihr Sinn ist deutlich, wenn auch sein Schreiben in Folge der Aenderungen und Einschiebsel, die der Entwurf erlitt, der Form nach theilweise schwerfällig und minder klar geworden ist. Er gesteht eine Duldung zu, ja wollte sie ohne Zweifel noch in größerem Umfang, als er ausgesprochen hat, stillschweigend bis auf Weiteres zulassen: auch mit Bezug auf andere, in den zehn Artikeln genannte, an sich verwerfliche Bräuche, sofern sie der Schwachen wegen noch nicht überall abgethan werden sollten und bis dahin wenigstens in erträglicher Weise gedeutet werden konnten.

Aber weit entfernt ist er davon, sich eine Toleranzverordnung gefallen zu lassen, die ihm und andern Männern des Evangeliums verwehrt hätte, wie bisher mit freiem Wort gegen die römisch kirchliche Lehre von allen diesen Dingen zu zeugen, ferner alle diejenigen Prediger des anderen Theiles anzugreifen, welche die ersten Artikel nicht „rein und klar", in dem Sinn in dem er es meinte, predigen würden. Damit verträgt sich dann auch ganz gut, was er nachher weiter gegen Melanchthon und seinen Kurfürsten, in voller Uebereinstimmung mit diesen beiden, äußerte. Das Regensburger Buch durften die Evangelischen erst jetzt in der Gestalt, in welcher es dort vorgelegt war, abschreiben. Als es ihm so mitgetheilt wurde, erkannte er darin wirklich dasjenige, welches einst Kurfürst Joachim ihm geschickt habe, urtheilte aber jetzt, daß hier eitel Schein und Falschheit sei, ohne darnach fragen zu wollen, was der Verfasser damit gesucht oder der Kaiser gemeint habe. Zu den Verhandlungen, welche der Kaiser mit den Reichsständen noch vornahm, hatte er gar kein Vertrauen: auch in seinem Gutachten war ja keineswegs eine Hoffnung ausgesprochen, daß die Gegenpartei für die zu einem Vergleich unerläßlichen Bedingungen gewonnen werden könnte. Für die Theologen fand er in Regensburg Nichts mehr zu thun: seit Mitte Junis beantragte er bei seinem Fürsten die Heimberufung Melanchthons und Crucigers. [1])

Seine Antwort hatten jene Abgesandten mit Freuden aufgenommen. Er dagegen meinte hiezu, sie verstehen weder die Absicht ihrer Sender, noch die von ihm gegebene Antwort. Jenes ist begreiflich, und auch dieses wird richtig sein. An und für sich war ja die Herstellung eines Verhältnisses, wie Luther es zugeben wollte, denkbar und jene mochten sich dessen freuen. An und für sich war denkbar, daß auch ein solcher Beherrscher Deutschlands, der die „reine" Predigt der vereinbarten Artikel nicht eben in Luthers Sinne verstand, dieselben doch publizirt und es dabei einem freien Kampf der Geister und des Wortes überlassen hätte, den wahren Sinn der Artikel und von hier aus auch die richtige Consequenz in Betreff der bis jetzt noch ganz streitigen Fragen durchzusetzen. Luther hätte sich dies ohne Zweifel aufrichtig gefallen lassen. Aber eine Duldung solcher Art — und auf eine andere führte Luthers Erklärung nicht — war sicher nicht Kaiser Karls Meinung, wenn er dem Gedanken an Toleranz Raum gab; er wollte jedenfalls nur einen solchen Vergleich, der den innern Streit und namentlich die Angriffe der Evangelischen gegen die katholisch kirchlichen Lehren und Satzungen bis auf die künftige definitive Feststellung zur Ruhe brächte; Johann Friedrich hatte Recht, wenn er (in einem Schreiben an seine Gesandten vom 2. Juni) die noch vorhandene Absicht eines Vergleichs so auffaßte, als ob man bis zu fernerer Handlung so weit vereinigt sein sollte, „daß kein Theil wider den andern des Glaubens halber ferner schreiben

oder sonst anrühren sollte". Auch Kurfürst Joachim fand in Luthers Antwort schwerlich Rath und Mittel, die streitigen Artikel „mit einer bequemen Maaße aufzuschieben". Was war vollends von denjenigen Reichsständen zu erwarten, welche schon bisher mit Eck über die Conzessionen in Betreff der ersten Artikel zürnten, — was vom Papste, auf welchen zwar der Kaiser nach Umständen Pression üben, mit dem aber doch er, der spanisch-deutsche Monarch und streng kirchliche Mann, nicht brechen konnte noch wollte?[1])

Die Entscheidnng aber, welche allen Versuchen des denkwürdigen Reichstags ein Ende machte, brachte jetzt nicht jener Rath Luthers, noch die Haltung der protestantischen Stände, sondern eben diese katholische Partei und der Papst. Der Kaiser machte (am 12. Juli) den Vorschlag: man möge die Punkte, in welchen die Colloquenten sich verglichen haben, also für gut halten und es dabei bleiben lassen, zum wenigsten bis auf das nächste Concil, dem die endliche Erörterung dieser und der andern Punkte vorbehalten sein solle, oder so lange, bis sonst mit Bewilligung und Vergleichung der Stände Anderes verordnet würde; mittlerweile aber solle jeder Druck von Büchern und Schriften, welche die Religion anlangten, und der Druck aller Schmähschriften bei schwerer Strafe verboten werden. Hierauf erklärten die Protestanten: wie sie bisher die verglichenen Artikel im rechten christlichem Verstand laut der von ihnen übergebenen Antworten und Schriften sich haben gefallen lassen, so beruhen sie noch darauf und bitten, der Kaiser möge dieselbigen also zu einem guten Anfang der Concordie ins Werk setzen; darein jedoch könnten sie nicht willigen, daß verboten werden sollte, in Sachen der Religion zu drucken, was christlich und der heil. Schrift gemäß sei: auf diesem Punkt also blieb bei ihnen und dem Kaiser der Dissens. Dagegen lehnte die Majorität der katholischen Fürsten den ganzen Antrag ab: denn die wichtigsten Artikel, auf denen der christliche Glaube stelle, seien gerade diejenigen, welche von den Protestanten angefochten werden und bei welchen kein Vergleich abzusehen sei; ja es seien auch in den vom Colloquium angenommenen Schriftstücken unzuläßliche Sätze enthalten. Der Papst erklärte: von Toleranz dürfe keine Rede sein; denn der christliche Glaube sei untheilbar: wer Christ sein wolle, müsse ihn ganz annehmen; als selbstverständlich war dabei vorausgesetzt, daß solch unchristliches Wesen auch durchs äußere Gesetz und die staatliche Gewalt nicht geduldet werden dürfe. Auch Contarini und die ihm ähnlich gesinnten Männer in Rom machten keinen Versuch, den Papst milder zu stimmen; und zwar dürfen wir dies bei ihnen nicht aus einer bloßen Schwäche des Charakters oder der Ueberzeugung herleiten: die Duldung einer Lehre, welche so den kirchlichen Autoritäten widersprach, war mit jenem kirchlichen Standpunkt, den doch auch sie festhielten, unverträglich.[2])

So sind auch diese bedeutendsten Vergleichsverhandlungen der Reformationszeit ohne ein anderes Resultat geblieben, als daß sie die Hauptmomente des obwaltenden Streites noch klarer ans Licht gestellt haben. Das Ergebniß des Reichstags war dann nur eine Erneuerung des provisorischen Nürnberger Friedens vom Jahre 1532.

Melanchthon kehrte im August nach Wittenberg zurück. Luther hat damals seine besondere Hochschätzung für ihn gegen den Kurfürsten aus Veranlassung der griechischen Professur ausgesprochen, deren Gehalt dem Melanchthon gelassen werden möge, ohne daß er zu den philologischen Vorlesungen noch amtlich verpflichtet sein sollte; er rühmt ihn da wegen seiner treuen, großen Arbeit bei der Universität, wofür ihm die Christenheit wohl zu danken habe, er sagt von ihm, „daß die Papisten nunmehr Gottlob ihn mehr fürchten und seine Jünger, denn sonst Jemand unter den Gelehrten.“ [1])

Drittes Kapitel.

Fortschritte des Protestantismus: Halle, Naumburg, Braunschweig, Köln, Merseburg u. s. w. Türkenkrieg und französischer Krieg.

Neben den großen Verhandlungen, welche von Reichs wegen über die kirchlichen Fragen gepflogen wurden, und unter dem provisorischen Zustand, aus welchem man mit diesen nicht herauskam, machte der Protestantismus in einzelnen deutschen Gebieten noch fortwährend Fortschritte verschiedener Art.

Ein besonders großes Ereigniß war für Luther der Sieg der Reformation in der Stadt Halle, um dieselbe Zeit, als der Regensburger Reichstag 1541 zusammentrat. Die Stadt an sich hatte keine so besondere Bedeutung. Aber sie war die nahe vor Luthers Augen liegende Lieblingsresidenz des Cardinal Albrecht als Erzbischofs von Magdeburg. Hier hatte Winkler gepredigt, dessen Blut, wie Luther jenem oft vorhielt, zum Himmel schrie. Der größte Theil der Bevölkerung, von Luther getröstet und ermuntert, wollte sich das Evangelium nicht wieder nehmen lassen, der Erzbischof hier am wenigsten nachgeben. Namentlich durch die Edikte, mit welchen dieser den Hallensern das Abendmahl unter beiden Gestalten verwehrte und die Privatbeichte gebot, war Luther gegen ihn so gereizt. Nun hatte Albrecht faktisch geduldet, daß die meisten Stände und Städte seiner Stifte Magdeburg und Halberstadt evangelische Predigt und Kultus einführten: seine Geldnöthe, für welche er ihre Beihilfe bedurfte, brachten ihn dazu. Die Hallenser Bürgerschaft bestand jetzt so heftig und beharrlich auf der gleichen Forderung, daß der Rath der Stadt ohne weitere Rücksicht

auf den Erzbischof ihr nachgab. Und zu ihrem Pastor machten sie Jonas, den Wittenberger Probst und Professor. Der nähere Hergang seiner Berufung wird uns nicht berichtet. Jedenfalls hatten sein Freund Luther und der Kurfürst Johann Friedrich wesentlichen Antheil daran: er wurde durch diesen zunächst nur von seinen Wittenberger Aemtern beurlaubt und bezog auch, als er 1544 dieselben definitiv aufgab, noch einen Theil seines dortigen Gehaltes als fortwährendes Mitglied der Universität. Am 14. April 1541 traf Jonas in Halle ein. Luther gab ihm auf seine Bitte Rath darüber, wie er zur Einführung des evangelischen Abendmahls schreiten solle: es genüge nicht, daß das Volk in Betreff desselben schon gut unterrichtet sei, sondern es müsse auch einen festen Muth haben den bevorstehenden Maßregeln des Tyrannen gegenüber; mit denjenigen aber, von welchen Jonas dies annehmen könne, möge er so bald als möglich vorangehen; denn das Sakrament gehöre nicht dem Bischof, noch dem Magistrat, sondern der Gemeinde, die es fordere und für welche ja Christus es eingesetzt habe. — Verschiedene Briefe der folgenden Jahre, zu welchen Jonas' Aufenthalt in Halle Anlaß gaben, zeigen das gemüthliche, herzliche Verhältniß, das zwischen den beiden Freunden bestand und an welchem ihre Frauen mit Theil nahmen. Die des Jonas starb schon im Dezember 1542: Luther trauerte schmerzlich um sie, die fromme, freundliche, mitfühlende, schon durch ihren Anblick für ihn trostreiche Frau, in welcher er bereits die beste künftige Trösterin seiner Angehörigen bei seinem eigenen Tod gesehen habe und mit welcher auch seine Käthe Ein Herz und eine Seele gewesen sei. [1])

Die Einsprachen des Erzbischofs fruchteten Nichts. Bald wurden auch die zwei andern Kirchen der Stadt mit evangelischen Predigern besetzt. Da schrieb Luther an Jonas: „Der Sohn Gottes, der mit Füßen getreten war, hat sich verherrlicht unter seinen Feinden; es ist uns ein Sieg geschenkt unverhofft und unglaublich bei Allen, bei den Unsrigen und den Wiedersachern; der Herr hat sich deutlich geoffenbart; ich wünsche jenem Mainzer Ungethüm nicht Gottes Zorn und die Verdammniß, aber ich freue mich, daß der »böse alte Schalk« [Histor. v. d. Susanna V. 52] so lange gelebt hat, um zu sehen, wie schrecklich seine teuflischen Rathschläge zu Schanden geworden sind." — Albrecht verlegte seine Hofhaltung weg nach Aschaffenburg. Er hatte in Halle auch einen großen Schatz von Reliquien, die alljährlich ausgestellt wurden: da wurde neben Gebeinen der Heiligen unter Anderem auch Erde aus dem Boden von Damaskus gezeigt, aus welchem Adam geschaffen worden sei, Stücke von der Arche Noä, der Stab Mose u. s. w. Jetzt ließ er eine Ankündigung ausgehen und auf allen Kanzeln der Mainzer Diöcese publiziren, daß die Haller Reliquien nach Mainz gebracht seien nnd hier unter Vergebung großer Abläße jährlich gefeiert werden sollten. Luther aber ließ hierauf 1542 eine „Neue Zeitung

vom Rhein" drucken, worin es hieß: die lieben Rheinländer sollten wohl den armen heiligen Knochen, denen ihre Röcke in Halle zerrissen seien und die dort jetzt erfrieren müßten, zu neuen Kleidern verhelfen; auch haben Sr. Kurfürstl. Gnaden, wie man sage, viele merkwürdige Stücke, von denen man bisher nicht gehört, dazu gebracht, als ein schön Stück vom linken Horn Moses, drei Flammen von Moses brennendem Dornbusch, zwei Federn und ein Ei vom heiligen Geist, einen Zipfel von der Fahne, mit der Christus die Hölle aufgestoßen, eine große Locke vom Barte Beelzebubs, der an der Fahne kleben geblieben sei u. s. w.; auch habe der Verfasser der Zeitung insgeheim vernommen, daß Sr. Gnaden in seinem Testament zu solchem Heiligthum ein ganzes Quentchen von seinem treuen frommen Herzen und ein ganzes Loth von seiner wahrhaftigen Zunge stiften wolle; wer solch Heiligthum mit einem Goldgulden ehre, werde Vergebung aller seiner bisherigen Sünden erlangen und weitere zehn Jahre lang sündigen dürfen, ohne daß es ihm schadete zur Seligkeit. In einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief an Jonas bekannte er, daß dieser „Spottzettel vom Heiligthum des Cardinals" sein Werk sei; dieser, die „Braut zu Mainz", wie er ihn nennt, werde es ja wohl selbst wissen; er wolle zu diesem seinem Libell auch Fug und Recht haben wider den Cardinal, Papst, Teufel und Juristen; wenn es sie gelüste zu pfeifen, so wolle er mit der Braut zur Mainz noch einen guten Reigen zur Letzte tanzen, er habe für sie noch etliche süße Küßlein auf ihr rosenroth Mäulchen; denn er sei nicht gesinnet, zu dem teuflischen Muthwillen zu schweigen, den der verzweifelte Gottesfeind zu Mainz für und für wider das Blut Christi treibe. — Luther versicherte später noch Albrechts Neffen, dem Kurfürsten Joachim: er sei dem Cardinal nicht gram, möchte ihm nicht einmal seinen Katarrh anwünschen, sehe ihn nur ungern so eilends der Hölle zurennen, als ob er mit langsamem Schritt nicht zeitig genug hinein käme. Aber er verzweifelte an ihm. Nach seinem Tod 1545 äußerte er: „Ich gönne Niemandem Böses; — Gottes Zorn soll auch kein Teufel dem andern fluchen; es ist zu viel: ewiger Zorn, dawider Jedermann für Jedermann ernstlich bitten soll; gern hätte ich den Cardinal zu Mainz selig gesehen, aber da war kein Hören, und ist also dahin gefahren; Gott behüte alle Menschen vor solcher Fahrt." [1])

Einen der wichtigsten und keckſten reformatorischen Akte bereitete in dieser Zeit, als Jonas sein Werk in Halle begann, der Kurfürst Johann Friedrich für das Bisthum Naumburg vor. Am 6. Januar 1541 war der Bischof Philipp von Naumburg-Zeiz gestorben. Die städtische und ländliche Bevölkerung in seinem Gebiete hatte größtentheils schon der neuen Lehre sich zugewandt, während die Majorität im Domkapitel und ein Theil der Adeligen ihr widerstrebte. Namentlich hatte die Stadt Naumburg be-

eits evangelische Prediger und als Superintendenten den Nikolaus Medler, er 1535 in Wittenberg mit Weller zum Doktor der Theologie promovirt orden war. Philipp, zugleich Bischof von Freisingen, wo er meist sich ufhielt, hatte dort mehr als die anderen Bischöfe, in deren Diözesen die ächsischen und thüringischen Lande fielen, auf ein Einschreiten gegen die eformation verzichtet. Jetzt glaubte Johann Friedrich den Zeitpunkt geommen, ins Bisthum selbst einen evangelischen Theologen einzusetzen. Er ah dasselbe als seiner Landeshoheit und Schutzherrlichkeit untergeben an, onnte sich auch darauf berufen, daß Jener einst auf Kurfürstliche Empfehung zu seiner Stelle gelangt war und das Domkapitel vor einigen Jahren uch die Wahl eines Coadjutors für ihn nicht ohne Kurfürstliche Einwilligung orzunehmen versprochen hatte, daß ferner die Naumburger Bischöfe nicht ls Reichsfürsten an den deutschen Reichstagen Theil zu nehmen pflegten; feste echtliche Bestimmungen bestanden indessen nicht darüber. So warnte denn er Kurfürst jetzt die Domherrn zunächst davor, den neuen Bischof ohne ein Vorwissen zu wählen. Sie aber bestritten sein Recht und beschleunigten, hne ihm Anzeige zu machen, die Wahl: sie fiel auf Julius Pflug, den ben erwähnten Theilnehmer am Religionsgespräch, einen der tüchtigsten heologen und Charaktere unter den damaligen milderen Vertretern des atholicismus in Deutschland. Johann Friedrich dagegen war entschlossen, hm die Anerkennung und Zulassung zu verweigern; er erkannte seine eistesgaben an, warf ihm aber vor, das Augsburger Bekenntniß gegen eine eigene bessere Ueberzeugung zu bekämpfen. Ja er ging damit um, elbst jetzt als Landesherr und Patron die Stelle einem Andern zu überragen.

Es war ganz sein eigener Wille und Rath, aus dem er handelte. Die Wittenberger Theologen, von denen er ein Gutachten in der Sache erlangte, noch ehe Pflugs Wahl erfolgt war, ließen in ihrer Antwort sein echt dahin gestellt; unter der Voraussetzung, daß es ihm zukomme, erklärten sie, er möge dann allerdings die Domherrn zwingen, zum Bischof icht einen Papisten zu erwählen, sondern einen Mann, der das Bischofamt ristlich auszurichten geschickt sei; für den Fall aber, daß diese auf ihrer ahl beharren würden, riethen sie ihm dennoch, in den gegenwärtigen efährlichen Zeiten Nichts mit Gewalt vorzunehmen, sondern für die Reform es Bisthums geduldig eine andere Gelegenheit abzuwarten, welche Gott eben werde. Brück warnte noch ernstlicher: der päpstliche Haufe habe ohl bisher den Reformen der Mönche und Pfaffen zugesehen; wenn man ber dergleichen mit den Bischöfen vornehmen wollte, möchten Jene wohl en Kaiser zu Hilfe nehmen und dieser und die Pfaffen mit Bestätigung es Papsts einen Bischof einsetzen. Auch nach erfolgter Wahl empfahl uther, den der Kurfürst jetzt selbst zu sich rief, der jedoch durch Krankheit

verhindert war, daß dieser warten und an Brücks Rath sich halten möge: die Domherrn seien verzweifelte Leute, des Teufels leibeigen, Gott aber werde doch einmal die Sache dem Kurfürsten recht in die Hände schicken und die Klüglinge in ihrer Klugheit fangen.

Johann Friedrich hatte in der That Bedenkliches vor: auch wenn nach Herkommen und Recht dort ein Bischof nicht ohne Wissen und Zustimmen des Landesherrn gewählt werden sollte, war hiemit für ihn das Recht, selbst einen zu ernennen, noch nicht gegeben; und jetzt wollte der Fürst ins Bisthum gar den Vertreter eines Bekenntnisses einsetzen, welches für das Domkapitel und den über dem öffentlichen Rechte wachenden Kaiser ein Abfall von der bisherigen Kirche und Kirchenlehre war. Hier, wie auch bei anderen Gelegenheiten, hat Johann Friedrich festen Willen und Muth, aber zugleich eine Beschränktheit der Ueberlegung gezeigt, bei der neben aufrichtigem Eifer fürs Evangelium doch auch die Eifersucht auf eigenes Recht und eigene Macht einwirkte. Sein Verfahren in dieser Sache bot den Gegnern der Evangelischen einen Hauptgegenstand für die Anklage dar, daß sie nicht bloß vom Glauben der allgemeinen Kirche und deutschen Nation abwichen, sondern gewaltthätig das öffentliche Recht verletzten und fremde Güter an sich rissen.

Trotz einer ernsten Vermahnung des Kaisers, dem rechtmäßig erwählten Pflug Nichts in den Weg zu legen, verfolgte der Kurfürst seinen Plan weiter. Am 1. November hatten ihm seine Theologen abermals ein Gutachten, und zwar jetzt schon ein eingehendes über die beabsichtigte völlige Reform des Bisthums zu erstatten. Sie kamen darin nicht auf die Rechtsfrage zurück, erinnerten aber nachdrücklich, daß man mit dem Episkopat nicht so leicht aufräumen könne, wie mit Aebten und Mönchen; denn nicht bloß sei die bischöfliche Macht größer, sondern der bischöfliche Stand sei für die Gegner ein zur Seligkeit nöthig Ding, womit dieselben die Könige und Potentaten bewegen werden. Sie riethen daher dem Kurfürsten auch jetzt davon ab, einen Bischof oder Verwalter des bischöflichen Amtes einzusetzen: das bischöfliche Kirchenregiment könne, so lang die Sache mit Pflug streitig sei, ruhen, wie es ja hier schon seit längerer Zeit nicht mehr wirklich ausgeübt worden sei; inzwischen möge durch den Fürsten ein Consistorium eingerichtet, für Ausstattung der Pfarreien und Schulen gesorgt und evangelische Predigt und Communion angeordnet werden. Für den Fall, daß der Streit sich endete und und eine beständige Veränderung mit dem Stift vorzunehmen wäre, wollten sie darüber, ob dann ein Bischof mit bischöflichem Namen eingesetzt werden sollte, sich noch nicht äußern: denn es sei „schwer, Ordnung in künftig vorzumalen" (sie ließen hiemit auch für eine endliche definitive Feststellung des deutschen evangelischen Kirchenthums überhaupt die Frage über den Abschluß seiner Verfassung dahin

gestellt). Die weltliche Verwaltung des Bisthums hatte der Kurfürst bereits an sich gezogen, indem er einstweilen Beamte dafür bestellte, und Jene waren hiemit einverstanden. — Für den unerwarteten Fall übrigens, daß Domkapitel selbst noch nachgeben und eine neue Wahl nach des Kurfürsten Wunsch vornehmen wollte, empfahlen sie dazu den treu evangelischen, dabei mildgesinnten und vermöge seines Charakters wie seines Geschlechtes auch bei den Katholiken angesehenen Fürsten Georg von Anhalt, Domherrn zu Magdeburg und Merseburg. Sie mußten ihn hiebei vor dem Kurfürsten gegen den Verdacht in Schutz nehmen, daß er zu „Flickwerk in der Lehre geneigt sei": war er doch mit jener durch Kurfürst Joachim veranstalteten Regensburger Gesandtschaft bei Luther gewesen; Johann Friedrich aber erscheint hier wieder strenger und argwöhnischer als Luther selbst: dieser bezeugte, Georg habe keineswegs auf die Annahme jener verwerflichen Regensburger Artikel hingearbeitet, und er würde ihm wohl noch Etwas Größeres als jenes Bisthum anvertrauen.

Doch der Kurfürst ließ sich durch jenen Rath auch vom letzten Schritt nicht mehr zurückhalten; rechtliche Bedenken scheinen auch von seinen Juristen nicht bei ihm geltend gemacht worden zu sein, sondern eben nur jene Rücksichten auf die Zeitlage und die Schwierigkeit der Sache, die über ihn Nichts vermochten und die es auch den ihnen zustimmenden Theologen doch gestatteten, dem muthig vorangehenden Fürsten mit Rath und That zur Seite zu bleiben. Nach einer Besprechung in Torgau stimmten diese ihm bei, daß, nachdem Pflugs Wahl billig angefochten werde und das Kapitel sein Recht an der Wahl verscherzt habe, die Kirche nicht ohne einen Bischof bleiben könne und er daher jetzt seine Autorität als Patron derselben ausüben möge; er solle sich jedoch als solcher nicht weiter anmaßen, als daß er den Adel und der Städte Räthe erfordere und mit ihnen über eine tüchtige Person sich vereinige: so sei es eine wahrhaftige rechte Wahl; denn vor Zeiten sei die Wahl durch die Vornehmsten vom Volk und durch die Obrigkeit geschehen. Luther, der Krankheits halber nicht nach Torgau hatte kommen können, erklärte, daß ihm diese Weise sehr wohl gefalle.

Der Kurfürst erkor sich ferner nicht den Fürsten Georg, sondern den Nikolaus von Amsdorf, den strengsten, unbeugsamsten Vertreter Lutherischer Rechtgläubigkeit. Für ihn konnte er anführen, daß er gleichfalls wie Georg, unbeweibt und von Adel und insofern seine Wahl für die Gegner weniger anstößig als die eines Andern sei. Gegen Georg brachte er hauptsächlich das vor, daß die Einkünfte des Bisthums zu sehr sich verringern werden, um für einen Mann von so hohem Geschlecht und fürstlicher Lebensweise noch auszureichen. Man darf vermuthen, daß er auch einen Bischof wünschte, der von ihm, dem Landesherrn, abhängiger würde, als bei jenem Fürsten zu erwarten war.

Am 18. Januar 1542 zog Johann Friedrich mit Amsdorf, Luther und Melanchthon, seinem Bruder Johann Ernst, dem Herzog Ernst von Braunschweig mit einem großen, stattlichen Gefolg, etwa 300 Berittenen, in Naumburg ein, — die Herrn alle in ernster schwarzer Kleidung. Die Stände des Domstiftes, nämlich die Räthe der Städte Zeiz und Naumburg und die Ritterschaft, die indessen nur theilweise erschien, waren hieher zusammenberufen. Es wurde ihnen vorgetragen, daß der Kurfürst „als des Stiftes Erb-, Schutz- und Landesfürst, auch oberster Patron" jetzt in dasselbe einen christlichen Bischof „nach Ordnung der heiligen christlichen und apostolischen primitiven Kirche" einführen wolle und hiezu den Amsdorf ausersehen habe. Sie kamen dem mit dem Wunsch, einen evangelischen Hirten zu bekommen, entgegen, obgleich einige Adelige dawider waren. Nur begehrten sie vorher noch eine Belehrung für ihr Gewissen über die Verbindlichkeit des Eides, in welchem sie dem vorigen Bischof gelobt hatten, sich bei seinem Tod an Niemand anders denn an das „Gotteshaus", — was aufs Domkapitel gedeutet wurde, zu halten. Luther, in dessen Wohnung sie deshalb erschienen, beruhigte sie darüber: denn die Unterthanenpflicht der Stände gegen einen Bischof, der in einem oder mehr Artikeln das Evangelium verfolge, höre auf, weil gegen Gottes Gebot, die abgöttische Lehre abzuthun, keine Pflicht binde; und das Gleiche gelte von der Verpflichtung gegen ein Kapitel, das nicht zu einer rechten Wahl schreiten wolle oder einem Verfolger anhange; das Recht zur Wahl sei jetzt an die Stände sammt dem Patron übergegangen; — man dürfe auch nicht einwenden, daß wenigstens in weltlichen Dingen einem solchen Bischof oder Kapitel noch Gehorsam zu leisten sei; denn solch weltliches Amt lasse sich vom bischöflichen nicht sondern und müsse dem rechten Bischof folgen. Hierauf und nachdem die Naumburger Räthe auch die versammelte Bürgerschaft vernommen und ihre einmüthige Zustimmung erhalten hatten, erklärten die Stände, daß sie in das christliche Werk willigen und die ganze Handlung dem Kurfürsten anheimgeben wollen; sie erbaten sich, daß dann, weil Solches nicht ohne Nachrede abgehen werde, die ganze Handlung oder wenigstens Dr. Luthers Bedenken des gemeinen Mannes wegen in Druck ausgehen möge.

Schon am 20. wurde der neue Bischof feierlich eingeweiht. Luther hatte den Akt zu vollziehen. Die Formen, in welchen es geschah, sind sehr bedeutsam, weil in ihnen, wie schon in dem bisherigen Verfahren, überhaupt ein Exempel für rechte, christliche Einsetzung und Weihe eines Bischofs aufgestellt werden sollte. Nach evangelischen Grundsätzen und zugleich im Anschluß an die Ordnungen der alten Kirche, welche diesen noch treu geblieben sei, sollte dabei gehandelt werden. Wir erkennen darin namentlich eine Bezugnahme auf die Sätze Cyprians († 258), wonach ein

Bischof gewählt werden sollte in einem Convent der benachbarten Bischöfe in Anwesenheit, mit Zustimmung, ja durch die Stimme seiner eigenen Gemeinde.

Im Dome waren versammelt die Stände, die evangelisch gesinnte Naumburger Geistlichkeit, auch der Domprobst und älteste Stiftsvikar, die Superintendenten Spalatin von Altenburg und Stein von Weißenfels, und das Volk der Stadt und des umliegenden Landes, der Zahl nach auf ungefähr fünftausend Mann angeschlagen.

Nach einleitenden Gesängen bestieg Superintendent Medler die Kanzel, ermahnte das Volk zum Gebet um Gottes Gnade für das gegenwärtige Werk, kündigte an, daß ein rechtschaffener christlicher Bischof durch den Landesfürsten und die Stände sammt der christlichen Clerisei ernannt worden sei, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß dieses Werk und diese Person auch dem christlichen Volke gefallen werde, und forderte dasselbe auf, dies durch ein lautes Amen anzuzeigen. Das „Amen" ertönte hell und einmüthig. — Luther predigte hierauf vom Altar aus über Ap.-Gesch. 20, 28. Dann trat Amsdorf mit dem Abt Thomas zu St. Georgen vor Naumburg und den Superintendenten Medler, Spalatin und Stein (als den „Bischöfen" der nächsten Städte) vor den Altar. Er kniete nieder. Nachdem Luther ihm die Pflichten eines christlichen Bischofs vorgehalten und er dazu sein Jawort gegeben hatte, legten Luther und jene vier andern ihm gemeinsam die Hände aufs Haupt und Luther richtete für ihn ein Gebet zu Gott. Gesungen wurde vor Luthers Ansprache an ihn vom Chor ein „Veni sancte spiritus", zum Schluß von Chor und Volk ein deutsches Te Deum. Die Weihe wurde also wie die eines jeden evangelischen Geistlichen nur durch Handauflegung und Gebet vorgenommen.

Von Naumburg aus fuhr Amsdorf mit Luther auch nach Zeitz und nahm dort die Huldigung der Stände ein.

Luther verfaßte und veröffentlichte dann nach dem Wunsch der Stände und des Kurfürsten eine Schrift — mit dem Titel „Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen". Sie beginnt: „Wir armen Ketzer haben abermal eine große Sünde begangen wider die hölliſche unchristliche Kirche des allerhölliſchsten Vaters, des Papsts, daß wir einen Bischof im Stift Naumburg ordinirt und eingeweiht haben ohne allen Chresem (Salböl), auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch, Kohlen und was derselbe großen Heiligkeit mehr ist, dazu wider ihren Willen, doch nicht ohn ihr Wissen." Das Recht, die Wahl des Kapitels zu verwerfen und einen andern Hirten oder Bischof anzunehmen, begründet Luther hier ebenso wie in der vorangegangenen mündlichen Erklärung an die Stände: eine Heerde Christi müsse die Fremden und Wölfe fliehen; Gott selbst richte hier durch sein heiliges Wort; darüber

gelte kein menschliches Recht. Was der Kurfürst dazu gethan, bezeichnet er als Sache der Noth: „Unsere weltliche Herrschaften müssen jetzt Nothbischöfe sein und uns Pfarrer und Prediger schützen und helfen, daß wir predigen und Kirchen und Schulen dienen können“; der Kurfürst habe als Landesfürst und Schutzherr die Kirchen des Stifts dem Evangelium erhalten müssen; daß dem Kurfürsten wirklich diese Schutzherrlichkeit zukomme, setzt er als sicher voraus. Ueber die Bedeutung und Giltigkeit der Ordination erklärt er: „Es liegt daran, ob die Kirche und der Bischof eins sind und die Kirche den Bischof hören und der Bischof die Kirche lehren wolle; so ists geschehen; Auflegungen der Hände, die segnen, bestätigen und bezeugen Solches, wie ein Notar und Zeugen eine weltliche Sache bezeugen und wie der Pfarrherr, so Braut und Bräutigam segnet, ihre Ehe bestätiget oder bezeuget, daß sie zuvor sich genommen haben und öffentlich bekannt.“ — Einem Freunde gab er von Amsdorf Einsetzung mit den Worten Nachricht: „Amsdorf ist zum Bischof der Naumburger Kirche ordinirt worden von dem Ketzeroberſten Luther: eine kühne That und voll Anlasses zu Haß, Mißgunst und Unwillen.“ [1]) —

Einer der erbittertsten Gegner der Evangelischen war unter den deutschen Fürsten seit einiger Zeit Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Zu dem Haß, den er gegen den Protestantismus hegte, kamen seit dem Jahr 1538, wo er Johann Friedrich und dem Landgrafen Philipp für ihre Reise in die Stadt Braunschweig (oben S. 400) das freie Gebiet durch sein Gebiet versagte und dagegen ein Sekretär von ihm mit Briefschaften feindseligen und beleidigenden Inhalts bei der Durchreise durchs Hessische festgenommen wurde, eine Reihe persönlicher Kränkungen zwischen ihm und jenen beiden. Sie wechselten während der folgenden Jahre grobe öffentliche Streitschriften gegen einander. Er war ferner ganz besonders den evangelischen Städten Braunschweig und Goslar auffäßig, suchte namentlich gegen die letztere mit Gewalt vorzugehen; er erreichte gegen sie eine Achtserklärung von Seiten des Kammergerichtes, weil sie Klöster in ihrer Nähe niedergerissen hatte, die ihm bei einem Angriff zu einem Stützpunkt hätten dienen können. Für einen gewaltthätigen, seinen Lüsten fröhnenden Mann war er auch bei katholisch Gesinnten bekannt. Als im Jahr 1540 besonders auf kursächsischem Gebiet eine erschreckende Menge von Bränden vorfiel, wurde ihm gar auch hievon die Schuld zugemessen: in der That bekannte eine beträchtliche Anzahl von Personen, welche als Mordbrenner verhaftet wurden, von seinen Leuten dazu ermuntert und angeworben worden zu sein; die evangelischen Stände bezichtigten ihn dessen sogar beim Kaiser auf dem Regensburger Reichstag; Heinrich bestritt es natürlich; wie viel an jenen Bekenntnissen wahr, wie viel durch die Folter erpreßt oder aus Schlauheit gelogen war, können

wir nicht mehr feststellen. Luther und Melanchthon pflegten in vertraulichen Briefen den Herzog „Mezentius“ zu benennen — nach jenem tyrrhenischen Tyrannen, dem „wilden Gottesverächter“, von welchem Virgils Aeneide erzählt. An seinen Brandstiftungen glaubten sie nicht zweifeln zu dürfen; besonders mit Bezug hierauf nennt ihn Luther auch einen Nero. Eine neue Streitschrift, welche Heinrich gegen die protestantischen Fürsten zum Neujahr 1541 ausgehen ließ, brachte Luthers Zorn gegen ihn und die Papisten zu einer öffentlichen Entladung: er schrieb dagegen sein Büchlein „Wider Hans Worst“.

In jener Schrift waren die alten Händel wieder durchgesprochen. Ferner wurden darin die Protestanten für eigensinnige, abtrünnige, gotteslästerliche Ketzer erklärt, die sich doch als Affen die Gestalt der Kirche zueigneten; es wurde ihnen Kirchenraub, Ungehorsam gegen den Kaiser u. s. w. vorgeworfen. Nebenbei hieß es darin: „Wir haben dem von Sachsen, welchen Martinus Luther, sein lieber Andächtiger, Hans Wurst nennt, zu seinen Schriften keine Ursach gegeben.“

Luther verwahrt sich zuerst gegen die zuletzt erwähnte Aeußerung: den Namen Hans Wurst gebe man „groben Tölpeln, die klug sein wollen, jedoch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun“; so habe auch er ihn oft gebraucht, sei sich jedoch in seinem Gewissen nicht bewußt, je damit einen einzelnen Menschen, Feind oder Freund, gemeint zu haben; denn er würde sich sonst nicht scheuen, es zu bekennen und zu vertheidigen, ob er gleich den Heinz von Wolfenbüttel sammt seinem Anhang damit gemeint hätte. Eben ihn beehrt er jetzt in seiner Schrift mit diesem Namen. — Zur eigentlichen Aufgabe seiner Schrift aber macht er, gegen die Lästerungen des Herzoglichen Buches, des „feinsten, das die Teufel und Papisten in vielen Jahren gemacht haben“, die evangelische Kirche zu verwahren, oder vielmehr, damit er nicht „mit Heinzens Teufelsdreck die Zeit zubringe“, überhaupt die Frage vorzunehmen, weshalb die Papisten die Evangelischen Ketzer schelten und wo in Wahrheit die Kirche sei. Wir erhalten so von ihm nochmals eine große Ausführung hierüber. Er will zeigen: eben die Evangelischen seien die rechte alte christliche Kirche; denn hier sei die alte Taufe, das Abendmahl nach des Herrn Einsetzung, der rechte Brauch der Schlüssel, das reine Predigtamt und Gotteswort, das alte apostolische Bekenntniß, das alte Vater Unser, die altchristliche Lehre, daß man die weltliche Obrigkeit ehren solle, die Hochachtung des Ehestandes als göttlicher, gottgefälliger Schöpfung und Ordnung, die Gemeinschaft des Leidens um des Evangeliums willen und der eigene Verzicht auf Blutvergießen und Selbstrache an den Verfolgern. Dagegen hebt Luther bei den Papisten zwölf Stücke zum Beweis aus, daß sie vielmehr die neue abtrünnige Kirche seien: vor Allem ihren Abfall von der alten Taufe,

indem sie lehren, die erste Taufe werde durch nachfolgende Sünden verloren und man müsse dann durch eigene Werke genugthun; — dann den Ablaß u. s. w. Er erkennt an, daß sie die rechte Taufe auch empfangen, die zu Gliedern der Kirche mache. Aber er erklärt, sie seien jetzt nicht mehr Glieder der Kirche; sie sitzen noch in ihr, aber nur wie der Antichrist nach 2 Thess. 2, 4 im Tempel Gottes; die Kinder werden gewiß auch bei ihnen selig, wenn sie sterben, ehe sie die päpstliche Kirche verstehen: wenn sie aber heranwachsen und ihrer Lügenpredigt folgen, werden sie mit ihnen zur Teufelshure. Die groben Sünden im Leben aller Stände der eigenen Kirche gibt er zu: aber sie bleibt ihm die Kirche, weil doch Gottes Wort und alles zur Seligkeit Nöthige in ihr bleibe, wie einst Jerusalem trotz der vielen bösen Leute drin die heilige Stadt Gottes gewesen sei mit dem Gotteswort, das die Propheten rein erhalten haben. Und von den Heinzen will er wegen dieser Unreinheit des Lebens keinen Tadel zulassen, bevor sie selbst frömmer geworden wären: sie sollen den Balken aus dem eigenen Auge ziehen. — Der Herzog hatte dem Landgrafen Philipp auch seine Zweiweiberei vorgeworfen: Luther wirft dagegen ihm vor, daß Niemand den Ehestand lästerlicher geschändet, als er selbst mit seiner (in der That offenkundigen) Ehebrecherei. — Offen schilt er ihn auch einen Mordbrenner und zugleich einen Feigling, der nur heimlich und meuchlings zu handeln wage: er sei ein Mann, den, wenn er allein sei, wohl eine zornige Katze aus dem Feld jagen könnte. — Zum Schluß überträgt Luther auf ihn und seine Genossen das sogenannte Judaslied (auf Judas Ischarioth) mit den Versen:

Ach! Du arger Heinze, was hast du gethan,
Daß du viel frommer Menschen durchs Feuer hast morden lahn?
Deß wirst du in der Hölle leiden große Pein,
Lucifers Geselle mußt du ewig sein. Kyrieleison.

Ach, verlorne Papisten! was habt ihr gethan,
Daß ihr die rechten Christen nicht konntet leben lahn?
Deß habt die große Schande, die ewig bleiben soll,
Sie gehet durch alle Lande, und sollt ihr werden toll. Kyrieleison.

Von diesem seinem Buche, dessen Haltung aus dem hier Mitgetheilten zu ersehen ist, äußerte Luther in einem Brief an Melanchthon vom 12. April: er habe es jetzt noch einmal durchgelesen und wundere sich, was ihm begegnet sei, daß er so Maß darin gehalten habe; er schreibe es dem Befinden seines Kopfes zu, wodurch sein Geist gehemmt worden sei, kräftiger anzustürmen. Seine Aeußerung fällt übrigens in die Tage, in welchen er jenes peinigende, aufregende Ohrenleiden (oben S. 524) durchmachte. In Regensburg wurde damals, wie ihm Melanchthon schrieb, sein Buch schon eifrig gelesen. Einen weiteren Ausfall auf den „Bluthund und Mord-

brenner" machte er in der Vorrede zu einer Schrift aus dem Nachlaß des (am 23. Mai 1541 verstorbenen) Regius.

Herzog Heinrich aber stürzte sich bald selbst durch seine Gewaltthätigkeit ins Verderben. Der Kaiser hatte, weil die protestantischen Stände sonst nicht in Regensburg erscheinen wollten, die Acht gegen Goslar suspendirt. Der Herzog wollte sie dennoch vollziehen. Auch durch Warnungen des Königs Ferdinand ließ er sich nicht aufhalten. Da zogen Kursachsen und Hessen im Juli 1542 zum Beistand für die Stadt gegen ihn ins Feld. Der Krieg, sagte Luther, sei nothwendig: man müsse nur zu Gott flehen, daß er nicht die Sünden der Evangelischen ansehe, sondern das Schreien der Bedrängten und die Lästerungen der Papisten. Schon am 13. August erlag das feste Wolfenbüttel, dessen Besatzung mindestens drei Jahre lang sich zu halten vermessen hatte, dem Angriff des Landgrafen. Luther rief aus: das sei ein göttlicher Sieg; Gott sei in dieser Sache das Factotum; was hier geschehe, sei Nichts Menschliches: man dürfe sicher hoffen, daß es die Nähe des großen, seligen Erlösungstages anzeige. Die Sieger nahmen das ganze Land Heinrichs in Besitz und ließen die Kirchen mit Hilfe Bugenhagens visitiren und reformiren. Als der Kaiser darauf drang, daß sie wenigstens in seine Hände das Land überantworten sollten, erklärte Luther nebst Bugenhagen und Melanchthon, durch Johann Friedrich zum Gutachten aufgefordert (im Dezember 1543): sie dürften bei den darüber zu führenden Verhandlungen jedenfalls den Artikel über die Religion nicht verschweigen und müßten die dortigen Kirchen nach Vermögen wie ihre eigenen gegen Gewalt schützen; sollte jedoch der Kaiser ihnen die Wahl stellen zwischen Sequestration des Landes oder Krieg, so könne ein Prediger nicht rathen zum „Krieg im Vaterland, daß Niemand kein Haupt, kein End, kein Mittel sehen kann"; nur wenn die Noth der Gegenwehr offenbar wäre, dürfte dazu gerathen werden. Der Kaiser wagte indessen keine solche Entscheidung.[1])

Als die protestantischen Fürsten so eben diesen Gegner niedergeworfen hatten, kam auch von der Westgrenze des Reiches her, aus der Stadt Metz, wohin einst Franz Lambert (oben B. 1 S. 662) von Wittenberg aus gezogen war und wo jetzt Wilhelm Farel mächtig predigte, ein Ruf um Beistand und um Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund an sie. Metz war ein wichtiger Posten, besonders für die Verbreitung des Evangeliums nach Frankreich hinein. Die bürgerlichen Häupter der Stadt hatten jedoch selbst nur theilweise dasselbe angenommen. Landgraf Philipp war geneigt, ihnen dennoch jenes Ansuchen zu gewähren. Luther aber, welchen sein Kurfürst darüber befragte, widerrieth hier sehr entschieden. Es war ihm allzu bedenklich, mit einem bloßen Theil der Bürgerschaft ein Bündniß zu machen, und er fürchtete, daß der andere Theil eben hievon Anlaß nehmen

möchte, fremdes Kriegsvolk herbeizuziehen, wozu der Herzog von Lothringen und die Franzosen schon gute Lust haben. Ueberdies traute er nicht einmal recht denjenigen Metzer Herrn, welche das Ansinnen stellten, — Männern französischen Namens und Ursprungs: „Wir haben", sagt er, „nun oft gesehen, wie es ein Thun ist mit fremden Nationen, England und Frankreich, und stecken dieselben Leute voll Praktiken und meinen nicht ein Ding, das sie vorgeben allein, suchen andern Vortheil daneben; wo nun die Herzen im Grund nicht gleich sind und nicht zu Gott gerichtet, da werden unbeständige Bündnisse allezeit." Die Schmalkalder Verbündeten suchten dann bloß durch Fürsprache jener Evangelischen sich anzunehmen, zu welchem Zweck sie im November 1542 ein Schreiben an den Herzog von Lothringen durch Melanchthon abfassen ließen.[1]) —

Der größte, wichtigste Sieg aber schien jetzt für die Reformation ohne Waffenkampf in dem Erzstift und Kurfürstenthum Köln und im Bisthum Münster zu reifen. Erzbischof Hermann von Köln, der erst als würdiger Greis mehr und mehr in die religiösen Fragen sich vertieft hatte und allmählich ganz zu den evangelischen Ueberzeugungen gelangte, wollte jetzt hienach, im Einverständniß mit seinen Ständen, reformiren. Er zog hiezu Butzer, den Mann der Vermittlung, bei. Im Jahr 1543 aber folgte auch Melanchthon seinem Rufe. Die Vermittlungsversuche mit Gropper, Hermanns früherem Berather, der jetzt eifrig opponirte, hatten ein Ende. Der Erzbischof ließ durch seine protestantischen Theologen eine Kirchenordnung aufstellen, in welcher sie keine dem Evangelium widersprechende Sätze oder Bräuche mehr zuließen. Luther wurde hiebei nicht selbst thätig, wirkte aber mit dazu, daß Melanchthon, der Anfangs scheu widerstrebte, den Ruf annahm, und freute sich mit lautem Dank gegen Gott und Gebet um ferneren Erfolg über den Beginn und den von Melanchthon ihm gemeldeten guten Fortgang des Unternehmens, über Hermanns Lauterkeit und richtiges Verständniß, über seine Festigkeit gegen papistische Domherrn und andere Feinde. „Gelobet", sagt er, „sei Gott, der sein Evangelium also verherrlicht, daß, während unsere nächsten Nachbarn, die Leute von Bethsaida, Chorazin und Nazareth [Matth. 11, 21. 13, 57] den Propheten in seinem Vaterland nicht aufnehmen, die Samariter und das kananäische Weib ihn annehmen." — Der Bischof von Münster, in dessen Gebiet noch vor wenigen Jahren die Niederlage der Anabaptisten zugleich ein Schlag für die Reformation war, begann nach dem Wunsche der großen Mehrheit seines Adels und der Städte dem Kölner Vorgang nachzufolgen. Er berief deshalb unter Anderem im Jahr 1543 den Lübecker Superintendenten Hermann Bonnus, welchen die Osnabrücker schon im Jahr 1532 zum Prediger zu bekommen begehrt hatten; Luther ermahnte denselben, beim Bischof zu bleiben, da Gott jetzt an so großen Fürsten und Bischöfen

ſo unverhoffte Wunder thue; Bonnus wirkte ſpeziell in Osnabrück, wo die Reformation ſich dann auch behauptet hat.[1])

Im Jahr 1544 endlich gelang die Einſetzung eines evangeliſchen Biſchofs in Merſeburg, deſſen Stift zu den Herzoglich ſächſiſchen Landen in ähnlichen Rechtsverhältniſſen wie das Naumburgiſche zu den Kurfürſtlichen ſtand. Herzog Moritz von Sachſen, ſeit 1541 Nachfolger ſeines Vaters Heinrich, vermochte dort beſſer die Rechtsformen einzuhalten, als Johann Friedrich bei der Beſetzung Naumburgs. Er brachte das Domkapital dahin, daß es, wie dies rechtlich zuläſſig war, einem weltlichen Fürſten und zwar ſeinem eigenen, erſt achtzehn Jahr alten Bruder Auguſt die erledigte Stelle übertrug, und dieſer ernannte dann zum Adminiſtrator für die geiſtlichen Angelegenheiten den Georg von Anhalt, bisher Senior des Kapitels, der noch im nämlichen Jahr eine Viſitation der Kirchen vornahm. Luther (laut ſeiner Tiſchreden) ſah im erſten Augenblick, als er von einer Beſitznahme des Bisthums durch Herzog Auguſt hörte, darin nur einen habſüchtigen Anſchlag auf die Kirchengüter; er ſelbſt wollte „unſchuldig ſein an dieſem Blute“ und ſagte böſe Folgen voraus. Um ſo mehr befriedigte ihn natürlich die Ernennung ſeines Freundes Georg; er ſchrieb an deſſen Bruder, Fürſt Johann: Chriſtus möge demſelben einen reichen Geiſt geben, ſein Bisthum zu regieren; der die Sache angefangen habe, werde ſie vollenden.[2]) —

Außerhalb Deutſchlands conſtituirte ſich in jenen Jahren das evangeliſche Kirchenweſen Siebenbürgens mit Anſchluß an Wittenberg. Paſtor Ramaſſy in Hermannſtadt, ein treuer Lutheraner, überſchickte 1543 an Luther, Melanchthon und Bugenhagen eine Kirchenordnung, welche Johann Honterus für Kronſtadt und andere Orte herausgegeben hatte, mit verſchiedenen Anfragen. Honterus hatte ſelbſt in Wittenberg ſtudirt und Luthers Schriften verbreitet; ſeine Ordnung folgte mit Bezug auf Lehre und Ritus den Lutheriſch deutſchen Grundſätzen und Vorbildern. So bezeugte Luther darüber lebhaftes Wohlgefallen und verwies den Ramaſſy auch wegen jener Fragen mit gutem Vertrauen an ihn und die andern evangeliſchen Geiſtlichen Kronſtadts.[3])

Ferner erhielt Luther aus Venedig von der Hand des Balthaſar Alterius (datirt vom 26. November 1542) eine Zuſchrift evangeliſcher Brüder in Venedig, Vicenza und Treviſo. Sie ſprachen darin ihm, von deſſen Leib durch himmliſchen Segen ſo reiche Ströme des lebendigen Waſſers fließen (Joh. 7, 38), ihre dankbare Anhänglichkeit und Verehrung aus und baten ihn, für ſie, die ſo ſchwer bedrängt ſeien und von denen viele haben fliehen müſſen, viele im Kerker ſchmachten, bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands dahin zu wirken, daß dieſe Fürſprache für ſie beim Rath von Venedig einlegten. Nach eine Angabe Melanchthons waren

damals vier Prediger des lautern Evangeliums in Venedig. Zugleich klagten jene über unselige Zerwürfnisse, welche der Streit über die Abendmahlslehre bei ihnen anrichte; sie wünschten, darüber von Luther selbst gewiß gemacht zu werden. Davon und von der Antwort, die ihnen Luther deshalb ertheilte, haben wir unten (S. 568) weiter zu reden. Wegen der erbetenen Fürsprache gab sich Luther Mühe bei seinem Kurfürsten, konnte ihnen jedoch nicht viel Hoffnung deshalb machen, obgleich die protestantischen Fürsten wirklich ein Schreiben an die Venetische Regierung richteten. [1]) —

Der Kaiser blieb, während die Protestanten in Deutschland so um sich griffen, ihrer Beihilfe gegen die Türken mit seinem Bruder Ferdinand fortwährend und noch immer mehr bedürftig. Denn über dem Kriege, der mit diesen in Ungarn geführt wurde, waltete ein steter Unstern. Bei den dortigen Mißerfolgen und Niederlagen mußte man einen Einbruch der feindlichen Schaaren in Deutschland selbst, eine neue Belagerung Wiens fürchten.

Unter den protestantischen Reichsständen vergaß man auch jetzt die Vorsicht nicht, welche man andererseits dem Kaiser gegenüber zu üben, — die Bedingungen inneren Friedens, welche man beim Zusammenwirken gegen den äußern Feind zu stellen habe. Luther aber ist auch jetzt wieder ganz nur von dem Gedanken an die furchtbare Heimsuchung hingenommen, welche Gott über die ganze deutsche Nation kommen lasse, und an das Verhalten, das Gott ihr gegenüber von jedem Christen und Deutschen fordere. Der sächsische Kurfürst ordnete im Sommer 1541 wieder an, daß das Volk zum Gebet wegen der Türkennoth angehalten werde. Luther ließ eine neue „Vermahnung“ dazu erscheinen. Seine Sprache ist gewaltig wie in seinen ähnlichen Schriften früherer Jahre, seine Anschauung von der Schuld, vermöge deren sein Volk durch alle Stände hindurch die schwersten Gerichte verdient habe, noch strenger und düsterer. Er eröffnet seine Schrift mit dem Satz: „Man spricht: wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.“ Fast ist ihm selbst, wie er sagt, der Muth zum Beten entfallen. Aber es ist ihm Gottes Wille, daß man bußfertig dennoch mit herzlichem Glauben zum Herrn flehe, der ein rechtlich Gebet gewißlich erhöre und vielleicht noch Größeres und Besseres denn das Erbetene geben werde: „O selig“, sagt er, „wären wir, wenn wir mit diesem Gebet diesmal an den Türken fehlen müßten und doch darauf den jüngsten Tag dafür bald hernach erworben hätten, welcher doch nicht ferne sein kann, und der Türke auch, wie der Papst, an seinem Ende sein muß, daran ich nicht zweifle.“ Nicht minder ermahnt er wieder, daß man, mit Gebet gerüstet, frisch an den Kampf gehe nach göttlichem Beruf und Befehl, sei's zum Leben oder zum Sterben. Er ertheilt Anweisung, wie man den

Gottesdienst mit Gesängen für die öffentliche Noth abhalten solle, und gibt eine Form des öffentlichen Gebetes. Damals hat er auch sein Lied gedichtet „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord“: drei kurze Verse, die nachher noch mit weiteren vermehrt wurden und ein Hauptgesang des deutschen evangelischen Volkes geworden sind. Er bestimmte auch sie dazu, in jenen Gottesdiensten von der Gemeinde gesungen zu werden, hat ihnen indessen die spezielle Ueberschrift „Ein Kinderlied“ gegeben; er wollte nämlich, wie er an einem andern Orte sagt, überhaupt, daß man besonders die Kinder in den Häusern beten lasse: „denn uns Alten ist nicht so viel dran gelegen, die wir dahinfahren, aber unsern Nachkommen ist hiemit zu dienen, daß sie bei dem Glauben Christi und ewiger Seligkeit sicher vor dem Teufel des Mahomeds bleiben mögen“. — Von den protestantischen Fürsten wollte er, daß sie ebenso in diesen politischen Dingen zu Leistungen willfährig, wie in Sachen der Religion fest sein sollten: das, sagt er, wäre heroisch. Er zürnt über das sophistische Gestreit auf den Reichstagen, über die Nachlässigkeit in den Rüstungen, über das hochmüthige, sorglose Selbstvertrauen, als ob man den Türken tödtete, wenn man das Torgauische Bier austränke. — Im Frühjahr 1542 wurde ein beträchtliches Reichsheer gegen die Türken aufgeboten. Kurfürst Joachim, der zum Anführer desselben ernannt wurde, richtete vor seinem Aufbruch eine fromme Zuschrift an Luther und Melanchthon und erhielt von ihnen Glückwünsche und die Zusage christlicher Fürbitte. Luther hatte aber auch jetzt nur geringe Hoffnungen, und die Erfolge des Heeres, dem es vor Allem an der gehörigen Ausrüstung und Ordnung fehlte, waren wieder so schlecht, daß Luther es sich kaum anders als aus irgend einer schrecklichen Verrätherei zu erklären wußte; auch in einer neuen Ermahnung zum Gebet, welche er auf Fürstlichen Befehl mit Bugenhagen im Februar 1543 an die Pfarrer richtete, deutete er dies an: es scheine, sagt er, als wolle Gottes Zorn und Strafe nicht abzubitten sein, sondern dem Türken nnd seinen Verräthern Raum geben (eben hier thut er dann jene Aeußerung über das Beten der Kinder und zu ihrem Besten).[1])

In offenem Bündniß mit den Türken stand seit dem Sommer 1542 auch der König von Frankreich wieder unter den Waffen gegen Karl. Ihre Flotten operirten vereinigt im mittelländischen Meer. Ja auch der Papst zeigte sich dem Kaiser mißgünstig, den er vergebens zu Conzessionen an König Franz zu bewegen gesucht hatte. Es hieß sogar, er habe sich mit jenen verschworen und zahle Gelder fürs französische Heer: „das“, sagt Luther, „ist das allerheiligste Haupt der Kirche, dies der allerchristlichste König von Frankreich; da ist nun das Ablaßgeld und der unendliche Raub der Kirchen angelegt“.[2])

So ließ der Kaiser die bisherigen Schritte der protestantischen Fürsten hingehen und diese hofften auch dem Papste gegenüber Gutes von ihm. Johann Friedrich entschloß sich, am Reichstag zu Speier 1544 wieder persönlich Theil zu nehmen: seine Gemahlin wechselte in seiner Abwesenheit freundliche Briefe mit Luther. Der Kaiser empfing ihn dort wirklich zu Luthers Freude sehr gnädig, und während die protestantischen Stände einem kräftigen Reichskriege gegen Frankreich zustimmten, bewilligte er ihnen den ferneren Gebrauch des von ihnen eingezogenen Kirchengutes für ihre Kirchen und Schulen, eine Besetzung des Reichskammergerichtes ohne Rücksicht auf den Unterschied der Confession und namentlich die Vorlage eines christlichen Reformationsentwurfes für den nächsten Reichstag; auch die Stände ihrerseits sollten solche Entwürfe einreichen. Die schließliche Beilegung der Spaltung durch ein allgemeines Concil wurde vorbehalten, dasselbe jedoch im Reichstagsabschied als ein „christlich frei Concil in deutscher Nation" bezeichnet. Als der Papst Bericht über den Reichstag erhielt, erhob er deshalb in einem Schreiben an den Kaiser heftige Vorwürfe: es sei dort Ungebührliches beschlossen, noch Ungebührlicheres, was sein Seelenheil bedrohe, die Frömmigkeit verletze, die gesetzliche Ordnung der Kirche umstoße, für künftig angeordnet worden; über geistliche Dinge wolle Jener Laien, ja Verfechter der verdammten Ketzereien mit urtheilen lassen![1])

Viertes Kapitel.

Zustände und Irrungen innerhalb des Protestantismus.

Der deutsche Protestantismus hat in jenen Jahren bis zum Speierer Reichstag einen Höhepunkt hinsichtlich seiner äußern Stellung und seines Wachsthums erreicht. Nie schienen seine Aussichten auch für die Zukunft günstiger zu stehen. Große, unverhoffte Gottesthaten waren es, die Luther dort sah. Er indessen blieb auch jetzt aller Hoffnung darauf ferne, daß das Evangelium etwa so allmählich zu einem Sieg in der ganzen Christenheit oder wenigstens ganz Deutschland vordringen werde. Nicht so denkt er sich die Ueberwindung des Antichrists und der verstockten Massen von Papisten. Der Sieg kommt vielmehr erst mit dem lieben jüngsten Tag: eine Ankündigung seiner Nähe wollte Luther ebensowohl in den großen Erfolgen, die Gott jetzt schenkte, als in den strafenden Heimsuchungen Gottes erkennen. Bis dahin erwartete er fortwährenden schweren Kampf, ein fortwährendes Wüthen des bösen Feindes. Und andererseits blieben nun für ihn die innern Zustände des Protestantismus höchst unbefriedigend, ja er sah sie in immer trüberem Licht an, so fest und freudig er wußte, daß

Gott doch bis ans Ende sein reines, kräftiges Wort und eine ihm getreue Gemeinde der Gläubigen und in Christo Geheiligten erhalten werde.

In der That entsprachen auch diese innern Zustände keineswegs jenen äußern Fortschritten.

Ein besonders großes Ereigniß war für Luther der Umschwung gewesen, welchen der Tod seines Feindes Georg für das Herzogthum Sachsen brachte. Wir hörten aber auch schon (oben S. 416 f.) seine Klagen über die Lässigkeit, Gleichgiltigkeit, ja Widersetzlichkeit, welche dort fort und fort gegen das Evangelium sich zeige, und namentlich über den Adel des Landes und die Herrn am Hofe. Als der allzuschwache Herzog Heinrich gestorben war, erweckte, wie Lauterbach an Luther schrieb, der junge Moritz gute Erwartungen; er, eine energische Persönlichkeit, hatte die ersten Jahre seines Jünglingsalters am Hofe seines glaubenseifrigen Vetters Johann Friedrich zugebracht und dieser ihn sehr werth gehalten. Luther fürchtete jedoch, der Satan werde auch jetzt nicht schlafen, und wirklich vernahm man bald wieder von übeln Einflüssen beim Dresdener Hofe, durch welche das Wirken treuer evangelischer Geistlicher gehemmt werde.

Noch Schlimmeres — und zwar namentlich für die Sache des Evangeliums — drohte ein Kampf um rein weltliche Dinge, der eben zwischen jenen beiden Fürsten schon ein halbes Jahr, nachdem Moritz zur Regierung gelangt war, sich entzündete. Zwischen ihnen waren gewisse Rechte mit Bezug auf das Amt Wurzen streitig, welches dem zugleich unter Herzoglicher und Kurfürstlicher Hoheit stehenden Stift Meißen zugehörte. Der Bischof von Meißen hatte jenes, über welches allerdings rechtlich die Oberhoheit vielmehr dem Kurfürsten zukam, geflissentlich in Abhängigkeit von dem gut katholischen Herzog Georg gebracht und weigerte sich jetzt, die für den Türkenkrieg ausgeschriebene Steuer an den Kurfürsten zu entrichten. Dieser besetzte deshalb gegen Ostern 1542 rasch die Stadt Wurzen, ohne seinen Vetter erst einer Mittheilung zu würdigen. Ebenso rasch brachte Moritz hiegegen Truppen auf. Unversehenes standen sich die evangelischen Bundesgenossen und Verwandten erbittert und kampfbereit gegenüber.

Luther erschrack über das schändliche Aergerniß, das, nach seinem Ausdruck, der Teufel da angestiftet habe. Er war heftig erzürnt über die ihm längst anstößigen „in Hoffart, Schwelgerei, Untreue und Gottlosigkeit ersoffenen" Meißnischen Adeligen, denen er ein Aufhetzen ihres Fürsten Schuld gab, und über diesen selbst und seinen Undank gegen den Vetter, dem er und sein Vater so viel zu verdanken gehabt haben und gegen welchen er jetzt Blutdürstiges unternehme. Er hatte ihn, wie in seinen Gesprächen überliefert ist, schon früher einmal an der Kurfürstlichen Tafel scharf beobachtet und darnach auf die Frage des Kurfürsten, ob sein Vetter nicht werde ein freier Hahn werden, erwiedert: „Er wird freilich ein Hahn

werden und Euer Gnaden noch einen Arm ausreißen." Andererseits gefiel ihm auch das Zufahren des Kurfürsten nicht, wenn ihm gleich dieser vor jenem im Rechte zu sein schien. Wir werden hier (wie auch schon in dem Naumburger Fall) an seine Aeußerung über den Muth Johann Friedrichs erinnert, durch welchen dem Land ein Schweißbad möchte zugerichtet werden (oben S. 267): er mag sie eben bei diesem Anlaß gethan haben; gleich auf die Nachricht von der Besetzung Wurzens hatte er bemerkt: „Mein Herr ist zu heiß vor der Stirn." Jetzt, auf die erste Botschaft von der plötzlichen Gefahr, wandte er sich mahnend an Herzog Moritz. Als er nicht sogleich Antwort erhielt, beschloß er frei und wuchtig mit seinem Worte, darin er Gottes Wort reden wollte, sich beiden Theilen entgegen zu werfen. Er verfaßte einen Sendbrief für die beiden Fürsten zugleich, am 7. April, dem Tag, an welchem ihm ihr „ernst Fürnehmen und plötzlicher Zorn" erst recht kund geworden sei. Ruhig und würdig, offen und streng, zugleich auch derb und kühn spricht er zu ihnen. Er hält ihnen die Bibelsprüche vor von der Seligkeit der Friedfertigen, von dem Frieden, welchen wir mit allen Menschen haben sollen, von der Rache, welche des Herrn sei, während jene sich selbst Gericht und Rache anmaßen: noch sei ja das Fürstliche Hofgericht vorhanden, noch viele löbliche Grafen, Herrn und Juristen, noch die erbvereinigten Fürsten, bei denen das Recht oder Unrecht in dieser Sache erschlossen werden könne. Sei doch auch das Städtlein Wurzen nicht werth solch großen Zornes so großer Fürsten und trefflicher Landschaften; bei vernünftigen Leuten werde der Streit nicht anders angesehen werden, denn als wenn sich zwei volle Bauern in der Schenke um ein zerbrochenes Glas oder zwei Narren um ein Stück Brod schlügen; dazu möchten der Teufel und seine Glieder aus solchem Funken ein groß Feuer aufblasen und den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, dem Evangelium eine sonderliche Schande aufthun; sie möchten rühmen: siehe da, das sind evangelische Fürsten, so aller Welt den Weg zum Himmel weisen wollen, und sind solche Narren und Kinder worden, daß sie selbst noch nicht wissen geringe weltliche Sachen mit Recht und Vernunft vorzunehmen; pfui die Evangelischen! So bittet er denn die Beiden, Gottes Ehre, ihre Seligkeit, die ewige Schande und die armen Unterthanen zu bedenken, das Kreuz wider den Teufel zu schlagen und allein in ein Kämmerlein zu gehen und mit Ernst ein Vater Unser zu beten, damit Gott ihre Herzen ändere. Dann erklärt er: für den Fall, daß, was der liebe Herr Christus abwenden möge, der eine oder andere Theil, der Kurfürst oder der Herzog, Frieden und Recht verweigern und dem rachgierigen Zorn nachgehen wolle, so trete er selbst zu demjenigen Theil, der Frieden und Recht anbiete und annehme; denn jener Theil, ob er auch das höchste Recht hätte, verdamme dann sich selbst, und dieser solle dann sich fröhlich wehren

und Spieße und Büchsen in die Kinder des Unfriedens und der Rache gehen lassen; er, Luther, nehme solch Blut auf sich, er wolle über diese Kämpfer, als die sich aus Noth wehren, die Hände ausstrecken zur Vergebung der Sünden und verkündige dem rachgierigen, unfriedlichen Haufen, daß sie sich selbst in Bann gethan und in Gottes Rache gegeben haben. Ja er wagt den „treulichen Rath" zu geben, „daß, wer unter solchem unfriedlichen Fürsten krieget, laufe, was er laufen kann, errette seine Seele und lasse seinen unsinnigen Fürsten allein und sammt denen, die mit ihm zum Teufel fahren wollen, kriegen; denn Niemand ist gezwungen, sondern vielmehr verboten, Fürsten und Herrn gehorsam zu sein oder Eide zu halten zu seiner Seele Verdammniß, das ist, wider Gott und Recht". Noch am gleichen Tage gab Luther diese Schrift auch in die Presse: ja er war, wie er selbst sagt, im Begriff, sie schleunig „in beide Heere zu schicken". Inzwischen war jedoch bereits der Landgraf Philipp herbeigeilt, um zwischen seinen beiden Verbündeten zu vermitteln. Luther erhielt davon am 8. Nachricht und zugleich einen Brief Philipps mit der Bitte, seine Friedensvorschläge zu unterstützen, was er am nächstfolgenden Tag in einem Schreiben an den Kurfürsten that; jenes große Mahnschreiben übersandte er am 8., schon zur Hälfte gedruckt, dem Kanzler Brück.

Der Landgraf brachte schnell, obwohl nur mit großer Anstrengung, ein friedliches Uebereinkommen zu Stande. Aber für Luther blieb der Fall ein trauriges Zeichen der Zeit, bei dem die bösen Gedanken vieler Herzen offenbar geworden seien. Er sah auch voraus, daß Diejenigen, welche sich jetzt vertrügen, doch immer einer den andern neiden und ihre Herzen getrennt bleiben werden — nicht ohne große Zerrüttung der Kirchen.

Moritz fing bald darauf an, sich dem Kaiser zu nähern, und trat aus dem Schmalkaldischen Bund. Er hatte der Spitze seiner Regierung vormalige Räthe Georgs, namentlich den Karlowitz, den er als klugen, erfahrenen Politiker schätzte, Luther aber für einen verworfenen, gottlosen Menschen ansah. In seinen protestantischen Gesinnungen stand er fest. Daß aber in seiner Umgebung Niemand ein Herz für die Sache der Reformation habe, wurde Luthern nicht bloß von Lauterbach, sondern z. B. auch vom Landgrafen Philipp geklagt. Dazu kamen Beschwerden über positive Eingriffe des weltlichen Regiments in geistliche Angelegenheiten. Mit Bezug aufs Herzoglich sächsische Kirchenwesen haben wir aus Luthers Mund die schmerzlichsten Aeußerungen über die Erfahrungen, welche in dieser Hinsicht auch anderwärts gemacht wurden und in der ganzen Art, wie in Deutschland die Reformation der Obrigkeit überlassen worden war, ihren Grund hatten. Er schreibt an Lauterbach: jene Herrn, welche nach ihrer Lust die Kirche regieren möchten, sollten selbst Pastoren werden,

predigen, Kranke besuchen u. s. w., oder bei den Geschäften des Hofes bleiben; der Satan bleibe immerfort Satan: wie er unter dem Papst die Kirche ins weltliche Regiment vermengt habe, so wolle er jetzt das Umgekehrte thun. — Moritz selbst wurde übrigens von Luther und Melanchthon (und so auch von den meisten andern Zeitgenossen) Anfangs nicht für eine so bedeutende und hiemit nach Umständen gefährliche oder Hoffnung erweckende Persönlichkeit erkannt, wie er bald nachher sich gezeigt hat; er galt ihnen weit mehr für abhängig vom Einfluß jenes Adels und jener Räthe, als er es wirklich war.[1])

Auch die Kurfürstlich sächsische Regierung aber gab trotz der Glaubenstreue des Fürsten dem Reformator Anlaß zu großer Unzufriedenheit. In Naumburg hatte nun also das Mutterland der Reformation einen evangelischen Bischof für einen Theil seines Gebietes. Luther hoffte, von diesem werde ein Exempel heilsamer kirchlicher Ordnungen und Maßregeln ausgehen können. Amsdorf erhielt auch hohe bischöfliche Ehrenbezeugungen, zahlreiche Dienerschaft, stattliche Tafelgelder. Allein nicht bloß wurde ihm abgesehen von diesen Geldern nur ein für einen Bischof sehr geringes Einkommen zugewiesen, die weltliche Verwaltung des Stifts einem Fürstlichen Beamten übergeben und hiezu Anfangs ein gewaltthätiger, gegen den Bischof gehässiger Mann (ein Herr von Creuz) ernannt; sondern es wurde auch für die neue kirchliche Einrichtung durch das landesherrliche Regiment, durch dessen Autorität sie erfolgen sollte, nur langsam und schlecht gesorgt. Es bestand nicht einmal ein klares Rechtsverhältniß zwischen dem neuen Bischof und dem bisherigen Naumburger Superintendenten, der als solcher verblieb und über welchen nun jener wegen Uebergriffe zu klagen hatte. Vor allem sollte ein Consistorium eingesetzt und eine Visitation der Kirchen veranstaltet werden. Beide Sachen wurden verschleppt; zu einer Visitation kam es erst nach drei Jahren (auch hier wurde sie durch den Landesherrn verfügt; Luther gab dazu noch einmal den Visitationsunterricht vom Jahre 1528 mit einem theilweise neuen Vorwort heraus). Luther schilt 1543 über die Saumseligkeit des Hofes, der so große Dinge kühn vornehme und nachher im Koth stecken lasse und müßig zusehe. Im folgenden Jahre sagt er: „Es ist doch mit dem Hofe Nichts, ihr Regiment ist eitel Krebs und Schnecken; es kann nicht fort von Stätten und will immer zurück; Christus hat gut für die Kirche gesorgt, daß er ihre Verwaltung nicht dem Hof anvertraut hat; der Teufel hätte sonst Nichts zu thun, denn eitel Christenseelen zu fressen.“ Die Visitation wurde dann wegen des Widerstandes etlicher adeliger „Centauren“ nicht einmal überall durchgeführt.[2])

Auch die Händel einiger städtischer Magistrate mit ihren Geistlichen erregten wieder bei Luther Verdruß und Unwille, wobei übrigens die letzteren wohl allzu leicht sein Ohr für sich gewannen.[3])

In Wittenberg entflammten die Juristen von Neuem seinen Zorn wegen der heimlichen Verlöbnisse (oben S. 163 f. 464 ff). Sie hielten in dem neu gegründeten Consistorium die Ansicht von deren Giltigkeit aufrecht: so gegen Ende des Jahrs 1543 oder zu Anfang 1544 in dem Fall eines Studenten Caspar Beier, der selbst durch ein solches nicht gebunden sein wollte. Zu gleicher Zeit verlobte sich ein Sohn Melanchthons ohne Wissen und Willen seiner Eltern. Ja in Luthers eigenem Hause war ihm, wie er sagt, schier ein solches Exempel begegnet: wahrscheinlich durch einen Neffen Fabian Kaufmann. Er klagte ferner, daß in Wittenberg überhaupt das „Maidevolk" kühn geworden sei und Eltern deshalb ihre Söhne von der Universität fordern, weil man ihnen da Weiber an den Hals hänge. Von dem, was er bisher gegen Verlöbnisse ohne Zustimmung der Eltern geschrieben, wollten die Juristen Nichts wissen und machten sich, wie er sagt, darüber lustig. Da benützte er wieder, wie im Jahre 1538, die Kanzel zur Warnung der Gemeinde vor solchem Unfug, der den Eltern die ihnen von Gott verliehene Ehre und Macht raube, und zu stürmischer Entladung seines Zornes über die Rechtsgelehrten: so in einer Predigt am Erscheinungsfeste 1544, wo er beim Texte Mich. 5, 1 über den Unterschied zwischen dem weltlichen und zwischen dem geistlichen Regimente Christi sprach, und vollends am zweiten Sonntag darauf, wohl aus Anlaß des Texts von der Hochzeit zu Kana. Jene Verlöbnisse sind ihm eine Stiftung des Teufels und des Papstes; als Beispiel des Rechtes, welches die Eltern nach Gottes Ordnung über die Kinder zu beanspruchen haben, führte er auch den Widerspruch an, welchen einst gegen sein eigenes Mönchsgelübde sein Vater erhoben habe. Sündhaft bleiben ihm die heimlichen Verlöbnisse auch wenn jene Zustimmung hinterher nachgesucht werde, ja ungiltig, sofern sie erlangt werde kraft des Vorgebens, als ob dieselben doch an sich verbänden. Feierlich verkündete er: „Ich, Martin Luther, Prediger dieser Kirche Christi, nehme dich, heimlich Gelübd, und den väterlichen Willen, so drauf gegeben, sammt dem Papst und dem Teufel, kopple euch zusammen und werfe euch in Abgrund der Hölle, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes." Den „garstigen" Juristen warf er vor, daß sie den Papst und den Erzbischof von Mainz in der Kirche regieren lassen wollen. Seine Sprache gegen die Juristen war noch heftiger als im Jahre 1538; er schleudert die gröbsten Scheltworte gegen sie von der Kanzel, indem er sich rechtfertigte: „Ich bin zornig und will zornig sein, denn sie greifen mir Gott ins Regiment." Melanchthon, der ihn kurz zuvor in einem Brief an Camerarius „unser Perikles" nannte, mußte diesem jetzt betrübt erzählen, daß er hier nicht ehrwürdig wie Perikles, sondern frei wie ein Kleon gesprochen habe. Luther gab selbst nach seiner zweiten Predigt dem Kurfürsten Bericht über sie, indem er die Appellation

Beiers vom Consistorium an den Fürsten unterstützte. Dieser hatte schon vorher vernommen, daß Luther wegen irgend einer Irrung mit den Juristen eine Schrift gegen sie publiziren wolle und deshalb (am 8. Jan.) den Brück, Melanchthon und Bugenhagen beauftragt, ihm hierüber Aufklärung zu geben und etwaige Mißverständnisse zwischen Jenen auszugleichen. Dann veranlaßte er Verhandlungen zwischen Luther und dem Consistorium, endlich (im December) zwischen ihm und sämmtlichen Juristen des Wittenberger Consistoriums und Hofgerichtes. Luther drang durch mit dem göttlichen Rechte der Eltern gegen päpstliche und kaiserliche Satzungen. Die Juristen einigten sich mit ihm im Januar 1545 dahin, daß alle Verlöbnisse, die ohne Wissen und Willen der Eltern geschehen seien, nichtig und unkräftig sein sollten bis zu freundlicher Bewilligung der Eltern oder bis zu einem Erkenntniß der Consistorien darüber, ob der elterliche Widerspruch billige, erhebliche und genugsame Ursachen habe, da (wie auch Luther früher schon aussprach) doch auch ein solcher Wille der Eltern, der den Kindern Unmögliches oder eine Verletzung ihrer Gewissen zumuthete, wider Gottes Gebot wäre. Der Kurfürst war ohnedies in der Verwerfung jener Verlöbnisse mit Luther einverstanden. Demnach wurde auch in Beiers Fall entschieden. Die Schrift, welche Luther hatte herausgeben wollen, unterblieb. Der Streit ließ aber in ihm eine tiefe Wunde zurück, wie er denn nach seinem Losbrechen im Januar des vorigen Jahres seinem Freunde Spalatin bekannte: Nichts während seines ganzen Lebens und im ganzen Kampf ums Evangelium habe ihn je heftiger erschüttert; denn er lerne hier Männer, bei denen er treue Freundschaft fürs Evangelium gehofft, als bittere Gegner desselben kennen.[1])

Fortwährend und je länger, je mehr bekümmerten ihn die sittlichen Zustände inmitten der Kirchen des reinen Evangeliums, die fleischliche Freiheit, der Ueberdruß am göttlichen Wort, die Sünden aller Art, für welche er besonders auch die Türken als eine göttliche Zornesruthe ansah; er sagt, die ärgsten Feinde des Menschen seien seine eigenen Hausgenossen geworden. — Er richtete Angesichts jener göttlichen Heimsuchung 1542 auch eine besondere Vermahnung an die Wittenberger Bürgerschaft und Universität: sie möchten um Gottes Willen nicht das Geschrei über sich ergehen lassen, daß es bei ihnen, die so lang und reichlich Gottes Wort gehört, je länger, je ärger geworden sei, möchten ihn, der bei dreißig Jahren im Dienste des Evangeliums sich bei ihnen abgemüht, nicht an seinem Ende das erleben lassen, daß es jetzt ärger als je bei ihnen stehe. Er rügt das geizige, wucherische Treiben im Bürgerstand. Er bittet den „Bruder Studium" herzlich, züchtiger zu leben und die Nahrung von ihm, dem grauen Kopf, dem armen alten Prediger, anzunehmen; sie werden sonst ihrer Sündfluth nicht entgehen. Zur nämlichen Zeit erging von

Seiten des Rektors eine durch Melanchthon verfaßte, im schärfsten Ton gehaltene Ansprache an die Studenten, von denen Manche nur viehischen Lüsten fröhnen und härter seien als kaukasische Felsen. Im Mai des nächsten Jahres ließ Luther für sie, als ihr „alter, treuer Prediger", eine neue väterliche Bitte und Warnung anschlagen vor liederlichen, garstigen, schäbigen Weibsbildern, welche der Teufel nach Wittenberg geführt habe, um das arme junge Blut jämmerlich zu verderben: er selbst wollte, wenn er Richter wäre, „eine solche französichte, giftige H . . . rädern und ädern lassen". — Schon seit dem Jahre 1520 hatte Luther auf die Abschaffung der Bordelle, dieser „öffentlichen, heidnischen Sündenhäuser" gedrungen, aus denen man sich unter dem Papstthum kaum ein Gewissen machte. Die Reformation hatte wirklich Bedeutendes in dieser Beziehung gewirkt, und Luther fand trotz seiner sonstigen Klagen über die Gegenwart doch, daß dadurch Unzucht und Ehebruch vermindert worden sei. Nun aber hörte er (1540) aus der Stadt Freiberg gar, daß man dort mit Wiederherstellung der Häuser umgehe; und man konnte dort gar auf das Exempel Nürnbergs, einer Hauptstadt des Protestantismus, sich berufen. Luther wies die Gründe, mit denen man damals wie heutzutage die Sache entschuldigte, zurück. Dazu erklärte er kurzweg: „Wider Gott können wir Nichts thun, noch zulassen, noch dulden; fiat justitia et pereat mundus." [1])

Die Obrigkeiten fand Luther im Allgemeinen und besonders auch in Wittenberg den öffentlichen Lastern gegenüber viel zu lässig: sie seien fast um Nichts bekümmert als ums Eintreiben der Steuern. Ueber Wittenberg äußert er 1543: „Ob die halbe Stadt in Ehebruch, Wucher, Diebstahl, Betrug versunken sein möchte, — es ist kein Richter dafür da, alle lachen fast dazu, oder sie stimmen gar zu und machen mit." Von den hochmüthigen, gewaltthätigen Junkern sagt er voraus, daß, wenn der Türke sie nicht demüthige, Land und Kirche an ihnen ärgere Tyrannen als an den Türken bekommen werde. Bei den Fürsten sieht er statt heroischer Tugend nur noch selbstische Lüste, Haß, Zwietracht, Geiz. Er schreibt einmal an Jonas: „Es wird nicht besser werden mit Deutschland, ob nun der Türke oder die Unsrigen herrschen; denn der ganze Adel und die Fürsten denken darauf, Deutschland zu knechten, und saugen das Volk aus, wollen allein Alles haben"; an Lauterbach: „Ich bin an Deutschland fast verzweifelt, nachdem es in seine Mauern aufgenommen hat diese wahrhaftigen Türken und wahrhaftigen Teufel, Geiz, Wucher, Tyrannei, Zwietracht und diese ganze Lernäische Schlange der Treulosigkeit und Bosheit beim Adel, bei Hof, in den Rathhäusern, in Städten und Dörfern, dazu die Verachtung des göttlichen Worts und den unerhörten Undank." [2])

Das sind Aeußerungen einer Stimmung, die jetzt bei ihm herrschend geworden ist. — Hatten wohl wirklich die sittlichen Zustände so sehr sich

verschlechtert? Ohne Zweifel wirkte bei ihm beides zusammen: ein edler Aufschwung, der während der ersten Zeit der Reformation weithin durch die Nation und ihre verschiedenen Stände ging, hatte in der That schon sehr nachgelassen und gab den gemeinsten Trieben Raum; zugleich aber stellten sich für Luther nach so langer, kampfreicher Arbeit den unerfüllten Hoffnungen und Wünschen gegenüber, die er ursprünglich gehegt hatte, viele Dinge erst jetzt so schlimm und verzweifelt dar, mit denen es auch vorher nicht besser, ja vor der Reformation noch weit schlechter gestanden hatte. Insofern mußten freilich auch alle Verderbnisse jetzt in der That weit strenger und trüber, denn vordem, beurtheilt werden, als die Schuld und das Gewicht des Bösen steigt, je mehr neue höhere Anregungen zurückgewiesen worden sind und der Sinn für sie sich abgestumpft hat.

Von größtem Einfluß auf seine ganze Stimmung waren endlich die Leiden des Alters und steter Kränklichkeit, über welche er selbst so oft klagte (vgl. darüber in Kap. 8). Insbesondere nahm seine Reizbarkeit noch zu. Fand er Anlässe zu Zorn, Aerger oder Argwohn, so erregten ihn diese aufs Tiefste; er konnte Vieles in der Stille tragen und bei sich bewegen; plötzlich erfolgten dann aber auch heftige Ausbrüche. Einen Argwohn, den er so einmal gefaßt hatte, war die scheue Zurückhaltung, welche Andere gegen ihn beobachteten, vielmehr zu nähren und zu steigern, als zu heben geeignet.

Zu Anfang des Jahrs 1544, als er den neuen heftigen Kampf gegen die Juristen begann, sprach er voll großen Unmuthes sogar die Absicht aus, Wittenberg zu verlassen, so daß Bugenhagen und andere Männer der Kirche, Universität und Stadt ihn mit Bitten und Thränen zurückhalten mußten. Ueber die Ursache hören wir nur so viel von Cruciger. „Er war aufgebracht über eine unbedeutende Sache oder durch allerhand Argwohn, den er — ich glaube gegen uns alle gefaßt hatte.“[1])

An neue kirchliche und sittliche Organisationen, an eine vollere und reinere Durchführung der ursprünglichen evangelisch-reformatorischen Prinzipien konnte Luther unter allen diesen Umständen nicht mehr denken. Um so weniger darf übersehen werden, wie er doch seine Grundsätze an sich aufrecht erhält.

Seine Lehre vom Wesen der Kirche Christi, von der Gemeinde der Gläubigen, vom allgemeinen Priesterthum u. s. w. bleibt sich gleich, und zwar nicht bloß in Streitschriften gegen die Papisten, sondern auch in seinen Predigten. Wir haben ein Beispiel dafür unter Anderm in einer Rede, mit welcher er 1544 die neue Schloßkirche in Torgau einweihte. Er beginnt sie mit einer Anrede an alle Zuhörer, seine „lieben Freunde“: es stehe nicht ihm allein zu, das Gotteshaus einzusegnen und Christo zu weihen, sondern sie sollen auch zugleich greifen an den Sprengel des

Weihwassers und an das Rauchfaß. Das Weihwasser ist ihm Gottes Wort, aus welchem er nun über die sonntägliche Perikope Luk. 14, 1—11 (am 17. Trinitatis-Sonntag) predigt. Anknüpfend an diese lehrt er, wie sie alle Priester seien, die zu aller Zeit Gottes Wort verkündigen sollen, während man zum öffentlichen Predigtamt sonderliche, der Schrift kundige Personen berufe, welche aus Befehl und Verwilligung der andern das Wort führen und zu deren Wort die Zuhörenden sich mit bekennen; mit Bezug auf das Aeußere des Gottesdiensts setzt er aus einander, daß die Christen durch Christum Herrn des Sabbaths seien und etwa auch einen andern Tag sich zum Sonntag machen könnten, wofern es nur ordentlich dabei herginge, der Einzelne nicht in dem, was den ganzen Haufen betreffe, sich etwas Sonderliches machte, sondern Alle hinsichtlich der Zeit und des Ortes sich einig und fertig machten, um gemeinsam Gottes Wort zu hören und zu handeln und ein kräftig Gebet zum Himmel zu schicken. Zum Schlusse fordert er die „lieben Freunde" auf, nun mit ihm auch zum Rauchfaß, nämlich zum Gebet zu greifen und Gott anzurufen für die christliche Kirche, für das gegenwärtige Gotteshaus, daß es, wie es jetzt durch Gottes Wort geheiligt und geweiht sei, nicht durch den Teufel verunreinigt werde, darnach für gut Regiment und Frieden in den deutschen Landen, für die Obrigkeit und alle hohen und niedern Stände. So hat er das Wesen einer Kircheneinweihung aufgefaßt, so namentlich auch hier nur in Einheit mit der Gemeinde als Geistlicher handeln wollen.[1]) Weiter hat er z. B. in Betreff kirchlicher Synoden oder Concilien den Johann Marbach bei dessen Doktordisputation 1543 den Grundsatz vertheidigen lassen, daß daran Laien nicht bloß überhaupt Theil nehmen, sondern auch in dogmatischen Fragen mit entscheiden sollten, da die göttliche Verheißung die ganze Kirche und nicht allein Einen Stand angehe.[2])

Hinsichtlich der kirchlichen Zeremonien erklärt sich Luther gerade noch in seinen letzten Jahren sehr stark gegen jedes Satzungswesen, jedes Dringen auf Uniformität im Einzelnen. Verhandlungen darüber waren ihm geradezu zuwider. Dem neuen Bischof von Merseburg, der ihn wegen der kirchlichen Bräuche fragen ließ, schreibt er: „Ich bin abhold den Zeremonien, auch den nothwendigen, feind aber den nicht nothwendigen; denn es geschieht leicht, daß die Zeremonien in Gesetze auswachsen, wo aber Gesetze aufgestellt sind, werden bald Stricke für die Gewissen draus." [3])

Nur für eine evangelische Gemeindezucht hätte er gerne noch, wenns möglich gewesen wäre, etwas Neues gewirkt oder durch Andere wirken lassen. Bei den Vorbereitungen zu dem Schmalkalder Tag vom Jahre 1540 sprach er mit Jonas, Bugenhagen und Melanchthon auch den Wunsch aus, daß ein christlicher Bann eingerichtet und dazu Aelteste (seniores) in jeder Gemeinde beigezogen werden möchten. Wir erwähnten

früher, daß der erste Versuch eines Aeltesten-Instituts in der Lutherischen Kirchenordnung von schwäbisch Hall gemacht worden ist (oben S. 47). Im Jahr 1539 kam endlich ein solches zum ersten Mal auf einem größeren Gebiet zur Ausführung durch die hessische „Ordnung der Kirchenzucht", bei welcher vornehmlich Butzer thätig war: Presbyter oder Aelteste, welche theils durch städtische Räthe oder Gerichtsherrn bestellt, theils von der Gemeinde gewählt würden, sollten hienach den Dienern des Wortes im Hirtenamt zur Seite stehen, auf Ausführung, Leben und Lehre der letzteren selbst Aufsehen haben und mit ihnen die Gemeindeglieder vermahnen und gegen Aergernisse einschreiten; über grobe, halsstarrige Sünder sollte, nachdem auch der Superintendent mit ihnen verhandelt, vor dem Seelsorger und den Aeltesten der Bann ausgesprochen werden, wonach sie von den Sakramenten ausgeschlossen und wie Heiden anzusehen, ihnen übrigens die bürgerlichen oder sonst schuldigen Dienstleistungen nicht zu versagen seien. Von Luther nun haben wir hierüber wenigstens Eine Aeußerung. Als Lauterbach 1543 über die Herstellung einer Kirchenzucht für Herzogthum Sachsen mit ihm verkehrte, schrieb er demselben: „Es gefällt mir das Exempel der hessischen Excommunikation; wenn ihr ebendasselbe aufrichten könnt, werdet ihr sehr wohl thun." Er fügt aber sogleich bei: „Die Centauren und Harpyen des Hofes werden sichs nicht gefallen lassen." Lauterbach lag ihm noch im folgenden Jahr sehr an, daß er selbst Etwas über kirchliche Disciplin schreiben möchte. Aber dazu fühlte er seine Kräfte zu sehr erschöpft.[1])

Bei seinen Klagen über die öffentlichen Zustände sprach jetzt Luther vollends aufs Sehnlichste den Wunsch aus, dieser Welt überhaupt los zu werden. Er sagt: „Die Welt ist eine Welt und war eine Welt und wird eine Welt sein, die von Christus Nichts weiß noch wissen will"; deshalb hat er auch kein groß Verlangen mehr, Neuigkeiten von ihr zu hören. Und wiederum kam ihm das, was er jetzt von ihr erfuhr, so unerhört vor, daß er sagen konnte: entweder habe er bisher die Welt nicht gesehen oder werde täglich, während er schlafe, eine neue Welt geboren. Doch das Böse, sagt er, ist aufs Aeußerste gekommen, es muß brechen. Er hat vor Augen den Kampf des Evangeliums mit den Pforten der Höllen, durch welchen bereits der Erdkreis erschüttert werde, jene Welt auch inmitten der Evangelischen, jene Ungeheuerlichkeiten eines Bundes zwischen dem Türken, dem Papst und dem allerchristlichsten König u. s. w. Wie sollte er nicht wünschen und hoffen, daß jetzt wirklich der lang ersehnte große Tag im Anzug sei? Nur meine man nicht, er sei darum über die Mühen und Kämpfe, die in der Gegenwart sich fortsetzten, und über den Aufschub, den jener Tag fort und fort erlitt, jemals verzagt geworden. Im Gegentheil: dieselbe Zuversicht, mit welcher er auf das jedenfalls gewisse, ob

frühere oder spätere Ende schaut, läßt ihn auch für die kürzere oder längere Zwischenzeit jene gering achten; Gott gegenüber sind ja die Feinde, die dort abgethan werden sollen, in Wahrheit schon jetzt machtlos. Jenen Kundgebungen seiner Stimmung in Betreff der heillosen Welt müssen wir andere an die Seite stellen, wie z. B. seinen Zuspruch an den durch sie bekümmerten Cordatus (vom Jahre 1540): „Was ist die Welt? was ist ihr Wüthen? ja was ist ihr Fürst? ein Rauch und eine Wasserblase gegen den Herrn, der mit uns ist, dem wir dienen, das ist, der in uns wirkt! ach wir leben ins Teufels Reich nach außen, darum sollen wir Nichts Gutes sehen noch hören nach außen, aber wir leben in Christi Reich nach innen, wo wir sehen den Reichthum der Herrlichkeit und Gnade Gottes und es heißet: »Herrsche inmitten deiner Feinde« (Psalm 110, 2)." In Betreff der evangelischen Kirchen war ihm das Trost genug, daß sie das lautere Gotteswort und die reine Lehre haben; öfters klagte er freilich auch darüber, daß es an tüchtigen Predigern dieses Wortes und treuen Hirten der Gemeinde fehle, fand aber doch, daß die Zahl derselben wachse.[1]) —

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung: Wiederaufleben des Sakramentsstreits.

Indem wir bisher von der Stellung und Stimmung Luthers mit Bezug auf die innern Zustände des Protestantismus redeten, haben wir von etwaigen Fragen und Differenzen des Glaubens und Bekenntnisses, die in seiner Mitte sich erhoben, noch abgesehen.

Der Streit mit Agricola war zur Ruhe gebracht. Kämpfe über neue Lehrversuche hatte Luther in seiner Kirche nicht mehr zu bestehen.

Aber der verhängnißvollste Zwiespalt auf dem Gebiete der Reformation, der zwischen ihm und zwischen Zwingli und den Zwinglianern, klaffte eben jetzt, am Ende seiner Laufbahn, wieder auf. Er selbst zerriß öffentlich den Frieden, der nach seiner Ueberzeugung doch nur ein trügerischer gewesen war.

Schon im Jahre 1539 hatten die Züricher Geistlichen an einer beiläufigen Aeußerung seiner Schrift „Von den Conciliis und Kirchen" über Zwingli wieder großen Anstoß genommen. Dort nämlich stellte er diesen (ohne des Sakramentsstreits zu erwähnen) wegen seiner Deutung der „Fleischwerdung des Wortes" Joh. 1, 14 mit den Nestorianern zusammen. Deshalb machten ihm Jene Vorwürfe in einem durch Bullinger an ihn gerichteten Brief; sie behaupteten wieder Zwinglis volle Rechtgläubigkeit und bemerkten, daß, wenn Luther ihn richtig erkannt hätte, es

zu dem unseligen Streit zwischen beiden gar nicht gekommen wäre. Luther ließ das Schreiben unbeantwortet. Er sah ohne Zweifel jede Auseinandersetzung mit ihnen für fruchtlos an, und sie galten ihm bei solcher Anhänglichkeit an Zwingli wieder für beharrliche Anhänger von Irrthümern, auf deren Bekämpfung er auch bei den vorangegangenen friedlichen Verhandlungen mit ihnen nie verzichtet hatte.

Weiteren bitteren Unwillen erregte auf jener Seite eine Stelle seiner „Vermahnung zum Gebet wider den Türken" 1541, wo er, von den vorangegangenen Sünden der Welt gegen das Evangelium redend, unter „verzweifelten bösen Sekten und Ketzereien" den Münzer, die Zwinglianer und die Wiedertäufer neben einander aufgeführt hatte. Die Züricher erklärten sich darüber gegen ihn nicht direkt, noch öffentlich, beschwerten sich jedoch in Privatbriefen an Freunde, was ihm schwerlich verborgen blieb. Daß sie gereizt sein mußten, konnte er sich selbst nicht verhehlen.[1])

Mit den Ober-Deutschen blieb er indessen im Frieden. Als sein Freund Förster in Augsburg, dessen Berufung dorthin den Abschluß der Concordie versiegelt hatte, schon 1538 mit den Collegen in dogmatischen Zank gerieth, zugleich übrigens Beschwerden wegen seines Lebenswandels sich zuzog und bald wieder seine Stelle aufgeben mußte, überließ Luther, obgleich er den Augsburgern Schuld beimaß, doch die Verhandlungen darüber dem Butzer und enthielt sich strafender Worte. Wegen Butzers eigener Stellung zur Abendmahlslehre behielt er gutes Vertrauen. Er schrieb ferner an ihn 1539 (14. Oktober) in Betreff einer auf eben diese Lehre sich beziehenden Schrift Calvins, der damals neben ihm in Straßburg wirkte, daß er dieselbe mit ausnehmendem Vergnügen gelesen habe. Es kann mit ihr nur die neu erschienene Ausgabe von Calvins Institutio Christianae religionis gemeint sein, worin dieser, wesentlich mit Butzer übereinstimmend, in Betreff des Abendmahlsgenusses eine wahrhafte Mittheilung Christi und des durch sein Fleisch uns zufließenden göttlichen Lebens lehrte, jedoch nirgends über einen durch den Glauben bedingten geistlichen Genuß hinausging; Melanchthon berichtete dazu dem Calvin noch Weiteres über Luthers freundliche Gesinnung gegen ihn.[2])

Die freundschaftliche Verbindung Luthers mit den böhmischen Brüdern, welche besonders durch ihre Auffassung des Abendmahls erschwert worden war, behielt Bestand, ohne daß er noch einmal Erklärungen darüber gefordert hätte. Zwar als er 1541 hörte, daß „waldensische Brüder" in oder bei Joachimsthal unter Berufung auf ihn die reale Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament leugneten, ließ er dem dortigen Pastor sagen, er solle sie deshalb scharf zur Rede stellen, und drohte, falls die Sache sich bestätigen sollte, mit einer öffentlichen Schrift gegen ihre Lüge und Heuchelei. Auf sein Verhältniß zum Mittelpunkt und den

Häuptern der Brüdergemeinschaft hat jedoch dieses Vorkommniß (von dem wir Weiteres überhaupt nicht wissen) keinen störenden Einfluß geübt. Der Senior Augusta machte, wie 1540, so auch wieder 1542 einen Besuch in Wittenberg, wo ihm Luther zum Abschied den Wunsch aussprach, daß die Brüder Apostel für ihr slavisches Volk sein möchten, wie er und seine Genossen für sein deutsches. Einige Monate nachher schickte ihm Luther durch ein anderes Mitglied der Gemeinde einen schriftlichen Gruß: indem er bald aus diesem elenden Leben zu scheiden hofft, ermahnt er die Brüder, in der Gemeinschaft des Geistes und der Lehre mit ihm bis ans Ende zu verharren.[1])

In Luthers eigener Wittenberger Kirche wurde 1542 noch der Brauch der Elevation des Sakramentes abgeschafft, welchen er, als ihn Carlstadt verwarf, wie ein öffentliches Zeugniß gegen dessen Grundsätze und Lehren aufrecht erhalten hatte. Derselbe war nach einer Aeußerung Luthers vom Dezember 1539 schon damals „allhie zu Wittenberg abgethan", und Luther war nicht geneigt, ihn wieder aufzurichten. Dies kann jedoch nur für die dortige Schloßkirche gelten. Dabei erinnern wir, daß im Jahr zuvor (oben S. 449) ein Nürnberger Prediger wegen eines Versuchs, die Elevation abzustellen, von Andern als Zwinglianer verschrien worden war und damals sogar Melanchthon dieselbe in einem Brief an Dietrich gerechtfertigt hatte. Inzwischen kam sie auf dem ganzen kursächsischen Gebiet mehr und mehr in Abgang. Am 25. Juni 1542 endlich schaffte sie Bugenhagen, der dies schon seit längerer Zeit vorhatte, in der Wittenberger Pfarrkirche ab. Luther selbst ließ sie „gerne abthun" — und zwar, wie er dem Herzog von Preußen schrieb, „allein darum, daß solche Zeremonien nicht unsere Herrn sein müßten, als wäre es Sünde anders zu thun". Auch Bischof Amsdorf verfügte die Abschaffung für die unter dem Domstift stehenden Kirchen. Die Sache erregte aber jetzt großes Aufsehen, veranlaßte Anfragen in Wittenberg, als ob hier die Meinungen über das Sakrament sich geändert hätten, rief Widerspruch bei Adeligen und Gemeinden im Naumburgischen hervor. Luthern machten, wie Melanchthon dem diesem Brauch sehr abgeneigten Landgrafen Philipp schreibt, „viel ungelehrter Leute viel zu schaffen von Abthun der Elevation". Er überlegte (im Januar 1541), ob er über sie und überhaupt über die „heillosen Zeremonien" Etwas durch den Druck sollte ausgehen lassen. In dem Schritte, der jetzt geschehen war, ließ er sich auch durch Anstöße und Mißdeutungen nicht beirren, behielt sich nur die gleiche Freiheit auch dazu vor, die Elevation, wenn sie der Ketzerei oder anderer Ursachen wegen wieder nöthig würde, aufs Neue anzurichten.[2])

Gegen den Zwinglianismus aber, wie derselbe noch gegenwärtig in der Schweiz sein Wesen treibe, nahm er jetzt wieder offen ohne Rückhalt und Mäßigung das Wort.

Jenes Schreiben der Evangelischen in Venedig (oben S. 551) war in Wittenberg angelangt. Sie jammerten darin über die Zerrüttung und Gefahr, welche der aus Deutschland stammende Sakramentsstreit in ihre Kreise bringe, wo es an kirchlicher Einheit und fester Gemeindebildung überhaupt noch fehle. Luther mußte hiebei natürlicherweise an die Einflüsse der schweizerischen „Sakramentirer" denken. Was ferner die Schweizer betrifft, so hatten sie sich während der letzten Jahre nicht etwa auf jene Beschwerden und Proteste gegen Luthers Aeußerungen über Zwingli beschränkt, sondern auch abgesehen hievon herrschte unter ihnen das Mißtrauen gegen Jenen, gegen das ganze confessionelle Einigungswerk und namentlich auch gegen die „wandelbaren" vermittelnden Theologen der Straßburger Kirche fort und gab sich in verletzenden Stimmen kund; wir haben Klagen darüber z. B. von Calvin. Die Berichte, die hievon an Luther kamen, kennen wir nicht: sie sind aber sicher nicht ausgeblieben und haben jedenfalls eher übertrieben als gemildert. Hiemit traf jetzt bei Luther der für ihn unerträgliche Schein zusammen, als ob er in seinem Verhalten zur Elevation von seiner eigenen Ueberzeugung zu weichen begonnen hätte. Melanchthon war schon seit dem Januar 1543 über den Unwillen ängstlich, in welchem jener Inhalt des italienischen Schreibens ihn versetzt habe: er fürchtete hievon neue Kämpfe. Luther antwortete darauf am 13. Juni, indem da als zuverlässiger Bote Matthias Flacius nach Italien reiste. Hier schrieb Luther unter Anderem: „In der Schweiz sind vornehmlich die Züricher und ihre Nachbarn beharrliche Feinde des Sakraments; sie gebrauchen profanes Brod und Wein ohne Christi Leib und Blut: Männer, die wohl gelehrt sind in allen Sprachen, aber von einem uns fremden Geiste, trunkene, deren ansteckende Gemeinschaft man meiden muß." In einem gleichzeitigen Brief an Link nennt er sie hochmüthige, unsinnige Menschen, welche, wie Paulus (Tit. 3, 11) sage, „von sich selbst Verurtheilte" sein wollen. Es konnte, wie Melanchthon erwartete, nicht fehlen, daß Luthers Antwort an die Italiener sich weiter verbreitete. Und zwei Monate später schickte Luther eine gleichartige Erklärung direkt nach Zürich. Als nämlich der dortige Buchdrucker Froschauer ihm eine neu erschienene lateinische Bibelübersetzung, das Werk Züricher Prediger, zum Geschenk machte, erwiederte er: er danke ihm, könne aber mit den Verfassern keine Gemeinschaft haben; oft genug habe er sie vergeblich ermahnt, von ihrem Irrthum abzustehen und die armen Leute nicht mit sich zur Hölle zu führen; er wolle wider sie beten und lehren bis an sein Ende.[1])

Luthers Drang, jede Gemeinschaft mit der Irrlehre in den heftigsten Kundgebungen von sich zu weisen, wurde gesteigert durch Schwenkfeld. Derselbe hatte, seit wir ihn zum ersten Male mit Luther im Streite

sahen (oben S. 82), seine eigenthümlichen Theorien — und zwar namentlich auch über das Wesen der Leiblichkeit Christi, die keine kreatürliche sei, sondern aus Gottes Wesen stamme, — noch weiter ausgebildet und herumreisend zu verbreiten gesucht. Die Theologen, welche auf den Schmalkalder Tag vom Jahre 1540 zusammen waren, ließen eine Warnung wider ihn ausgehen; ebensowenig wollten die Schweizer mit ihm zu thun haben. Jetzt wandte er sich an Luther: er überschickte ihm einige Büchlein, in welchen er Stellen aus dessen eigenen Schriften für sich beizog. Luther gab dem Boten, der ihm die Sendung im November 1543 überbrachte, eine unversiegelte, kurze, leidenschaftlich grobe Abfertigung mit: wenn Schwenkfeld, der unsinnige Narr, nicht ablassen wolle, so solle er mit den vom Teufel ausgespienen Büchlein wenigstens ihn unangefochten lassen. Es war ihm schrecklich, daß Schwenkfeld den Wahn erwachsen lassen möchte, als ob sie beide irgend eins wären. Dabei verdammte er an ihm zugleich seine Lehre von der menschlichen Natur Christi, die er als Eutychianismus bezeichnet, wie die der Schweizer als Nestorianismus, und seine Lehre vom Abendmahl, bezüglich deren er ihn mit den Schweizern als Sakramentirer zusammenstellt.[1])

Ferner erfuhr Luther im April des folgenden Jahres durch die Geistlichen von Eperies in Ungarn, daß dort ein früherer Tischgenosse von ihm, Matthias Devay, unter seinem Namen die sakramentirerische Lehre einschwärze. Er vermuthete, daß auch hier das Abthun der Elevation in Wittenberg eine Handhabe gegeben haben möge. Er bittet Jene in seiner Antwort (vom 21. April), fest überzeugt zu sein, daß er, falls nicht Gott ihn gar toll werden lasse, es nie mit den Sakramentsfeinden halten, noch ihren Gräuel in der ihm anvertrauten Kirche zulassen werde. Und er kündigt jetzt an: „Ich muß deshalb nach so vielen Bekenntnissen, die ich gethan, noch Eines ausgehen lassen; das will ich ehestens machen und es soll mein letztes sein."[2])

Hinsichtlich der Straßburger und Ulmer, welche die Wittenberger Concordie angenommen hatten, (und auch hinsichtlich Basels, wo Osw. Myconius derselben günstig blieb) äußerte Luther den Italienern gegenüber, daß dort bei den Predigern und in der Lehre jetzt Alles gesund zu sein scheine, wenn auch im Volk der schlechte Sauerteig noch nicht ganz ausgetilgt sei; Butzer wirke jetzt mit Melanchthon zusammen in Köln, was dieser selbst nicht dulden würde, wenn jener nicht für rein erachtet würde. Daß Melanchthon rein sei, erschien ihm hiernach selbstverständlich. Den Geistlichen von Eperies schrieb er: „Wegen Magister Philippus habe ich gar keinen Argwohn, noch sonst wegen eines der Unsrigen." Wie argwöhnisch und scharf er aber gegen jede Spur von Sakramentirerei in seiner Umgebung war, das erfuhr im Sommer 1543 der Prediger Wolfe-

rinus in Eisleben, welcher nach dem Abendmahl den Rest des geweihten Weins wieder zum ungeweihten schüttete und mit einem darüber entrüsteten Collegen im Streit lag. Luther selbst lehrte, daß das Sakrament außer dem Abendmahlsakte, zu welchem es Christus eingesetzt habe, „Nichts" sei; deshalb gehörte ihm ja das Herumtragen der Hostie bei den Prozessionen zu den papistischen Gräueln. Dennoch ließ er den Wolferinus wegen jener praktischen Folgerung sehr hart an: „Ihr wollt", sagt er, „wohl in den Ruf eines Zwinglianers kommen." Er selbst rieth vielmehr, daß, um alle anstößigen Fragen abzuschneiden, der Geistliche mit den Communikanten jedesmal den Rest des geweihten Brodes und Weines vollends genießen sollte. — Seit Anfang des Jahres 1544 war er vollends wegen seines Streites mit den Juristen in der gereiztesten Stimmung. Stete Kränklichkeit und Alter thaten ohnedies das Ihre dazu. Wir hörten (S. 562), wie erregbar und erregt er überhaupt damals war, ja wie er gar Wittenberg verlassen wollte.[1])

Nun bekam er im Sommer 1544 den Reformationsentwurf in die Hände, welchen Butzer mit Melanchthon für den Kölner Erzbischof abgefaßt hatte, und dazu (zu Ende Julis oder Anfang Augusts) eine Kritik Amsdorfs über denselben: Johann Friedrich hatte nämlich auf die Bitte des Erzbischofs, den Entwurf prüfen zu lassen, den Amsdorf hiemit beauftragt. Diese Schrift enthielt Ausführungen über das Abendmahl ganz in Butzers Weise und ohne die spezifisch Lutherischen Bestimmungen: es sei die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, dadurch wir in ihm immer völliger bleiben und leben sollen und er in uns; Christus biete seinen Leib mit den sichtbaren Zeichen des Brodes und Weines wahrhaftig dar, und wer seiner Verheißung fest glaube, esse wahrhaft und heilsam das Fleisch Christi. So viel sie hierüber sagte, so sehr enthielt sie sich einer Aussage über die Realität und den Genuß des Leibes auch für Ungläubige und für Unwürdige. Dazu ermahnte sie „alle fleischlichen Gedanken in diesem Geheimniß auszuschlagen". Sie sprach, wie Butzer von sich aus zu sprechen pflegte, nicht wie in der Wittenberger Concordie gesprochen war, und nicht so, daß damit Leute, wie die Züricher, verworfen waren. Luthern konnte sie nicht genügen (ihren Werth an sich haben wir hier nicht zu erörtern). Und Luther las sie nun gleich mit Amsdorfs Gutachten, welches natürlich besonders an den Mängeln jener Sätze Censur geübt hatte. Er erwiederte dem Kanzler Brück, durch welchen dieses ihm übergeben worden war: „Des Bischofs [Amsdorfs] Artikel gefallen mir wohl, sonderlich der vom Abendmahl, denn da liegt Macht an; — ich bin aber, aus den Artikeln bewogen, flugs ins Buch gefallen, und vom Sakramente; denn da drückt mich hart der Schuh, und befinde, daß mir Nichts überall gefällt; es treibt lange viel Geschwätz von Nutzen, Frucht und Ehre des

Sakraments, aber von der Substanz mummelt es, daß man nicht soll vernehmen, was es davon halte, in aller Maße wie die Schwärmer thun; — nirgends wills heraus, ob da sei rechter Leib und Blut, mündlich empfangen; — Summa, das Buch ist den Schwärmern nicht allein leidlich, sondern auch tröstlich, vielmehr für ihre Lehre als für unsere; — und ist auch ohne das, wie der Bischof zeigt, Alles und Alles zu lang und groß Gewäsche, daß ich das Klappermaul, den Butzer, hier wohl spüre." — Luther fing, wie Melanchthon meldet, auch schon in Predigten „Krieg zu erregen" an. Man hörte, daß er eine Schrift herausgeben wolle: sollte auch das Kölner Buch darin durchgenommen werden? Sodann machte er im August einen Besuch bei Amsdorf; er hatte ihm denselben schon lange vorher zugesagt; was aber mochten jetzt beide wegen der Sakramentirerei verhandeln?[1])

Melanchthon fürchtete das Aeußerste für den Frieden und speziell für sich. Luther trug ihm noch vor seiner Reise zu Amsdorf auf, dem Butzer seinen Zorn zu melden, wodurch er sehr bestürzt wurde. Er sprach in Briefen davon, daß er gar noch aus Wittenberg werde ins Exil wandern müssen, meinte, Luther sei hauptsächlich deswegen, um über ihn zu berathschlagen, zu Amsdorf gereist, und machte sich nach seiner Rückkehr darauf gefaßt, vor ihn geladen zu werden; denn so sagte damals ein Gerücht: er und Cruciger (der auch im Jahre 1537 mit ihm angefochten worden war) werden vorgefordert und über ihre Meinung vom Sakrament befragt werden. An Bullinger schrieb er am 30. August, daß demselben vielleicht schon vor Eintreffen dieses Briefs die von Luther zu erwartende schreckliche Schrift zukommen werde. Dem Butzer meldete er sogar schon, daß in dem — noch nicht erschienenen Buch sie beide harte Schläge bekommen. Ferner hieß es, Luther bereite eine Bekenntnißformel vor, welche alle die Seinigen unterschreiben müßten. Von Butzer und den andern Straßburgern erhielt der Landgraf Philipp die erschreckenden Nachrichten; er rief dann am 12. Oktober den Kanzler Brück um Hilfe an, zu verhüten, daß die Theilnehmer an der Concordie wieder in Zwiespalt gerathen und gar Luther und Melanchthon sich entzweien: Luther möge, obschon etliche Züricher Etwas grob wären, dies nicht die Andern entgelten lassen. Indessen wurde es in Wittenberg schon im September wieder stille, während freilich Melanchthon zu wissen meinte, wohin das Stillschweigen ziele. Cruciger hatte die Sache schon bisher wenigstens ruhiger als er angesehen. Ja auch allen den vorangegangenen Befürchtungen über Luther Losbrechen gegen Butzer oder gar Melanchthon lagen neben der Wahrnehmung von Luthers Unwillen über das Kölner Buch bloße Vermuthungen und Gerüchte zu Grunde. Cruciger hatte nachher dem Dietrich nur so viel darüber zu sagen: „Aus Reden von ihm [Luther] hatte man

erkannt, daß er, ich weiß nicht in welcherlei Argwohn befangen war." In der That war es nie Luthers Art, über Männer, die ihm als Freunde verbunden waren, mit still vorbereiteten Angriffen öffentlich herzufallen. So aufgeregt und argwöhnisch er damals gewesen sein mag: er hätte, wenn er zum öffentlichen Zeugniß gegen einen Melanchthon sich genöthigt glaubte, den Schritt gewiß nicht gethan, ohne vorher gegen ihn — vielleicht recht heftig, aber doch offen — sein Herz darüber aufzuthun.[1])

Zu Ende Septembers erschien die gefürchtete Schrift: „Kurz Bekenntniß D. Mart. Luthers vom heiligen Sakrament." Ausgehend von seiner Abfertigung Schwenkfelds erklärt hier Luther: „Denn ich, als der ich nun auf der Grube gehe, will dies Zeugniß und diesen Ruhm mit mir vor meines Herrn Richterstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sakramentsfeinde, Carstadt, Zwingel, Oekolampad, Stenkefeld und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe nach seinem Befehl Tit. 3, 10." Der Zweck seiner Schrift besteht nicht in einer neuen eingehenden Lehrausführung gegen sie, sondern darin, jedem falschen Schein und Vorgeben gegenüber festzustellen, daß er mit ihrer Irrlehre Nichts je gemein gehabt habe, noch jetzt haben wolle, und über dieselbe aufs Neue sein verdammendes Urtheil auszusprechen. Nur kurz erinnert er an die Hauptargumente, welche von Oekolampad und Zwingli dafür vorgebracht und von ihm widerlegt worden seien. Er selbst will gegen die Schwärmer feststehen auf dem Spruch Röm. 4, 21, daß Gott, was er rede, auch thun könne. Und er fragt, wie einer, der den Artikel vom Abendmahl nicht glauben wolle, je noch glauben sollte an den Artikel von der Menschheit Gottes und Christi in einer Person oder von der Menschwerdung des Sohnes Gottes; „darum", sagt er, „heißts, rund und rein, ganz und Alles geglaubt oder Nichts geglaubt!" darin, daß die Schwärmer ein „groß Gewäsch treiben" vom geistlichen Essen und Trinken und von der Einigkeit der Christen beim Abendmahl, sieht er eitel Feigenblätter, mit denen sie ihre Sünde decken wollen. Haben sie die Rechtgläubigen Fleischfresser gescholten und Lästerungen über einen „brödernen Gott" ausgestoßen, so wüßte er dagegen für sie den rechten Namen, nämlich daß sie Seelenmörder wären und ein durchteufelt Herz und Lügenmaul hätten. Er will, daß Niemand mehr bete für sie, die zum Tode sündigen (1. Joh. 5, 16). Das arme Volk und die Schwachen, die noch bereit seien, sich unterrichten zu lassen, will er bei diesem Ausspruch und bei dem Satz „Alles oder Nichts geglaubt" ausnehmen. „Von den Meistern", sagt er, „rede ich; sie sind hoch und oft genug vermahnt; — laß immer hinfahren, was nicht bleiben will." [2])

Auf die Kölner Reformation aber und auf Butzer und Melanchthon brachte Luthers Schrift keinen Ausfall, keine auch nur versteckte Beziehung.

Bedenken gegen diese Männer hat er offenbar verschweigen, den Argwohn in sich nieder drücken wollen, wofern sie nicht selbst starke, offenkundige, dringende Anzeichen dafür geben würden. Er hat sich, namentlich bei Melanchthon, auch stets jedes Fragens und Inquirirens enthalten, das solche hätte an den Tag bringen können. Cruciger bezeugt in einem Brief an Dietrich, welchen er und Melanchthon fortwährend in Kenntniß über die gespannte Lage erhielten, am 5. Oktober, daß Luther, obgleich man bei ihm Anfangs jenen Argwohn wahrgenommen, seither keine Gereiztheit gegen sie habe merken lassen. Einen Monat nachher konnte Brück mit Bezug auf den seither eingelaufenen Brief des Landgrafen seinem Kurfürsten berichten: „Ich vermerke von Philippo [Melanchthon] nicht anders, denn daß er und Martinus ganz gute Freunde seien; der Allmächtige verleihe seine Gnade." Und in einem neuen Brief an die Venetianer (vom 12. November) deutete Luther mit Nichts das Mißtrauen an, das in ihm seit seinem ersten Brief gegen Butzer und Melanchthon aus Anlaß ihrer dort erwähnten Kölner Thätigkeit sich geregt hatte; sondern er bittet jene, wenn sie je hören sollten, daß Melanchthon oder er selbst den tollen Irrlehrern zugestimmt hätten, es um Gottes willen nicht zu glauben, und in Betreff Butzers warnt er sie zwar vor gewissen Schriften, welche dieser beim Beginn der Tragödie, nämlich des Sakramentsstreites verfaßt, ist aber überzeugt, daß derselbe seither längst zur Wahrheit sich bekehrt habe. [1])

Dagegen war das versöhnliche, ja freundliche Verhältniß zu den Schweizern, das einst mühsam sich gebildet und doch große Hoffnungen für die Zukunft des Protestantismus eröffnet hatte, durch jene Schrift Luthers, obgleich sie nach Crucigers Zeugniß noch über alle Erwartung Maß hielt, natürlich vollkommen und förmlich zerrissen. — Den Melanchthon glaubte Bullinger jetzt gar einladen zu dürfen, daß er, der zu seinem Leidwesen in nicht geringer Gefahr schwebe, nach Zürich kommen möge, wo man ihn allgemein willkommen heißen und einen würdigen Gehalt beim Magistrat für ihn auswirken werde. Wie wenig übrigens auch unter Zwinglianern auf Duldung zu rechnen war, konnte Melanchthon aus Klagen des Basler Predigers Oswald Mykonius sehen, der ähnlich wie er einer milden, vermittelnden Richtung in der Abendmahlslehre sich befleißigte; dieser hatte ihm schon im Juni geschrieben, daß man ihn selbst für einen Butzerianer und Lutheraner verschreie und seine Vertheidigung Nichts gelten lasse, so lang er nicht sage, „Ist" stehe für „bedeutet." [2])

Mit dem Sakramentsstreit kommen wir endlich auch noch einmal auf Carlstadt, den Anfänger jener „Tragödie" zurück. Er war an Weihnachten 1541 in Basel gestorben, wo er seine letzten Jahre ungestört als Professor und Prediger verlebt hatte. Seine sonderlichen Lehren und Tendenzen hatte er fahren lassen und in dogmatischer Beziehung sich friedlich

neben die schweizer Theologen gestellt, übrigens auch hier einen unverträglichen und unlautern Charakter gezeigt. Seiner eigenthümlichen Bedeutung nach gehörte er bereits der Vergangenheit an. In Lutherischen Kreisen achtete man wenig mehr auf ihn, Luther scheint geflissentlich nicht mehr nach ihm gefragt zu haben. Jetzt, nach seinem Abscheiden, begehrte Luther doch zu wissen, ob er wenigstens reuig gestorben sei: denn daß Carlstadt selig würde, habe er immer gewünscht und wünsche es noch. Als er aber aus Basel von einem schrecklichen Gespenst vernahm, welches diesem vor seinem letzten Erkranken erschienen sei, ihm wohl durch Angst den Tod gebracht habe und seither in seinem Haus und an seinem Grabe spuke, da schenkte er der Nachricht Glauben und wollte sich nicht verwundern, wenn Gott, der mit ihm so lange Geduld gehabt, ihm jetzt den verdienten Lohn gegeben habe. [1])

Sechstes Kapitel.

Luthers weitere schriftstellerische Thätigkeit und persönliches Leben.

Unter allen den Arbeiten, mit welchen Luther der Christenheit dienen wollte, hat er zu Anfang unseres Zeitabschnittes wohl keine mit mehr Liebe betrieben, als jene Revision seiner Bibelübersetzung, mit welcher er im Jahre 1539 (oben S. 428) begonnen hat. Auch hier, wie bei der ursprünglichen Uebersetzung, wolle er nur mit dem Beirath von Freunden handeln, die ihm in Kenntniß der Sprachen zum Theil überlegen waren und eben darum besonders von ihm geschätzt. Mathesius, im Jahre 1540 und 1541 Luthers Hausgenosse, schildert uns das „Sanhedrin" (Synedrium) bester Männer, welches er damals um sich versammelt und mit welchem er wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in seinem Hause verhandelt habe. Da erschienen Melanchthon, der Meister im griechischen Text, der im Griechischen und Hebräischen bewanderte Cruciger, welcher auch die alten chaldäischen Paraphrasen des Alten Testaments mitbrachte, Bugenhagen, welcher besonders in der lateinischen Bibelübersetzung bewandert war, Justus Jonas, Aurogallus, der Wittenberger Professor fürs Hebräische, auch Georg Rörer, der als Corrector diente, ab und zu auch gelehrte Gäste von auswärts, namentlich Bernhard Ziegler aus Leipzig, welchen Luther unter den gelehrten und zugleich frommen Humanisten seiner Zeit obenan stellte. Auch Schriften der Rabbinen wurden aufgelegt. Jeder hatte sich vorher auf seinen Text gerüstet. Luther that sich namentlich wieder um richtige und treffende deutsche Ausdrücke um; so hatte er z. B. etliche Schöpse abstechen und sich vom Fleischer berichten lassen, wie man jeden einzelnen Theil nenne. Er legte dann als Präses den Text vor und ließ die Stim-

men darüber herumgehen. Nach der Arbeit behielt er öfters die Freunde zum Essen bei sich, wo theils weitere biblische Gespräche und Dispute geführt, theils heiter verkehrt, nachher wohl auch gesungen wurde. Als Melanchthon und Cruciger im Oktober 1540 nach Worms reisten, hoffte Luther, daß sie auch dort Zeit finden werden, das Neue Testament durchzugehen; der Druck des Alten Testaments war schon vor ihrer Abreise vorgeschritten; die Bücher von Hiob bis Jeremias wagte Luther, wie er Jenen im Dezember meldete, ohne ihr Dazuthun in die Presse zu geben. Gegen Ende Mai's machte er sich, von den Setzern gedrängt, an die letzte Durchsicht des Neuen Testaments. So ist diese zweite Hauptausgabe seiner deutschen Bibel 1541, wohl noch im Sommer, erschienen. Auch bei den weiteren Ausgaben vom Jahr 1543 und vom Jahr 1545, der letzten, die während seines Lebens erschien, nahm er noch Aenderungen in der Uebersetzung vor, jedoch nur an einzelnen Stellen. [1])

Auch die große Predigtsammlung, welche Luther seinem Volk hinterließ, die Kirchenpostille, kam jetzt zum Abschluß. Nachdem Luther schon 1535 (oben S. 428) den Cruciger mit einer Umarbeitung derselben beauftragen wollte, gab er zuerst 1540 das Winterhalbjahr mit vielfachen Aenderungen neu heraus. Beim Uebergang vom Jahr 1543 zu 1544 erschien dann die Sommerpostille, welche er ursprünglich durch Roth hatte herausgeben lassen, in einer neuen Redaktion durch Cruciger. Dieser hat hiebei viele ihrer Predigten durch andere, die seither separat gedruckt oder von ihm selbst nachgeschrieben worden waren, ersetzt, manche auch bedeutend umgeändert. Ferner hat er, während dort nur Predigten über die Evangelien des Sommerhalbjahrs mitgetheilt waren, ihnen auch Epistelpredigten beigefügt. Er war als sehr geschickter Nachschreiber zu der Arbeit besonders geeignet, hat jedoch auch seinem eigenen Geschmack und Rednertalent Einfluß gestattet. [2]) — Von den Predigten, welche Luther, je nachdem er bei Kräften war, in Wittenberg und bei mancherlei Gelegenheiten auswärts hielt, sind auch aus seinen späteren Jahren noch verschiedene für sich im Druck erschienen.

Unter Luthers praktischen Schriften nennen wir hier noch, aus dem Jahr 1542, eine kurze Trostschrift für Frauen, „denen es unrichtig in Kindesnöthen gegangen" und deren Kinder ungetauft gestorben sind, wegen der praktischen und dogmatischen Bedeutung ihres Gegenstands. Sie erschien als Anhang zu Bugenhagens Auslegung des 29. Psalms. Zur Angst der Mütter um das Seelenheil jener Kinder, worauf sie sich bezieht, mußte besonders der hohe Werth beitragen, den gerade die Lutherische Kirche auf die Taufe legte (die Augsburger Confession sprach kurzweg aus, daß sie zum Heile nöthig sei). Luther dagegen beruhigte: Gott habe doch nicht seine Macht an die Sakramente gebunden, gebe Macht dem Glauben

und Gebet seiner Christenmenschen und werde mit den Müttern, welche zu ihm seufzen, und mit ihren Kindern es viel besser machen, als sie selbst begreifen oder begehren können. So sprach er auch sonst die gewisse Hoffnung aus, daß Gott mit solchen Kindern nur Gutes vorhabe.[1])

Von neuen geistlichen Liedern haben wir das „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" vom Jahre 1541 schon oben (S. 553) angeführt. Bereits im Jahre 1539 erschien das Vater Unser zum Kirchenlied gestaltet: „Vater Unser im Himmelreich" u. s. w., — 1541 weiter das Taufslied „Christ, unser Herr zum Jordan kam" und die Verdeutschung des Hymnus „Herodes, hostis impie" in „Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr", — endlich 1543, womit Luthers Liederdichtung abschließt, die Uebertragung des ambrosianischen „O lux beata trinitas" in „Der du bist drei in Einigkeit" und das Weihnachtslied „Vom Himmel kam der Engel Schaar", ein minder bekannt gewordenes, aber kraftvoll tönendes Seitenstück zu dem „Gelobet seist du Jesu Christ" und dem classischen Kinderliede „Vom Himmel hoch". — Neben Luther stand jetzt eine beträchtliche Zahl anderer evangelischer Liederdichter. Er selbst sagte schon 1529 in der Vorrede zu einer neuen, mit eigenen und fremden Liedern vermehrten Ausgabe seines Gesangbüchleins mit Bezug auf Ausgaben, welche Andere veranstaltet hatten: „Nun haben sich Etliche wohl beweiset und die Lieder gemehret, also daß sie mich weit übertreffen und in dem wohl meine Meister sind," — während er zugleich klagt, daß Andere wenig Gutes dazu gethan haben und daß sein eigen Büchlein durch Zusätze ungeschickter Köpfe noch gar überschüttet und verwüstet werden möchte. Deshalb setzte er jetzt in seiner Sammlung den einzelnen Liedern die Namen der Verfasser bei und erbat sich, daß Andere sein Büchlein nicht mehr ohne sein Wissen und Wollen bessern oder mehren sollten. Ueber eine neue Vorrede vom Jahre 1542 setzte er die „Warnung": „Viel falscher Meister jetzt Lieder dichten, Siehe dich für und lern sie recht richten" u. s. w.; es thaten sich besonders auch Schwenkfeldianer auf diesem Gebiet hervor. Wie hoch aber Luther die Anderen alle überragte, davon gab namentlich eben jene Ausgabe vom Jahre 1529 mit seinem „Ein feste Burg u. s. w." Zeugniß, welches Lied sie zuerst gebracht hat.[2]) —

Luthers akademische Vorlesungen über das 1. Buch Mose schritten langsam voran, während der Inhalt dieser biblischen Schrift ihn fortwährend fesselte und zu reichen theologischen und praktischen Erörterungen anregte (oben S. 423 f). Er gab endlich dem Andringen der Freunde nach, sie ihnen zur Veröffentlichung zu überlassen. Veit Dietrich übernahm die Redaktion nach Handschriften, welche ihm Cruciger und Rörer schickten. Der Druck begann im Sommer 1543, der erste Band, Kap. 1—11 umfassend, erschien im folgenden Frühjahr. Ueber die Schwächen seines Werkes

wollte Luther, wie er in der Vorrede sagt, sich damit trösten, daß Gott von Keinem über Vermögen fordere. [1])

Aus Anlaß der Weihnachtsfeier unterbrach Luther 1543 diese Vorlesung anderthalb Monate lang und legte dagegen die hohe jesaianische Weissagung von dem Kinde aus, das für uns geboren ist (Jesai. 9), — ebenso für die Passions- und Osterzeit des nächsten Jahres die Weissagung von dem leidenden Knechte Jehovas Jes. 53. Beide Auslegungen sind nach seinem Tod im Druck erschienen. [2])

Dietrich hat ferner aus Nachschriften von Vorlesungen Luthers, deren wir schon früher (S. 268) gedachten, im Jahr 1542 auch einen Commentar über den Propheten Micha herausgegeben, sodann 1545 einen über Hosea und nach Luthers Tod, 1547, einen über Joel. Allein gehalten können diese Vorlesungen nicht sein in den Jahren, wo die über das 1. Buch Mose Luther Anstrengung genug kosteten und auch nur sie von ihm erwähnt werden. Man möchte dafür doch ein paar Stellen des zweitgenannten Commentars beibringen, welche von Vorkommnissen der Jahre 1543, 1544 und 1545 reden; aber Dietrich benützte für denselben noch eigene Nachschriften, während er Wittenberg schon seit 1535 verlassen hatte; er wird also dort vielmehr, wie er im Joel-Commentar ganz offenbar gethan hat, eigene Bemerkungen in die Luthers eingeflochten haben, wozu Luther, der die Arbeit durchsah, seine Zustimmung gab. Wir haben oben die Zeit bezeichnet, der die Vorlesungen ursprünglich angehören werden. [3])

Von eigenen Arbeiten Luthers mit Bezug auf die heilige Schrift haben wir aber noch eine lateinische „Berechnung der Jahre der Welt" anzuführen, welche er 1541 und in mehrfach veränderter Auflage 1545 herausgegeben hat. Er hat hier, und zwar zunächst für seinen eigenen Gebrauch, chronologische Tabellen angelegt, welche zur Uebersicht der heiligen Geschichte dienen sollten, hat sie jedoch, entsprechend dem Interesse, das er für Geschichte überhaupt hegte, auch durch die folgenden Jahrhunderte bis auf das gegenwärtige Jahr in Kürze weitergeführt. Auf eigene Forschung machte er dabei durchaus keinen Anspruch, folgte vielmehr, wie er selbst sagt, den Angaben der kleinen Weltchronik des Mathematiker Carion, welche 1539 erschienen war und nachher von Melanchthon überarbeitet und erweitert wurde. Nur für eine chronologische Frage der jüdischen Königsgeschichte wagte er eine neue, eigene Lösung. Endlich suchte er auch schon den künftigen Abschluß der ganzen Weltzeit zu bestimmen und zwar so nahe, als er selbst es wünschte und hoffte. Sechs Jahrtausende sollte diese nach einem alten, weitverbreiteten Glauben im Ganzen währen. Daran schließt auch er sich an. Aber er meint: wie die Dreizahl der Tage, die Christus im Grab liegen sollte, nur zur Hälfte voll geworden sei, ebenso werde auch das sechste Jahrtausend der Welt nicht voll werden. Abgelaufen

aber war dieses nach seinen Tabellen im Jahr 1540, in welchem er sie niederschrieb, schon grade zur Hälfte! [1])

Mit ganz besonderem Eifer hat ferner Luther im Jahre 1543 auf Grund der Schriftzeugnisse seinen Kampf gegen das ungläubige, verstockte, lästernde Judenthum wieder aufgenommen (vgl. im Jahr 1538 oben S. 430). Er ließ drei Schriften rasch aufeinander folgen: „Von den Juden und ihren Lügen", „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi", und „Von den letzten Worten Davids" (2. Sam. 23, 1—7).

Er hatte von einem böhmischen Grafen, wohl jenem von Schlick (oben a. a. O.), ein jüdisches Buch erhalten, welches die von den Christen auf ihren Erlöser bezogenen alttestamentlichen Stellen anders deutete, und auch noch weiter davon gehört, wie die „elenden, heillosen Leute" sogar Christen an sich locken wollten. Dazu brauste noch stärker als früher sein Zorn auf über die Blasphemien, welche sie gegen Christus und den dreieinigen Gott ausstoßen, den Hochmuth und wilden Haß, von welchem sie gegen die Christen erfüllt seien. Er will nicht mit ihnen disputiren, nicht sie zu bekehren suchen: „denn sie sind," wie er sagt, „also erzogen mit Gift und Groll gegen unsern Herrn, daß da keine Hoffnung ist, bis sie dahin kommen, daß sie durch ihr Elend zuletzt mürbe und gezwungen werden, zu bekennen, daß der Messias sei gekommen und sei unser Jesus". Seine Absicht ist nur, den Glauben der Christen zu stärken und von etlichen groben Thorheiten der Juden in ihrem Glauben und ihrer Schriftauslegung zu handeln: diene das ihrer einem zur Besserung, daß er sich schäme, so seis desto besser. Er will ferner ihr Wesen und Treiben den Deutschen aufdecken und sagen, was ihnen gebühre.

In der ersten jener drei Schriften streitet er gegen ihren Unglauben besonders mit solchen alttestamentlichen Verheißungen Gottes für Juda, das Haus Davids u. s. w., welche dem Elend gegenüber, in das Gott längst Israel dahingegeben, für falsch und nichtig gelten müßten, wenn sie nicht in Jesus als dem Messias und in seinem Reich bereits ihre wahrhafte Erfüllung gefunden hätten. Dann aber, indem er die groben und schmutzigen Schmähreden und Lügen der Juden über Jesus und seine Mutter und ihre wilden Flüche und Fluchgebete gegen die Christen aufführt und ihnen dazu den Wucher vorwirft, mit welchem sie die Güter und Personen der Christen unter Hohn und Spott gefangen nehmen, räth er mit furchtbarem Ernste, daß man ihre Synagogen, ja auch ihre Häuser, in denen sie gleiches Lästern und Fluchen wie in den Synagogen treiben, verbrennen und zerbrechen, ihre Bücher ihnen nehmen, ihren Rabbinen das Lehren verbieten, ihr Umherziehen im Land und ihr Wuchern nicht mehr dulden, ihren jungen Leuten Axt und Spaten, Rocken und Spindel zum

Brodverdienst in die Hand geben, oder aber sie einfach zum Land hinaustreiben solle. Inzwischen sollten die einzelnen Christen ihnen nicht viel fluchen, noch persönlich Leid anthun, aber des eigenen Gewissens gegen sie wahrnehmen und beim Anblick eines Juden also denken: „Siehe das Maul, das ich da sehe, hat alle Sonnabende meinen lieben Herrn Jesum Christ vermaledeit und verspeit, dazu gebetet vor Gott, daß ich, mein Weib und Kind und alle Christen erstochen und aufs Jämmerlichste untergegangen wären, — hat auch vielleicht heute vielmal über dem Namen Jesu auf die Erde gespeit, daß ihm der Speichel noch im Bart hängt: und ich sollte mit solchem verteufelten Maul essen, trinken oder reden, so möchte ich aus der Schüssel oder Kanne mich voller Teufel fressen und saufen, — da behüte mich Gott vor." Mit einem Zorne, der im Gebaren jener Juden genügenden Grund hatte, wirkte hier eine im Volk verbreitete Erbitterung gegen sie zusammen, welche keine Unterschiede unter ihnen zu machen, noch sich selbst Schranken zu setzen pflegte und welche vergaß, wie viel Schuld an solchem Gebaren der Juden das von den Christen selbst Jahrhunderte hindurch gegen sie geübte Verfahren hatte.

Mit dem „Schem Hamphoras" kommt Luther in der zweiten Schrift auf eine spezielle lügenhafte Lästerung der Juden gegen Christus zu reden. Jenes hebräische Wort bedeutet, wie er selbst es erklärt, eine von den Juden ausgeheckte Zusammenstellung der in 2. Mos. 14, 19—21 enthaltenen 216 Buchstaben, in welchen, während sie zugleich nach ihrem Zahlenwerth in Betracht kamen, mit dem geheimnißvollen Jehovanamen zugleich die Namen von 72 Engeln und die Namen der göttlichen Kräfte und Eigenschaften enthalten sein sollten. Ihnen selbst wurde, wenn man sie richtig hersage, wunderbare Kraft beigelegt. Und nun war bei den Juden die Mähre verbreitet, daß Jesus eben mittelst dieses Schem seine Wunder vollbracht und so seinen gottlosen Betrug bekräftigt habe, bis er zur Strafe gehenkt worden sei. Luther weiß nicht, wie er hievon reden oder schreiben solle: denn wenn er sage, daß die Juden hierin wahnsinnig und voller Teufel seien, so sei das noch viel zu geringe von ihnen gesagt. — Im andern Theil jener Schrift will er zeigen, wie die beiden Geschlechtsregister in Matth. 1 und Luk. 3 sich zu einander verhalten, indem nach dem einen Jesus durch seinen Pflegvater Joseph, nach dem andern durch seine Mutter Maria von David hergeleitet werde.

Die „letzten Worte Davids", von welchen die dritte Schrift handelt, hatte Luther schon in der ersten als eine Hauptbeweisstelle gegen den Unglauben vorgeführt. Jetzt erklärt er sie speziell und ausführlich und im Zusammenhang mit ihr noch andere Aussprüche, besonders 2. Sam. 7, 11 ff., um in ihnen mit Bestimmtheit auch schon das nachzuweisen, daß in dem dort verheißenen Messias die Menschheit und Gottheit in Einer Person

vereinigt seien. Weiter knüpft er an die alttestamentlichen Schriftworte, indem er sie nach neutestamentlichen deutet, die kirchlichen Bestimmungen über die drei Personen in der Trinität und über das Verhältniß, in welchem sie mit Bezug auf ihr Wesen und ihre Thätigkeiten zu einander stehen. Er hat hiebei nicht bloß jüdischen Unglauben im Auge, sondern vorzüglich allerlei Ketzerei, welche der Teufel in dieser letzten Zeit unter den Christen wieder aufregen wolle; darum dünkt's ihn nützlich und noth, auch Sätze auszuführen, die „vielleicht den Deutschen allzu subtil seien und billiger in den Schulen bleiben sollten"; wir haben von ihm über diese Dogmen auch mehrere Reihen akademischer Thesen aus jenen Jahren; wem übrigens Solches zu schwer sei, den will er mit den Kindern beim einfachen Katechismus bleiben lassen. Seine Exegese ist theilweise ebenso kühn als originell: er will, sagt er, einmal eigensinnig sein und nur seinem eigenen Geist folgen; wem es nicht gefalle, der möge es fahren lassen. Auch seine eigenthümliche Uebersetzung von Evas Worten 1. Mos. 4, 1: „Ich habe den Mann, den Herrn", wornach sie in ihrem Sohn bereits den verheißenen Gottmenschen zu haben gemeint hätte, hat er hier zum ersten Mal eingeführt (zu übersetzen wird vielmehr sein: „Ich habe einen Mann durch den Herrn" oder „mit des Herrn Hilfe"). Aber auch in den exegetischen Verirrungen, die wir nicht leugnen dürfen, ist großer Scharfsinn, und den subtilen dogmatischen Formeln liegt ein lebendiger, inhaltsvoller, religiöser Glaube und eine reiche Ideenfülle zu Grunde. Unsere Schrift gehört zu Luthers bedeutenden theologischen Arbeiten und alle drei Schriften hat er mit besonderer innerer Erregung und Energie ausgeführt. [1])

Endlich ist, als veranlaßt durch die Türkengefahr, neben der oben besprochenen Vermahnung noch seine Uebertragung einer schon aus dem Jahr 1300 stammenden Widerlegung des Koran zu nennen, welche er 1542 mit einer Vorrede und Vermahnung an die christlichen Leser herausgegeben hat. Er hatte kurz zuvor auch den Koran selbst, wenn gleich nur durch eine schlechte Uebersetzung, kennen gelernt und war erstaunt, daß Menschen vom Teufel sich bereden lassen, solch „schändlich Ding" wie das, was hier stehe, anzunehmen. Damit wollte er jetzt auch seine Deutschen bekannt machen, damit ihr eigener Glaube dem gegenüber um so mehr gestärkt werde und diejenigen, welche das Unglück hätten, von Mahomeds Schwert unterjocht zu werden, sich doch seines Glaubens erwehren möchten.[2]) — Bald darauf sah er sich in Betreff des Koran auch zu einem merkwürdigen Gutachten veranlaßt. Der gelehrte Bibliander (Buchmann) in Zürich hatte eine neue lateinische Uebertragung desselben sammt einer Widerlegung verfaßt, der Basler Oporinus ihren Druck unternommen. Im Jahre 1530 hatte aber der Papst sogar eine, in Venedig erschienene arabische Ausgabe des gottlosen Muhamedanerbuches verbrennen lassen,

vor fünf oder sechs Jahren der Basler Magistrat eine Herausgabe desselben verboten. Eben dieser schritt jetzt gegen Oporin ein, ja setzte ihn sogar eine Weile ins Gefängniß. Da verwandte sich Luther, der hierüber von Straßburg her Nachricht erhalten hatte, in einem Brief vom 27. Oktober 1542 beim Rath zu Basel, übereinstimmend mit mehreren dortigen Predigern. Er versicherte, daß er, der über zwanzig Jahre lang fürs reine Evangelium gearbeitet und allerlei ärgerlichen Schriften widerstanden habe, ja nimmermehr für sein letztes Stündlein sein Gewissen mit schädlichen Büchern beladen wolle. Aber dem Mahomed oder Türken könne man Nichts Verdrießlicheres thun, als daß man den Christen an den Tag bringe, wie gar ein schändlich, lügenhaft, gräulich Buch ihr Alkoran sei; auch die Bücher der alten Ketzer haben müssen öffentlich den heiligen Vätern bekannt werden, damit diese ihrem heimlichen Gift haben begegnen können. „Man muß", sagte er, „den Schaden und Wunden öffnen, soll mans heilen; mit Zudecken wirds ärger und endlich verzweifelt unmöglich." Er bat dann, daß die Basler Herrn, wenn sie je bei dem Verbot beharren zu müssen meinten, ihren Druckern wenigstens erlauben möchten, die Exemplare gegen Ersatz der Kosten an Wittenberger abzutreten. So viel und nicht mehr hat dann auch der Magistrat ihm und den Straßburger Predigern zu Ehren verwilligt: Oporin durfte das Buch oder, wie sie an Luther zurückschrieben, „das schädlich giftig Ding, davon mehr Unraths denn guter Frucht zu erhoffen", an einem fremden Ort ohne seinen oder einen andern Basler Namen publiciren lassen; in Basel durfte es auch nicht verkauft werden. So erschien es mit einer Vorerinnerung Melanchthons. [1])

Zur Ruhe von so verschiedenartigen Arbeiten und Kämpfen ist Luther, wie wir sehen, nie gekommen. Der innere Drang trieb ihn dazu, auch wo wir denken möchten, er hätte unter der Last des Alters und der Kränklichkeit, worüber er fortwährend klagt, manche Aufgaben, wie die in Betreff der Juden und Muhamedaner, fremden Kräften überlassen dürfen. Immer trug er sich in seinem Geist auch noch mit neuen schriftstellerischen Arbeiten. Andere wünschten noch mehr von ihm: so sagt er im Jahre 1544, daß man gar eine fortlaufende Erklärung der ganzen heiligen Schrift von ihm verlange. [2]) Zu dem, was er wirklich noch leistete, hat er stets aus jenen Hemmungen heraus sich aufgerafft.

Wir erinnern, was seine leiblichen Zustände anbelangt, an die schmerzlichen Leiden, welche er 1541 während der Regensburger Verhandlungen durchzumachen hatte. Im Januar des nächsten Jahres setzte er sein Testament auf. Darauf äußert er gegen Freunde unter Anderem: „Ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Kampf gekämpft, so weit mir nach meinem Maße beschеert war"; — „ich bin satt dieses Lebens oder, daß ichs richtiger sage, dieses herbsten Todes."

Im April 1543: „Ich, der ich so oft in diesem Jahr schon gestorben, athme doch noch, eine unnütze Last für diese Erde.“ Wie ein Leichnam kommt er sich vor, überladen mit Briefen und Büchern, die er schreiben, und Vorlesungen, die er halten sollte. Am 13. und 14. Juli dieses Jahres wurde er wieder so ohnmächtig, daß er täglich auf seine letzte Stunde wartete. Auch der Stein peinigte ihn wieder und wieder: im Spätsommer desselben Jahres einmal so sehr, daß man meinte, er werde sterben, und daß er mitten in der Nacht Melanchthon zu sich rufen ließ. Herzog Albrecht von Preußen schickte ihm öfters als vermeintliches Heilmittel gegen den Stein weiße Bernsteinkörner. Ferner bezog er Arzneimittel aus Nürnberg von Dr. Magenbuch. Gegen die Anfälle, an welchen sein Kopf litt, wurde ihm 1543 ein Fontanell am Schenkel gesetzt, das er von jetzt an beständig im Fluß erhalten mußte. Er mußte sich damals einige Zeit auf einem kleinen Wagen zur Kirche führen lassen, konnte ohnedies nicht mehr Katheder und Kanzel betreten, predigte aber dennoch zu Hause seinem Gesinde. Mit der ärztlichen Hilfe Ratzebergers, welchen ihm wieder sein Kurfürst zuschickte, erholte er sich so weit, daß er die Vorlesungen fortsetzen und an Weihnachten wieder zweimal ohne Beschwerde vor der Gemeinde predigen konnte. Im März 1544 berichtete er seiner Kurfürstin, die sich nach seinem Befinden erkundigte: „Es geht uns, Gottlob, wohl und besser, denn wirs verdienen vor Gott; daß ich aber am Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht Wunder: das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestaltet, krank und schwach ist; der Krug geht so lang zu Wasser, bis er zerbricht; ich habe lange genug gelebt, Gott bescheere mir ein selig Stündlein, darin der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu Theil werde.“ So wurde es ihm möglich, im Sommer die Reise zu Bischof Amsdorf nach Zeiz (oben S. 571) auszuführen, ja er hat von da aus wohl auch einen Besuch in Altenburg bei Spalatin gemacht, um diesen in großer Schwermuth zu trösten, in welche derselbe über die durch ihn vollzogene Trauung einer nicht zulässigen Ehe gerathen war. Er kam übrigens todmüde von der Reise zurück. Er hatte, wie er Amsdorf vorher schrieb, ihn noch einmal zu sehen gewünscht, ehe denn er selbst entschlafe. [1])

Im Januar 1540 lag auch Luthers Frau schwer krank darnieder in Folge einer Fehlgeburt. Sie kam nur allmählich wieder zu Kräften; stand dann aber wieder frisch und geschäftig ihrem Haushalt vor. Dieser wurde jetzt, wie wir früher schon erzählt haben (oben S. 486), durch den Ankauf von Zulsdorf vermehrt: es sollte damit wohl zugleich ihr ein Wunsch, befriedigt und ihr Bruder Hans, der sich mit seiner Familie auf dem Gut nicht hatte fortbringen können, aus einer Verlegenheit befreit werden. Hans von Bora hatte, ehe er heirathete und jenes Gut übernahm, auf

Luthers Empfehlung hin in preußischen Diensten gestanden; jetzt suchte Luther für ihn ein Unterkommen in Sachsen. — Von der in der Welt vorhandenen Verderbniß, über welche Luther je länger je mehr sich entsetzte, machte er 1541 gar schlimme Erfahrung in seinem eigenen Haus an einem angeblichen adeligen Fräulein und früheren Nonne Rosina von Truchseß, welche von seiner Frau vertrauensvoll zur Hilfe im Hauswesen und bei den Kindern angenommen wurde, dann aber als lügnerische, verderbliche, liederliche Person sich offenbarte und, nachdem sie von Luther auf Käthes Fürbitte mit Milde entlassen worden war, noch Jahre lang an andern Orten ähnlichen Betrug trieb; der Fall ging Luthern noch lange nach; er konnte sich fast nicht anders denken, als daß ihm jene durch Papisten auf den Hals geschickt worden sei. [1])

In seiner eigenen Familie aber, in der er das edelste irdische Glück fand, wurde Luther gar schwer heimgesucht durch den Tod seiner Magdalene, welche ihm 1529 bald nach dem Verlust seiner Elisabeth geboren worden war. Sie wurde ihm entrissen am 20. September 1542, kurz nach seiner Rückkehr von einer Erholungsreise, welche er mit Melanchthon und Cruciger nach Dessau auf Einladung des dortigen Fürsten gemacht hatte. War Luther 1528 schon durch den Tod jenes erst acht Monate alten Kindes wunderbar tief bewegt worden, so jetzt vollends durch den seines „Lenchen", eines auch nach Melanchthons Zeugniß gar braven Mädchens: sie hatte, wie Luther nachher weinend bezeugte, ihn ihr Lebtag nie erzürnt. Schon am 9. September schien sie ihrem Ende nahe. Sie sehnte sich da sehr, noch einmal ihren Bruder Hans zu sehen, der damals bei Rektor Crodel in Torgau sich befand (oben S. 478), und Luther bat daher diesen, denselben schleunigst und noch ohne Angabe des traurigen Grundes in eigenem Wagen nach Wittenberg zu schicken. Oefters äußerte er: er habe sie so sehr lieb und möchte sie gerne behalten, aber es könne ihr ja Nichts Besseres geschehen als Gottes Wille. Auch sagte er zu ihr selbst, sie bleibe ja wohl gern hier bei ihrem Vater und ziehe auch gerne zu jenem Vater, und sie erwiederte: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Als sie in den letzten Zügen lag, fiel er an ihrem Bett auf die Kniee, weinte bitterlich und bat Gott, sie zu erlösen; da verschied sie und entschlief in seinen Händen. Seine Frau tröstete er, und sprach zu den Leidtragenden: „Ich hab einen Heiligen in den Himmel geschickt; o hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollt ich auf diese Stunde annehmen!" Aber nachher noch bekannte er von sich in Briefen: seine liebe Tochter sei jetzt zwar neu geboren in Christi ewiges Reich und er und seine Frau sollten über ihr seliges Hinübergehen Gott danken, doch sei die Macht der zärtlichen Liebe so groß und das Antlitz, die Worte und Gebärden des lebenden und sterbenden, gehorsamsten und ehrerbietigsten

Kindes ſeien ihnen ſo tief ins Herz eingeſenkt, daß ſie den Fall nicht ohne Seufzen und Schluchzen des Herzens, ja ohne ein ſchweres eigenes inneres Sterben ertragen können und daß ſogar der Tod Chriſti, mit welchem ja kein anderer ſich vergleichen laſſe, nicht ſo, wie es ſein ſollte, ihren Schmerz zu überwinden vermöge. Später ſagt er: er habe jetzt den väterlichen Affekt in ſich bezwungen, aber nicht ohne mit einem gewiſſen mächtigen Unwillen den Tod zu bedrohen und hiedurch ſeine Thränen zu lindern. — Wir haben oben von der Noth geſprochen, welche er zu jener Zeit mit der Erziehung ſeines Hans gehabt zu haben ſcheint. Jetzt wurde dieſer über das Abſcheiden der Schweſter überaus weich und meinte es in Torgau nicht mehr aushalten zu können. Luther aber ermahnte ihn darum freundlich, ſich zu faſſen und ruhig weiter zu ſtudiren; und den Crodel bat er, gleichfalls bei ſeinem Sohn dahin zu wirken, daß derſelbe die weibiſche Stimmung bezwinge: denn eben deshalb ſei er aus dem elterlichen Hauſe weggeſchickt worden, daß er etwas lerne und innerlich ſich abhärte.[1])

Beſonders herb war für Luther der Gedanke, daß alte Freunde, wie es mit ſeinem Nikolaus Hausmann geſchehen war, ihm ins erſehnte Jenſeits vorangehen und ihn hier einſam zurücklaſſen ſollten (vgl. oben S. 509). Er war darum beſonders des erkrankten Mykonius wegen im Jahr 1541 ſehr beſorgt: „Der Herr", ſchrieb er ihm, „laſſe mich nicht hören, daß Ihr hinübergegangen ſeid, ſo lang ich lebe, ſondern mache, daß Ihr mich überlebt; das bitte ich, das will ich, und es geſchehe mein Wille, weil dieſer mein Wille ja nicht meine Luſt, ſondern die Ehre des göttlichen Namens ſucht;" denn er hielt jenen noch für weit tüchtiger, zu Gottes Ehre zu wirken, als ſich ſelbſt. Der Schmerz wurde ihm jedoch erſpart. Von den alten treuen Genoſſen iſt nur noch Spalatin vor ihm geſtorben (im Jahr 1545). Luther ſelbſt aber ließ gegen ſeinen Wunſch abzuſcheiden keine Zuſprache der Freunde gelten. Bugenhagen erzählt, er habe den lieben Vater Luther wohl Unwillen darüber merken laſſen, daß er ſo oft Gott anflehe, ihn zu ſich zu nehmen. Er aber habe erwiedert: „Bittet doch unſern lieben Herr Gott, daß er mich kurz von hinnen nehme; ich kann Nichts mehr thun auf Erden, ich bin euch Nichts mehr nütze, helft nur mit eurem Gebet."[2])

Siebentes Kapitel.

Das letzte Lebensjahr: 1545 und Anfang 1546.

Während Luthers Leben vollends dem Ende ſich zuneigte, ließen ſich in Deutſchland die öffentlichen Verhältniſſe mehr als je bisher dazu an, daß die große kirchliche Angelegenheit, der er mit allen ſeinen Kräften

diente, zu einer endlichen Entscheidung komme. Wie aber sollte diese ausfallen? Nie war bisher so Günstiges für die Reformation in Aussicht gestellt gewesen, als durch den Reichstagsabschied von Speier 1544. Der Zorn des Papstes über jenes Zugeständniß des Kaisers war offenkundig, ein förmlicher Bruch zwischen beiden unvermeidlich, wenn jene selbständigen Verhandlungen der deutschen Reichsstände über die kirchlichen Bedürfnisse zu Stande kamen. Doch wir kennen die Gründe, welche Karl V. dort trieben, vor Allem die Rücksichten auf den innern Frieden und ein gutes Vernehmen mit den Protestanten, zu welchen der französische Krieg ihn nöthigte. Zugleich gab er hiemit dem Papst eine drohende Mahnung, endlich mit dem allgemeinen Concil Ernst zu machen, vor welchem der päpstliche Hof sich immer scheute, das aber auch der Kaiser nur auf den Grundlagen des bisherigen katholischen Kirchenrechts und keineswegs mit der von den Protestanten geforderten Freiheit wollte abhalten lassen. Schon im September jenes Jahres nun schloß Karl mit Hilfe der deutschen Kriegsmacht seinen Frieden mit Frankreich. Darauf erging eine päpstliche Bulle, welche das Concil auf den 15. März nach Trient berief. Der französische König hatte sich verpflichtet, fürs Zustandekommen desselben und für die Beilegung des kirchlichen Zwiespalts mit dem Kaiser zusammenzuwirken. Einem solchen Concil gegenüber wurden die besonderen Berathungen innerhalb der deutschen Nation hinfällig: und wie viel Einfluß ließ sich bei ihm selbst für die Stimme der deutschen Protestanten erwarten?

Noch ehe jene Bulle bekannt geworden war, erhielten die Wittenberger Theologen auf Grund des Speierschen Reichsabschieds eine Aufforderung ihres Kurfürsten vom 23. November, einen Rathschlag für die bevorstehenden Verhandlungen des Reichstags über eine „christliche Vergleichung und und Reformation der Religion halber" zu stellen. Sie hatten den Erwartungen, die der Abschied erregen konnte, schon vorher gemäß ihren bisherigen Erfahrungen wenig Raum gegeben, vielmehr ihrem Fürsten geringes Vertrauen zu den Kaiserlichen Vermittlern ausgesprochen, welche schwerlich die Wahrheit vornehmlich suchen, sondern deren Meinung vornehmlich dahin gerichtet sein werde, „die Messen und die Priesterherrlichkeit mit einem Schein zu schmücken und zu erhalten", als ob dies zum Frieden und guter Regierung diente. Am 14. Januar 1545 überreichten sie ihm dann, an ihrer Spitze Luther, eine durch Melanchthon entworfene „gelinde Reformation" (die sogenannte Wittenbergische Reformation) mit dem Bemerken: obgleich nicht zu hoffen sei, daß jemals die Bischöfe und Kapitel christliche Lehre und Zeremonien annehmen werden, wollen doch dadurch sie genugsam zu verstehen geben, daß sie jenen nicht nach ihrer Hoheit und Gütern trachten oder der Spaltung Ursachen seien; sie können nicht aller Fährlichkeit durch menschlichen Rath begegnen, sondern wollen

nur ihrem Beruf nach thun, was ihnen geboten, und das Uebrige Gott befehlen.

In Sachen des Glaubens hielt dieses Wittenberger Gutachten treu an der Augsburger Confession; auch in Betreff der Messe machte es kein Zugeständniß. Ueberall jedoch befleißigte es sich einer ruhigen, gemäßigten Haltung. Am meisten schien es zu Conzessionen geneigt hinsichtlich der bischöflichen Gewalt, an deren Wiederherstellung den Gegnern sonderlich gelegen war. Man hat hier seinen Sinn häufig so dargestellt, als ob Melanchthon und die andern Unterzeichner des Entwurfs, also auch Luther, das dringende Bedürfniß einer bischöflichen Ordnung für die Kirche ihrerseits lebhaft anerkannt hätten. Genauer jedoch ist ihre Aeußerung diese: sie führen als die Rede Anderer an, daß man unter den Predigern eine gewisse Ordnung haben, Gericht und Aufsicht Einzelnen übertragen müsse u. s. w., und daß, wenn die jetzige Form des Episkopats zerrissen würde, dies eine Barbarei und unabsehbare Verwüstung zur Folge hätte, weil die weltlichen Herrn mit anderen Sachen beladen und ihrer zu wenige seien, die der Kirche achten. Darauf antworten sie dann, daß auch sie nicht gern Unordnung sehen und von Herzen wünschen, die Bischöfe möchten ihr bischöflich Amt thun; für diesen Fall wollen auch sie ihnen gehorchen, nämlich wenn dieselben die christliche Lehre nicht mehr verfolgen, vielmehr selbst die reine evangelische Lehre und christliche Reichung der Sakramente zu pflanzen anfangen. Von einem zweckmäßigen Aufbau ihrer eigenen, selbständigen evangelischen Kirche also hatten sie hier überhaupt nicht zu handeln, sondern nur von einem Wiedereintritt der evangelischen Gemeinden in den Organismus der bisherigen Kirche; und hier erkannten sie den Werth des bischöflichen Regimentes in so weit an, wiederholten jedoch für ihren Wiedereintritt die alte Bedingung, von der sie recht wohl sich bewußt waren, daß ihre Erfüllung von Seiten des wirklich bestehenden Episkopats undenkbar sei. Für die kirchlichen Gerichte ferner, welche unrechte Lehre und öffentliche Laster strafen sollten, forderten sie, daß gottesfürchtige Personen auch aus den weltlichen Ständen mit entscheidender Stimme beigezogen würden: denn indem Christus Matth. 18 spreche „Sage es der Kirche", wolle er, daß nicht bloß ein Stand wie der bischöfliche zum Richter gesetzt werde.

Dieses Gutachten also hat Luther mit unterzeichnet, obgleich, wie Brück gegen den Kurfürsten sich ausdrückte, „die Theologi ihre Reformation sehr gelinde gestellt und Doctoris Martini rumorender Geist darin nicht zu spüren". [1])

Gegen den Papst aber, der in dieser „Reformation" gar nicht erwähnt, sondern dessen Gewalt von Melanchthon hier nur stillschweigend unter der bischöflichen mit begriffen war, ergriff Luther jetzt wieder ganz in seiner bisherigen Weise die Feder. Der Kurfürst selbst wünschte es. Er ließ

ihm die unwilligen, heftigen Aeußerungen des Papsts gegen den Kaiser über den Speierschen Reichsabschied und das päpstliche Ausschreiben des Concils zustellen, damit Luther „Etwas für sich auf des Papstes Schrift mache"; denn er trage keinen Zweifel, Luther „werde ihm wohl recht zu thun wissen"; dasselbe könne man dann im Druck ausgehen lassen, welches bei männiglich in der deutschen Nation ein groß Ansehen würde haben. Brück, welchem der Kurfürst am 16. Januar hierüber schrieb, bemerkte ihm darauf: „Ew. Kurf. Gn. sparen des Martini bis man siehet, daß das päpstliche Concilium mit der Büberei fortgehet und fortschreitet; alsdann will von nöthen sein, daß er mit der Baumart weidlich zuhaue, dazu er durch die Gnade Gottes einen höhern Geist hat denn andere Menschen." Seine Meinung war hiernach, daß man mit einer Schrift Luthers noch bis auf den Beginn und Verlauf des Concils warten dürfte. Luther aber machte sich im Einverständniß mit seinem Fürsten sofort an die Arbeit. Schon gegen Ende des März erschien sein Buch „Wider das Papstthum in Rom, vom Teufel gestiftet".

Mit Bezugnahme auf jene päpstlichen Schreiben zieht Luther im ersten Theile gegen den „allerhölischsten Vater", Paul III., los, dem ein „frei christlich deutsch Concil", wie es die deutsche Nation seit Jahrzehnten begehre, eitel Gift und Tod sei, der die Verfügung über ein Concil sich allein vorbehalte und der dem Kaiser wegen der friedfertigen Speierschen Beschlüsse, welche freilich dem römischen Blutdurst zuwider seien, wie einen mißrathenen Sohn zurechtweise. Doch die eigentliche Absicht seines Buches war eine neue ausführliche Abhandlung darüber, obs wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Haupt der Christenheit, wie er sich rühme, ferner darüber, obs wahr sei, daß ihn Niemand könne urtheilen, richten, absetzen, wie er brülle, endlich darüber, obs wahr sei, daß er das römische Reich von den Griechen auf die Deutschen gebracht, wie er über alle Maßen davon stolzire und poche. So legt er denn im ersten und wichtigsten dieser drei Abschnitte gegen den Schluß seines Lebens noch einmal umfassend dar, was er 1519 im Streit mit Eck zu behaupten und zu begründen begonnen hatte: durch eigene Anmaßung habe das Papstthum sich so erhoben; nicht die Christenheit, in welcher Gott wohne, habe es eingesetzt, sie widerstrebe ihm ja auch zu einem so großen Theil, im Orient, bis auf die Gegenwart und habe Jahrhunderte lang ohne dasselbe bestanden; es sei nicht etwa eingesetzt durch das Wort des Herrn Matth. 16, 18: der wahre Fels der Kirche sei vielmehr Christus, auf welchen sie und jeder wahre Christ gebaut sei durch den Glauben, und Petrus heiße nach Joh. 1, 42 deshalb selber Felsenmann, weil er den rechten Felsen erkannt habe. Die Schlüssel des Himmelreichs, auf welche der Papst poche und welche er so schnöd für seine Tyrannei mißbrauche, seien nach Matth. 18, 18 allen

Jüngern gegeben. Wie Petrus nach Joh. 21, 16, so haben auch alle die andern Apostel die Gemeinde weiden sollen, und solch Weiden heiße nicht, daß man Gewalt übe und die Christenheit unter sich zwinge, wie der Papst thue und wie es des Türken und Teufels Sache sei, sondern daß man ihr diene mit der Predigt des Evangeliums. Die Hoheit und Herrschaft des Papstes findet Luther vielmehr wieder, wie er schon längst erklärte, in dem apostolischen Wort vom Widerchrist angezeigt, der im Tempel Gottes sitze: er, der Mensch der Sünde, habe die Welt und sonderlich diesen Tempel, die Kirche Christi, mit falschem Gottesdienst, Gotteslästerung, Unglauben und Lügen ganz voll gemacht. — Darum kann denn auch in Betreff des Rechtes und der Pflicht, über diesen Papst zu urtheilen, kein Zweifel sein: wie Jeder, der getauft werde, dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen absagen müsse, so, sagt Luther, werde auch schon jeder Täufling zum Richter über den Papst und über seinen Gott, den Teufel, gesetzt. — Den Ruhm des Papstes, das römische Reich den Deutschen zugewandt zu haben, weist Luther auf Grund der Geschichte mit Hohn ab: wie denn der Papst die Länder vergeben haben wolle, die er gar nicht im Besitz gehabt habe? Karl, der erste deutsche Kaiser, habe Deutschland und Frankreich, die längst vom römischen Reich gefallen, von seinem Vater ererbt, die Sachsen bekriegt, Welschland mit dem Schwert gewonnen u. s. w. Vom Papst habe er bloß den ledigen Namen eines römischen Kaisers erhalten und zwar nicht ohne darüber mit dem griechischen Kaiser in Constantinopel sich zu verständigen, während die Päpste vorgeben, das Reich von den Griechen an die Deutschen gebracht zu haben. Jener ledige Name aber sei den Deutschen theuer zu stehen gekommen: die Päpste nämlich haben hernach ihre Kaiser sich zu Knechten gemacht und die Hilfe, die sie von ihnen erhielten, mit Schalkheit, Büberei, Verrath, Mord u. s. w. gelohnt. Es wäre wohl fein gewesen, wenn die Kaiser dem Papst seine „Schmiere und Krönung" gelassen hätten: denn nicht diese, sondern die Wahl der Kurfürsten mache sie zu Kaisern. So antwortet Luther dem „Papstesel mit den langen Eselsohren und verdammten Lügenmaul" auf jenes Rühmen. Hiemit schloß er sein Buch. Er kündigte an, daß er in einem zweiten noch weiter und besser ausführen wolle, wozu es ihm jetzt an Zeit und Kraft fehle. In der Folge dachte er der Arbeit weiter nach und beabsichtigte, die zweite Schrift sammt einer vermehrten Ausgabe der ersten in lateinischen und deutschen Exemplaren durch einen sichern Boten dem Trienter Concil zu überschicken, kam jedoch zu keiner weitern Abfassung. Jenes Buch also ist sein letztes großes Zeugniß gegen das Papstthum geblieben. Die Urtheile über die ebenso grobe, wie kräftige und fleißig ausgearbeitete Schrift lauteten auch unter seinen Anhängern verschieden. Der Kurfürst aber kaufte sogleich für zwanzig Gulden Exemplare, um sie zu verbreiten.[1])

Wohl um dieselbe Zeit, wenigstens im selben Jahre, schrieb Luther auch eine Vorrede zu einem anonym erscheinenden Büchlein: „Papsttreu Hadriani IV. und Alexanders III. gegen Kaiser Friedrich Barbarossa geübt"; er wollte hier den Papst herausstreichen helfen als den Erzfeind des Herrn und Verstörer der Kirche, und wünschte, daß namentlich die Fürsten das böse Verhalten Papst Alexanders gegen jenen trefflichen theuren Kaiser niemals vergäben noch vergäßen. [1])

Ferner ließ Luther, während sein Buch wider das Papstthum in der Presse fertig wurde, ein italienisches Schriftstück, das von seinem angeblichen Tod Kunde gab und ihm vom Landgrafen Philipp zugeschickt wurde, selbst in Wittenberg drucken mit einem kurzen Nachwort. Jenes war ein Hauptexempel der über ihn verbreiteten Lügen und Schmähungen: Luther, hieß es, habe auf dem Todtenbett noch das heil. Abendmahl genommen und sodann gefordert, daß sein Leichnam auf einen Altar gesetzt und göttlich verehrt werde; als man ihn aber beerdigt habe, sei ein schrecklicher Sturm und Rumor losgebrochen, als ob die Hölle unter einander stürzte; man habe die heilige Hostie, die er, der Unwürdige, zu genießen gewagt, deutlich in der Luft hängen sehen, worauf man sie mit großen Ehren wieder in das Heiligthum gesetzt und hiernach der Tumult sich gelegt habe; in der folgenden Nacht habe man noch größeren Lärm an seinem Grab gehört und dann dieses leer gefunden, nur voll Schwefelgestankes, der alle Umstehenden krank gemacht habe; dadurch seien Viele zur Besserung des Lebens und zum heiligen katholischen Glauben wiedergebracht worden. Luthers Nachwort dagegen bezeugte nur kurz: er habe solch zorniges Gedicht fast fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge hier der göttlichen Majestät zugeschrieben werde; sonst thue es ihm sanft an der rechten Knieschеibe und linken Ferse, daß der teuflische Drache und seine Schuppen, der Papst und die Papisten, ihm so herzlich feind seien; Gott möge diese bekehren oder, wenn sein Gebet für ihre Todsünde vergeblich sei, sie ihr Werk vollmachen und Nichts Anderes denn solche Büchlein zu ihrem Trost schreiben lassen. [2]) —

Der Kampfeseifer gegen den Papst, diesen Antichrist, hat so bei Luther bis ans Ende nie nachgelassen, ist vielmehr gerade jetzt neu erregt worden. Andererseits blieb das Band, das zwischen ihm und den Zwinglisch gesinnten Schweizern eine Zeit lang sich gebildet hatte, so völlig zerrissen, wie ers laut seines „kurzen Bekenntnisses" vom Jahr 1544 wollte. Auch die neue Gefahr, welche durch das Concil, den Frieden mit Frankreich, die Einigung zwischen Kaiser und Papst für den Protestantismus erhob, ließ ihn nicht wieder an eine Versöhnung mit ihnen denken. Friedlicher gesinnte Freunde der Reformation mußten schon das hoch anschlagen, wenn er wenigstens den heftigen öffentlichen Streit mit ihnen zur Ruhe

kommen ließ; ängstlichere fürchteten gar fortwährend, er möchte noch gegen solche unter den eigenen Genossen losbrechen, welche ihm der Sakramentirerei verdächtig seien. Darin aber bestand nun doch der große Unterschied zwischen seinem Verhalten zu den Papisten und dem zu den Zwinglianern, daß er, der gegen Jene auf immer neue Schläge sann, diesen gegenüber, so sehr sie ihn erbitterten, jetzt doch wirklich seine Feder zurückhielt und sie vielmehr schweigend ihrem Geschick überlassen wollte.

Im Dezember 1544 äußerte er einmal gegen Lauterbach, er habe Andern auf ihren Wunsch noch ein Buch gegen die Sakramentirer versprochen, ging jedoch nicht an die Ausführung. — Unter jene Aengstlichen gehörte vor Allen, und zwar besonders mit Bezug auf seine eigene Person, fortwährend Melanchthon: er fürchtete jede neue Debatte über die Abendmahlslehre. Luther aber gab im März 1545 den Locis dieses Freundes in der Vorrede zur Sammlung seiner lateinischen Werke (vgl. über sie oben S. 428) ein neues ehrendes Zeugniß voll von Bescheidenheit in Betreff seiner eigenen Leistungen: er habe, sagt er, dem Begehren Anderer nach der Herausgabe dieser Werke, welche nur unordentliche Arbeiten seien, lange Widerstand geleistet, weil es ja jetzt durch Gottes Gnade so viele methodische Schriften gebe, an welchen ein Theolog sich trefflich bilden könne, nämlich vor Allem die Loci des Philippus. — Wir erhalten von ihm auch noch (vgl. S. 566) eine Aeußerung über die Abendmahlslehre Calvins, welche dieser in seiner (französischen) Hauptschrift darüber 1540 entwickelt hatte und in welcher er bei allem Streben, eine geistige Gegenwart des Leibes Christi in tiefster Auffassung festzuhalten, doch eine leibliche Gegenwart in Luthers Sinn so wenig als früher kennt. Von jener Schrift war auf der Ostermesse des Jahrs 1545 eine Uebersetzung erschienen. Luther — so erzählt ein glaubwürdiger Bericht — fand sie gleich darauf (den 13. April) im Laden eines Wittenberger Buchhändlers, durchlas hier alsbald einen Theil derselben und bemerkte beifällig: der Verfasser sei gewiß ein gelehrter und frommer Mann; hätten Oekolampad und Zwingli von Anfang an sich so erklärt, so hätte sich wohl nie solcher Streit entsponnen. Darf auch aus einer derartigen Aeußerung nach erster, flüchtiger Kenntnißnahme des Buches nicht zu viel geschlossen werden, so doch jedenfalls so viel, daß Luther ohne Argwohn und freundlich den eigenthümlichen Lehrversuch des ihm schon früher von Straßburg her bekannt gewordenen, jetzt nach Genf übergegangenen großen Theologen aufnahm.[1])

Von ebenderselben Ostermesse aber ging nun eine durch Bullinger verfaßte Schrift der Züricher aus, in welcher sie sich und ihren Meister Zwingli gegen Luthers „Kurzes Bekenntniß" energisch und scharf verwahrten. Sie legten hiebei Nachdruck darauf, daß sie keineswegs seine Schimpfreden mit Gleichem vergelten und nur abgedrungene Nothwehr

gegen ihn üben wollten, ließen dagegen sich in einer Weise, die nur die gegenseitige Verbitterung steigern konnte, eben über die wüthenden, wüsten, groben, unzüchtigen Reden aus, deren er, ein so alter Mann, sich schuldig gemacht habe. Den Inhalt dieser Gegenschrift hat auch ein Calvin, der Luthers Schrift sehr bedauerte und mißbilligte, doch überaus schwach gefunden. Es läßt sich hiernach ermessen, wie Luther von ihr berührt werden mußte. Allein in großes Aufwallen ließ er sich durch sie doch nicht mehr versetzen: er wußte, wie er (den 14. April) an Amsdorf schrieb, nicht, ob er ihnen, über die er schon so oft das Urtheil gesprochen, noch einmal antworten solle; jedenfalls wollte er es nur in Kürze thun und erst nachdem er die beabsichtigte Fortsetzung seiner Schrift wider das Papstthum fertig hätte. Seine Stimmung freilich erschien dem Melanchthon jetzt wieder im höchsten Grade gefährlich. Als in jenen Tagen zwei Schriftchen Calvins, in welchen er gewisse französische Protestanten wegen feigen Verhehlens ihrer Gesinnungen strenge zurechtwies, und ein sehr ehrerbietiger Brief an Luther, worin er diesen wie auch andere Theologen um ein kurzes, zur Veröffentlichung geeignetes Urtheil darüber bat, bei Melanchthon einliefen, wagte dieser die Sendung nicht an Luther zu bestellen, weil er davon irgend eine unangenehme Erregung bei ihm fürchtete; er schrieb dies (d. 17. April) an Calvin zurück, während er sein eigenes Urtheil in jener Sache abgab. Dann focht ihn sehr an, daß Luther die Absicht vernehmen lasse, zwar keine lange Antwort gegen die Züricher zu schreiben, aber „einen Artikel von der Sache an ihr selbst zu stellen" und mit Unterschriften zu veröffentlichen; er fürchtete, Luther werde in einem solchen Satz über die Abendmahlslehre noch weiter als in der Wittenberger Concordie gehen, und war deshalb, wie Brück seinem Fürsten berichtete, über die Maßen bekümmert und betrübt. Weiter erhielt der Kurfürst Nachrichten, nach welchen zu besorgen war, daß Luther in einer Schrift gegen die Sakramentirer dem Melanchthon selbst „nach dem Kopf fahren" werde, und wollte ihm deshalb (den 26. April) durch Brück Vorstellungen machen lassen, daß er eines so betrübenden Schrittes sich enthalten und Jenen wegen des Verdachts, daß ers mit den Zürichern halte, nicht namhaft anziehen, sondern privatim zu sich fordern und christlich und väterlich ermahnen möge. Allein es fehlt uns für diese Befürchtungen gänzlich an einer sichern und klaren Grundlage. Luthers Briefe an den ihm so vertrauten Amsdorf, den Haupteiferer für Reinheit der Lehre, erwähnen gar Nichts von dergleichen Absichten. Die Besorgnisse und Gerüchte waren ohne Zweifel wieder, wie auch in anderen Fällen, übertrieben, — die Uebertreibungen allerdings charakteristisch für Melanchthon und auch für die schwüle Luft, welche Luthers Stimmung überhaupt um ihn her verbreitete, während er selbst doch keineswegs aus ihr heraus so, wie man meinte, zu

handeln gedachte. Er schrieb am 8. Mai dem Amsdorf wieder nur ähnlich wie gleich nach dem Erscheinen der Züricher Schrift, daß er beschlossen habe, nicht zu antworten, außer kurz und nebenbei. Und auch dies ließ er noch geraume Zeit anstehen, mit andern Angelegenheiten und besonders mit seinem Plan zu einer ferneren Schrift gegen das Papstthum beschäftigt und darin durch seine alten Kopfleiden und Steinschmerzen gehemmt. [1])

Daß auch ein politisches Bündniß mit jenen Schweizern jetzt, wie zu Zwinglis Zeit, für die deutschen Protestanten unzulässig sei, verstand sich für Luther unter solchen Umständen von selbst. Die Wittenberger Theologen insgesammt sprachen dies in einem Gutachten aus, welches sie damals über den Fortbestand des Schmalkaldischen Bündnisses zu erstatten hatten; zugleich warnten sie auch aus politischen Gründen vor einer Gemeinschaft mit dem „wilden, ungehaltenen" Schweizervolk, das überall den eigenen Vortheil suche, zu Kühnheit und Frevel geneigt sei und leicht weiter greifen werde, als den Fürsten und andern Ständen leiblich wäre. So blieb auch unter den neuen Gefahren die alte Spaltung. [2])

Inzwischen ließen des Kaisers Gesinnungen und Pläne sich deutlich genug erkennen. Er hatte für die Einwendung gegen das Concil, daß es kein freies sein werde, kein Gehör: ohne Rücksicht hierauf sollten sich die Protestanten den Beschlüssen desselben unterwerfen. Darüber wurde auf einem Reichstag in Worms verhandet, auf welchem er persönlich erschien. — Während ferner er und sein Bruder Ferdinand große Worte davon gemacht hatten, wie sie nach dem Frieden mit Frankreich die christlichen Waffen der deutschen Nation gegen die Türken kehren wollten, suchten sie jetzt vielmehr einen Waffenstillstand bei diesen nach, ja erkauften ihn mit einem Tribut, welchen sie für die wenigen, ihnen noch verbliebenen ungarischen Besitzungen dem Sultan versprachen. Da war ja nicht zu zweifeln, gegen wen sie alle ihre Kräfte sammelten. — Luther jedoch sah der Entwicklung dieser Dinge, für welche er ja jederzeit sein Vertrauen einfach aufs göttliche Regiment gestellt hatte, jetzt vollends mit einer Gelassenheit zu, für welche all das weltliche Treiben eitel und nichtig und überdies dem Ende nahe war. Er konnte so geradezu gleichgiltig sich darüber äußern: „Ueber Reichstage und Concilien sorge ich Nichts, glaube Nichts, hoffe Nichts, denke Nichts; Eitelkeit der Eitelkeiten." Die Forderung an die Evangelischen, sich dem Concil zu unterwerfen, ist ihm eine Tollheit: da hätten sie, sagt er, schon vor fünfundzwanzig Jahren dem Papst, dem Herrn der Concilien, sich fügen müssen; Gott aber werde spotten derer, die sein spotten. Auf die Nachricht, daß der Kaiser den Sultan um Frieden bitte und auf die Protestanten sich werfen werde, will er mit David beten, daß des Herrn Wille geschehe. Es hieß, daß die bittenden Gesandten, um den Türken gefällig zu sein, gar selber türkische Tracht

angelegt haben. So, rief Luther aus, führe man jetzt den Krieg wider Denjenigen, welchen man so lange Jahre hindurch als Feind des christlichen Namens ausgeschrieen und um des willen der römische Satan durch Ablaß und unendlich viele andere Räuberei der Christenheit Geld abgepreßt habe. Er aber wollte sich freuen und fröhlich sein: denn das Ende der Welt sei da, der Tag der Erlösung nahe, der Herr werde die Türken sammt Jenen demüthigen in seiner herrlichen Wiederkunft. [1])

Was Luther in seinem Gemüth jetzt am heftigsten erregte und ärgerte, waren nicht die bisher aufgeführten alten Feinde, mit denen er seine Rechnung abgeschlossen hatte und über welche er das Urtheil und Gericht Gott anheimgab, sondern das fortgesetzte unsittliche, unzüchtige Treiben in seiner nächsten Umgebung, in dem von Gott so hoch gesegneten Wittenberg. Dazu kam der anhaltende Druck seiner leiblichen Beschwerden. Sein „Peiniger, der Stein", hatte ihn im Juni besonders heftig wieder gequält, ja, wie er an Amsdorf schrieb, beinah umgebracht. Er sehnte sich nach Erholung für Leib und Seele. So machte er sich gegen Ende Julis aus Wittenberg auf. Sein Freund Cruciger war damals nach Zeiz berufen, um mit Bischof Amsdorf einen längeren Streit zwischen den Naumburger Geistlichen Medler und Mohr beizulegen. Luther fuhr, begleitet von seinem Hans und seinem Tischgenossen Ferdinand von Maugis, mit ihm ab, um draußen sich zu erfrischen. Sie schlugen den gewöhnlichen Weg über Leipzig ein, wo Luther über die gastliche Aufnahme bei Freunden sich freute. In Zeiz betheiligte er sich auf Amsdorfs Wunsch an der Verhandlung mit und über Mohr, der dort als Angeklagter erschien. Während aber Cruciger hierauf heimkehrte, erklärte Luther von da aus seiner Frau am 28. Juli, er wolle lieber gar nicht wieder nach Wittenberg kommen. „Weg", ruft er, „aus dieser Sodoma"; er klagt über die unzüchtige Tracht, die ausgeschnittenen Kleider der Frauen und Jungfrauen; Wittenberg, sagt er, werde wohl noch den Bettlertanz oder Beelzebubtanz kriegen; unterwegs, auf dem Lande, habe er von den schlimmen Dingen noch mehr gehört, als er in Wittenberg erfahren habe; er fragt auch nach einer Weibsperson, „unserer anderen Rosine", mit der er Aehnliches wie mit dieser (oben S. 583) in seinem eigenen Haus erlebt zu haben scheint. Sein Herz ist darum erkaltet, daß er nicht mehr gern in Wittenberg ist, ja er will, daß seine Käthe Haus und Hof verkaufe, um nach Zulsdorf zu ziehen, und er selbst will lieber umherschweifen und das Bettelbrod essen, als seine armen, alten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen, mit Verlust seiner sauren, theuren Arbeit." Das, schreibt er, möge Käthe, wenn sie wolle, den Melanchthon und Bugenhagen wissen lassen; Bugenhagen möge „Wittenberg von seinetwegen gesegnen".

So wollte Luther jetzt mit Einem Male den Schritt ausführen, von welchem ihn seine Freunde schon im vorigen Jahr hatten zurückhalten müssen (oben S. 562). In Wittenberg entstand darüber Bestürzung. Man zweifelte nicht an Luthers Entschlossenheit, wenn auch Brück noch eine gewisse Beruhigung darin fand, daß es mit dem Verkaufe von Luthers Haus nicht so leicht gehen werde. Schon ließ, wie eben dieser Brück dem Kurfürsten anzeigte, Melanchthon vernehmen, daß, wenn Luther gehe und „der Sache ein solch Aergerniß mache", auch er nicht bleiben wolle, sondern „sich verkriechen müsse". Die Universität schickte Bugenhagen und Melanchthon, der Magistrat den Bürgermeister ab, um Luther aufzusuchen und zu besänftigen. Jene ließ ihm, wie sie dem Kurfürsten berichteten, versprechen, daß, falls er an Jemands Lehre oder Leben Mißfallen habe, alle dem Aergerniß steuern helfen und, was das muthwillige junge Volk betreffe, nach Vermögen Zucht und Frieden aufrecht halten wollten. Der Kurfürst selbst, der erst am 4. August (er war vorher von seiner Residenz Torgau abwesend) die befremdliche Kunde empfing, entsandte sogleich seinen Leibarzt Ratzeberger mit einem Schreiben an ihn, worin er ihm seine Bekümmerniß aussprach und eine Abhilfe der Beschwerden zusagte, über die er ja bisher von ihm noch Nichts vernommen habe; zugleich schrieb er an Amsdorf, daß dieser ihn bewegen möge, über Torgau zurückzureisen.

Luther war unterdessen nach Merseburg und Halle weiter gezogen. Dorthin hatte ihn Georg von Anhalt, der bischöfliche Administrator, eingeladen. Mit dem Mißmuth, in welchem er von Wittenberg fern bleiben wollte, traf glücklich der Wunsch Georgs zusammen, von ihm die Ordination zu empfangen, welche Luther feierlich und ähnlich wie die Amsdorfs am 2. August vollzog. An den beiden Orten hielt er Predigten, welche gedruckt worden sind. In Merseburg trafen nun die Wittenberger Collegen mit ihm zusammen; Melanchthon stellte dort auch das Ordinationszeugniß für Georg aus. Luther scheint — nach scharfen Erinnerungen an die aus Wittenberg Abgesandten — sogleich von seinem bedrohlichen Vorhaben abgestanden zu sein, führte indessen seine Heimreise nur langsam und mit Muße aus. Unterwegs verweilte er in Leipzig, wo er am 12. predigte (auch diese Predigt ist uns erhalten); er wurde hier diesmal von Camerarius, dem speziellen Vertrauten Melanchthons, bewirthet und verkehrte wohlgelaunt im Kreis der Freunde. Dann erschien er nach Johann Friedrichs Wunsch bei Hofe; da wurde unter Anderem auch über ein Religionsgespräch verhandelt, das noch einmal von Seiten des Reichstags veranstaltet werden sollte: Luther rieth, wieder Melanchthon für dasselbe abzuordnen. Am 16. traf er wieder in Wittenberg ein, ohne daß über seine Verstimmung Weiteres verlautete. Universität und Magistrat entwarfen jetzt auf Fürstlichen Befehl Satzungen gegen das üppige Treiben bei Hoch-

zeiten, Taufen und ähnlichen Gelegenheiten, gegen das Unwesen bei Tänzen, das Geschrei auf den Straßen u. s. w. [1])

Er fragt sich bei jenem merkwürdigen Vorhaben Luthers, aus seiner Erholungsreise einen Wegzug aus Wittenberg zu machen, sehr, ob es nicht doch nur Sache einer kurzen Aufwallung war. Denn, so weit wir sehen, hat er es eben nur in jenem Brief an seine Käthe kund gethan. Wenn man ferner das Motiv für dasselbe auch, oder gar vorzugsweise in einem Aerger über heimliche Irrlehren anderer Wittenberger Theologen, ferner namentlich in einem Zerfallensein mit Melanchthon gesucht hat, so dachten zwar an ein „Mißfallen über Jemands Lehre" auch die Mitglieder der Universität, aber in Luthers eigener Erklärung und auch in Melanchthons Briefen fehlt jede Hindeutung auf diesen Bestimmungsgrund, und gegen jene Vermuthung in Betreff Melanchthons zeugt direkt der Umstand, daß gerade an ihn und Bugenhagen zusammen Luthers Frau Nachricht geben und daß gerade er mit Bugenhagen den Entzürnten zurückholen sollte. Immer jedoch müssen wir in jenem Briefe den Ausbruch eines gar tiefen und weitgehenden Unwillens und Ueberdrusses sehen, der ihn, den ermüdeten Kämpfer, erfüllte und bei welchem alle die verschiedenen Anstöße und Lasten seiner alten Tage mit einwirkten; es war ein Ueberdruß, der ihm auch nicht bloß gegen Wittenberg sein Herz kalt machte, sondern ihn aus dieser ganzen argen Welt wegtrieb. Insofern mögen wir mit Bugenhagen in Luthers Leichenrede sagen, daß jene Reise ein Vorspiel seines Todes gewesen sei, wo er wirklich in ein besser Leben habe reisen dürfen. —

Nach seiner Reise nahm Luther die Hauptarbeit seines Lebens, den Streit gegen die römisch-katholischen Irrthümer, wieder auf. Er stieß jetzt noch einmal auf spezielle Gegner, mit welchen er schon im Beginn des großen Kampfes sich kurz beschäftigt und um welche er nachher sich nicht mehr bekümmert, nämlich auf die Löwener theologische Fakultät, welche bereits damals ihr Verdammungsurtheil über ihn gesprochen und sein Gegenurtheil empfangen hatte (oben B. 1 S. 316). Im Frühjahr 1545 waren ihm neue Artikel der dortigen Theologen zugekommen, worin sie im Gegensatz gegen das ansteckende Gift „Lutherischer, Oekolampadischer, wiedertäuferischer" und anderer Ketzerei die Hauptlehren der wahren Kirche zusammenfassen wollten. Erst jetzt kam er dazu, ihnen zu erwiedern — zunächst durch 76 Gegenthesen. Diese stellen als Grundlage voran: „Alles, was man in der Kirche, welche ist Gottes Volk, lehret ohne Gottes Wort, das ist gewißlich erlogen und unchristlich"; ihr Inhalt ist dogmatisch scharf, ihre Sprache jedoch mehr scheltend und höhnend als lehrhaft; sie wollen, wie sie am Schlusse sagen, am elenden Exempel der Löwener zeigen, wie man vor Menschenlehre sich hüten müsse. Luther wollte ihnen eine größere

Schrift folgen lassen, mit deren Ausarbeitung er noch im Januar 1546 beschäftigt war, die jedoch nicht mehr fertig wurde.

In diesen Thesen hat er endlich auch noch seine Absicht, ein kurzes, gelegenheitliches öffentliches Zeugniß gegen den Zwinglianismus abzulegen, insoweit verwirklicht, als er ihnen den Satz einreihte: „Ernst ists bei uns, daß die Zwingler und alle Sakramentsschänder, so da leugnen, daß im hochwürdigen Sakrament mündlich empfangen werde der wahrhaftige natürliche Leib und Blut Christi, gewißlich Ketzer und von der heiligen christlichen Kirche abgesondert sind." Es war das letzte Wort, das er in einer öffentlichen Schrift gegen sie aussprach; nachher äußerte er wohl wieder die Absicht, noch eigens gegen sie zu schreiben, hat es jedoch nicht mehr ausgeführt.

Und auch jene Sorgen, welche den Melanchthon bei seinem Zusammensein mit Luther quälten, scheinen hier neu angeregt worden zu sein. Sie zeigen sich in Briefen, welche jener über die Frage einer Anbetung des Sakramentes mit Veit Dietrich wechselte. Er wagte über solche Punkte nicht mehr mit Luther zu reden, um ihn nicht irgendwie zu reizen. Aehnliche Befürchtungen hegte Cruciger, dem indessen doch eine günstige Gelegenheit zu einer weiteren Auseinandersetzung mit Luther erwünscht gewesen wäre. Den Anlaß zu der gefährlichen Frage gab wohl die 16. jener Thesen: „In dem hochwürdigen Sakrament des Altars, das man mit allen Ehren anbeten soll, wird empfangen wahrhaftig der Leib Christi u. s. w." Sie konnte nur in demjenigen Sinne gemeint sein, in welchem Luther schon 1523 den böhmischen Brüdern gegenüber hinsichtlich des Anbetens sich erklärt hatte (oben B. 1 S. 672), wiewohl er in seinem Eifer gegen die Sakramentirer jetzt anders als dort von einem „Sollen" sprach. Man möchte denken, eine Verständigung darüber mit ihm wäre für solche Freunde nicht zu schwer gewesen. So bleibt uns aus seinen letzten Lebensjahren der Eindruck eines peinlichen Verhältnisses: sie scheuen die Autorität und böse Reizbarkeit des großen Mannes, und keiner von ihnen ist selbst groß und männlich genug, um trotz einer augenblicklichen Gefahr an diejenige herzliche Liebe und Offenheit Luthers sich zu wenden, die er doch auch nie gegen sie verleugnet hat.[1]) —

Zu einer Aufgabe ganz anderer Art aber ist Luther weiterhin berufen worden und er hat sich ihr bei all seiner Schwäche und Kränklichkeit mit selbstverleugnender Hingabe unterzogen. Die Grafen von Mansfeld, welches Luthern stets als sein Geburtsland theuer war, lagen seit langer Zeit in Händeln mit einander wegen verschiedener Rechtsansprüche. Es waltete überhaupt unter ihnen ein Geist des Unfriedens und Eigennutzes, während sie allmählich mit ihrem ganzen Ländchen der Reformation zugefallen waren, und derselbe gab sich am schlimmsten bei dem Grafen Al-

brecht kund, der Luthern schon in den ersten Zeiten sich freundlich erwiesen hatte. Er haderte nicht bloß mit seinen Vettern, den Gliedern einer andern Linie, sondern beeinträchtigte auch seinen Bruder. Ferner erhoben sich, und zwar namentlich wieder gegen Albrecht, unter den mit Bergbau beschäftigten Unterthanen große Klagen über Bedrückung und Beeinträchtigung an Gütern und Rechten durch die Gräfliche Habsucht; auch die mit Luther verschwägerten Mackenrode waren dadurch betroffen. Luther hatte deshalb schon seit 1540 dem Grafen Albrecht herzliche, ernstliche, unermüdliche Vorstellungen gemacht — als ein Landeskind in der Herrschaft zu Mansfeld, dem es gebühre, sein Vaterland und Herrn zu lieben und das Beste zu wünschen, dazu als ein öffentlicher Prediger, der schuldig sei zu vermahnen, wenn Jemand, durch den Teufel verführt, nicht sehen könne, wo er Unrecht thue; auch hatte er die sächsischen Oberherrn des Landes, Johann Friedrich und Moritz, um ihre Beihilfe angegangen. An die Grafen insgesammt als an seine „lieben Landesherrn" hatte er schon 1542 wegen ihres Streites über das Patronat der Pfarrei und Kirchen Eislebens seine „herzliche und schuldige Bitte" gerichtet, „sie wollten Gott und seinem Wort zu Ehren sich demüthigen und diese Sache mit Sanftmuth und nicht mit der Schärfe, wie der Teufel gern wollte, vornehmen, unter einander freundlich, wie Gott gern wollte, handeln". Nachdem darüber und über andere, rein weltliche Streitpunkte lang vergeblich prozessirt und die gegenseitige Verbitterung nur gesteigert worden war, erbot sich Albrecht, Luther selbst zum Vermittler und Schiedsmann anzunehmen. Er bat diesen darum durch seinen Kanzler und holte die Erlaubniß des Kurfürsten für ihn ein.

Luther folgte dem Ruf in der schon bisher von ihm ausgesprochenen Gesinnung. Zu Anfang Oktobers 1545 reiste er mit Melanchthon und Jonas nach Mansfeld. Die Verhandlungen hatten jedoch keinen Fortgang, weil die Grafen jetzt in das sächsische Feldlager wegeilten, und wurden auf einen späteren Termin verschoben.[1])

Ein neuer Krieg wurde während dieser Reise von den beiden sächsischen Fürsten, Johann Friedrich und Moritz, und vom Landgrafen Philipp gegen den durch sie vertriebenen Herzog Heinrich von Braunschweig geführt. Sie waren durch ihn, der mit angeworbenen Truppen in das ihm abgenommene Land eindrang, überrascht worden, aber mit ihrer Rüstung so schnell bereit und so glücklich, daß er selbst sich ihnen ergeben mußte: für Luther ein neuer Beweis, wie Gott Gebet erhöre und man ihn anrufen, auf ihn vertrauen müsse. Jene hatten nur Bedenken darüber, was sie mit ihrem Gefangenen machen sollten. Seine Verwandten, Freunde und Parteigenossen wirkten aufs Dringendste dahin, daß sie ihn freigäben, und Johann Friedrich schien es, als ob sein Verbündeter Philipp aus Rücksicht auf des Kaisers Willen und Gunst hiezu geneigt wäre. Da wurde

Luther in dieſen Handel hineingezogen: Brück veranlaßte ihn zu einem, für die Veröffentlichung beſtimmten Sendſchreiben an den Kurfürſten und Landgrafen zugleich, worin er ſehr entſchieden und in einer Sprache, die einer der Politiker ſich nicht hätte erlauben dürfen, vor einer ſolchen Nachgiebigkeit und Milde warnte. Er will es der angeſehenen, über ganz Deutſchland ausgebreiteten Verwandſchaft Heinrichs nicht verdenken, wenn ſie für dieſen ſich verwende, und verſichert, daß auch er nicht ſteinernen Herzens oder eiſernen Gemüthes ſei. Aber Heinrich, ſagt er, ſei ein ungerathener, wilder, ſtörriger Zweig des löblichen, herrlichen Stammes, ſonderlich ein Diener des Götzen zu Rom und darüber in Gotteslästerung und andere böſe Thaten gefallen; und Gott habe mit ihm den Papſt und den ganzen Körper des Papſtthums treffen und erſchrecken wollen, nachdem dieſe Papiſten in Deutſchland längſt mit blutdürſtigen Ränken umgegangen ſeien und jetzt bereits über den Sieg über die Ketzerei triumphirt haben, den Jener mit ſeinem plötzlichen Ueberfall gewinnen werde. Es hieße Gott verſuchen, wenn die Fürſten jetzt ihn frei ließen, welchen Gott in ihre Hand gegeben; ſie würden ſchuldig werden, wie einſt jener König Israels 1. Kön. 20, welcher den Syrer Benhadad verſchont und zu welchem deshalb der Prophet geſprochen habe: „Darum, daß du den Mann, von mir verbannet, von dir gelaſſen, ſo ſoll deine Seele für ſeine Seele ſein und dein Volk für ſein Volk.“ Luther wollte ferner, daß man zuſehe, wie die Gedanken der Herzen bei dieſem Anlaß ſich noch weiter offenbaren werden: man wiſſe wohl, daß Heinrich nicht für ſich den Zug vermocht habe, — daß aus Welſchland treffliche Rüſtung nach Deutſchland geſchickt und verordnet geweſen ſei; wenn laut werde, daß der Papſt oder wer dies gethan habe, könne man weiter berathſchlagen. Im zweiten Theil ſeiner Schrift ermahnt er dann die Sieger, die Ehre Gott allein zu geben, dem rechten Krieger, der ſo wunderbar für ſie gekämpft habe ohne ihr Verdienſt, und weder zur rechten, uoch zur linken Seite von ihm zu weichen: nach links weiche, wer ſich nicht rüſte, wie er könne und Gott es ihm gebe, nach rechts, wer auf die eigene Rüſtung, Klugheit und Stärke ſich verlaſſe; die Mittelſtraße heiße: „Gott hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten und ſeiner Güte trauen.“ — Zugleich legte Luther mit den andern Wittenberger Theologen für die Stadt Helmſtädt Fürbitte ein, welcher wegen einer Unterſtützung, die ſie dem Herzog gewährt, eine ſchwere Geldbuße auferlegt war: dieſen armen Leuten, ſagten ſie, möge um Gottes Willen Gnade erzeigt werden; der Gott, der den Siegern ſo gnädig beigeſtanden, wolle, daß man den Zorn mit Barmherzigkeit lindere. — Jenes Sendſchreiben Luthers wurde nach Johann Friedrichs Wunſch gedruckt, und zwar ließ Luther ſich darin keinerlei Aenderungen gefallen; der vorſichtige Kurfürſt hatte die Worte von der Rüſtung aus Welſchland ſtreichen

wollen. — Die weitere Entwicklung der Braunschweigischen Angelegenheit hat Luther nicht mehr erlebt.[1])

Während Luther wieder in Wittenberg verweilte und mit dieser Schrift beschäftigt war, forderte ihn der Kurfürst auch zu einer nochmaligen Durchsicht jener im August für die Stadt entworfenen Zuchtordnung auf. Er jedoch hatte dazu kein Vertrauen: der Hof selbst, sagte er, lese Nichts und treibe nur Gespötte.[2])

Am 10. November feierte Luther zum letzten Mal seinen Geburtstag, indem er nach seiner Gewohnheit Freunde zu Tisch lud: den Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger, Georg Major, Paul Eber (Lehrer in der philosophischen Fakultät, speziellen Freund Melanchthons) und einige andere. Er war mit ihnen fröhlich und guter Dinge. Beim Abschied aber ermahnte er sie ernstlich, dem Evangelium treu zu bleiben; denn er sehe, wenn er sterben werde, einen Abfall von Brüdern voraus, welcher dem Evangelium einen ärgeren Stoß als die meistentheils groben, unwissenden und epikureischen Papisten geben werde. Dann wandte er sich zu Eber und sprach: du heißest Paulus, so ermahne ich dich, daß du des Paulus Exempel folgest und beständig ob der Lehre halteſt, die Paulus überliefert hat.[3])

Acht Tage nachher kam er mit seiner Erklärung des 1. Buchs Mose zu Ende, auf welche er zehn Jahre hindurch so viel Fleiß verwandt hatte. Er beschloß sie mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis; unser Herr Gott geb, daß mans nach mir besser mache; ich kann nicht mehr, ich bin schwach, bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe.“ Dies war der Schluß seiner akademischen Vorlesungen überhaupt.[4])

Nach Mansfeld wurde er auf die Tage nach dem Christfest zur Wiederaufnahme der Verhandlungen eingeladen. Er scheute die Reise für diesen Zweck auch in solcher Winterzeit nicht. Dem Grafen Albrecht schrieb er: „Es muß um ein acht Tage nicht noth haben, wiewohl ich viel zu thun habe, die ich dran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meine lieben Landesherrn vertragen und freundliches, einmüthiges Herzens gesehen habe.“ Melanchthon, der wieder sein Begleiter wurde, seufzte, daß er, wie er sagte, bei so grimmiger Kälte sich aufmachen müsse, um die Händel streitsüchtiger Leute nicht sowohl zu schlichten, als anzuhören; für ihn wurde die Reise um so lästiger, da ihn gerade körperliche Leiden schmerzten und beunruhigten, von denen übrigens auch Luther ja nie ganz frei war. Eben wegen Melanchthons Befinden aber eilte Luther mit ihm, ehe ihr Zweck erreicht war, wieder heimwärts, indem er für Ende Januars seine Gegenwart aufs Neue zusagte. Auf der Rückfahrt predigte er am Erscheinungsfest wieder

in Halle: das war der freiwillige Dienst am göttlichen Wort, für welchen er überhaupt bis an sein Lebensende noch am fleißigsten und rüstigsten seine Kraft aufbot; auch diese, so wie die fernerhin noch zu erwähnenden Predigten sind uns durch Nachschriften erhalten worden.[1])

Unmittelbar nach seiner Heimkehr bekam Luther noch einmal mit Sorgen um die großen kirchlichen Angelegenheiten zu thun. Wir haben bereits erwähnt, daß der Reichstag des vorigen Sommers noch ein neues Religionsgespräch verordnet hatte: im Januar sollte es wieder zu Regensburg eröffnet werden. Ferner trug sich Butzer noch mit großen Ideen über eine Vermittlung für die Kirche des deutschen Reichs: in einem langen Brief aus Regensburg an den Landgrafen meinte er unter Anderem, die protestantischen Stände sollten auf eine Universalreformation für Deutschland denken, bei der man Etwas nachgeben könnte und nicht allgemeine Gleichförmigkeit mit den evangelischen Kirchen fordern sollte; über sein Schreiben hatte sich jetzt die Wittenberger theologische Fakultät zu äußern. Aber die Zeit für Versuche der Versöhnung oder Vereinbarung war überhaupt vorbei. Mit jenem Zugeständniß eines neuen Colloquiums wollte der Kaiser die Protestanten nur hinhalten, bis er bereit wäre, sie mit Gewalt unter das Concil zu zwingen; was sollte auch jenes neben einem Concil, dessen Beschlüsse dem Kaiser für unbedingt bindend galten? überdies bestellte er für jenes Theologen, bei denen keine Spur von Versöhnlichkeit zu finden war, wie Cochläus und den Spanier Malvenda. Luther wußte jetzt, wie er am 8. Januar an Amsdorf schrieb, daß der Kaiser gänzlich abgeneigt sei und kund gebe, was er bisher verhehlt habe. Ferner klagte er jenem über den Haß der Meißner und besonders des Herzog Moritz gegen seinen Kurfürsten. Moritz berief nach Cardinal Albrechts Tode dessen Kanzler Türk in seinen Dienst; so, sagt Luther, werden denn jetzt Herzog Georg und der Mainzer noch nach ihrem Tod in Dresden regieren: „Helf Gott unserem gnädigen Herrn, es gilt ihm ein Strauß!" Bald darauf hat Moritz sein Bündniß mit dem Kaiser gemacht, durch welches er diesem den Sieg über die Schmalkalder Verbündeten und sich das Kurfürstenthum verschaffte, — um dann späterhin in einem Bund mit Frankreich, durch welchen Deutschland Metz verlor, sich den Namen eines Retters des Protestantismus zu erwerben. So bereiteten sich die Geschicke der Kirche und des Vaterlandes vor, deren Anblick Luthern durch den Tod erspart wurde. — Jene Gedanken Butzers nun wies Luther mit seinen Collegen zurück: im Abthun der Mißbräuche könne man wohl Geduld haben, von der Lehre aber könne man nicht weichen, päpstliche und andere nicht in einander mengen. Das Religionsgespräch ließ er gewähren; mit der Theilnahme daran aber wollte er den Melanchthon seiner Krankheit halber jetzt verschont wissen: er sei, wie er dem Kurfürsten durch Brück

und in einem eigenen Briefe vorstellte, froh, daß er ihn von Mansfeld lebendig heimgebracht; der Verlust dieses Mannes würde den Abgang der halben Universität zur Folge haben; man müsse jetzt auch die jungen Leute heranziehen. Auch Cruciger stimmte dieser Bitte bei und Melanchthon war damit einverstanden (ganz unberechtigter Weise haben Spätere dem Wunsche Luthers andere Motive untergeschoben). So wurde statt Melanchthons nach Luthers Vorschlag Major zu der vergeblichen, unangenehmen Aufgabe abgeordnet. [1])

Achtes Kapitel.

Lebensende.

Wir haben die Ereignisse der letzten Jahre der Reihe nach an uns vorübergehen lassen, um zu sehen, wie mancherlei Erlebnisse, Aufregungen und Anstrengungen auch dieses noch für Luther gebracht und wie er auch hier noch, bei allem Unmuth über die Gegenwart, seine Zeit ausgekauft hat. Er stellt sich jetzt selbst in einem Brief vom 17. Januar seinem Freund Probst in Bremen also dar: „Alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einäugig schreibe ich Euch, mein Jakobus, und als einer, der gehofft, es werde ihm als einen Erstorbenen die, wie mich dünkt, gerechte Ruhe vergönnt werden; aber wie wenn ich nie Etwas gearbeitet, geschrieben, gesprochen, verhandelt, gethan hätte, so werde ich jetzt überschüttet mit Dingen, die geschrieben, gesprochen, verhandelt, gethan werden sollten; doch Christus ist Alles in Allem, er vermag und vollbringt" (über das hier angedeutete Augenleiden ist uns Nichts Näheres bekannt). [2])

Jetzt also sollte er wieder in die Grafschaft Mansfeld ziehen. Wie Brück, der Jurist und Geschäftsmann, die hier vorliegende Aufgabe ansah, zeigt uns eine Aeußerung von ihm in seinem Bericht an den Kurfürsten über den Antrag, Melanchthon die Reise nach Regensburg zu erlassen: Wenn er wüßte, daß Melanchthon in diesem Fall „mit den Mansfeldischen Säuhändeln nicht sollte verschont werden", wolle er doch noch eher rathen, ihn gen Regensburg zu schicken; auch Melanchthon selbst ziehe dies vor. Der Kurfürst ferner schrieb nachher an die Grafen: „Wir hätten am liebsten gesehen, Martinus seliger wäre, als ein alter abgelebter Mann, mit diesen Sachen verschont geblieben." Kraft eigenen Entschlusses also hat Luther hier sich aufgeopfert. Und so hat er ja auch sonst stets neben den Arbeiten und Kämpfen für Evangelium und Himmelreich die sittlichen Anforderungen des weltlichen Lebens gewürdigt und neben seinem großen welthistorischen Wirken für die Christenheit, und die deutsche Nation getreulich die kleinen Pflichten erfüllt, welche ihm die individuelle Stellung

in Haus, Familie u. s. w. mit sich brachte: mit ebenderselben Gesinnung dient er hier seinem kleinen besonderen „Vaterland" und seinen „lieben Landesherrn".[1])

Die letzte Arbeit, in welcher ihn die neue Reise unterbrach, war jene Schrift, welche er noch gegen die Löwener herausgeben wollte; er zürnte, wie er selbst äußerte, auf diese mehr als es dem Theologen und Greisen geziemte. In Betreff der Schweizer, von deren heftiger Polemik gegen ihn Probst in einem Brief geredet hatte, erwiederte er diesem, eben das habe er mit seinem Büchlein gegen sie gewollt, daß sie selbst öffentlich bezeugen, sie seien seine Feinde; ihm, den sie wie einen unseligen Menschen verdammen, genüge das „Selig ist der Mann, der nicht wandelt im Rathe der Sakramentirer u. s. w." (nach Ps. 1, 1). Als Major in jenen Tagen bei seinem Abgang nach Regensburg sich von Luther verabschiedete, soll er die Worte „Unsere Professoren müssen übers Mahl des Herrn examinirt werden" an der Thüre desselben angeschrieben gefunden und dann von ihm Vermahnungen gegen verdächtiges Schweigen und Bemänteln empfangen haben. In der letzten Predigt endlich, welche Luther zu Wittenberg gehalten hat, am 17. Januar, warnte er noch einmal aufs Lebhafteste vor der Vernunft, der schönen Metze, der Teufelsbraut, die ihr eigen Gerede für heiligen Geist halte, und hiebei theils vor papistischen Erfindungen, wie dem Marienkult, theils und insonderheit vor Sakramentsschwärmern, Rottengeistern, Wiedertäufern u. s. w. Andererseits hat zwanzig Jahre später ein Freund Melanchthons, der Theolog Hardenberg, betheuert, von diesem vernommen zu haben, daß Luther vor seiner letzten Reise ihm bekannt habe: der Sache vom Abendmahl sei allerdings zu viel gethan; er habe selbst schon oft daran gedacht, die Sache durch eine Schrift zu lindern, damit die Kirche wieder einträchtig würde; doch dadurch könnte die ganze Lehre verdächtig werden; er wolle es Gott befohlen haben; Melanchthon und die Andern möchten auch Etwas nach seinem Tode thun. Aber ein Gedanke Luthers an irgend welche neue versöhnliche Schritte gegen die Schweizer ist unverträglich mit seinen bisher erwähnten Aeußerungen und mit solchen, die er noch in Predigten auf seiner Reise that; auch erwähnen Melanchthons eigene Briefe und Schriften nie ein derartiges Bekenntniß. Jene Angabe kann, so weit sie Grund hat, nur darauf ruhen, daß ein früheres Wort Luthers aus den Jahren der Wittenberger Concordie irrthümlich in diese letzte Zeit verlegt oder ein einzelnes Wort aus dieser Zeit weit übertrieben und unrichtig bezogen worden ist. Die Schranken und Gegensätze, in welchen Luther mit seinem Kampf gegen die „Sakramentirer" sich bewegte, haben sicher bis zu seinem Abscheiden sich nicht mehr verändert.[2])

Melanchthon, Cruciger und Bugenhagen waren bei Luther am 20. Januar nochmals zu Tische. Dem Erstgenannten wurde seiner Gesundheit

wegen die Reise ins Mansfeldische ebenso erlassen, wie die nach Regensburg. [1])

Am 23. Januar, einem Sonnabend, brach Luther auf. Die Fahrt ging diesmal nach Eisleben: auf dortige Verhältnisse bezogen sich größtentheils auch die vorliegenden Händel. Mit Luther reisten seine drei Söhne, sein Diener und Hauslehrer Rutfeld, sodann von Halle aus Jonas. [2])

In Halle, wo sie am Morgen des 25. anlangten, wurden sie durch eine Ueberschwemmung der Saale und Eisgang drei Tage lang aufgehalten. Darüber berichtete Luther noch am Tag der Ankunft seiner Frau: „Es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckete, die dräuete uns mit der Wiedertaufe; so konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen; nicht daß uns darnach durstete zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen; denn weil die Leute und Fahrmeister, auch wir selbst, zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten; — itzo nicht mehr denn betet für uns und seid fromm; ich halte, wärest du hier gewesen, so hättest du uns auch also zu thun gerathen, so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget. Hiemit Gott befohlen."

Gleich den folgenden Tag benutzte er wieder zu einer Predigt — über die Bekehrung Pauli, deren Gedächtnißtag der 25. war. Neben kräftiger, allgemein christlicher Lehre und Mahnung nahm er darin spezielle Beziehung für die Hallenser auf das „beinerne und hölzerne Heiligthum", auf welches ihr vormaliger Bischof und Herr, der „verdammte Cardinal" sie gewiesen habe, und auf die „schäbichten Mönche", die man zu seinem Erstaunen noch in der Stadt dulde.

Bei diesem Aufenthalt in Halle, wenn nicht schon bei einem früheren Besuch [3]), reichte er über Tisch dem Jonas ein Glas mit dem lateinisch ausgedrückten Denkspruch:

„Jonas, dem Glas, beut Luther dies Glas, der selber ein Glas ist,
Auf daß beide gedenken, sie sei'n zerbrechlichem Glas gleich." *)

Am 28. setzten sie mit einander über die Saale, noch immer nicht ohne Gefahr. Von der Grenze des Mansfeldischen Gebietes an bis nach Eisleben führte sie ein Gräfliches Ehrengeleite mit 113 Pferden. Eine

*) Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.

kurze Strecke vor der Stadt aber wurde Luther, nachdem er zu Fuße gehend sich erhitzt hatte und dann wieder in den Wagen gesessen war, von großer Schwäche, Schwindel und Beengung des Athems befallen. Man fürchtete schon für sein Leben. Er jedoch war gefaßt und sagte: „Das thut mir der Teufel alleweg, wenn ich Etwas Großes vorhabe, daß er mich also anficht.“ Nachher berichtete er seiner Frau, daß ihm ein eisiger Wind auf den Kopf gekommen sei, und scherzte dazu: vielleicht haben die Juden, deren viele in einem Dorf hart vor Eisleben wohnhaft seien, ihn also angeblasen. In der Herberge wurde er mit warmen Tüchern gerieben und erholte sich so, daß er von den nächsten Tagen an die Verhandlungen mitmachen konnte. Ferner predigte er bereits wieder am Sonntag dem 31.

Von Eisleben aus unterhielt er einen regen Briefwechsel mit seiner Frau, die er besonders wegen ihrer Sorgen um seine Person zu beruhigen hatte, und mit Melanchthon, der so bis zum End als nächster Freund Luthers und des Lutherschen Hauses erscheint.

An jene schrieb er in seiner alten Weise, mit Ernst und Scherz, Zärtlichkeit und frischem Humor. Weil sie fürchtet, daß ihm irgend Etwas zustoßen könnte, ermahnt er sie: „Liese, du liebe Käthe, den Johannem und den Kleinen Katechismum, davon du sageteſt: ›Es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt‹; denn Du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelheerd; laß mich in Frieden, mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind: der lieget in der Krippen und hanget an einer Jungfrau Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Nachher dankt er ihr, der „heiligen, sorgfältigen Frauen Katharin Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg“, gar freundlich für ihre große Sorge um ihn, davor sie nicht habe schlafen können, und erzählt ihr: seit sie so für ihn gesorgt habe, sei hart vor seiner Stubenthür ein Feuer ausgebrochen und habe ihn verzehren wollen; ferner sei ihm im heimlichen Gemach um ein Kleines ein mächtiger Stein auf den Kopf gefallen, dadurch er wie in einer Mausfalle zerquetscht worden wäre: der Stein habe ihrer heiligen Sorge bei ihm danken wollen, wo nicht ihn die heiligen Engel gehütet hätten; wenn sie so fort sorge, werde ihn noch die Erde verschlingen; „bete“, sagt er, „und laß Gott sorgen.“

Als Vermittler bei den Grafen waren mit ihm Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Heinrich von Schwarzburg thätig. Die Verhandlungen brachten ihm viel Verdruß, Kummer und Anstrengung, wenn er auch täglich nur 1 – 1½ Stunden daran Theil zu nehmen hatte. „Hier“, schrieb er an seine Frau, „ist die Schule, da man verstehen lernet, warum der Herr im Evangelio die Reichthümer Dornen nennt; aber mir grauet, daß

allewege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedrohet wird, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hilfe möchte Etwas Gutes ausrichten." Sein Aerger über die Juristen erhielt hier wieder reiche Nahrung: er möchte wie ein Poltergeist unter sie fahren, um ihren Stolz durch Gottes Gnade zu hemmen. Er selbst drang — besonders in privaten Gesprächen mit den Betheiligten — fort und fort auf wechselseitige Nachgiebigkeit und Billigkeit: wenn die Grafen ihre Gerechtigkeit niederlegten, käme man bald zur rechten Gerechtigkeit, wie ja auch Gott seinen Zorn abgelegt habe und die Menschen auf ihre Gerechtigkeit haben verzichten müssen, damit sie versöhnt würden; einen Baum bringe man nicht in eine Stube, wenn man ihn am Wipfel anfasse, sondern nur wenn man ihn am Stamm nehme und die Aeste sich fein zusammenbeugen lassen; mit dem strengen Rechte der Juristen komme man in Verlegenheiten wie bei jenem Falle, wo eines Müllers Esel in eines Fischers Kahn lief und Esel und Kahn davon schwamm und jeder der beiden Männer vom andern Schadenersatz haben wollte. Die Ausgleichsversuche schienen Anfangs Erfolg zu haben beim schwierigsten Punkte, einem schon seit Jahrzehnten obwaltenden Streit über die Rechtsverhältnisse der durch Graf Albrecht gegründeten Neustadt von Eisleben; schon am 1. Februar meinte Luther dem Melanchthon berichten zu können, daß dieses stachlichtste Stachelschwein nach heißem Kampf abgestochen sei. Dann gerieth aber die ganze Sache ins Stocken. Die Gemüther waren, wie Luther sagt, so voll Mißtrauens, daß sie bei jeder Sylbe Gift argwöhnten. Er schrieb am 6: „Mich dünkt, der Teufel spotte unser, Gott woll' ihn wieder spotten"; er bat den Melanchthon, durch Brück für ihn ein Heimberufungsschreiben beim Kurfürsten auszuwirken, um hiedurch Druck auf die Grafen auszuüben. Am folgenden Tag wollte er, wie er sagt, schon „den Wagen schmieren in seinem Zorne"; doch der „Jammer seines Vaterlandes" hielt ihn fest. Am 14. erhielt er wirklich jenes Schreiben. Inzwischen hatte aber „Gott große Gnade hie erzeigt"; die meisten Punkte waren durch die Gräflichen Räthe ausgeglichen; um die Grafen Albrecht und Gebhard auch persönlich als Brüder mit einander auszusöhnen, wollte er selbst sie zu sich zu Gaste bitten, nachdem sie bisher Nichts mehr mit einander geredet hatten; die jungen Gräflichen Herrn und Fräulein trieben sich schon wieder fröhlich mit einander um, fuhren zusammen „mit den Narrenglöcklein auf Schlitten" u. s. w.; Luther schließt diese Meldung an seine Frau mit dem Worte: „Also muß man greifen, daß Gott ist Erhörer des Gebets."

Viermal hat Luther während seines Aufenthalts in Eisleben gepredigt, zuletzt am 14. oder 15. Februar über Matth. 11, 25 ff. [1]) Ferner ordinirte er am 14. zwei Geistliche. Seinen Freunden blieb eine Auslegung des Spruches Joh. 3, 16 f. („Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w."),

welche er ihnen am 6. gab, besonders im Gedächtniß; er äußerte da: „welcher Lakonismus läßt sich mit dieser wunderbaren Kürze vergleichen?“ [1]) Am Tag darauf hat er einem Hohensteinschen Rentmeister den Vers Joh. 8, 51 („Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“), den er auch sonst mit Vorliebe zu solchem Zweck gebrauchte, in eine Hauspostille eingeschrieben und dazu beigefügt: „Wie unglaublich ist doch das geredet; — dennoch ist es die Wahrheit: wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm gläubt und darüber einschläft und stirbet, so sinkt und fährt er dahin, ehe er sich des Tods versieht und ist gewiß selig im Wort, das er also gegläubet, von hinnen gefahren.“ Das war der Tod, den er selbst sich ersehnte. — Zwei Male hat er auch noch am heiligen Abendmahl Theil genommen.

Ueber sein und seiner Kinder Befinden meldete er seiner ängstlichen Frau Erfreuliches. Diese brachten die meiste Zeit im nahe gelegenen Mansfeld bei seinem Bruder Jakob zu. Von sich sagt er: „Wir haben hie zu essen und zu trinken als die Herrn und man wartet unser schön und allzu schön, daß wir Euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg; so ficht mich auch der Stein nicht an.“ Er vergißt nicht, des Naumburger Bieres zu erwähnen, das er in Eisleben finde und das recht gut sei, jedoch mit seinem Pech ihm die Brust voll Schleimes zu machen scheine, noch eines halben Stübchen Rheinweins, das ihm der Rath der Stadt zu jeder Mahlzeit schenke und das er zuweilen mit seinen Gesellen trinke. Wie Jonas weiter erzählt, aß und trank er Mittags und Abends „ziemlich wohl“ und rühmte, wie es ihm wohlschmecke in seinem Vaterland. Er wohnte bei dem ihm von früher her bekannten und befreundeten Stadtschreiber Johann Albrecht [2]) in einem Hause des Dr. Drachstedt, wo auch eine große Stube für die Verhandlungen war. Auch für die Nacht erhielt er alle nöthige Pflege als alter, kränklicher Mann — mit Erwärmen des Bettes, Bereithalten von Licht u. s. w. Jonas, Rutfeld und noch ein Diener schliefen mit ihm in Einer Kammer, ferner seine zwei jüngeren Söhne, so lang sie in Eisleben waren. Jeden Abend ging er, nachdem er mit Jonas, dem Gräflichen Hofprediger Michael Cölius, auch dem damals in Eisleben befindlichen Aurifaber zusammen gesessen hatte, um acht Uhr oder noch früher in sein eigen Stüblein, stand eine Weile emsig betend, so daß Jene hin und wieder die Worte hörten, unter dem Fenster [3]), wandte sich hierauf fröhlich, als hätte er eine Last abgelegt, noch einmal zu ihnen zu einem kurzen Gespräch, ging dann zu Bett und schlief ziemlich ruhig. Es waren so für ihn, wie er selbst sagt, abgesehen von dem verdrießlichen Handel noch gute Tage. Doch fand er es nöthig, sich stärkende Mittel, deren er auch sonst gebrauchte, aus Wittenberg nachschicken zu lassen. Ferner trat der bedenkliche Umstand ein, daß das Fontanell an seinem Bein in Ermanglung des

Aezmittels, mit dem er es offen zu halten pflegte, fast ganz zuheilte: noch am 14. Februar, an welchem er demnächst heimzureisen gedachte, bat er den Melanchthon, ihm dasselbe entgegenzusenden. Bei seiner letzten Predigt fühlte er sich so schwach, daß er sie früher, als er wollte, abbrechen mußte.

Am 16. kam endlich ein Vergleich, zunächst über die Eislebener Patronatsverhältnisse, zum Abschluß.

Vom nämlichen Tage stammt die letzte Aufzeichnung aus Luthers Feder. Nach seinem Tode fand sich nämlich auf seinem Tisch ein Zettel mit folgenden Sätzen in lateinischer Sprache:

„Den Virgil in seinen Bucolicis kann Niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen;

Den Virgil in seinen Georgicis kann Niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen;

Den Cicero in seinen Episteln kann Niemand ganz verstehen, er habe denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt;

Die heilige Schrift meine Niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten, wie Elia und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert.

Du wage dich nicht an diese Aeneis,
Anbetend vielmehr geh nach ihren Spuren. *)

Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Februar, anno 1546."

Ueber Tisch, wo viel von Krankheit und Sterben geredet wurde, sprach Luther: „Wenn ich wieder heim gen Wittenberg komme, so will ich mich alsdann in Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu essen geben."

Am Mittwoch, dem 17., wurde auch ein Vertrag über die andern Punkte, namentlich die Neustadt, abgeschlossen. Luther gab dazu noch seine Unterschrift. Die Grafen und andern Herrn baten ihn jedoch, nicht mehr selbst zur Verhandlung zu gehen, sondern der Ruhe zu pflegen.

Er blieb so den Vormittag in seinem Stüblein, bald auf einem ledernen Ruhebett liegend, bald auf und abgehend, — Jonas und Michael Cölius bei ihm. Er betete öfters am Fenster, ließ auch zuweilen ein Wort hören als „Dr. Jonas und Herr Michael, ich bin hier zu Eisleben getauft, wie wenn ich hier bleiben sollte?" Doch war er dabei immer heiter, ging auch zum Mittag- und Abendessen nach dem im untern Stockwerk liegenden Speisezimmer, obgleich er schon vor dem Abendessen ein Drücken auf der Brust verspürte und sich deshalb mit warmen Tüchern reiben ließ. Auch beim Abendessen war er noch fröhlich. Es wurde gescherzt und ernste, gewichtige Reden geführt; diese betrafen den Tod und das ewige Leben

*) Worte des lateinischen Dichters Statius.

wobei Luther namentlich seine Meinung über ein gegenseitiges Wiedersehen im Jenseits aussprach: wie Adam die neugeschaffene Eva, vom Schlaf erwachend, alsbald für Fleisch von seinem Fleisch erkannt habe vermöge des ihn erleuchtenden Gottesgeistes, so und noch besser, sagte er, werden wir dort, in Christo erneuert, uns unter einander kennen. Bald nach diesen Worten zog er sich, wie ers gewohnt war, in sein Stüblein zurück und sprach am Fenster sein Gebet. Da befiel ihn eine neue und heftigere Beklemmung der Brust. Man erleichterte ihn wieder durch Reiben mit Tüchern. Aurifaber lief zur Gattin des Grafen Albrecht nach einem seltsamen, damals aber hochgeschätzten und kostbaren Heilmittel, welches er früher, als Lehrer ihrer Kinder, sie hatte anwenden sehen, nämlich sogenanntem Einhorn (wahrscheinlich Narwallzahn); das brachte der Graf selbst, schabte es für den Kranken und ließ dann einen seiner Räthe bei ihm. Nach einem Arzt wollte Luther nicht schicken lassen. Er fühlte sich wieder besser und schlief von 9 bis 10 Uhr sanft auf dem Ruhebett, während Jonas, Cölius, Rutfeld und seine Söhne Martin und Paul bei ihm blieben (wo Hans sich damals befand, wissen wir nicht). Als er erwachte, fragte er diese, ob sie sich nicht zu Bett legen möchten, und ging dann selbst in seine an die Stube stoßende Schlafkammer. Ueber die Schwelle tretend sprach er: „Walts Gott, ich gehe zu Bette; in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott" (diese Worte lateinisch). Nachdem er sich niedergelegt, gab er, wie er zu thun pflegte, den Andern die Hand zu einer guten Nacht und sprach: „Dr. Jonas und Mag. Cölius und ihr Andere, betet für unsern Herrn Gott und sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe; denn das Concilium zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm." Er schlief mit natürlichem Athem bis es Ein Uhr schlug. Dann rief er dem Rutfeld, er möge seine Stube heizen, die indessen schon warm gehalten war, und sagte zu Jonas: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so wehe, ach, lieber Dr. Jonas, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Noch ging er ohne Beihilfe in die Stube, wiederholend: „In deine Hände befehle ich meinen Geist." Da ging er ein oder zweimal auf und ab, legte sich hernach aufs Ruhebett und klagte, es drücke ihn um die Brust sehr hart, doch schone es noch des Herzens. Jetzt holte man den Stadtschreiber und seine Frau und zwei Aerzte. Bald kam auch der Graf Albrecht mit seiner Gemahlin und später der Graf und die Gräfin von Schwarzburg. Während sie mit allerlei Mitteln ihn ohne Unterlaß zu stärken suchten, sagte er: „Lieber Gott, mir ist sehr weh und angst, ich fahre dahin." Als Jonas und Cölius ihn beruhigen wollten, da ein heilsamer Schweiß bei ihm ausgebrochen sei, erwiederte er ihnen, es sei ein kalter Todesschweiß. Darauf hub er an zu beten: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unseres Herrn

Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab, den ich geliebet und gelobet hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern; ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen sein; o himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweg gerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann." Weiter sprach er (lateinisch) dreimal deutlich jene Worte Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w.", auch den Spruch Ps. 68, 21: „Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet"; dann, während Cölius ihm noch einen Löffel sonderlicher, köstlicher Arznei einflößte: „Ich fahre dahin, meinen Geist werd ich aufgeben", — endlich noch dreimal schnell nach einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott." [1]) Darnach wurde er stille; man rüttelte und rieb ihn und rief, ohne daß er die Augen öffnete oder antwortete; die Gräfin von Mansfeld und die Aerzte bestrichen ihm noch den Puls mit stärkenden Wassern, welche seine Frau für ihn geschickt hatte. Jetzt riefen ihm Jonas und Cölius noch laut ins Ohr: „Reverende pater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr gepredigt, beständig bleiben?" und er antwortete ein deutlich hörbares „Ja". Hiemit wandte er sich auf die rechte Seite und fing zu schlafen an, fast eine Viertelstunde, so daß die Umstehenden, außer den Aerzten, noch auf Besserung hofften. Bald aber erbleichte er; die Füße und Nase wurden ihm kalt; mit einem tiefen, doch sanften Athemholen gab er seinen Geist auf. Die Freunde, Jonas, Cölius und Aurifaber, welche gemeinsam sein Ende beschrieben haben, durften sagen, es sei jetzt auch an ihm jener Spruch wahr geworden: „Wer mein Wort hält, wird den Tod nicht sehen ewiglich." So ist er entschlafen in der dritten Stunde des 18. Februars.

Schon von Morgens vier Uhr an erschienen die andern Mansfelder Grafen, der Fürst von Anhalt, und sonst viele Herrn und eine große Zahl von Bürgern bei der ehrwürdigen theuren Leiche. Dann kleidete man sie in ein langes Gewand von weißer Leinwand und goß für sie einen zinnernen Sarg, in welchem sie noch von vielen Hunderten gesehen wurde. Ein Maler aus Eisleben bildete das todte Antlitz noch am ersten Vormittag ab, ein anderer, Lukas Forienagel aus Halle, nachdem sie eine Nacht im Sarge gelegen.[2])

Am Nachmittag des 19. wurde sie feierlich in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen. Jonas predigte dazu über 1. Thess. 4, 13—18. Ueber Nacht wachten bei ihr zehn Bürger der Stadt.

Tags darauf führte man sie nach Wittenberg ab; denn so wollte es der Kurfürst, während die Grafen sie gern bei sich behalten hätten. Nach

einer Predigt des Cölius über Jes. 57, 1 f. wurde sie unter einem großen Geleite der hohen Herrn und des Volkes aus der Stadt gebracht, unterwegs unter Glockengeläute von den zusammenströmenden Männern, Weibern und Kindern der umliegenden Ortschaften mit Leid begrüßt, in Halle, wo sie die Nacht über in der Liebfrauenkirche rasten sollte, von Geistlichkeit, Rath, Schulen, Volk mit Gesängen und lautem Wehklagen empfangen. Zwei junge Grafen von Mansfeld blieben mit etwa fünfzig Berittenen als Begleitung bei ihr. — In Halle wurde von dem Gesicht eine Todtenmaske in Wachs abgenommen (jene Kirche bewahrt einen Abdruck davon in ihrer Bibliothek).

Nach Wittenberg kam der Leichenzug erst am Morgen des 22. Inzwischen war hier am 19. die Nachricht von Luthers Tod durch einen Kurfürstlichen Boten an Melanchthon und Bugenhagen überbracht und von Jenem den Studenten in einem lateinischen Anschlag mitgetheilt worden, welcher schloß: „Ach, dahingegangen ist der Wagenlenker und Wagen Israels [2. Kön. 2, 12], welcher die Kirche in diesem Greisenalter der Welt regiert hat; denn nicht menschlicher Scharfsinn hat die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Vertrauen auf den Gottessohn entdeckt, sondern Gott hat sie durch diesen Mann geoffenbart, den Gott, wie wir gesehen haben, erweckt hat; so lasset uns denn dieses Mannes Gedächtniß und die von ihm vorgetragene Lehre lieben und züchtig sein und achten auf die schweren Heimsuchungen und großen Aenderungen, welche auf diesen Fall folgen werden. Dich aber, o Sohn Gottes, du für uns gekreuzigter und auferstandener Immanuel, bitte ich, du wollest deine Kirche regieren, erhalten und beschützen. Amen.“ [1])

Am 22., um die 9. Stunde, wurde die Leiche beim Elsterthor von Universität, Rath und Bürgerschaft empfangen. Der Zug ging sogleich nach der Schloßkirche. Die Geistlichen, Lehrer und Schüler eröffneten ihn, die Begräbnißlieder singend. Vor dem Sarge ritten Abgeordnete des Kurfürsten und die beiden Mansfelder Grafen mit Gefolge, ungefähr 65 Mann. Hinter demselben fuhr Frau Katharine Luther, welche jetzt in einen herben Witwenstand eintrat (sie starb 1552), mit etlichen andern Frauen in einem schlichten Wägelein. Dann folgten ihre drei mit der Leiche zurückgekehrten Söhne, Luthers Bruder Jakob und andere Mansfelder Verwandte, weiter die Häupter und Mitglieder der Universität, die Rathsherrn der Stadt, die große, stattliche Schaar der Studenten und eine außerordentliche Menge von Bürgern, Mann und Weib, Alt und Jung, unter lautem Weinen und Wehklagen.

In der Kirche predigte Bugenhagen, wie vorher Jonas in Eisleben, über 1. Thess. 4, 13 f. Warm und gemüthvoll redete er zur Gemeinde vom Abscheiden des lieben Vaters Luther. Nach ihm hielt Melanchthon

als Sprecher der Univerſität eine gewichtige, inhaltsreiche lateiniſche Rede. Er wollte vor Allem erinnern, welch hohe, wichtige Stelle Gott in ſeinem Regiment der Kirche dem Verſtorbenen verliehen, wie Luther in dieſen letzten Weltzeiten der ſchon vom Alten Bund her fortlaufenden Reihe göttlicher Werkzeuge und Lehrer ſich angereiht, wie er die vornehmſten Artikel der chriſtlichen Wahrheit wieder ans Licht gebracht, wie er mit der einen Hand gebaut und mit der andern das Schwert geführt habe, als ein von Gott gelehrter und in ſchweren geiſtlichen Kämpfen geübter Mann, voll hohen Muthes und ſcharfen Verſtandes, mit einer Beredtſamkeit, vermöge deren er den größten Rednern an die Seite zu ſtellen ſei. Er erwähnte auch die menſchlichen Gebrechen, namentlich die Heftigkeit des großen Mannes; aber er führte das Wort von Erasmus an, daß die Gegenwart für ihre Krankheiten einen ſcharfen Arzt gebraucht habe; er bezeugte ihm, daß er bei aller Würde gar gütig, leutſelig, freundlich, nicht ſtürmiſch oder zankſüchtig geweſen ſei, daß er insbeſondere ein Herz ohne Falſch gehabt habe, daß überhaupt, wie Paulus von Chriſten fordere (Phil. 4, 8), in ihm Alles geweſen ſei, „was wahrhaftig, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet"; ſeine Heftigkeit ſei aus Eifer für die Wahrheit gefloſſen und er habe im Kampf ein unverletzt Gewiſſen bewahrt. Dann ſprach er von ſeinem Tode: „Wir ſind wie arme Waiſen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt und deſſen beraubt ſind." Aber er will der Gemeinſchaft ſich freuen, die der Abgeſchiedene jetzt mit Gott, dem Herrn Chriſtus, den heiligen Vätern, Propheten und Apoſteln habe. Man kann ihm, indem er hievon redet, anfühlen, wie er ſelbſt nach dieſer Vollendung ſich ſehnte. Dort, ſagt er, ſei Luther in der herrlichen Schule, wo er die unendlich hohen Geheimniſſe der göttlichen Majeſtät, des gottmenſchlichen Weſens Chriſti, der göttlichen Rathſchlüſſe u. ſ. f. mit offenen Augen erkenne und mit brennendem Herzen Gott danke. Dort ſei er den Propheten zugeſellt, über deren Wirken und Regieren unter dem Volke Gottes er ſo gerne geredet, dürfe mit ihnen ſich beſprechen, werde von ihnen als ihr Genoſſe begrüßt. Die Rede ſchloß mit Mahnungen und Warnungen und mit dem Hinweis auf die Verheißung Chriſti, daß, ſo Einer ihn liebe und ſein Wort halte, ſein Vater ihn lieben werde und ſie zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen wollen. [1])

Hierauf wurde die Leiche nahe der Kanzel ins Grab geſenkt.

Dort ruht nun die vergängliche Hülle des Reformators in dem Gotteshaus, an deſſen Thüren er einſt ſeine weltbewegenden Theſen angeheftet. Welche Wirkungen waren in den wenigen Jahrzehnten von ihm ausgegangen, ſeit er damals aus dem „Winkel", in dem er gern geblieben wäre, zum Kampf hervorgetreten iſt: die heiligſten geiſtlichen Intereſſen waren wieder zu ihrer höchſten Geltung in der Geſchichte der Menſchheit gelangt, das

bisher allgewaltige Reich Roms für immer in seinem Grund erschüttert, das kleine Senfkorn der evangelischen Gemeinde unbeugsam emporgewachsen, der Heilsweg, nach dem er selbst einst qualvoll gerungen, den gleichgesinnten Seelen frei und hell aufgethan. Die großen Gegensätze hatten nicht, wie er sie ansah, schon zu einer letzten Entscheidung sich zugespitzt, der „liebe jüngste Tag" war noch nicht herangenaht. Doch um so mehr und vielseitiger, als er selbst ahnen konnte, sollte sein Wort und seine Arbeit in der Entwicklung kommender Jahrhunderte weiterwirken; verschiedene Elemente, die in seinem reichen Geiste sich zusammenschlossen, haben hier erst weiter sich entfaltet, Gährung erzeugt und Frucht getrieben; wer seither die Zeiten verstehen und an ihren tiefsten Fragen mitarbeiten will, muß vornehmlich *seine* große Gestalt nach allen ihren Seiten immer neu sich vergegenwärtigen. Er hat so gewirkt in seinem Glaubensmuth, durch sein Zeugniß von der göttlichen Wahrheit, mit den ihm verliehenen, ureigenthümlichen, gewaltigen Gaben. Aber wir gedenken dabei seines eigenen Wortes: „Was ist Luther? ist doch die Lehre nicht mein; — ich bin und will keines Menschen Meister sein; ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist." [1])

Anmerkungen.

Seite

2 [1]) Seidemann, Ztſchr. f. h. Th. 1847 S. 683 ff.
[2]) Br. 3, 50. 53. 98.

3 [1]) Br. 3, 91. Bk. 103. C. R. 1, 757. 784. Spal. Menck. 647. Tzl 2, 360 ff.
[2]) Bk. 154. 161.

6 [1]) Br. 3, 54. 77. 87. E. A. 30, 7. W. W. 19, 611 ff.

8 [1]) Seidem. a. a. O. 661 ff. E. A. 65, 22 ff. Bk. 104. Br. 3, 97. 99 f. 105. 121 f.

10 [1]) Br. 3, 73 ff. 6, 79. E. A. 22, 244 ff. Spangenberg, Adelsſpiegel 1, 131. 2, 58.

11 [1]) Spal. Menck. 657 sq.

13 [1]) Br. 1, 188. 221.

14 [1]) Spal. Menck. 647. Ztſchr. f. h. Th. 1860 S. 453 ff. Tzl 2, 372. Br. 3, 84.

15 [1]) Praetorius, syntagma musicum 1, 449 ff. Winterfeld, evangel. Kirchengeſang 1, 150 f. 163 ff. Rabe, Ein feſte Burg, Luthercodex v. J. 1530 p. VIII ff. (Walter † 1570 in Torgau). Br. 3, 102. 129. Bk. 197. C. R. 1, 799. Br. 6, 713.
[2]) Br. 1, 36. E. A. 14, 278.

18 [1]) E. A. 11 201. Br. 3, 167.

20 [1]) vgl. eine Predigt Luthers über einen Text aus Matth. vom Mittwoch, d. 9. Dezember 1528 E. A. 4, 277; ſodann ſeine Predigten v. J. 1530 (oben S. 247).
[2]) „Dermunge" E. A. 22, 241 (ſonſt „Dirmung, Tirmung") bedeutet Conſekration; ſo auch ſonſt bei Luther; ferner vgl. Seidem. Erl. 37 („er hat das Sakrament mit deutſchen Worten getirmet alſo: Nehmet hin u. ſ. w."); Mittelhochd. Wörterbuch v. Müller u. Zarncke s. v. tërme; Grimm, deutſches Wörterb. s. v. dirmen; Schmeller, bair. Wörterb. s. v. tirmen; Lücke, Stud. u. Krit. 1831 S. 117 ff. Das Wort ſtammt her von terminare. Seine Bedeutungen hat mir Zacher ſo bezeichnet: 1) beſtimmen, begrenzen, anordnen, 2) zueignen, widmen, weihen, 3) formen, bilden, ſchaffen.

21 [1]) E. A. 20, 241. L. Th. 2, 254. Oben S. 280.

22 [1]) Br. 3, 78. 294. 358. 4, 210.
[2]) E. A. 22, 290 ff.

23 [1]) Wackernagel, L's. geiſtl. Lieder 91 ff. Br. 3, 429.
[2]) Br. 2, 236.
[3]) Seck. 2, 29.

25 [1]) Bk. 72. W. W. 10, 398.

26 [1]) Schmidt, N. Hausmann S. 42 f. Meurer, N. Hausmann S. 296 ff.

27 [1]) Br. 3, 15. 50. 90. Bk. 102.
[2]) Br. 30 f. 39. Bk. 62. Br. 3, 51.

Seite

28 [1]) Spal. Menck. 648. 654.
[2]) Br. 3, 135. Bk. 114. Br. 3, 147. 154.
29 [1]) Br. 3, 187. C. R. 1, 880. 882.
[2]) Richter, Kirchenordn. 1, 77 ff.
30 [1]) C. R. 26, 8 sqq. 1, 919. Br. 3, 191. 193. 197. Bk. 122. Br. 3, 211. In C. R. 1 p. CLVII sq. ist die Torgauer Septemberconferenz (Bk. 122) übersehen. Auf eben diese bezieht sich der von Brecher, Ztschr. f. h. Th. 1872 S. 371 (Mel. Suppl. p. 511) mitgetheilte Brief Melanchthons an Agricola, während Brecher fälschlich die „erste Reise Melanchthons nach Torgau" erst hinter den 9. Oktober setzt. — Ueber die Visitation vgl. ferner Mel. Suppl. p. 28 sq. (Melanchthon u. Schurf v. 10. Sept. 1527).
[2]) Br. 3, 191. 204. C. R. 1, 898. 917 sq. 998 (die Beziehung von „Ibericus" auf Ferdinand ist nicht zu bezweifeln).
31 [1]) Br. 3, 197. Ztschr. f. h. Th. 1872 a. a. O. (Mel. Suppl. 511). Schmidt, Melanchthon S. 150.
[2]) Bk. 122.
[3]) Br. 3, 211.
32 [1]) Br. 2, 532 ff.
34 [1]) C. R. 1, 903 sqq. 913 sqq. 919 sq. Bk. 122. Br. 3, 215. 243. Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 116 f. — Br. 3, 375.
[2]) Br. 6, 87. Bk. 126 ff. Br. 3, 258 ff.
[3]) Br. 3, 279. 287. E. A. 23, 1 ff. Richter a. a. O. C. R. 26, 41 sqq.
35 [1]) Hundeshagen, Stud. u. Krit. 1866 S. 355 ff.
38 [1]) Br. 3, 486. 170. Krumhaar, Grafsch. Mansfeld S. 251.
41 [1]) Zum Verlauf der Visitation und ihren Ergebnissen: Briefe von Br. 3, 403 und Bk. 138 an; dazu G. Major an Baumgärtner (Mscr. Thomas.) vom 3. Januar 1529: „D. Martinus cum quibusdam aliis ad earum ecclesiarum, quæ in Saxonia et Misnia sunt, statum inspiciendum his proximis diebus missus est." — Lk 172 ff. 186 ff., mit Mittheilungen aus Visitationsprotokollen (Luthers Anwesenheit in Prettin am Donnerstag nach Innocentium 1529, Lk S. 186, ist in unser Jahr 1528 zu verlegen, indem das Neue Jahr mit Weihnachten begonnen wird; vgl. N. M. B. 9 S. 80). Winter, Protokolle der Kirchenvisitation, N. M. 1862 B. 9 H. 3 u. 4 S. 76 ff. Winter, Ztschr. f. h. Th. 1863 S. 295 ff. Seck. 2, 101 sq. — Klagen über Amtleute: Br. 4, 194. 276.
42 [1]) Br. 3, 51.
[2]) Br. 4, 93.
44 [1]) C. R. 1, 907.
46 [1]) Rommel, Philipp d. Großmüthige 1, 156. 2, 116.
[2]) Br. 4, 94. 6, 120. — Br. 4, 498. 1, 326 (mit 4, 498 zusammengehörig, Bk. 165). — Br. 3, 347 vgl. 311.
[3]) Br. 4, 105 f. L. Th. 2, 558 f.
47 [1]) Br. 4, 106 f. E. A. 31, 122 f. Op. 4, 373 sqq.
[2]) Br. 3, 538.
[3]) Richter a. a. O. 1, 40 ff.
49 [1]) Richter 1, 10 ff. Br. 6, 80 ff.
51 [1]) Br. 3, 621. 635. 3, 30.
[2]) v. Zezschwitz, d. Katechismen d. Waldenser u. böhm. Brüder I. S. 7 ff. 252 ff.

Seite

Wittenberger Bearbeitung (gedruckt bei Hans Barth u. Hans Bossow; Exemplar auf der Ponik. Bibliothek zu Halle) v. J. 1525: „Eyne schone nye Vorklarynghe des Kynderbökelins" u. s. w. Umgeändert sind hier z. B. gleich die Eingangserklärungen des Brüderkatechismus über lebendigen und todten Glauben, statt deren es hier heißt: „de eyne ys hystorialis genannt, — de ander ys rechtschapen unde wart genannt fides promissionis".

[3]) „Hundert und dreyssig gemeyner Fragstücke für die jungen Kinder in der Teutschen Meydleyn-Schule zu Eyßleben" u. s. w. (Exemplar auf der Leipz. Univers.-Bibliothek); Vorrede von Montag nach Martini 1527. In der Vorrede erwähnt Agricola sein Kinderbüchlein für die lateinische Schule vom vorigen Jahr (mir ist dieses nicht bekannt). — Als Beispiel für verfehlte, theils unklare, theils ungeschickt populäre Art des Fragens mag dienen die 1. Frage: „Worin stehet und in wie viel Punkten Alles das Gott ist, darinnen die Heiligen Gott kennen und selig werden, das ist, worin stehet die Gottseligkeit?" (Antwort: in zwei Punkten, in Wort und Glauben); und die 19.: „Sag mir, was ist Gott für ein Mann?" Antwort: „Gott ist ein frommer Mann." — Für Agricolas Stellung zum Gesetz vgl. die 85. Frage „Wie scheiden sich Gesetz und Evangelium?" mit der Antwort: „Das Gesetz sagt: du sollst lieben Gott über alle Ding oder mußt sterben; Evangelium sagt: ich bin dir zu hoch und will nur, daß Jedermann wisse, wie lieb ich euch habe; — will aber Jemand thun, das mir gefällt, der liebe den Bruder." Der Dekalog wird erst nach dem Vater Unser und nur wie anhängsweise eingeführt. Es wird hier gefragt: „Soll die Christen auch Moses Gesetz zwingen?" und geantwortet: sie thun aus Lust und Liebe Alles, was Gott von ihnen fordere, deshalb solle sie kein Gesetz zwingen; sie gebrauchen Mosen nur so wie auch griechische und lateinische Bücher, derselbe sei der Juden Sachsenspiegel (vgl. Luther gegen Carlstadt mit Bezug auf den nicht mit dem allgemeinen Sittengesetz zusammenfallenden Inhalt des mosaischen Gesetzes). Darauf folgt eine, bei Agricola nicht motivirte, Auslegung der zehn Gebote, schließend mit der Erklärung, daß das Evangelium sage zu allem Fleisch: „ihr seid frei von allen Gesetzen, — allein braucht der Freiheit nicht fleischlich". Nachdem dann die Trinitätslehre für reifere Schüler ausgeführt worden, wird zur Buße übergegangen und gesagt: „Buße ist ein neu Herz und andere Gedanken; — dies neue Herz und andere Gedanken gibt weder Almosen noch Werke, — sondern der heilige Geist machet sie, den uns Christus geschenkt hat aus lauter Gnaden"; von einer Beziehung des Gesetzes auf die Buße ist nirgends die Rede. — Ich habe dies mitgetheilt, weil das Schriftchen sehr selten geworden und für die Charakteristik Agricolas und den Vergleich zwischen ihm und Luther sehr interessant ist.

52 [1]) Br. 3, 417. 426. Beide Katechismen: E. A. 21, 1 ff.; die zum Gr. Katechism. hinzugekommene Beichtvermahnung: E. A. 23, 85 ff. — Kritische Ausgaben mit historischen Untersuchungen: Mönckeberg, die erste Ausgabe von L's. Kl. Katechism. 1851; Schneider, L's. Kl. Katechism. nach den Originalausgaben 1853; Harnack, der Kl. Katechism. L's. 1856. Eben diese Schriften sind zu vergleichen bezüglich der Abfassung des Gr. vor dem Kl. Katechismus.

55 [1]) vgl. die vorhin genannten Schriften. Bei der Frage, ob die durch Mönckeberg neu veröffentlichte niederdeutsche Uebersetzung den uns nicht mehr im Original erhaltenen Text der ersten Ausgabe von L's. Kl. Katechism. wieder-

Seite

gebe (wonach dieser namentlich die Vorrede noch gefehlt hätte), oder ob dieser vielmehr in den von Harnack mitgetheilten Nachdrucken sich erhalten habe, zeugt für die zweite Annahme entschieden der Umstand, daß jene Uebersetzung bereits die hier noch schwebende Frage zum Abendmahl (oben S. 56) und die hier gleichfalls noch fehlende Randglosse zum Benedicite enthält (die andern Gründe bei Harnack würden nicht genügen). Man hat ferner geglaubt, eine lateinische Bearbeitung des Texts fast ganz ohne Fragform, welche Riederer 2, 92 ff. beschreibt, für eine dem deutschen Katechismus vorangegangene Arbeit Luthers ansehen zu dürfen; dies ist aber, wie aus andern Gründen, so auch schon deshalb unzulässig, weil hier gleichfalls bereits jene Frage über das Abendmahl steht. Jene niederdeutsche Uebersetzung und diese lateinische Bearbeitung setzen schon die zweite Hauptausgabe des Kl. Katech. v. J. 1529 voraus.

58 [1]) Aus Luthers späterer Zeit vgl. über das Sabbathgebot E. A. 31, 443.

59 [1]) E. A. 36, 46 ff.

60 [1]) Weingärtner, Allgem. Kirchenzeitung 1857 N. 12; v. Zezschwitz, System der Katechetik 2. Aufl. 2, 1, 388 ff. Jene altdeutsche Auslegung des Pater noster hat W. Wackernagel in sein altdeutsches Lesebuch aufgenommen.

62 [1]) T. R. 2, 67 f. C. 2, 243 sq.
[2]) E. A. 23, 208 ff. Weiteres über „Luther und die Eheschließung": Kawerau, Stud. u. Krit. 1874 S. 723 ff.

64 [1]) Br. 4, 21.

66 [1]) Br. 2, 474. C. R. 1, 577. E. A. 30, 11. Br. 3, 87.

71 [1]) Br. 3, 206.

82 [1]) Zwinglis Werke von Schuler ꝛc. B. 3 S. 671. 676.
[2]) Br. 1, 104; vgl. meine Biographie des Heß, Ztschr. des schles. Geschichte-Vereins B. 6 H. 1 S. 220 ff. (hier auch älteste Briefe von Schwenkfeld).

84 [1]) Br. 2, 621. — 3, 32 f. 36. — 3, 59. 98 (vgl. 6, 615). 81. E. A. 65, 181 f. — Br. 3, 107. 154.
[2]) Acta et scripta eccles. Wirtemberg. rec. Pfaff p. 153 sqq.

85 [1]) Baum, Butzer u. Cap. 330 ff.
[2]) Br. 3, 41 ff. 106.
[3]) Br. 3, 79 (nicht vom 5., sondern v. 4. Jan. 1526).
[4]) Br. 3, 122 ff. (vom 14. April, vgl. Br. 6, 529, 596; meine Biogr. d. Heß a. a. O.)
[5]) Br. 3, 201 ff. (nicht v. J. 1527, sondern 1526, Br. 6, 510).

86 [1]) E. A. 19, 20 f.
[2]) E. A. 65, 179 ff. (S. 185: Zwinglis Subsid. und Oekolampads Antisyngr.; des letzteren Erwiederung gegen seine Vorrede erwähnt Luther 13. Sept. Br. 3, 128). Br. 3, 93. 95. 98. 202.

87 [1]) E. A. 29, 328 ff.

88 [1]) E. A. 30, 14 ff. Br. 3, 128 ff. 154. 165. 171.

96 [1]) Nitzsch: K. J. Nitzsch v. Beyschlag S. 201.

97 [1]) Ich kann dies nur für eine sehr gesuchte Anspielung auf Diomeds That gegen das trojanische Palladium nehmen.

99 [1]) Br. 3, 171 ff.

102 [1]) Zwingli, Werke 8, 60. 86 sq. 47. 95.

103 [1]) Die Zuschrift Zwinglis ist vom 20. Juni datirt, erst mindestens mehrere Tage

Seite

nachher also kann der Druck vollendet und das Buch versandt worden sein: Butzer berichtet erst am 8. Juli es empfangen zu haben, während es an ihn sicher sogleich geschickt wurde. Seinen Krankheitsanfall hatte Luther am Sonnabend nach Maria Heimsuchung, d. h. am 6. (nicht, wie manche Neuere angeben, 9.) Juli. Und noch nach Beginn der zu Anfang Augusts ausgebrochenen Wittenberger Pest wundert sich Luther (Br. 3, 206 f. E. A. 22, 318 f.), daß jenes Buch noch nicht nach Wittenberg gekommen sei, und bemerkt am 12. August (Br. 3, 190), er habe Zwinglis und Oekolampads Schriften noch nicht gelesen, ja noch am 20. u. 21. August (Br. 3, 192), zu seiner Verwunderung seien sie immer noch nicht angekommen, sondern nur erst Zwinglis Brief an ihn. Und dennoch behauptet der sonst gewissenhafte Mörikofer (U. Zwingli B. 2, 217) und der ihm nachschreibende Lang (Luther S. 227) Zwinglis Brief „müsse" am Tag jener Erkrankung Luthers bei ihm eingelaufen sein und so und so auf ihn gewirkt haben! Planck, Gesch. d. protest. Lehrbegriffs B. 2 S. 492 f., läßt Luthers Schrift, welche nach Br. 3, 279 schon am 2. Febr. unter der Presse war, beeinflußt sein durch Rücksicht auf die Ergebnisse des Berner Religionsgesprächs, das am 26. Januar schloß, von dessen Verlauf also Luther sicherlich damals noch Nichts wußte.

104 [1]) Br. 3, 215. 221. — 193. 207. — 216. — 230. 290. 296.

[2]) Br. 3, 256 f. (vom 16. Jan. 1528) Bk. 126. Seck. 2, 124. C. R. 1, 909 sq.

[3]) C. R. 1, 913. 920. 974. 1036. 1047 sq.

[4]) E. A. 30, 151 ff. Br. 3, 225. 247. 250. 279. 284. 296 (Br. 350. 366 ist auf eine Separatausgabe des letzten Theils der Schrift zu beziehen).

113 [1]) Br. 2, 616. 623. 3, 179. 209. 214. Seck. 2, 84. „Von Er Lenhard Kaiser inn Beyern umb des Evangelii willen verbrandt. Eine selige Geschicht. Mart. Luther. Wittemberg MDXXVIII", abgedruckt W. W. 21, 173 ff. (ohne den ursprünglichen Titel). Die E. A. hat versäumt, diese Schrift oder wenigstens ihre von Luther verfaßten Bestandtheile aufzunehmen. Letztere sind: Zuschrift an „alle lieben Christen" (W. W. a. a. O. 173 f. bis „Amen"), eine kurze Bemerkung zu einem von Kaiser im Gefängniß geschriebenen Brief (W. W. 207) und das längere Schlußwort. Die Schrift kam wohl zu Neujahr 1528 heraus (Br. 3. 248: Luther sendet ein Exemplar an Spalatin 28. Dez. 1527). Nach v. d. Hardt (W. W. 173) gibt es eine schon von 1527 datirte Ausgabe; ich kenne nur die oben genannte. — Schon vor dem Oktober 1527 war eine Geschichte Kaisers, die jedoch Unrichtiges enthielt, an einem andern Ort herausgekommen: Br. 3, 209 f. W. W. 173. — In einem anabaptistischen „Cronickl oder Denkbüchel" v. J. 1637 (Wolny, Archiv für Kunde östreich. Geschichtsquellen 1850 II, 1 S. 75; Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode S. 723 f.) wird eine Reihe von Wiedertäufern, welche 1527 in Baiern hingerichtet wurden, aufgeführt und dann fortgefahren: „eben in demselben Jahr Leonhard Kaiser, früher ein Pfaff, dann bekehrt, Diener des Evangeliums und Worts, zu Schärding in Baiern gefangen, durch den Passauer Bischof am Freitag vor Laurentii verbrannt." Nach J. H. Ottii Annales anabaptistici 1672 p. 44 führten auch niederländische anabaptistische Martyrologien den Kaiser unter den ihrigen auf. Auf Grund dieser späten Angaben nun und unter völliger Mißachtung der gleichzeitigen Zeugnisse über seine Person und seinen Prozeß, namentlich über seinen Aufenthalt in Wittenberg, seine persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mit Luther und Stiefel, die

Seite

Verwendung Kurfürst Johanns für ihn u. s. w. will Jörg (und nach ihm sogar auch Cornelius, Münster. Aufruhr 2, 53. 56) aus dem evangelischen Märtyrer einen Märtyrer des Anabaptismus machen. Höchstens das ist möglich, daß er sich früher einmal mit den Anabaptisten eingelassen hätte. Weit wahrscheinlicher aber ist mir, daß er Anfangs mit hingerichteten Wiedertäufern nur als ein gleichfalls des Evangeliums wegen hingerichteter Christ, nicht aber selbst auch als Wiedertäufer in Berichten zusammengestellt worden war und daraus erst die Meinung entstand, er habe selbst zu diesen gehört: ist doch auch noch in jenem „Cronickl" der Sinn der Zusammenstellung nicht ganz klar ausgedrückt. Der gleichzeitige A. Perneder († 1543) hat, wie Jörg (a. a. O. Beil. 743 ff.) weiß, in seinem Verzeichniß der 1527—29 in Baiern hingerichteten Wiedertäufer den Kaiser nicht genannt.

[2]) Br. 3, 289. — Stiefel: Br. 3, 148 ff. (die Annahme Br. 3, 149 Anm. u. Br. 6, 524. 623, daß jene Briefe nicht ins Jahr 1527, sondern 1528 gehören, verträgt sich nicht mit den Angaben über Luthers Arbeit am Sacharja Br. 3, 148. 154 und nicht mit der Beziehung auf den libellus de militari Christianismo Br. 3, 149; in Br. 3, 209 liegt nicht, daß Stiefel damals noch bei Jörgers, sondern, wie in Br. 3, 172, nur daß er nicht in Wittenberg war). — Cordatus: Br. 3, 288; biograph. Nachrichten u. s. w., im 14. Jahresbericht des altmärkischen Geschichtsvereins, 1864, S. 57 ff. Cordatus war geboren in Weißenkirchen 1476, studirte in Wien, wurde Lic. Theol. in Ferrara, erhielt eine einträgliche Stelle in Ofen, kam 1524 auf die Universität Wittenberg, kehrte 1525 nach Ungarn zurück. — Maria: E. A. 38, 369 ff. Br. 3, 132 Bk. 112 Br. 3, 288. Brief Spalatins Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 628.

114 [1]) Br. 3, 182. 196. 198. Brief Luthers v. 17. Sept. 1527 in Ztschr. f. h. Th. 1872 S. 349. E. A. 22, 294 ff. Seidem. Beitr. 102 f. Br. 3, 305 f. — Krause: Br. 6, 515 Anm. 6. — Melanchthon: C. R. 1, 874 sqq.

115 [1]) Br. 6, 57. 3, 324. 485. Bk. 134.

[2]) Br. 3, 296. Spal. Mk. 1116. — Br. 3, 381 f. 472. 543 ff.

117 [1]) Ueber Braunschweig und Bugenhagen: Br. 3, 290. 326. Bk. 142. 144. Br. 3, 377. — Hamburg: Bk. 136. 145 ff. 159. 161 f. (Br. 3, 452). — Göttingen: Br. 3, 328. 4, 204. 209. 227. 234. — Goslar: Br. 3, 351. 463. — Lübeck: Br. 3, 351. 6, 112. — Vogt, Bugenhagen. Richter, Kirchenordnungen.

[2]) Br. 3, 264 ff.

118 [1]) Katharinas Brief: Seidemann, Dr. Jacob Schenk 1874 S. 3. 119 f. Die Nachricht von Heinrich Bk. 107 ist erst vom 4. Mai 1531 zu datiren: Seidem. a. a. O. S. 97. Seck. 3, 18.

[2]) Br. 3, 343. 365. 390 f. vgl. 469 Bk. 148 E. A. 65, 131 ff. Seid. Erl. 105 ff. Seid., Jac. Schenk S. 5.

120 [1]) Br. 3, 314 ff. (nicht aus Mai, sondern aus März). 332 ff. 337. 340 (an Link); 351. 488 (über Pack vgl. auch 4, 193. 411). Bk. 135. Vgl. auch C. R. 1, 984. 987 sq. (die Worte p. 988 »alter sane extorsit pecuniam« gehen nicht, wie Ranke 3, 34 f. zu verstehen scheint, auf Pack, sondern auf Landgraf Philipp). Mel. Suppl. 516.

121 [1]) C. R. 1, 988 cfr. 1006. Seid. Erl. 130. 136. Seid. Br. 34 ff. (Br. 3, 396 f.). Bk. 151 f. Seid. Erl. 131. 134. E. A. 31, 1 ff. Br. 3, 417. Seid. Erl. 136. 138 ff. 141 Bk. 155. — Ueber den Vorwurf gegen Scheurl, daß durch

Seite

ihn Luthers Brief an Georg gekommen: Seid. Erl. 143 Seid. Br. 34. Br. 3, 409 Seck. 2, 99, — dagegen Seid. Erl. 144 f.

²) Br. 3, 280. 284. 287.

122 ¹) E. A. 31, 31 ff. Br. 3, 364. 386 f. 423. 426 f. C. R. 1, 1046 G. Major 9. Februar 1529 an Baumgärtner (Mscr. Thomas.): Lutherus parat nunc expeditionem adversus Turcam.

124 ¹) C. R. 1, 1039 f. Br. 3, 423. 435.

126 ¹) C. R. 1, 1067 sqq.

²) Br. 3, 449.

127 ¹) Br. 3, 454 ff. 465 C. R. 1, 1068 sqq. 1075 sqq.

²) Ueber die Abfassungszeit von „Ein feste Burg": Wackernagel, L. Lieder 91 ff. 156 ff.; Gefken, deutsche Ztschr. f. christl. Wissenschaft ꝛc. 1858 S. 255 ff. Das Lied erscheint zum ersten Mal in dem (noch nicht wieder aufgefundenen) Wittenberger Gesangbuch v. 1529, dann in einem Augsburger desselben Jahrs (Wackernagel, deutsches Kirchenlied 3, 20). Luther hat es also nicht (wie Sleidan und ähnlich Luthers Freund Weller angibt) erst verfaßt, als Karl V. den Augsburger Reichstag 1530 betrieb. Andererseits ist im Voraus unwahrscheinlich, daß ein so gewaltiges Lied längere Zeit vor seiner Veröffentlichung bei Luther und im Kreis seiner Freunde geruht haben sollte. — Schneider, L's. geistliche Lieder, 2. Aufl. S. XXXVIII stimmt für das Jahr 1527 und näher für den Gedenktag des Thesenanschlag, sich berufend auf Luthers Brief v. 1. Nov. 1527 Br. 3, 217 (oben S. 176): allein die Kämpfe, von denen Luther hier redet, sind gerade nicht diejenigen, an welche das Lied denken läßt, sondern die Schrecken der Pest. — Vilmar, Kirche u. Welt B. 2 S. 192 hat „kaum den Muth", die Abfassung des Lieds 1529 bis auf den Speierer Reichstag hinaufzurücken. — Zur Melodie: Winterfeld 1, 157. Kade, Ein feste Burg, S. VIII. 31 ff. 34: das Lied sei componirt von Luther, doch sei Walter „der erste und früheste Setzer und Bearbeiter dieses Kernlieds". — Zum Text ist zu bemerken, daß (vgl. Wackernagel) in der ersten Strophe zu lesen ist: „der alt böse Feind", in der letzten: „Nehmen sie den Leib".

129 ¹) Vorbereitungen zum Gespräch: C. R. 1078. 1064 sqq. 1071. 1077 sq. Br. 6, 102 ff. Bk. 165. Neudecker, Urkundenbuch 95. Mel. Suppl. 48 sq. Br. 6, 104. Mel. Suppl. 517. Br. 3, 491. 501. — Zwingli, Werke 8, 288. 312 ff. 323. 336 ff. 340. 351. 354. 357 f. 363 f.

130 ¹) Zum Gespräch: Berichte von Osiander, Riederer 2, 110 ff.; Bullinger, Reformationsgesch. 2, 223 ff.; Collin (Zwinglis Begleiter), Hospin. hist. sacrament. (Genf 1681) T. 2, 123 sqq.; Brenz, Pfaff acta et scripta eccl. Wirtemb. p. 203 sqq. — nach Handschriftlichem: Scultetus, annal. evangel. p. 215 sqq.; — Angaben von Melanchthon C. R. 1, 1098 sq. 1102 sq. 1108, — Luther Br. 3, 511 ff. 4, 28 f., — Jonas C. R. 1, 1095 sqq., — Zwingli in den Werken B. 8 und bei Hospin. 127, — Hedio's Itinerar. bei Baum, Cap. u. Butzer 460 f., — Butzer bei Baum 462 f.; — Rhapsodiae colloquii, Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 1117 ff. — L. J. K. Schmitt, Religionsgespr. zu Marburg 1840. — Zur Lokalität, wo es gehalten wurde (nicht, wie man anzugeben pflegt, im großen Rittersaal): Osiander a. a. O., Jonas a. a. O.; Seidem., sächs. K.- u. Schulbl. 1873 S. 61; Heppe, preuß. Jahrbücher 1874 S. 508 f. — Predigt Luthers: E. A. 14, 206 ff.

137 ¹) Die 15 Marburger Artikel nach Autographan herausg. v. Heppe, Cassel 1854;

Seite

vgl. C. R. 26, 121 sqq. E. A. 65, 88 ff. Der 14., von der Kindertaufe, fehlt in den Sammelausgaben der Werke Luthers, kann aber kaum anders als durch Zufall ausgefallen sein. In diesem Artikel schrieb Luther, der Glaube werde in der Taufe „gefordert" und verstand darunter: gefördert, excitatur (Stud. u. Krit. 1866 S. 347 ff.). Zwingli, Oekolampad und Butzer, jedoch ebenso auch Lutheraner, nahmen es für: gefordert = requiritur (so auch Scultet. p. 231 und Seck. 2, 158.) In Marburg wurde das Wort ohne Zweifel gar nicht Gegenstand der Erörterung. Oekolampad und Butzer fanden übrigens nöthig, gegen Genossen ihres Bekenntnisses wegen ihrer Zustimmung zu dem Artikel sich zu rechtfertigen (Hospin. 138. 142). — In dem Satze des 15. Artikels: „damit die schwachen Gewissen zum Glauben [und Liebe] zu bewegen", hat das Autograph die eingeklammerten Worte nicht; sie stehen jedoch gleichmäßig in den Lutherschen und Zwinglischen Drucken.

139 [1]) Br. 3, 508 f.

142 [1]) Br. 3, 87. 98. Bk. 106 Seid. Beitr. 204 ff. Br. 3, 106 C. R. 1, 793 sq. 893. Br. 3, 210. 212. E. A. 30, 6 Br. 3, 427. 461 f. 569. 4, 497. 508 f. C. 1, 272 sqq. 280 T. R. 3, 408 ff. Laut. 114. Mth. VII. Oben S. 313 f.

145 [1]) Br. 2, 664. 3, 12. 23 ff. W. W. 19, 20. 472 ff. Br. 3, 58 f. (der Brief kann nicht 1525, sondern erst 1526 geschrieben sein: vgl. die Aeußerung Heinrichs VIII. über die Zeit, in welcher Luthers Schreiben bei ihm eintraf, ferner die Rückbeziehung in dem weitern Brief an Link, Br. 3, 156. 178). 158. 161. 163. E. A. 30, 1 ff.

146 [1]) Seid. Beitr. 97 f. Seid. Br. 39 f. Br. 3, 528 f. Bk. 167.
[2]) „Des Bapsts Clemens — zwo Bullen" E. A. 29, 297 ff. Zum Jubeljahr vgl. auch Schade, Satiren u. Pasquille 1, 38 ff. 206.
[3]) E. A. 29, 318 ff.

147 [1]) E. A. 19, 180 ff. Br. 3, 286.

149 [1]) „Bericht an einen guten Freund von beider Gestalt" ꝛc. E. A. 30, 373 ff. Br. 3, 344 (zu dem „rauchenden Brand, der vom Feuer zu Bern ist überblieben" E. A. 30, 374. 411, vgl. auch E. A. 63, 274: s. die Anm. zu Br. 6, 630). Seidemann, Jacob Schenk 1874 S. 94.

150 [1]) Vorrede zu „Ein kurzer Auszug aus den päpstl. Rechten" ꝛc. E. A. 63, 287 ff. (Seid. Beitr. 112); „Papstthum mit seinen Gliedern gemalet" ꝛc. 29, 359 ff.; „Gesichte Bruder Clausen" 63, 260 ff. („vom Felsen" S. 262 oder „vom Stein" ist gleichbedeutend mit „von der Fluhe"; über Bovillus: Bk. 153); „Weissagungen Joh. Lichtenbergers" 63, 250 ff. (vgl. Br. 6, 396.)

151 [1]) Seid. Beitr. 105. Seid. Erl. 148 ff. E. A. 64, 324 f. 337 ff. 326 ff. (die Schrift S. 326 ff. gehört, wie ihr Inhalt zeigt, der Zeit nach hinter S. 337 ff.) Br. 3, 365 (v. 16. August, Br. 6, 540 Anm.). 299 f. (wohl vom 18. August, Br. 6, 479 f.; das darin erwähnte „beschiffene Buch" ist ohne Zweifel identisch mit dem in Br. 3, 365 f. erwähnten und mit der „Neuen Zeitung" E. A. 64, 337. 339, welche nach den Data S. 341. 343 damals frisch gedruckt war).
[2]) Br. 3, 250. 253. 263. 278 f. 311.

152 [1]) „Von der Wiedertaufe, an zween Pfarrherrn" E. A. 26, 254 ff.
[2]) Vorrede zu Menius „der Wiedertäufer Lehre und Geheimniß" E. A. 63, 290 ff.

153 [1]) vgl. die Stellen Br. 6, 668 Bk. 103. 117. Cornelius, Münster. Aufruhr 2, 75 ff. 282 ff.

Seite

[2]) E. A. 41, 210. 15, 357 C. R. 2, 33; über Campan auch Br. 3, 566 C. R. 2, 13, ferner oben S. 324.

154 [1]) Die Liebfrauenkirchenbibliothek zu Halberstadt besaß (N. M. 12, 1, 107 ff.) ein Pergament-Mscr. in 16°: Expositio D. Lutheri in aliquot prophetas Witteb. 1526 per Ludolph. Eggeling. Brunsvicens., das sich aber in Halberstadt nicht mehr findet. — Hosea: W. W. 16, Vorr. S. 16; deutsch W. W. 16, 1496 ff. — Joel, Obadja, Amos: Jen. 3, 497 sqq. Luther hält hier (497) den Joel für den ältesten unter den Propheten, wovon er später abgekommen ist (E. A. 63, 75 f. Jen. 4, 781). Bei Jo. 3, 1 polemisirt er gegen Menschen, welche gegenwärtig für Propheten sich ausgeben. — Nahum, Zephanja, Malachja: in Luth. Opera ed. Wittenberg. Tom. 4 (nicht in Jen.); W. W. 16 Vorr. 29; in den Anmerkungen zu Nahum (T. IV, 615) redet Luther vom Untergang, welchen Gott pseudoprophetis nostrorum temporum bereitet. — Noch nirgends zeigt sich Beziehung auf Zwingli.

155 [1]) Br. 3, 126. 130. 222. 414. 500 f. Ztschr. f. h. Th. 1872 S. 368 f. Ecclesiastes etc. Op. ex. 21, 1 seqq. (unrichtig pag. I: die Auslegung sei ein Werk des Jahrs 1531); zur Abfassungszeit vgl. p. 163: sicut nuper rusticis contigit.

[2]) Br. 3, 172. 447. Mth. VII. In Esai. proph. scholia Op. ex. 22. 23.

[3]) Op. ex. 21, 267 sqq.

[4]) Nach Mth. VII las Luther während der Pest über 1 Joh., wovon Matheſius eine Abschrift durch Rörer erhielt. — Aufzeichnungen aus dieser Vorlesung und aus der über Titus und 1 Timoth. haben wir in: M. Lutheri Scholia et Sermones in I. Joh. epistolam etc. ed. Bruns. 1797. Zur Abfassungszeit vgl. besonders p. 227—237 praefat. p. VI (p. IV: der 17. August ist als Datum der Abschrift, nicht der Vorlesung anzusehen). Der Abschnitt p. 120—154 gehört übrigens nicht zu der Vorlesung, sondern ist der Predigt E. A. 19, 359—376 entnommen. Aus ebenderselben Vorlesung über 1 Joh. stammt ferner: D. M. Luth. commentarius in S. Joh. — epist. catholicam, a Jacobo Praeposito quidem exceptus et primum nunc editus etc. Lips. 1708, deutsch W. W. 9, 18. 906 ff. Diese Anmerkungen nämlich können wegen ihrer Beziehungen auf Bauernkrieg, Zwingli, Sakramentirer u. s. w. (comm. p. 5. 17. 60. 117. 153. 155) unmöglich schon während Probsts Aufenthalt in Wittenberg gehalten und so auch nicht etwa von ihm nachgeschrieben, sondern von ihm nur etwa aus eines Andern Nachschrift abgeschrieben worden sein. Ihren Ursprung aus Einer Vorlesung mit den von Bruns herausgegebenen beweist die auffallende Uebereinstimmung beider Texte trotz starker Abweichungen; beide Nachschreiber haben sich nicht an den Buchstaben gehalten, und zwar ist der des Brunsschen Texts noch freier als der andere verfahren. — Dagegen ist verschieden hievon die Auslegung bei W. W. 9, 20 f. 1080 ff. (nach Walch aus einem eigenhändigen Mscr. Luthers verdeutscht). Zur Zeitbestimmung vgl.: Beziehung auf die Deutung von Est beim Abendmahl durch Significat S. 1189 f.; Winklers schon vor einiger Zeit erfolgten Tod S. 1147; Hetzers Tod (4. Febr. 1529) S. 1149; Luthers Heerpredigt S. 1182 (vgl. oben S. 188 ff.). Luther mag an diesem Brief bis ins Jahr 1531 gelesen haben, vgl. oben S. 209.

156 [1]) Predigten aus den Büchern Mose E. A. 35. 36; Jerem. 23: E. A. 41, 186 ff. Mth. VII.

Seite

²) Mth. a. a. O. Predigten über 2 Mos. 19 f. E. A. 36, 1 ff.; Joh. 17 E. A. 50, 155 ff.; Joh. 18 ff. E. A. 50, 266 ff. Eine Wochenpredigt über Matthäus-Evangelium v. J. 1528: E. A. 4, 277 ff. vgl. Anm. 1 zu S. 20.

157 ¹) Mth. a. a. O. Bk. 172 C. R. 2, 18.

²) E. A. 7 Einleitung.

158 ¹) „Der Prophet Jona ausgelegt" E. A. 41, 324 ff. Br. 6, 77 (v. 25. April 1526: damals war bereits eine latein. Ueberſetzung dieſer Auslegung erſchienen). — Habakuk E. A. 42, 1 ff. Br. 3, 114. 116 (Luther wurde damit im Juni fertig). — Sacharja E. A. 42, 108 ff. Br. 3, 110 (14. Okt.: „Zachariam meditor"). 148. 154 (10. Jan. 1527: Druck begonnen). 161. 199 (2. Sept.: verzögert durch L's. Krankheit). 225. 247 f. 255 (6. Jan. 1528: ſo eben herausgegeben).

²) Unklar ſind L's. Aeußerungen über ſeine Beſchäftigung mit den Pſalmen Br. 3, 104. 115. — „Vier troſtliche Pſalmen" ꝛc. E. A. 38, 369 ff. — Pſalm 112 E. A. 40, 240 Mth. VII. — Pſalm 142 Br. 3, 532. 6, 110 f. E. A. 64, 294 ff. (die „Sprüche aus dem 2. u. 3. Kap. Geneſ." u. ſ. w. S. 296 f. gehören urſprünglich nicht hieher).

161 ¹) Zur Bibelüberſetzung, ſpeziell Jeſaia: Br. 3, 161. 172. 326. 341. C. R. 1, 983 Br. 3, 389 (20. Okt. 1528: „Jesaiam recens natum". Jeſaias war damals friſch erſchienen; man darf darunter nicht mit W. W. 21, 1127 und Schott, Geſch. d. teutſchen Bibelüberſ. S. 55 eine neue Auflage verſtehen), E. A. 63, 52 ff. — Buch der Weisheit Br. 3, 450 (zu Luthers Heiserkeit vgl. 443. 447. 451). E. A. 63, 93 ff. — Neues Teſtament Br. 3, 539. 553 C. R. 1, 1074 sq. 1083. — Propheten, ſpeziell Daniel Br. 3, 539. 553. 555 ff. E. A. 41, 232 ff. (Daniel).

162 ¹) E. A. 22, 37 ff. — 63, 284 ff. — 63, 277 ff. Br. 3, 534 ff. (über Metzſch Weiteres unten).

164 ¹) „Von Eheſachen" E. A. 23, 91 ff. Br. 3, 539. 542 C. R. 1, 1094. 1113. Vgl. oben B. 1 S. 768 ff. B. 2 S. 62 ff.

165 ¹) T. R. 4, 41 C. 2, 337. Käthe muß nicht etwa, wie Neuere meinen, den „Hochmeiſter" fälſchlich vom „Markgrafen" unterſchieden haben, ſondern dachte wohl beim Markgrafen an den mit Luther befreundeten Georg von Brandenburg, der wirklich des Hochmeiſters Bruder war. — Br. 3, 312.

²) Br. 6, 93. 3, 125. 512. 523.

³) Br. 3, 525.

166 ¹) Hänschen: Br. 3, 92. 109. 113 (Text zu corrigiren nach Ztſchr. f. h. Th. 1872 S. 331). 117 f. 173. 213 f. 364. — Eliſabeth: 213. 222. 243. 246. 364 f. 390. — Schon am 16. Mai 1528 Br. 3, 314 ſieht Käthe zum dritten Mal einer Entbindung entgegen; ihre Hoffnung muß aber entweder vereitelt worden ſein, oder auf Täuſchung beruht haben. — Lenchen: Br. 3, 300 (zum Datum ſ. o. Anm. 1 zu S. 151). 396. 447 f.

167 ¹) Garten. Br. 3, 117 (man hat kein Recht, an einen andern Brunnen als den im Garten vor dem Haus zu denken, wie Meurer S. 643). 58 (zum Datum Anm. oben zu S. 145). 156. 250. 161. 418. — Leinwand 219. — Schweine 243 (Schweinehirt T. R. 3, 128 C. 2, 313). — Wolfgang Alb. 59. Br. 1, 53 die Stellen Br. 6, 696; er heißt „Stogheim" Br. 6, 601 Bk. 494. — Drechſeln Br. 3, 59. 178. 186.

Seite

²) Br. 3, 168. 178. 449. — 389. — 417. — N. M. 3, 112 f. (Wittenberger Kämmereirechnungen). C. 3. 188 sq. — Br. 3, 495.

168 ¹) Br. 3, 158. 170. 6, 92. 5, 370.

²) Br. 3, 552 Seid. sächs. Kirchen- u. Schulbl. 1857 S. 89 ff. Laut. 163 Anm. Sie ist nicht, wie sehr oft (auch bei Meurer) geschieht, mit einer jungen „Muhme Lene", Luthers Nichte (oben S. 479), zu verwechseln.

³) Br. 3, 92. 157. 304. 449. C. 3, 186 sq. 159. Br. 3, 186.

169 ¹) Br. 3, 104 (auch 96. 103. 111. 115). — 495. 539.

²) Br. 3, 472. 313 f.

³) C. R. 1, 801. Rz. 61 ff. berichtet, ohne Zeitangabe, wie Luther, zum ersten Mal am Stein erkrankt, ein Gericht Bratheringe und kalte Erbsen mit Senf zu sich genommen habe und darauf von einem großen Stein befreit worden sei.

170 ¹) Br. 3, 155.

17 ¹) W. W. 21, 158 ff. (zu Schultzes Gasthof: N. M. 3, 1, 113). C. 3, 160 sqq. Val. Bav. 1, 760 sqq. 2, 446 sqq. Seidem., Ztschr. f. h. Th. 1873 S. 154 f. Ueber den Tag jenes Anfalls auch: Br. 3, 189 (vgl. oben Anm. zu S. 103). — Br. 3, 187 ff. (Luther bezieht sich S. 189 auf einen vorangegangenen Brief an Melanchthon, wohl denjenigen, welchen dieser C. R. 1, 884 dem Camerarius mittheilte).

175 ¹) Br. 3, 189 ff. Bk. 119. „Ob man vor dem Sterben fliehen möge." E. A. 22, 317 ff. vgl. oben S. 161.

²) vgl. auch Br. 3, 242.

178 ¹) Verlauf der Pest und Anfechtung: Br. 3, 189—255. Luther in Torgau C. R. 1, 920. — Br. 3, 256 (6. Jan. 1528) redet Luther von einem heftigen hämorrhoidalen Leiden, das er durchgemacht habe; es könnte mit jenen Leiden des Jahrs 1527 zusammengehängt haben; Luther sagt jedoch über die Zeit desselben Nichts; er erwähnt es nur aus Anlaß eines Andern, der für solche Beschwerden ein Heilmittel suchte. Aehnlicher Art war wohl sein Leiden auf der Wartburg, oben B. 1 S. 471. — Es existirt eine medizinische Abhandlung De sanitate, morbis et morte Lutheri, disser. Garmann., praes. Mich. Alberti 1750; sie scheint mir jedoch ziemlich werthlos.

²) Br. 3, 349.

³) Br. 3, 420 f. 423. 443.

179 ¹) C. R. 1, 976.

²) Br. 3, 491. 499 f. 512 f.

180 ¹) Bk. 165 Br. 3, 512. Schwabacher Art.: E. A. 24, 322 ff. C. R. 26. — Nach Riederer 1, 48 ff. 54 f. nehmen die meisten an, Luther habe diese noch in Marburg verfaßt, wogegen mit Recht Plitt. Einl. in d. Augusi. 1, 513. Luther hatte dazu in Marburg weder Auftrag noch Zeit. Wenn Veit Dietrich die Artikel einmal „articulos Marpurgi scriptos" nennt, konnte er dies auch schon um deswillen thun, weil ihnen die Marburger zu Grund lagen. In C. R. 26, 138 not. wird für jene Annahme geltend gemacht die angebliche genaue Uebereinstimmung gewisser unächter Stellen in alten Drucken der Marburger Artikel mit Worten der Schwabacher Artikel. Aber die Uebereinstimmung ist durchaus keine genaue und es kann aus ihr nur geschlossen werden, daß Luther ähnliche Sätze wie diejenigen, welche er nachher in die Schleiz-Schwabacher Artikel aufnahm, schon in sein Concept der Marburger Artikel eingereiht hatte.

Seite

181 [1]) Br. 3, 514 f. 520 C. R. 1, 1107 sqq.

182 [1]) Zwingli, Werke 8, 405.

183 [1]) Br. 3, 513. 520 E. A. 26, 320 ff. Br. 3, 559. C. R. 1, 1095 sqq. Zwingli 8, 370. 432. Hospin. hist. sacram. 136 sqq.

185 [1]) Br. 6, 105 ff. — Hortleder, vom teutschen Kriege 2, 2, 3 ff. — Br. 3, 526 ff. 438 ff. vgl. 6, 468 C. R. 1, 1120. Hortleder 2, 1, 4 f. Ranke 3, 131. Bk. 173 Br. 3, 560 ff.

188 [1]) Zwingli 8, 416 ff. 422 f. Mörikofer, Zwingli 2, 263. 268. Dazu das Urtheil von Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte 1, 243 ff.

189 [1]) E. A. 31, 80 ff. Br. 3, 516 ff. 524. 539..

191 [1]) Br. 3, 517. 521. Pressel, Jonas S. 56.

[2]) Br. 3, 539 Op. 7, 514 sqq. E. A. 65, 248 ff. (unrichtig wird S. 248 angegeben, daß die, an Karl V sich richtende Schrift des Jovius diejenige sei, zu welcher diese Vorrede gehört habe; vgl. vielmehr S. 252).

[3]) Br. 3, 519.

192 [1]) Bk. 168. Rommel, Philipp d. Großmüthige, Urkundenbuch S. 32 f. Br. 3, 519.

193 [1]) Br. 3, 564 f.

[2]) Hiezu und zum Folgenden: Förstemann, Urkundenbuch z. Geschichte des Augsb. Reichstags Bd. 1. — Förstemann, Archiv für die Geschichte der Reformation 1, 17.

[3]) Br. 3, 564.

[4]) C. R. 26, 161 sqq. Plitt a. a. O. 520. — Was Schmidt, Melanchthon S. 186 ff. nach der Rede Winsheims C. R. 10, 199 über Verhandlungen Luthers und der andern Wittenberger im Torgauer Pfarrhaus hübsch erzählt, vermag ich nicht hier aufzunehmen. Denn diese Verhandlungen, von welchen Winsheim berichtet, können nicht die über die Torgauer Artikel gewesen sein, sondern gehören wohl in eine spätere Zeit. Denn Winsheim selbst meint keineswegs, sie seien dem Augsburger Reichstag vorangegangen, von dem er dort vorher gesprochen hat. Die Artikel ferner wurden schwerlich erst am 3. April in Torgau berathen und dem Kurfürsten überreicht; und für eine frühere Berathung derselben durch Luther und Melanchthon in Torgau ist kein Raum; denn am 27. März war zwar Melanchthon dort (C. R. 2, 33 sq), wo er mit neuen Lehren und Schriften des Antitrinitariers Campanus (oben S. 324) zu thun hatte, Luther dagegen kann nicht mit dort gewesen sein, da er noch am 1. April (Br. 3, 566) Campans Sätze nicht kannte. Man müßte nur etwa an eine Schlußberathung am 3. April denken, wo die Wittenberger den Kurfürsten in Torgau abholten. Aber Winsheim zeugt, wie gesagt, überhaupt gar nicht für diesen Zeitpunkt.

194 [1]) Brief von Jonas: Pressel, Jonas 135. — Br. 3, 570. 568. 4, 1. — E. A. 18, 88 ff.

[2]) C. R. 2, 39 sq.

195 [1]) Br. 3, 568. 4, 27 f. 6 (zum Text vgl. Br. 6, 511). Nach einem Schreiben Kurfürst Johanns v. 15. Apr. an den Nürnberger Magistrat (mir in Abschrift mitgetheilt durch Prof. Plitt in Erlangen) wurde damals noch an eine Weiterreise Luthers gedacht, wozu die Nürnberger hätten Geleite geben sollen. Gegen die grundlosen Behauptungen Rückerts (Luthers Verhältniß zum Augsburger Bekenntniß 1854) vgl. Knaake, Luthers Antheil an der Augsb. Confession S. 36 ff. Der Magistrat zu Augsburg erklärte in seinem Geleitsbrief vom

Seite

30. April ausdrücklich, daß, wenn der Kurfürst einen unter der Reichsacht stehenden in seinem Gefolg hätte, diesem das Geleite nicht gelten sollte (Förstem. Urkundenb. 1, 161). — Luther über Besuche: B. 4, 30. 32 vgl. 67. — In Coburg gedruckt, während Wittenberg auf dem Titel steht, ist Luthers Büchlein „Auf das Schreien etlicher Papisten" ꝛc. cfr. C. R. 26, 146. Die andere Schrift ist der „Sermon, daß man die Kinder" ꝛc. E. A. 20, 7. — Bart: Förstemann 2, 451. Spal. Mk. 1120.

[2]) 22. April: Förstemann a. a. O. 1, 143 f. 166 f. 152 (unrichtig Meurer S. 446). — Für Luthers Uebersiedlung in der Nacht vom 22. auf 23. (nicht 21. auf 22., wie Andere annehmen) vgl. die ersten auf Schloß Coburg geschriebenen Briefe an Melanchthon Br. 4, 2, Jonas S. 3 f., Spalatin S. 12. Sie sind vom 23. Apr. zu datiren (vgl. Knaake a. a. O. S. 5): dafür zeigt namentlich die in alten Abschriften vorliegende, sicher falsche Datirung vom 9. Mai, indem diese daraus zu erklären ist, daß Luther die Georgii (23. Apr.) geschrieben und ein Abschreiber dafür d. Gregor. (9. Mai) gelesen hat. Am 23. nun schrieb Luther (S. 3) Nachmittags 3 Uhr ex volucrum regno an Melanchthon, dann an Jonas. Im Brief an Melanchthon grüßte er den Spalatin, schrieb dann aber nachher, um 5 Uhr, auch noch an diesen, wobei er sich auf die Briefe an Melanchthon und Jonas zurückbezieht und im Inhalt des Briefs großentheils das an Jonas Geschriebene (über die Dohlen u. s. w.) wiederholt. Weiter sehen wir aus Br. 4, 9, daß Luther am Tag seiner Trennung von den Freunden die Briefe abgeschickt hat und annahm, dieselben werden erst nach mehreren Tagen (in Augsburg) bei ihnen eintreffen. Hätte nun Luther schon am 22. geschrieben und abgesandt, so hätte er sie den Freunden noch in die Stadt Coburg, welche sie erst am 23. verließen, heruntergeschickt und nicht erst nach Augsburg nachgeschickt. So steht denn als Datum der Briefe der 23. fest. Nun hörte Luther nach jenem Brief an Jonas am 23. von Morgens 4 Uhr an unablässig die Dohlen, wußte aber noch nicht, ob sie auch in den ersten Stunden der Nacht so schreien. Er wird also erst gegen 4 Uhr am 23. aufs Schloß gekommen sein. Ueberdies ließe sich kein Grund denken, weshalb Luther schon in der Frühe des 22., wo das Kaiserliche Schreiben noch nicht angelangt und deshalb die Abreise des Kurfürsten noch nicht festgestellt war, aufs Schloß hätte gebracht werden sollen. — Dagegen ist der Brief an Link (Br. 4, 5) nicht am 23., sondern noch am 22. geschrieben: »Vigilia Georgii«; Luther nennt dabei noch den Ort, Coburg, während er dies in den vom Schloß aus geschriebenen Briefen nicht mehr thut; vom Kaiserlichen Schreiben, das dann an jenem Tag einlief, wußte er damals offenbar noch Nichts (vgl. Förstemann 1, 167).

197 [1]) Br. 4, 8. 15. 121. 139.

199 [1]) Br. 4, 7 ff. Rubetum: Br. 6, 628.

[2]) E. A. 24, 329 ff. Br. 4, 10 f. 15.

200 [1]) Hosea 13, 7 f. nach Vulg. Zu dem Satz „Lebe ich u. s. w." und dem Citat aus Hosea vgl. schon E. A. 28, 144 (in der oben, B. 1 S. 555 f. besprochenen Schrift).

202 [1]) E. A. 24, 319 ff. 65, 262 C. R. 26, 139 sqq.

[2]) Br. 4, 12. 15. 43 f. („absolvi Ezechielem" S. 44 ist offenbar ein Versehen: Luther meinte den Jeremias). 48. — E. A. 41. 220 ff. Br. 4, 15.

203 [1]) E. A. 41, 1 ff. Br. 4, 43. 51. 57. 65 f. 69. 136 f. Rz. 19. Op. ex. 17, 304.

Seite

²) E. A. 64, 349 ff. Mth. IX C. 2, 178 T. R. 4, 600. Laut. 158.

204 ¹) Br. 4, 10. 19. 36. 38. 43 f. T. R. 4, 270. 244. C. R. 2, 40 (4. Mai: Dr. Caspar mittit remedium). 60 sq. (22. Mai: misit etc.). W. W. 16, 819 Bk. 175 („Dr. Caspar schickt euch Arznei u. s. w."; der Brief wird wie jener C. R. 2, 40 vom 5. Mai sein, nicht erst, wie Bk. annimmt, vom 22.; so bezieht sich auf ihn auch schon Luthers Antwort vom 20. Br. 4, 20 f., welche von Luther verzögert worden war; vgl. Seidem., Ztschr. f. h. Th. 1873 S. 158). — Zu Luthers Bewirthung: Br. 4, 10. 12. 20. 44. 213 f. C. R. 2, 40 sq.; Mäßigkeit: Br. 4, 178.

205 ¹) Br. 4, 25 f. (vgl. 6, 449): nicht vom 15. Juni, sondern (vgl. Knaake 46) vom 15. Mai; am 15. Juni war (oben S. 209 ff.) die Correspondenz ganz unterbrochen.

²) E. A. 64, 348 f.

³) Br. 4, 16 ff.

206 ¹) C. R. 2, 41. 45. 47. Br. 4, 17 f.: Dieser Brief Luthers an den Kurfürsten kam wohl mit dem gleichdatirten an Melanchthon Br. 4, 16 am 22. Mai (C. R. 2, 59) in Augsburg an. Am 24. berichten die Nürnberger Gesandten daselbst C. R. 2, 62, daß der Entwurf von Luther wiedergekommen sei und jetzt Brück noch „hinten und vorne daran zu formen habe".

²) Der deutsche Text „unter Gestalt des Brodes" könnte geradezu im Sinn der Transsubstantiationslehre verstanden werden. Im lateinischen Text „quod corpus et sanguis Christi vere adsint in coena" war wohl mit Absicht des Brodes und Weines, welche nach katholischer Lehre ihrer Substanz nach zu existiren aufgehört haben, gar nicht erwähnt, übrigens auch eine schärfere Bestimmung der Art, wie nun Leib und Blut gegenwärtig sei, unterlassen (hiezu vgl. C. R. 3, 514). Ueber Bedenken Lutherisch Gesinnter darüber, daß die Worte zu papistisch lauten, vgl. Vilmar, Kirche und Welt 2, 217. — Verkehrt ist die Meinung Neuerer, daß Melanchthon hier vielmehr eine Vereinbarung mit den Zwinglianern gesucht habe (vgl. oben S. 208 f. 244). — Falsch ist andererseits die Behauptung, daß Melanchthon im ursprünglichen Text gar die Transsubstantiation ausgesprochen und diesen Text erst 1531 geändert habe (so noch Protest. Kirchenztg. 1870 S. 217): vgl. dagegen die katholische Confutation, welche das Schweigen von einer mutatio panis rügt, und überdies die Handschriften der Confession, deren Text noch älter als die Melanchthonsche Ausgabe ist. Eine dafür angeführte vereinzelte Aeußerung eines Kryptocalvinisten (Calinich, der Naumburger Fürstentag S. 166) kann nur auf die von Melanchthon mit der Confession zugleich herausgegebene Apologie gehen, wo ursprünglich von einem „mutari" geredet und dies in der 2. Ausg. weggelassen worden ist.

208 ¹) Br. 4, 23 ff.

209 ¹) C. R. 2, 60 sq. 39. 59.

²) Förstem. 1, 223. 232 f. W. W. 16, 839. — T. R. 2, 175 f. C. R. 2, 46.

³) Br. 4, 30. 32. Ueber Argula vgl. Jonas, Coelestin. Histor. Comit. Aug. habit. 1, 136.

210 ¹) Br. 3, 550 ff. 4, 33. 35. C. 1, 168. T. R. 4, 276. — Dietrich an Kath. Luther 19. Juni: Meyer, Ehrengedächtniß Fr. Kath. Lutherin S. 109 ff.

²) Luther beschwert sich bei Melanchthon 5. u. 7. Juni Br. 4, 32. 35 vgl. Anm. zu S. 215.

Seite

211 [1]) Br. 4, 38 f. 186 (der Brief kann nicht vom 6. November sein, sondern stammt nach S. 185 aus einer Zeit, da Weller mit Luthers Frau in Wittenberg, Luther von dort abwesend war). Ueber H. Weller: Nobbe, Ztschr. f. h. Th. 1870 S. 153 ff.

212 [1]) Br. 1, 41 f. Muhme Lene: oben S. 168.

[2]) Dietrich a. a. O. — Br. 4, 51.

213 [1]) Br. 4, 37 f.

[2]) Br. 4, 23 ff. (an Philipp) 41 ff. (an Schnepf): jener Brief ist sicher nicht vom 20. Mai, sondern wie dieser vom 20. Juni zu datiren, vgl. besonders Melanchthons Briefe aus dem Juni, dazu die nächstfolgende Anmerkung.

215 [1]) Ueber den Verlauf der Correspondenz zwischen Luther und den Freunden in Augsburg seit dem 22. Mai bis gegen Ende Junis wird viel gestritten. Das Beste darüber gibt Knaake a. a. O. (theilweise Unrichtiges Brecher, Ztschr. f. h. Th. 1872 S. 337 ff.) Folgendes ist meines Erachtens festzustellen. Melanchthon schrieb an Luther 22. Mai C. R. 2, 59 (oben S. 208); der Brief kam an, Luther nahm auf ihn in einem Schrriben v. 1. Juni (Br. 4, 27) Bezug. Luther schrieb dann an Melanchthon 2. 5. 7. Juni Br. 4, 30 ff., sich beschwerend darüber, daß er seither keinen Brief mehr erhalten hatte und besonders daß ein Bote Apels aus Augsburg nach Wittenberg, durch welchen Melanchthon und die andern Augsburger Freunde ihm wieder hätten schreiben sollen, ohne solche Briefe für ihn durch Coburg gekommen war, vgl. Br. 4, 60 (im Brief vom 2. finden wir indessen die Beschwerde noch nicht ausgesprochen, die Luther laut seines Briefs vom 5. schon dort ausgesprochen zu haben meinte). Melanchthon schrieb ihm erst wieder am 13. Juni C. R. 4, 1008 (wobei er zugab, längere Zeit nicht geschrieben zu haben) und ferner am 19. C. R. 2, 118 sq. Der Brief vom 13. ging (C. R. 2, 141) durch einen besondern Boten, der sich sehr verspätete. Der Brief vom 13. und der vom 19. (nebst einem von Jonas, Br. 4, 46) kamen nach Br. 4, 52 beinah zugleich an Luther und auch der vom 19. war „tarde" gelaufen (gewöhnlich brauchte ein Brief von Augsburg nach Coburg 3—4 Tage). Der vom 19. wird also frühestens am 23. angelangt sein, der vom 13. am 21. oder 22., nachdem Luther gegen vier Wochen lang ohne Brief geblieben war. Daß der vom 13. doch spätestens am 23. angekommen war, sieht man aus der Nachricht, die Melanchthon (s. u.) darüber am 26. durch Dietrich hatte; auf den Inhalt des Briefs vom 19. bezieht sich Luther am 26. in Br. 4, 48. Inzwischen schrieb Melanchthon (und zugleich Jonas: Coelestin. a. a. O. 135 sq.) wieder am 25. Juni C. R. 2, 125, wobei er über die Aufnahme seines Briefs v. 13. bei Luther noch Nichts weiß, jedoch sehr betrübt ist über einen Brief Luthers mit Klagen über sein Stillschweigen (das ist nicht mehr Luthers Brief an ihn v. 7. Juni, sondern offenbar ein neuerer Brief, und dann nicht ein Brief an Melanchthon, sondern etwa ein — uns verlorener — Brief Luthers an Brück). Dabei behauptet nun Melanchthon: scripsimus satis copiose singulis septimanis. Er kann aber damit nur die Briefe vom 19. und 13. meinen, indem er eben noch nicht wußte, wie es mit diesen ergangen war, vielmehr dachte, wenigstens den vom 13. sollte der klagende Luther schon gehabt haben. Erst am 26. Juni (C. R. 2, 140 sq.) hat er durch Dietrich erfahren, daß Luther seinen Brief vom 13. gar nicht lesen wolle (zugleich, daß Luther dem Landgrafen geschrieben habe, oben S. 213), und schrieb sofort wieder an Luther durch einen besonderen Boten C. R. 2,

Seite

140. Gleich Tags darauf, am 27., schrieb er abermals durch den nach Coburg reisenden Hornung, weil er dachte, dieser komme vielleicht noch vor jenem Boten dort an, und zwar schloß er jetzt einen Brief an Luther in einen Brief an Dietrich ein, damit Luther sicher veranlaßt werde ihn zu lesen, gab aber dem Hornung zugleich einen Brief direkt an Luther mit (so ist C. R. 2, 144 sqq. zu verstehen; falsch ist die Anmerkung zu p. 145). Ueber den Erfolg dieser Briefe frägt er 30. Juni (C. R. 2, 157) bei Dietrich an und schreibt zugleich wieder an Luther selbst (Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 621 Mel. Suppl. 61 sq.). Luther hatte unterdessen an ihn zum ersten Mal wieder am 27. Juni (Br. 4, 48 ff.) geschrieben, nach Empfang der Briefe vom 13. und 19. Am 29. erhielt Luther (Br. 4, 51) Melanchthons und Jonas Briefe vom 25. und bereits auch den durch den Expreßboten gegangenen Brief vom 26. Er antwortet darauf noch am 29. Br. 4, 51 ff. (wenn Luther hier mit Bezug auf sein eigenes von Melanchthon beklagtes Schweigen sagt, er habe interim zweimal den Freunden geschrieben und jedenfalls im zweiten Brief die Ursache seines Schweigens erklärt, so kann er hiemit nur seine beiden Briefe vom 5. u. 7. meinen, auf welche er sich auch Br. 4, 45 f. bezieht). Weiter schreibt er — noch in Erwiederung der gestern erhaltenen Sendungen — am 30. die sechs Briefe an Melanchthon Br. 4, 61 ff., Jonas S. 45 ff., Agricola S. 57 ff., Spalatin S. 59 ff., Brenz S. 55 ff., Johann Friedrich S. 64 f. Vom 30. nämlich und nicht vom 20. (vgl. auch Knaake S. 48) ist sicher jener Brief an Jonas zu datiren: denn er ist Antwort auf einen Brief des Jonas, den Luther unmöglich schon am 20. gehabt haben kann, und positiv ergibt sich sein Datum aus seinem Inhalt S. 46 verglichen mit S. 50 ff. und aus seiner Schlußbemerkung über ein Kommen Luthers nach Augsburg, welche sich auf Jonas' Brief vom 25. Juni (Coelestin. a. a. O.) bezieht. Auch von Brenz (Br. 4, 55), Spalatin (S. 60) und Agricola (wovon C. R. 2, 147 wohl ein Bruchstück) hatte Luther in jener Sendung am 29. Juni Briefe erhalten. — Nach dieser Darlegung des Zusammenhangs der Correspondenz zwischen Luther und Melanchthon haben wir gar keinen Grund zu der Vermuthung, es werden einer oder mehrere Briefe aus ihr verloren gegangen sein, und vollends nicht zu der von Rückert aufgebrachten und auch von Andern aufgegriffenen, geradezu abenteuerlichen Annahme, daß Briefe Melanchthons an Luther durch Kanzler Brück unterschlagen worden seien (dem hat auch Brücks Biograph Th. Kolde, Ztschr. f. h. Th. 1874 H. 3 beigestimmt, obgleich er von andern Behauptungen Rückerts bemerkt, daß sie völlig grundlos sind, auf Mißverstand beruhen, „der Fabel angehören" u. s. w.). Melanchthon selbst weiß durchaus Nichts von einem Brief zu sagen, den er an Luther geschrieben und dieser nicht (wenn auch erst verspätet wie den vom 13. Juni) erhalten hätte. Einen Brief von ihm hatte Luther (Br. 4, 60 vgl. oben) besonders durch jenen Boten Apels zu erwarten, der damals einen von Jonas über Coburg nach Wittenberg brachte und aus dessen Tasche Brück Nichts unterschlagen konnte. Apels Bote hatte Luthern auch davon, daß Melanchthon oder Jonas auf anderem Weg einen Brief damals abgeschickt hätten oder hätten abschicken wollen, gar Nichts zu sagen, während doch in diesem Fall Jene ohne Zweifel ihr Nichtschreiben durch den Boten hiemit entschuldigt hätten. Melanchthon muß also wirklich in der Zeit vom 22. Mai bis 13. Juni zu schreiben versäumt haben (vgl. auch oben sein eigenes Zugeständniß C. R. 4, 1008; Rückert hat diesen

Brief vom 13. Juni ganz überſehen). Zu erklären iſt dies nur aus ſeinem Ueberbeſchäftigtſein und Umgetriebenſein. Wie er am 25. Juni ſagen konnte, er habe singulis septimanis geſchrieben, habe ich oben erklärt; daß er vor dem 13. Juni länger nicht geſchrieben habe, konnte er im Gedanken an den Brief vom 13., den er in den Händen des dennoch zürnenden Luthers glaubte, übergehen, wohl auch nicht genau an die Data der früheren Briefe ſich erinnern. Ueberdies hätte Brück, der gar oft über Melanchthons ſchwankender Haltung ſich ärgerte, an Nichts weniger ein Intereſſe haben können als daran, daß Luthers ſtärkende Einwirkung auf Jenen damals abgeſchnitten würde. — Wieder ſchrieb dann Luther an Melanchthon am 3. (Br. 4, 67) und 5. Juli (S. 69); am 5. bemerkt er, er habe viermal nach einander geſchrieben (d. h. am 27. 29. 30. Juni und 3. Juli), — dann im nächſten Brief, vom 9. Juli (S. 85), er ſchreibe jetzt zum ſechſten Mal (das fünfte Mal am 5.). — Zweifelhaft iſt nur das Datum des inhaltsreichen Briefs von Jonas an Luther C. R. 2, 154 sqq. Daß auch er ſchon am 30. Juni in Luthers Händen geweſen ſei, möchte man daraus ſchließen, daß Dietrich ſchon am 30. (C. R. 2, 160) eine Aeußerung Luthers mit Bezug auf gewiſſe Worte des Salzburger Erzbiſchofs erzählt, welche in jenem Briefe (C. R. 156) ſich finden (ſo Knaake S. 49). Aber in Luthers Antwort an Jonas vom 30. Juni (Br. 4, 45) deutet Nichts auf denſelben hin. Und er iſt laut Br. 4, 69 erſt nach der Ankunft jenes Hornung eingetroffen, der am 27. Juni von Augsburg abgegangen und, da die Briefe Luthers und Dietrichs vom 30. Juni ſeiner Sendung nicht erwähnen, erſt nach dem 30. in Coburg angekommen iſt. Jene biſchöflichen Worte konnte Luther am 30. Juni leicht ſchon anderswoher, etwa aus dem nicht mehr vorhandenen Brief Spalatins oder dem nur in einem kleinen Bruchſtück erhaltenen Brief Agricolas erfahren haben (über das Geſpräch, zu welchem die Worte gehörten, berichtet Melanchthon ſchon am 25. Juni C. R. 2, 126). Jener Brief des Jonas wird vielmehr erſt mit dem Melanchthons an Dietrich vom 30. Juni (ſ. oben) nach Coburg abgegangen ſein. Uebrigens gehört der Abſchnitt, der C. R. 2, 157 ſeinen Schluß bildet, nicht ihm, ſondern Jonas früherem Brief vom 25. Juni (Coelest. a. a. O.) an. — Aus dieſen Briefen und aus den weitern in C. R. und Br. 4 ſchöpfen wir im Folgenden.

[3]) Bk. 178.

221 [1]) Br. 4, 70. 72. 86 ff. 104. Spal. Ann. 148. C. R. 2, 240. Spalatins Aeußerung Ztſchr. f. h. Th. 1861 S. 628.

[2]) Br. 4, 52 f. 111. 115 f. 120 f. 123. 132. Später leidet Luther auch am Hals Br. 4, 139. 158. 165.

222 [1]) C. R. 2, 159; vgl. über Luthers Beten: Jonas, im Mscr. Thomas., Preſſel, Jonas S. 137.

[2]) In Psalmos viginti quinque etc. Op. ex. 17, sqq. In handſchriftlichen Anmerkungen des Breslauer Heß zu einem Pſalter (vgl. meine Biographie des Heß, Ztſchr. d. ſchleſ. Geſchichtsvereins 1864 H. 2 S. 256 f.) finden ſich verſchiedene Stellen der Lutherſchen enarrationes buchſtäblich wieder, indem Heß ohne Zweifel die Nachſchrift von ſeinem Freund Dietrich zugeſchickt bekommen hatte. Die von mir auf Melanchthon bezogenen Stellen ſind: Op. ex. 17, 172, wo es heißt „Unſer Junker wollt", wo aber Heß ohne Zweifel das Urſprüngliche wiedergibt: „Unſer Junkherr Philippcha (tunc in comitiis Augustanis) wollt u. ſ. w." (a. a. O. S. 257 habe ich dies irrig auf den Landgrafen bezogen); ferner Op. ex. p. 230. — Auch die Entwürfe zur Erklärung von

Seite

Psalm 1—8. 23. 25. 128, welche gleichfalls von Dietrichs Söhnen herausgegeben worden sind (Op. ex. a. a. O.), sind wohl auf Coburg verfaßt oder bald nachher, vgl. oben S. 268.

[3]) E. A. 23, 154 ff. — 64, 298 ff.

223 [1]) Op. ex. 17, 304.

[2]) C. R. 2, 156 Br. 1, 79 f.

[3]) Br. 4, 115 f. Mth. VIII. IX.

224 [1]) Widerruf u. s. w. E. A. 31, 184 ff. Br. 4, 57. 104. — Thesen E. A. 31, 132 ff. Op. 4, 373 sqq. (wo es nicht 40, sondern 38 sind). Br. 4, 113. Spal. Ann. 148.

225 [1]) E. A. 31, 126 ff. Br. 4, 104. 6, 122 f.

226 [2]) E. A. 20, 1 ff. Br. 4, 69. 116 ff. 133. 136. 139 f. 195. Mayer, Spengleriana S. 73 f.

[3]) C. R. 2, 147. E. A. 25, 94. T. R. 4, 356 (Presilje = Brasilienholz, rothes Färbeholz, woher Brasilien seinen Namen hat).

227 [1]) Spalatin in Luth. Werken Wittenb. Ausg. 9, 413 ff. Spal Ann. 140. Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 628. C. R. 2, 178. Mayer, Spengler. 84. 90 f.

228 [1]) C. R. 2, 175. 178 sq. 182 sq. Förstem. a. a. O. 2, 10 ff. Br. 4, 83. 78. 90. 110. 89.

230 [1]) Ueber traditiones: Melanchthon an Luther 14. Juli C. R. 2, 193 sqq., Antwort L's. 21. Jul. Br. 4, 105 ff. Mel. an L. 27. Jul. C. R. 230 sqq., Antwort L's. Br. 120 u. 122 f.; Mel. sandte jenen Brief durch P. Weller, der an jenem Tag von Augsburg abging (C. R. 233: der Brief an Dietrich C. R. 228 ist hiernach nicht auf den 26., sondern mit C. R. 233 auf den 28. Juli zu setzen). Nach Wellers Ankunft auf Coburg, wohl am 1. August, gibt Luther die Antwort Br. 4, 120. Statt der dunkeln Worte „de traditionibus et fici sectionibus tuis alias cum potero" glaube ich hier setzen zu dürfen — „et finalibus causis" —, gemäß dem was Mel. über traditiones und causae finales gefragt und alsdann L. Br. 4, 122 erwiedert hat. Luther gab diese Erwiederung, die er am 1. August wegen Kopfschmerzen verschob, Br. 4, 122 f. am 3. August (Ztschr. f. h. Th. 1872 S. 344: Augustini die, wofür aber Augusti zu lesen ist, da der Brief seinem Inhalt nach nicht schon vom 28. Juli sein kann). — Weiter schrieb Melanchthon über denselben Gegenstand den 28. Juli C. R. 234. Luther antwortet Br. 124 ff. am 4. August (so datirt im Autograph der Rhediger Briefsammlung zu Breslau; nach eben diesem ist in den Eingangsworten „in" vor „Christi" zu streichen, S. 125 Z. 9 „etc." zu streichen, S. 126 Z. 14 „etiam" hinter „si" einzufügen). — Ueber die ordines ecclesiast. C. R. 2, 194 Br. 6, 617 f. — Messe C. R. 2, 217. 210 Br. 4, 102 ff. (27. Juli, Bk. 181). 113 Coelestin. 281 sqq.

[2]) Br. 4, 96 ff. 109 f. 121.

[3]) Br. 4, 100 f. („qui moritur minis, compulsetur ei bombis" — proverbium Germanicum, nämlich deutsch: „Wer vom Dräuen stirbt, dem muß man mit F..... zu Grabe läuten"). 111.

232 [1]) Br. 4, 127 ff. vgl. T. R. 3, 353.

233 [1]) Br. 4, 133 ff. vgl. 6, 124.

[2]) Br. 4, 127 ff. vgl. auch 164.

236 [1]) Förstem. a. a. O. 2, 250 ff. 256 ff. Br. 4, 140 ff. E. A. 65, 46 ff.

237 [1]) C. R. 2, 311 cfr. 314. 328 sq. 334. 336. 341. 347. Br. 4, 154 ff. (S. 155.

Seite

Z. 18 wird „sit sapientia“ zu lesen und der Satz in der oben angegebenen Weise zu verstehen sein.

[3]) Uhlhorn, Urb. Rhegius S. 159 f. E. A. 18, 119.

238 [1]) C. R. 2, 328 sq. — T. R. 2, 259 f. 262. 4, 207 C. 1, 355 E. A. 18, 365 f.

239 [1]) Förstem. 2, 450 f. Br. 4, 164 ff. (irrig de Wette S. 168: der Kurprinz sei schon am 12. in Coburg gewesen).

[3]) Coelestin. 3, 78 W. W. 16, 1825 C. R. 2, 368 sqq.

241 [1]) C. R. 2, 363 sqq. 372 sq. Br. 4, 166 ff.

[3]) Mayer, Spengler. 75 ff.

[3]) Br. 4, 177 ff. 6, 122 f. Zum Verkehr zwischen Käthe und H. Weller: Br. 4, 130 ff. 186.

[4]) Br. 4, 177. 179.

243 [1]) Br. 4, 173. 178. 185. — Propheten: Br. 4, 121. 134. 6, 123. — Psalm 117: E. A. 40, 280 ff. Br. 4, 121. 151. 6, 122. — Vermahnung ꝛc.: E. A. 23, 162 ff. Br. 6, 123, vgl. ferner Br. 4, 195. — Sendbrief: E. A. 65, 102 ff. Br. 4, 161. 163 ff.

244 [1]) Br. 4, 57. 69. 121. 139. — 149.

245 [1]) C. R. 2, 187. 193. 196. 221 sqq. 235 sqq. 314 sq. 356. 385 Br. 4, 110. 121. 162. Brief Butzers an Luther: Buceri Scripta Anglicana p. 692 sq., Thesen ibid. p. 611 sq. Bericht Butzers: bei Baum, Capito ꝛc. S. 473 ff. (Butzer kann übrigens nicht, wie Baum angibt, erst am 18. von Augsburg abgereist sein, während er schon am Abend des 18. in Coburg ankam, — ob auch sein Ritt ein noch so großer „Gewaltritt“ gewesen sein mag). C. 2, 23. 25, T. R. 3, 342.

246 [1]) Am 3. Okt. schrieb Luther noch an den Kurfürsten Br. 4, 178 ff., ohne zu zu wissen, wie nahe dieser schon war (die „Beilage“ aber S. 180 gehört zu einem frühern Brief: Muther, aus d. Univers.- u. Gelehrtenleben S. 317). — Zu Luthers Heimreise: Spal. Mk. 1120 Spal. Ann. 200. Seck. 2, 201. — Der Brief an Senfel aus Coburg vom 4. Okt. Br. 4, 180 ff. war nach S. 176 dem Schreiben an Baumgärtner (S. 176) beigeschlossen. Dieses ist laut seines Inhalts geschrieben in Coburg am Tag der Abreise. Es ist aber datirt „ex Altoburgo prima Octobris“, was hiernach nicht richtig sein kann: „prima“ ist nämlich wohl ein Versehen; aus Altenburg aber mag Luther wirklich dieses Schreiben abgesandt haben, indem er dazu in Coburg am Tag seiner Abreise keine Gelegenheit mehr fand. Zum Brief an Senfel vgl. Mth. VIII; ferner: Mth. XII. XIV. T. R. 3, 221 Br. 5, 58. Rz. 138 C. 2, 307. Oben S. 495. Zu Luthers Vers „Pestis eram etc.“: Bk. 276 Seidem., sächs. K.- u. Schulblatt 1873 S. 76; ferner oben S. 388.

247 [1]) Br. 4, 163. 199. 246. 320. — Epistelpredigten von 21. Trinit. (= 6. Nov.), 23. Trinit. und 1. Advent 1530: E. A. 18, 133 ff. — Pred. über Matthäus: E. A. 43, vgl. auch oben Anm. 2 zu S. 156. — Ueber Johannes: E. A. 47, 226 ff. Laut. S. VIII.

248 [1]) E. A. 39, 224 ff. — E. A. 40, 192 ff. Br. 4, 194 ff.

[2]) Psalmenübersetzung: Br. 4, 214 f. E. A. 37, 105 ff. (der Schlußrede ist beizufügen: „Davon weiter, ob Gott will, in den Summarien ꝛc.“, vgl. Schott, Gesch. d. t. Bibelübersetzung S. 67). — Summarien E. A. 37, 250 ff. Mth. X. Mayer, Spengler. 91 (Spengler wartet auf sie schon 20. Sept. 1531). 102 (v. 13. Aug. 1532). C. R. 2, 627.

Seite

[2]) Br. 4, 341 E. A. 63, 42 ff.

249 [1]) Br. 4, 189. 191 f. 213 f. 229. 6, 130. 4, 267. 320.

[2]) Br. 4, 189. 190. 193.

250 [1]) Zum Widerſpruch Kurſachſens vgl. C. R. 2, 324

251 [1]) E. A. 25, 51 ff. Br. 4, 200 Mayer, Spengl. 80 (Spengler wartet am 3. Febr. 1531 auf L's. Büchlein de comitiis).

253 [1]) Seck. 3, 2. — Bk. 186. Rommel, Philipp d. Großmüth., Urkundenb. S. 42. — E. A. 64, 266 ff. Hortleder v. deutſchen Krieg II, 1, 8. — Br. 4, 221 C. R. 2, 469. E. A. 64, 269 Br. 6, 225 (mit Hortleder II, 2, 9 und Bk. 188 ins Jahr 1531 zu ſetzen, nicht 1539, wohin namentlich der Satz „daß wir bisher gelehrt u. ſ. w." nicht mehr paſſen würde). Br. 4, 213 vgl. T. R. 4, 472 (Br. 6, 127 fälſchlich in den November geſetzt). 221 (C. R. 2, 471). 232 f. Mayer, Spengl. 78 ff.

254 [1]) E. A. 25, 1 ff.

255 [1]) Seck. 3, 9 sq. 16. Seid. Erl. 155. Seid. Beitr. 114 f. Bk. 190. Br. 4, 238 ff. E. A. 25, 89 ff. T. R. 3, 273. Br. 4, 252. 276 f. Bei „Meuchler" iſt alſo nicht etwa an Anſtiftung von Meuchelmord zu denken. Was Rz. 69 f. von einer ſolchen erzählt, finde ich in keiner Aeußerung Luthers beſtätigt; vgl. unten Anm. 1 zu S. 310.

256 [1]) vgl. Baum a. a. O. Uhlhorn, U. Rhegius S. 315 f. Baxmann, Herz. Enc. 18, 201 ff. — Br. 4, 216 ff. (C. R. 2, 470). 222 ff. 327 f. (offenbar ein für den Kurfürſten abgefaßtes Gutachten, von welchem eine Abſchrift nach Nürnberg kam, vgl. C. R. 2, 486 sq. Br. 6, 451). 235 f. Ranke 3, 249 Anm. 1.

258 [1]) Br. 4, 322 f. 331. 348 ff.

259 [1]) Seck 3, 41 E. A. 63, 397. Seck., in indic. I. Schol. — Gutachten Luthers Br. 4, 294 ff. (in zwei Redaktionen, deren Verhältniß zu einander ich nicht zu beſtimmen wage); es kann, da nach S. 306 die Eheſcheidung damals noch nicht erfolgt war, nicht etwa erſt ins Jahr 1535 gehören; vgl. auch Br. 4, 310. — C. R. 2, 520 sqq. cf. 552. — Weber, Geſchichte der Kirchenreform. in Großbritannien 1, 152. — Möller, Oſiander 154 f. — Später änderte Luther ſeine Anſicht über die Zuläſſigkeit einer Schwägerehe: Br. 5, 436 (v. J. 1542). 4, 584 f. (v. J. 1545 Bk. 230). Zum Urtheil über Heinrichs Ehe vgl. weiter: oben S. 370 und Anm. zu S. 371. — Engliſche Geſandte beim Kurfürſten: Spal. Mk. 1130 Seck. 3, 41.

265 [1]) Zu Luthers Verhalten: Br. 4, 200 Coelestin. 4, 87 sqq. W. W. 16, 1855 ff. (dem Inhalt zufolge nicht auf den Augsburger Reichstagsabſchied, ſondern erſt auf die ſpätern Vergleichsartikel bezüglich). Bk. 196. Br. 4, 281 ff. 366 ff. 369 ff. (vom 16. Mai Bk. 205). 372 (vom Mai). 6, 132 ff. 4, 375. 378. 380 ff. (Datum Bk. 205 f.). C. 3, 95 T. R. 4, 329. Seck. 3, 22 sq. Ueber die päpſtlichen Geſandten, Baiern, Frankreich u. ſ. w.: Pallavicini III, 9 §. 5 sqq.

267 [1]) Bk. 202 f. Br. 4, 340 ff. (S. 342: in Z. 7 des Briefs iſt „nüchtern" = ante prandium S. 341). 346 f. 356. Bk. 204 C. R. 2, 608 sq. E. A. 18, 359 ff. C. 1, 343. 345 ff. T. R. 4, 228 ff. Spal. Mk. 1129 sq. (Spalatin folge ich in der Beſtimmung der Zeit, wo Luther beim ſterbenden Kurfürſten eintraf, während die T. R. dafür die Abendſtunde ſetzen, dem Brief Melanchthons an Spalatin C. R. 2, 608 in Beſtimmung des Begräbnißtages, während Spalatin den 19. angibt).

[2]) Bk. 206 ff.

Seite

[3]) Br. 4, 313. 320. — 256 ff.

268 [1]) Br. 4, 321 f. E. A. 41, 151 ff. Op. ex. 17, 234. C. R. 2, 563. 565 sq. Val. Bav. 1, 249 sq. (Seck. 3, 38.) Br. 4, 334. 341 f. 356. 375. 423. Bk. 205. Br. 4, 378.

[2]) Enarratio Psalmi 2 (herausgegeben 1546): Op. ex. 18, 1 sqq. Ps. 51 (herausg. 1538): Op. ex. 19, 1 sqq. (vgl. 18, 130) Ps. 45 (herausg. gegen Ende d. J. 1533, Mayer, Spengler. 134 f. 137, wo 45. statt 43. Pſalm zu leſen iſt): Op. ex. 18, 127 sqq. — In quindecem psalmos graduum (herausgeg. 1540): Op. ex. 19, 155 sqq. 20, 1 sqq. Weitere Pſalmenerklärungen in Op. ex. 17 (cfr. pag. 6). Vgl. auch oben Anm. 2 zu S. 222.

[3]) Micha: Jen. 4, 538 sqq.; Hosea ib. 598 sqq.; Joel ib. 781 sqq. Weiteres darüber unten, Anm. 3 zu S. 577.

269 [1]) N. M. 7, 3, 74 (19. Okt. 1531: praelegit D. Martinus epistolam ad Galatas); vgl. auch die Angabe Butzers im Frühjahr 1535 C. R. 10, 1042, wornach Luthers Vorleſungen über den Galaterbrief ſchon drei Jahre zuvor nachgeſchrieben worden waren.

[2]) 1. Joh. 4, 16 ff.: E. A. 19, 358 ff. vgl. Mth. X.; zum Inhalt: oben S. 276 f. — Hauspredigten: in der Hauspoſtille E. A. 1 ff. (vgl. oben S. 296). C. 3, 159 sq. T. R. 2, 421.

270 [1]) Br. 4, 69. 163.

272 [1]) Br. 4, 401. Mayer, Spengl. 99. 105. Val. Bav. 1, 533 C. 3, 164 (9. Febr. 1532; mit dieſem Krankheitsfall wird derjenige identiſch ſein, welcher C. 3. 165 vom 8. Febr. 1538 und bei Val. Bav. a. a. O. vom 8. Febr. 1533 erzählt wird; das Jahr 1538 verträgt ſich ſchlechterdings nicht mit Br. 5, 100 Laut. 26; am beſten ſtimmt zum Uebrigen die Angabe des Val. Bav.). Mayer, Spengl. 113. Bericht Dietrichs über Luther v. 18. Apr. 1533 im Mscr. Thomas. („bene jam habet"). Br. 6, 143 ff. 4, 498 Br. 6, 148. 4, 555 f. 623. 627. 644.

[2]) Val. Bav. 2, 920.

273 [1]) Br. 4, 408 (464 C. R. 2, 616) Br. 4, 447. 538 C. 1, 347 sq. Bk. 209.

[2]) C. R. 2, 777. Br. 4, 533.

274 [1]) Früheres über die Zwickauer: Br. 3, 429. 444 f. 489. 517. 568. 4, 183 f. Vierzehnter Jahresbericht des altmärk. Geſchichtsvereins S. 62 ff. (ebenſo zum Folgenden). — Streit 1531: Br. 4, 226 f. 6, 437 (der Brief 4, 427 iſt nicht an Nikolaus Hausmann, von welchem er handelt, gerichtet und wird jedenfalls ſpäter als im März verfaßt ſein). W. W. 21, 1379 ff. Br. 4, 241 ff. 249 ff. (vom 24. April) 6, 438. 4, 260. 265. 274. Seck. 3, 17. Br. 4, 287 ff. 310. 312. 317. 357 C. R. 2, 590. — Laut. 56 Anm. (Juli 1531). C. 3, 100 zuſammen mit Br. 4, 343 (als Luther den kranken Kurfürſten im Februar 1532 beſuchte).

278 [1]) C. 1, 305 sq. Seck. 3, 70 sq. Richter, Kirchenordn. 1, 102 ff. 226 f. 220 ff. Br. 4, 409. 414. 580 (zum Datum Bk. 228). 607. 620. 625. Bk. 223. C. 1, 196.

279 [1]) Br. 4, 333 ff. 358 ff. Bk. 204. Br. 4, 422 C. R. 2, 581 sq. Br. 4, 501. 560 ff. Ztſchr. f. h. Th. 1861 S. 605 ff.

[2]) Br. 4, 497. 387.

281 [1]) Br. 4, 387 f. 401 f. 444 f. 465 ff. 470. 480 ff. Dietrich i. J. 1534 in (Mieg) Monumenta pietatis et literaria 2, 40: „habent in usu post finitas conciones

Seite

publicam absolutionem veteri more"; eine Formel dafür, von Link geschrieben, werde auch von Andern gebraucht, von Osiander verworfen. Absolutionsformel: Br. 6, 245 C. R. 3, 954 sqq. Mayer, Spengl. 118 f. Möller, Osiander S. 164 ff.

282 [1]) Br. 4, 461 C. R. 2, 656.

[2]) E. A. 63, 233 ff. 3, 46 f. 4, 356 f. 13, 390. Br. 4, 474. 601.

283 [1]) Br. 4, 603.

284 [1]) Lib. Dec. 28 sqq. 152 sqq. Br. 3, 442. 621 f. 625 f. 628 f. Bk. 237 Br. 5, 11. 6, 164. Die Promotion zum Sententiarius hörte jetzt in Wittenberg überhaupt auf; man ging vom Grad des Biblicus sogleich zum Lizentiatengrad über. — Im Folgenden ist S. 284 Z. 6 v. u. statt „der Joachim" zu lesen „der Markgraf Joachim".

286 [1]) Br. 4, 391 ff. C. 1, 396 sqq. 2, 291 sqq. 322 sqq. T. R. 4, 211 ff. 634 ff. 651 ff. (dazwischen Reden auch aus spätern Jahren).

288 [1]) Luther über Kaiser und Papst: Br. 4, 432. C. 3, 323. 213 T. R. 4, 213. — Zum Concil: Pallavic. III, 13 W. W. 16, 2254 ff. — Legat in Weimar und Wittenberg: Seck. 3, 42 sqq. Spal. Ann. 296. Br. 4, 453 f. Die Sätze „Reverendissime pater etc." C. 3, 88 sq. sind offenbar die Anrede der Universität an ihn. — Johann Friedrich in Wittenberg: Lib. Dec. 28 sq. (der Tag seiner Ankunft wird zwar hier als der 16. bezeichnet, war aber nach dem Zusammenhang der 15.) Br. 4, 454. Predigten: E. A. 13, 56 vom 3. Trinit. (29. Juni); über 1. Korinth. 15: E. A. 51, 70 ff. (herausgeg. 1534 durch Cruciger; nach Cruciger, W. W. 8, 1144, hat Luther sie gehalten in Wittenberg, auch etliche auf dem Schloß vor dem Kurfürsten, worunter man nach dem Zusammenhang nicht, wie Manche meinen, das Torgauer, sondern das Wittenberger Schloß zu verstehen hat). — Gutachten Br. 4, 454 ff. Bk. 214 (unklar ist die Zählung von „sechzehn" päpstlichen Artikeln Br. 4, 456 anstatt acht). — „Werbung so Papst Clemens VII — — hat thun lassen, mit Lutheri Vorrede" W. W. 16, 2261 ff. (fehlt in E. A.). — C. 3, 78.

[2]) Seck. 3, 47 sq. 77. C. R. 2, 632 E. A. 65, 225.

291 [1]) Br. 4, 399. 528. — 414 (L. in Wörlitz 24. Nov. 1532). C. 3, 304 f. T. R. 4, 163 f. (Lke 217 nennt irrthümlich den Carlowitz als Mitreisenden; Bindseil C. 3, 411 setzt irrig die Einladung nach Wörlitz ins Jahr 1539). Predigt: E. A. 19, 296 ff. C. 3, 311 T. R. 2, 372 (in E. A. ist die Predigt irrig nach Dessau versetzt). — Br. 4, 460 f. (identisch mit 536 f.) — 4, 487. 504. 525. 528. — Luther und Joachim Br. 4, 453 f. (vom 23. Mai, vgl. dazu Bk. 224; E. A. 8, 149 ff.) 539. 6, 149. 4, 540 C. R. 2, 738. Psalm 65: E. A. 39, 137 ff. Br. 4, 574. 6, 153. 160 f. 232. — O. G. Schmidt, Georgs des Gottseligen, Fürsten zu Anhalt Leben, in Meurer, Leben der Altväter u. s. w. B. 4.

292 [1]) Bk. 221 Seck. 3, 74 C. 1, 312 T. R. 4, 180 f. 183. 185 C. R. 2, 706. 708. 716. 727 sq. Mayer, Spengl. 152, 157 ff. — Br. 4, 551. 574. 605.

[2]) Alb. 72. 80 Br. 1, 288. 317. 345. — Br. 4, 621. 625 f. 679.

293 [1]) Br. 4, 403 ff.

296 [1]) Apokryphen: E. A. 63, 91 ff. 98 ff. C. 2, 216 ff. T. R. 4, 399 ff. Zu Sirach ferner: Br. 4, 411. C. 1, 174 Bk. 211. Fritzsche, exeget. Handbuch z. d. Apokr. B. 5 S. XL. — Buch Esther L. Th. 2, 266 C. 2, 219 T. R. 4, 403 f. (für „Unart" ist hier nach C. a. a. O. „Unrath" zu setzen).

Seite

[2]) Schott a. a. O. 81 ff. Br. 4, 539. 6, 150. 4, 541. 543. 518.

[3]) E. A. 6, 253 ff. 4, 92 ff.

298 [1]) E. A. 1—6. Briefe Beſolds im Mscr. Thomas. vom 25. Mai 1542 (Luther erklärte damals für überflüſſig, daß die Hauspoſtille eine Vorrede von ihm erhalte) und vom 7. Mai 1543 (Buchdrucker Schürer war aufgebracht, daß Dietrich ſie nicht durch ihn herausgeben wolle, und drohte, nach ihrem Erſcheinen ſofort einen Leipziger Nachdruck zu veranſtalten). — C. 3, 111. T. R. 2, 372 f.

300 [1]) E. A. 39, 265 ff.

301 [1]) E. A. 23, 214 ff. — Ueber Peter Br. 1, 63; weiterhin E. A. 51, 357 ff. T. R. 3, 53 C. 1, 229. Hummel, epist. hist. eccl. sec. XVI p. 61.

302 [1]) Wackernagel, L's. geiſtl. Lieder 62 ff. 97 ff. 162 ff. Im vorletzten Vers iſt „ſchon" = ſchön, wie im 2. Vers des Lieds „Sie iſt mir lieb ꝛc.". Zu dem „Suſannine" (Lied zum Einſchläfern für Kinder) vgl. auch Vilmar, Kirche und Welt 2, 198 ff.; Simrock, das deutſche Kinderbuch 2. Aufl. S. 65 f. 71. 231; Val. Bav. 1, 620 („Sauſe, Kindle, ſauſe"). Im letzten Vers iſt bei dem „neuen Jahr" an den Jahresanfang, der damals (beſonders auch in Luthers Briefen) mit Weihnachten gemacht wurde, zu erinnern. Zur Melodie (urſprünglich nach: „Aus fremden Landen komm ich her"): Winterfeld S. 159.

[2]) Wackernagel 164 f.

[3]) Op. ex. 18, 264 sqq. (herausg. 1541 von Dietrich).

304 [1]) Commentar. in epist. ad Galat. Erlang. T. 1—3. Oben S. 269. Val. Bav. 1, 404. C. 3, 196 (Z. 4 ſteht vor „Optimus etc." fälſchlich ſtatt eines Punkts ein Doppelpunkt; es ſind Worte Luthers, nicht des Lupinus).

305 [1]) Op. 4, 377 sqq. Br. 4, 645.

[2]) Br. 4, 610 f. 618. 621. Bk. 237 f. Br. 6, 163. 4, 635. 643. Alb. 157.

[3]) Bk. 223.

309 [1]) Seid. Beitr. 118 ff. Br. 6, 135 (4, 405 f.). 4, 433 f. C. 1, 137 sq. (vom 3. April 1533, nicht 1538 C. 3, 411). T. R. 3, 259 f. Bittſchrift: Ztſchr. f. h. Th. 1874 S. 120 ff. Br. 6, 141 f. (4, 443): einige Leipziger hatten hiernach bei Luther angefragt, „ob ſie mögen mit gutem Gewiſſen eine Geſtalt des Sakraments empfahen unter dem Schein als hätten ſie beider Geſtalt empfangen". Darüber, was mit dieſem Schein gemeint ſei, erhalten wir keine Erklärung; man mag ihnen außer der Hoſtie den ſogenannten Spülkelch — mit Wein, aber nicht conſecrirtem — gewährt haben. (Solches geſchah z. B. auch zur Beſchwichtigung evangeliſch geſinnter Mitglieder einer hohenzollernſchen katholiſchen Gemeinde noch vor ein paar Jahrzehnten.) Br. 6, 142 f. (4, 446) Bk. 213. — E. A. 31, 227 ff. — Bk. 214 f. Seck. 3. 59. — E. A. 31, 269 ff. — Datum der Grimmaer Einigung: Br. 6, 507 (gegen 4, 495).

[2]) Seid. Beitr. 149 f. Bk. 225 ff. Br. 4, 576 ff. Den anonymen Brief an Georg v. 21. März 1536 Seid. Br. 43 f. Bk. 246 kann ich weder nach Sprache noch nach Inhalt direkt oder indirekt auf Luther zurückführen, vielmehr nur, wie der Brief ſelbſt will, auf einen Gegner Luthers.

310 [1]) Von Mordverſuchen Georgs gegen Luther (vgl. oben Anm. 1 zu S. 255) wird auch fernerhin Nichts Glaubwürdiges berichtet. Uebrigens prahlte Cochläus damit, daß dem Georg viele getreue Leute dazu ſich angeboten haben. Seid. Beitr. 137.

313 [1]) E. A. 31, 307 ff.; erſchienen mit der Jahrszahl 1533, aber wohl erſt i. J. 1534 Br. 4, 495. 500. — Ueber die Ordination vgl. Br. 4, 478 f. 632.

Seite

²) Br. 4, 495. 500. 507. 535 E. A. 31, 377 ff.

314 ¹) Br. 4, 497. 507 ff. C. R. 2, 709. Luthers Vorrede zu Corvins Schrift „Quatenus expediat editam recens Erasmi — — rationem sequi“: Op. 7, 526 sqq. Dietrich 18. Apr. 1533 im Mscr. Thom.

315 ¹) T. R. 3, 349 f. (über Witzels Betheiligung am Bauernkrieg weiß man Nichts Sicheres). Br. 3, 566. C. R. 2, 678 sq.

316 ¹) E. A. 63, 316 ff.

²) Mayer, Spengler. 127 f. Scheurl, Briefbuch 2, 175 ff.

318 ¹) Steitz, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. 5. E. A. 26, 294 ff. (in Frankfurt schon am 23. Januar 1533 bekannt: Steitz a. a. O. S. 258). -- Baum, Capito ꝛc. S. 595. C. 2, 35 (v. J. 1533, nicht 1538, wie C. 3, 411 angegeben ist). T. R. 3, 350 Br. 4, 649 ff.

²) Br. 4, 235 f. 6, 145 f. (4, 472). 4, 490 Seck. 3, 36.

320 ¹) Bericht des Amtmanns zu Wartburg 1531 (Cornelius, Münster. Aufruhr 2, 57), der Visitationscommission 1533 (Seck. 3, 71). — Br. 4, 406 ff. E. A. 31, 213 ff. — L. Th. 2, 132 f. Ueber das „Prophezeien“ bei Reformirten: Herz. Enc. 12, 234 ff.; Bullinger, Reform.-Geschichte 1, 117; meine „Schottische Kirche, ihr inneres Leben u. s. w.“ 1852. S. 234.

321 ¹) Br. 4, 407. — Br. 6, 151 f. C. R. 2, 793. 997 sqq. 1006. 3, 14 sqq. 28 sqq. — E. A. 16, 43 ff.

324 ¹) zu Westfalen, Münster, Soest: Cornelius a. a. O. — Soest: Br. 4, 364 f. 376. 423. Weiteres über Johann von Campen: Cornelius 2, 124 Br. 4, 320 (er ist hier mit dem Campanus, von welchem wir S. 324 weiter reden, verwechselt, ebenso bei Seidemann Br. 6, 653). — Rothmann: C. R. 10, 132 sq. 2, 512 sq. (Juli 1531.) 631. 619 sq. (der Brief p. 631 gehört einige Zeit vor diesen, welcher schon von einer fortgesetzten Correspondenz zwischen Melanchthon und Rothmann redet, und nicht erst in den Februar 1533; er bezieht sich auf die Anfänge von Rothmanns reformatorischer Thätigkeit, welche schon ins Jahr 1531 fallen). Br. 4, 424 ff. — E. A. 63, 331 ff. — Br. 4, 548. 623. — Zu Von der Wick vgl. oben B. 1 S. 336.

325 ¹) Campan: Cornelius 2, 158 ff. C. R. 2, 13. 18. 33 sq. Br. 3, 566 f. C. R. 2, 228. Br. 4, 121. C. R. 2, 513. 10, 132 sq. Br. 4, 386. C. R. 2, 678. C. 1, 154. 2, 25 sqq. 513. T. R. 1, 107. 303. 3, 280. 343 ff. Schrift „Contra Lutheranos et omnem post apostolos mundum“: Laut. 174 (wonach C. 2, 30 und T. R. 1, 107 zu corrigiren ist). Deutsche Schrift: „Göttlicher und heiliger Schrift — — Restitution und Besserung durch — — Joh. Campan., ein Sendbrief an K. M. von Denmarken, durch Nic. Frantz von Streitten“: vgl. T. R. 1, 303 (Schelhorn, amoenitates litter. XI, 70 ff.). Hauptsätze Campans: Förstemann, Ztschr. f. h. Th. 1846 S. 495 ff. — Athanasii libri contra idololatr. gent. et de fide S. Trinit., ed. Bugenhagen 1532; Br. 4, 427 f. Op. 7, 523.

326 ¹) Br. 4, 462 f. 474. C. 1, 87 sqq. T. R. 4, 297 ff. Bk. 216. E. A. 6, 110 ff. Scheurl, Briefbuch 2, 177. Br. 4, 490. 533 C. R. 2, 790 sq. Br. 4, 598. 6, 526. Alb. 195. Herz. Enc. 15, 88 f.

327 ¹) Br. 4, 623. 629.

329 ¹) C. R. 2, 807 sq. C. 2, 47.

330 ¹) C. R. 2, 498 sq. 641. 675. 716. 776. 788 sq.

²) Br. 4, 559 ff.

Seite

331 [1]) Br. 4, 569 ff. (vgl. E. A. 30, 297). C. 2, 48 sqq. Seck. 3, 79 C. R. 2, 822.

333 [1]) Bk. 229 C. R. 2, 822. 836. — Butzer: C. R. 2, 807. 827. C. 2, 47. 50 sqq. (Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 124 ff.). Scripta Anglicana 614 (schon v. J. 1534). 636. C. R. 10, 136 (der Leib Christi werde mit dem Brod dargeboten, wie der heil. Geist mit dem Hauch Jesu Joh. 20, 22).

[2]) C. 2, 53 sq. Br. 4, 588 (nicht etwa schon vom 12. Januar Bk. 230, sondern vom Ende Januars, vgl. C. R. 2, 836). 587 f. C. R. 2, 823. 826 sq. 841 sqq. 10, 134. Mel. Suppl. 93 sq.

335 [1]) C. R. 2, 841 Br. 4, 612. 623 Bk. 238 ff. Br. 4, 636 ff. 6, 161 f. 164 f. Bericht Seilers: W. W. 17, 2572 ff. (Bk. 267; nicht v. J. 1536, sondern v. J. 1535, indem bei der „Concordie" hier noch nicht an die Wittenberger, sondern an die Cafseler Einigungsformel zu denken ist). — Br. 4, 652 f. 671. 682 Bk. 245.

336 [1]) Ueber die Schweizer vgl. hier und beim Folgenden: Pestalozzi, Bullinger; Baum, Capito ꝛc. Bullinger an Melanchthon Mel. Suppl. 103. 114 (die Briefe werden nicht in die Jahre 1536 und 1537, sondern 1535 und 1536 zu setzen sein; vgl. zu p. 114: Pestalozzi a. a O. S. 193 f., und in Betreff der dort erwähnten, schon 1536 erschienenen Schrift Vadians: Pressel, Vadian S. 90).

337 [1]) C. R. 10, 149 sq. 3, 35 sq. 54 sqq. 65. — 3, 427.

[2]) Br. 4, 682.

338 [1]) Br. 4, 690 f. Bk. 251 C. R. 3, 67. 70. W. W. 17, 2527.

339 [1]) C. R. 3, 73; Brief des Mykonius, Lommatzsch narratio de Fr. Myconio p. 58.

[2]) Wir haben über den Wittenberger Convent folgende Hauptberichte: 1) historia de concordia in Butzers Scripta Anglic. 648 sqq., vgl. über den deutschen Text Baum a. a. O. 599; 2) Bericht des Frankfurter Gesandten Bernhardi, W. W. 17, 2543 ff. Diese beiden aber sind größtentheils identisch: wir haben in ihnen denjenigen Bericht, welcher von den Ober-Deutschen auf der Heimreise (oben S. 347) gemeinsam, ohne Zweifel aber vorzüglich durch Butzer und Capito, für alle die absendenden Magistrate abgefaßt worden ist, zu welchem dann aber jede einzelne Gesandtschaft noch spezielle Zuthaten machen mochte. N. 1 ist der Bericht, wie ihn die Straßburger Gesandten zu Haus überreichten, wobei sie namentlich dogmatische Erläuterungen beigaben; daß darin von Butzer und Capito in dritter Person die Rede ist, erklärt sich aus jener gemeinsamen Abfassung und Bestimmung. 3) Lateinischer Bericht des Mykonius an Veit Dietrich v. 11. Juni 1536, bei Lommatzsch a. a. O. 56 sqq. (deutsch, aber ohne die letzten Abschnitte, W. W. 17, 2532 ff.) Mykonius war indessen in seinem Gedächtniß nicht mehr sicher: er hat sich in der Zählung der Tage verwirrt, Dienstag, den 23. Mai, ausfallen lassen, den Mittwoch als 23., den Donnerstag als 24. gezählt; vgl. auch unten Anm. 1 zu S. 344 und zu S. 392.

[3]) Mycon. bei Lommatzsch p. 58 (gegen W. W. 12, 2535).

[4]) Die Ober-Deutschen berichten: „denselben hat Luther mit großem Ernst vorgehalten" (Bucer. scr. Angl.: „serio admodum significabat"); daraus macht Baum a. a. S. 507: er „ließ die beiden Männer, von denen Capito um zwölf Jahre älter war als er, barsch und hart an".

341 [1]) W. W. 17, 2555 Z. 17 v. o. ist bei „empfangen den Leib nicht" das „nicht" zu streichen.

Seite

344 [1]) Mykonius, Lommatzsch 65 sq., verlegt die Verhandlungen über die Taufe auf den Freitag ſtatt Mittwoch.

345 [1]) Muſculus: Herz. Enc. 10, 122.
[2]) C. R. 3, 72. Bk. 252.
[3]) So nach Butzer Scr. Angl. 662, während Baum S. 514 bloß nach eigener Vermuthung die Maßregel von Butzer ausgehen und Luthern erſt durch Melanchthon beigebracht werden läßt; vgl. auch Br. 5, 7.

346 [1]) Dieſe Verhandlungen werden berichtet von Mykonius a. a. O. (und zwar als auf den Freitag fallend) und auch durch Butzers Brief Scr. Anglic. 669 beſtätigt.
[2]) Rz. 87 f. C. 3, 125.

347 [1]) C. R. 3, 75 sqq. Buc. Scr. Anglic. 665 sqq. (auch C. 2, 54 sq.). W. W. 17, 2529 ff.

348 [1]) Br. 4, 692 ff. 5, 2. 7. 13 f. 32. 77. 89 (Brief nach Jsny vom „Stephanstag 1537", d. h. nach unſerer Jahreszählung v. J. 1536; vgl. zu der Luthers z. B. auch Bk. 237. 299). — Amsdorf und Oſiander: C. R. 3, 97. 95 T. R. 2, 322. — Capito an Luther: W. W. 17, 2567 ff. — In Augsburg hatte die Concordie doch Anfangs noch neuen Haber erregt, vgl. Capito a. a. O.; Weiteres über Augsburg unten. S. 566.

358 [1]) Zu Kap. 5: Die Briefe und andere Aeußerungen Luthers Bk. 252 (W. W. 17, 2567 f.) C. 2, 25 sq. T. R. 3, 355 f. Br. 4, 54 ff. T. R. 2, 320 ff. C. R. 3, 312 sq. Br. 4, 83 ff. 107. 111 f. Laut. 91. Br. 4, 120 f. 124. — Ueber die Schweizer ſ. W. W. a. a. O., Peſtalozzi a. a. O. — Brief Meyers Bk. 267 Bibl. Bremens. Cl. IV. p. 903 (ed. Amstel. Cl. IV. Fasc. 4 p. 879). — Sulzer: Laut. 62 sqq. — Bullinger an Melanchthon 31. Auguſt 1538 in Mel. Suppl. — Fälſchlich reden Neuere (auch Gieſeler) von einer Annahme der „Wittenberger Concordie" durch die Schweizer; ſofern dieſe auf die „Concordie" eingehen wollen, iſt nur eine Eintracht auf der von ihnen ſelbſt gemeinten Baſis, nicht jene Eintrachtsformel darunter zu verſtehen.

362 [1]) Zu Kap. 6: E. A. 63, 319 ff. T. R. 3, 382 ff. C. 1, 417 sq. Seid. Br. 41 f. (Bk. 231; die beiden hier genannten Briefe ſind identiſch: von Domin. III Paschae, d. h. vom 18. April), dazu C. R. 2, 854, Seid. Br. 46. Bk. 302. Fontes rerum Austriac. XIX, 22. 24 sq. Bk. 253. 267. 290. Luthers Praefatio: Op. 7, 547 sqq. (Die Confessio ſelbſt bei Niemeyer, coll. confess. in eccles. reform. public. p. 771 sqq.) Apologie v. J. 1538: Lydii Waldens. Sect. II p. 92 sqq. Zur Lehre der Waldenſer von der Kindertaufe vgl. auch E. A. 11, 63. — Lasicius, de origine etc. fratr. Bohem. Lib. IV. § 56—58 Mscr. (dem in Herrnhut von mir eingeſehenen Mſcr. zufolge hatte Laſicius berichtet, daß die Abſchaffung der Wiedertaufe durch Luther veranlaßt worden ſei; Biſchof Turnovius ließ ihn jedoch dies ſtreichen, da von den Brüdern hierüber ſchon vorher berathſchlagt worden ſei). Gindely a. a. O. B. 1 S. 220 ff. Fontes rer. Austriac. XIX, 18 sqq.

363 [1]) Op. 7, 369 sqq. E. A. 31, 411 ff.

364 [1]) E. A. 31. 391 ff.

366 [1]) Bucer. Scr. Anglic. 693. E. A. 25, 112 Br. 5, 52 (Gieſeler Kirchengeſch. 3, 1, 325). — Franzöſiſche Verhandlungen mit Melanchthon in C. R. 2. — C. R. 2, 902 sqq. 907 sqq. Lke. 225 f. — Melanchthons Schreiben C. R. 2, 904 sq. iſt laut ſeines Jnhalts nicht das vom 18. Auguſt, ſondern die von

Seite

ihm am 15. Auguſt nach C. R. 2, 907 übergebene Schrift. — C. R. 2, 903 Br. 4, 619 f. C. R. 2, 910 sq. 918 sq. 936. 945. 950. 977. Br. 4, 626 f. W. W. 17, 2576.

367 [1]) Barnes: Alb. 149 Lib. Dec. 30. — Alane: Lorimer, Patrick Hamilton, Edinb. and London 1857, p. 165 sqq. 241. Strobel 1, 145 f.

368 [1]) Froude, history of England from the fall of Wolsey Vol. 2, 401 sqq. (Inſtruktion für Fox; was Froude im Uebrigen von den Verhandlungen berichtet, iſt völlig ungenügend.)

[2]) Br. 4, 630. 632 f.

[3]) Die Geſandtſchaft des Fox war (C. R. 2, 941) durch Barnes dem Kurfürſten im September angekündigt, womit Bk. 233 f. in die gleiche Zeit zu ſetzen iſt. — Bk. 242 f.

371 [1]) Wittenberger Verhandlungen: Br. 4, 662 f. 668 ff. 683. 688. T. R. 2, 147 ff. Bk. 245 C. R. 3, 10 sqq. 37. 50. 52. 2, 528 sq. (hieher, nicht ins Jahr 1531, gehört dieſes Gutachten; der Text iſt im letzten Abſchnitt offenbar verdorben: nicht die Engländer, ſondern die Wittenberger meinten, daß das Geſetz Dispenſation leide, vgl. C. R. 3, 37). Seck. 3, 111 sq. C. R. 3, 45 sqq. 60 sqq. (zum kurſächſiſchen Verbot der Ehe mit des Bruders Witwe vgl. ferner C. R. 3, 611.) — Luthers Vorrede zu Barnes Buch: Op. 7, 532 sqq.

372 [1]) Br. 4, 622 C. R. 2, 896 sqq.

276 [1]) Luther über das Geſpräch: Br. 4, 648 (Barnes war hiernach mit eingeladen, kann aber, obgleich er an Jonas über das Geſpräch berichtete, doch nicht dabei geweſen ſein, da er nicht bloß in keinem unſerer Berichte erwähnt wird, ſondern Luther ja dort nach Br. 648 ſeinen „legatum“ ſpielte). Br. 5, 52. C. 3, 89 sq. 96 W. W. 16, 2293 ff. T. R. 4, 332. — Vergerius: C. R. 2, 987. Pallavic. L. III. C. 18. Sarpi, hist. conc. Trid. L. I. § 74. Sixt, Vergerius S. 35 ff. — Zu Luthers Urtheil über Morus Hinrichtung vgl. T. R. 4, 211. 603. C. 1, 270.

[2]) C. R. 2, 982 sqq.

380 [1]) Die Haupturkunden zu S. 377—380 im C. R. 3. werden ſo zu ordnen ſein: 1) C. R. 3, 99 sqq. das Kurfürſtliche Bedenken v. 16. Nov., vgl. Bk. 263. 2) C. R. 3, 119 sqq. (Br. 6, 173) Rathſchlag der Wittenberger. 3) „Gedenkzettel“ des Kurfürſten für Brück C. R. 3, 139 sqq. Daß dieſes Schriftſtück, laut deſſen Luther niederſchreiben ſoll, worin er bei ſeinem Abſcheiden vor Gottes Gericht zu bleiben gedenke, wirklich vor das nächſtfolgende gehöre, ſieht man daraus, daß hier Brück mit ſeiner Aeußerung über Luthers „Teſtament“ darauf ſich zurückbezieht. Auf dieſen Gedenkzettel hin hielt Brück am 30. Auguſt (C. R. 147) eine Conferenz mit den Theologen. 4) C. R. p. 146 sqq. Brücks Bericht namentlich über dieſe Conferenz mit Rückbeziehung auf den Inhalt jenes Rathſchlags p. 119 sqq. Brück trug auf der Conferenz laut p. 152 vor: „Darum es [nach des Kurfürſten Dafürhalten] wohl der ſicherſte Weg ſein wollte, daß man nicht unterließe auf dieſem Theil die Requiſition [zum Concil], ſo ſie kommen würde, mit einer ſolchen Proteſtation, wie bei dem Rathſchlage liegt, und anders nicht anzunehmen, denn wie eine Meinung bedacht worden wäre, ſo ich den Theologis zugeſtellt und die Urſachen der Puncteln, warum dieſelben alſo zu thun, daneben berichtet habe, die ſie ihnen nach Erwägung der Sachen wohl haben laſſen gefallen; und daß dieſelbige [die Proteſtation] alſo gethan würde, hat ſie M. Philippus ins Latein bracht

Seite

und das Erbieten weiter aufs Glimpflichſt erfragt, wie E. Cf. G. ſolches lateiniſch und deutſch hierinnen finden werden." Das heißt: die Requiſition zum Concil ſollte nur angenommen werden mit der jetzt von Melanchthon ins Latein übertragenen Proteſtation und nur wie in einem Gutachten ausgeſprochen war, welches Brück ſammt beigegebenen Motiven den Theologen zugeſtellt hatte. Melanchthons Ueberſetzung der Proteſtation ſehe ich in C. R. p. 157 sqq., die weitere Beilage von Melanchthons Hand, auf welche der zuletzt angeführte Satz Brücks hindeutet und welche auf jenes Brückſche Gutachten ſich bezog, in p. 131 sqq. 5) C. R. p. 126 sqq. (Br. 6, 174) Bedenken der Wittenberger Theologen, mitunterzeichnet von Amsdorf, der nach p. 195 am 1. Dezember der Verhandlung wegen in Wittenberg war, — erwähnt in dem Kurfürſtlichen Reſcript vom 11. Dezember Bk. 271. — Ferner vgl. Br. 5, 17. 23. 36. 45 Bk. 274.

384 [1]) E. A. 25, 109 ff. Eben dies iſt das Bedenken „des Glaubens halben" Bk. 275.

385 [1]) Seck. 3, 151. C. R. 3, 235 sqq. — Luthers Ordinationsform T. R. 2, 383 f. E. A. 64, 290 ff.

[2]) C. R. 3, 239. Mel. Suppl. p. 111.

387 [1]) Berufung nach Schmalkalden: Bk. 272 f. — Reiſe: Br. 5, 47 ff. C. R. 3, 266. — Predigt am 9. Febr. (Br. 4, 49) über 1. Joh. 4, 1—3; vgl. Fröſchel, vom Prieſterthum u. ſ. w. Wittenb. 1565 Db. (Seidem., ſächſ. K.- u. Schulbl. 1873 S. 78) T. R. 2, 420 (bei Möller, Oſiander S. 212, iſt das Datum unrichtig); auszüglich gedruckt E. A. 18, 22 ff.? — Predigt am 11. Febr.: E. A. 23, 239 ff. (Auslegung des chriſtl. Glaubens); vgl. C. R. 3, 268. — Predigt am 18. Febr. C. R. 3, 296. E. A. 17, 7 ff. 21 ff. (hier erweitert und in zwei Predigten zertheilt, vgl. C. R. 3, 355). — Luthers Gutachten: Br. 5, 51 ff., zum Datum Seck. 3, 145. — Aufgaben der Theologen: Br. 5, 50 C. R. 3, 267 sq. 292. — Nebenbei erwähne ich hier einen angeblichen Brief König Ferdinands an Luther vom 1. Febr.: Bk. 275 Br. 6, 488 Anm. 2 W. W. 16. 2424; er iſt nach äußern und innern Gründen unecht, vgl. Seck. 3, 162.

392 [1]) Steinleiden: oben S. 169 Br. 5, 3. 11. — Krankheit in Schmalkalden und Heimreiſe: Br. 5, 49—69. 74 (zum Brief vom 27. Febr. S. 59 gehören noch die Schlußworte bei Keil, Luthers merkwürd. Lebensumſtände 3, 96 Laut. S. VI). 6, 184 ff. 193. 556. C. R. 3, 268 sqq. 291 sqq. 308. 325 sqq. 10, 549 sq. T. R. 4, 50. 247. 252. 271 f. 2, 320 ff. Laut. 24. 29. C. 1, 96. 2, 339. 3, 169. Riederer Abh. 3, 411 ff. Graulius, kurzer Bericht ꝛc., bei Keil a. a. O. S. 88 ff. (bei Riederer und bei Keil S. 94 ff. ſind die Tage — wohl durch Mykonius, der darin nach Anm. 2 zu S. 339 auch ſonſt unſicher war — falſch gezählt). Bk. 276. Seck. 3, 165. Rz. 105 f. — Den Brief Luthers aus Tambach an Melanchthon wollte nach Br. 5, 57 Ochloplectes, d. h. Pfarrer Schlaginhauf (Br. 6, 148) überbringen. Der vor des Cardinals Herberge rufende Bote war Lipontius (Keil S. 103 f. 101), nicht (Rz. 106) Mykonius (über dieſen: C. R. 3, 291. 299). — Luthers Predigten: E. A. 18, 1 ff.

393 [1]) C. R. 3, 271 sqq.; deutſch Ranke 6, 112 ff.

394 [1]) C. R. 3, 292. 370 f. Plitt, de autoritate articul. Smalcald. 1862.

395 [1]) C. 3, 95. — Laut. 3. 32. C. 2, 193. 196. 327 sqq. 1, 403 sq. T. R. 4, 640 ff. 653 f.

[2]) Brieger, Gaſp. Contarini S. 29 ff.

Seite

[3]) Laut. 155 sq. T. R. 4, 216 f. Br. 5, 114.

396 [1]) E. A. 25, 175 ff.

[2]) E. A. 25, 202 ff.

[3]) E. A. 65, 56 ff.; vgl. 25, 335.

[4]) Op. 7, 536 sqq. E. A. 65, 59 ff.

397 [1]) Cur et quomodo Christianum concilium etc. Op. 7, 434 sqq.; vgl. über die Eide Laut. 46. — Ob die „Frage des ganzen Ordens der Chartenspieler vom Karnöffel an das Concil zu Mantua 1537" W. W. 16, 2483 ff. von Luther verfaßt sei, scheint mir mindestens sehr zweifelhaft.

[2]) E. A. 25, 109 ff.

[3]) E. A. 25, 146 ff. Br. 5, 102 ff. C. R. 3, 507. 525.

398 [1]) Op. 7, 541 sqq. Laut. 60.

[2]) E. A. 23, 251 ff. C. 3, 322.

399 [1]) Br. 5, 129. E. A. 25, 148 Laut. 82 sq. 110. T. R. 3, 201. 255. 4, 318. 320. 337 ff. C. 3, 232. 235 sq.

400 [1]) Br. 5, 110. Laut. 160. 194. T. R. 4, 321. 209 f. 3, 201. C. 3, 91 sqq. 1, 143. 156 sq. — Bk. 331 ff. C. R. 3, 775 sqq. 795 sqq. Br. 5, 211 ff. — Bk. 336. Br. 6, 235 ff. E. A. 65, 95 ff. C. R. 3, 230 sqq. Seck. 3, 228 sq. — E. A. 63, 396 ff. C. R. 3, 1155. R. M. 3, 4, 169. Br. 5, 322 f. — C. R. 3, 1076.

401 [1]) Br. 5, 104. T. R. 4, 357. C. 1, 359. — Br. 5, 113. 116 ff. 129. — Br. 5, 159 ff. 6, 223 ff. (5, 247 ff. gehört in die Zeit der Packschen Händel). T. R. 4, 458 ff. C. 1, 363 sqq.

403 [1]) Br. 5, 167 ff. 170. 172. C. R. 3, 640 sqq. T. R. 2, 237. 4, 179. 358 ff. 442. 2, 238 f. C. 1, 75 sqq. 314. 3, 98 sq. Zur Königin Maria auch C. 1, 388.

408 [1]) E. A. 25, 219 ff. Br. 5, 172 f. T. R. 4, 322. 324. C. 1, 182. 92 sq.

410 [1]) Br. 5, 33. 87 ff. 121 T. R. 4, 357. Laut. 42 sq. C. 3, 92. 2, 158 (wornach T. R. 1, 257 zu corrigiren ist). — Palladius: Lib. Dec. 31. Val. Bav. 1, 725 sqq. Op. 4, 315 sqq. Stud. und Krit. 1871 S. 52 ff.

[2]) Br. 4, 178 C. R. 3, 705 Bk. 358 f. 383 Seid. Br. 65 f. Br. 5, 640. Bk. 443 C. R. 4, 567.

[3]) C. R. 3, 224 sqq. 296. 298. Br. 5, 7. 14. Spal. Ann. 313 ff. Seck. 3, 168 sq.

412 [1]) Br. 4, 363 ff. 391 ff. C. 1, 306. 206. T. R. 4, 176. Br. 5, 22. 233 ff. 307. Laut. 18. — Br. 4, 524. 579. C. 1, 64 sq. (darnach T. R. 2, 232 f. zu corrigiren). Bk. 259. 285 f. 289 ff. Br. 6, 187 ff. 444 f. C. 1, 308 T. R. 4, 176. Br. 5, 188 T. R. 4, 271.

[2]) Seck. 3, 182. Br. 4, 579. 5, 127. 259 f. 6, 291. C. R. 3, 629.

413 [1]) Seid. Br. 41. 47. Br. 3, 529. 4, 549. 5, 181. Bk. 314 ff.

417 [1]) Zu den Vorgängen S. 413 ff.: Seidem. Beitr.; Seidem. Jakob Schenk. — Bk. 107 (zum Datum: oben Anm. 1 zu S. 118). Seid. Br. 49 ff. C. 3, 290 sqq. T. R. 3, 311 ff. — Rz. 67 f. C. 1, 320 sq. T. R. 2, 202 f. — Laut. 15. 44. 83. 101 f. 107 f. 171. 186. 190. f. 194 Br. 6, 205. 214. C. R. 3, 619 sqq. Seck. 3, 208 sqq. — T. R. 4, 19 C. 1, 323 sq. 330 — Laut. 167. C. 1, 326. 328 sq. 333 sqq. T. R. 4, 188 f. 2, 239. Br. 5, 191. — Seck. 3, 218 Lk 252 ff. C. 1, 337 T. R. 4, 192 E. A. 17, 119 ff. (Predigt in Leipzig 1539). — Seck. 3, 215. 219 sqq. Bk. 324 f. C. R. 3, 729 sqq. Br. 5, 191 f. Seid. Br. 52 ff. C. 1, 330. Br. 5, 197 f. 202 ff. 229. 271. 296. — R. M. 10, 1, 9 (Reformationsschrift des Meißner Bischofs).

Seite

423 [1]) Luther und Erzbischof Albrecht: Br. 4, 252. E. A. 25, 103. C. R. 2, 493. 495. 611 sqq. 625 sqq. C. 3, 297. Br. 4, 503. 528. 531. 579. 627. — Br. 6, 439 ff. 4, 614 ff. 676 ff. (676 vor dem 12. Januar geschrieben, vgl. C. R. 3, 42). 6, 166 f. 171. 264 ff. 5, 21. E. A. 32, 15. C. 3, 307. Br. 5, 34 ff. 100. Laut. 31. 95. C. 1, 387 Br. 5, 119. T. R. 3, 306. Ueber Schönitz ferner: Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises 1, 970. 2, 850. Bk. 496. Luthers Schrift: E. A. 32, 14 ff. Laut. 15. 134. 191. Seck. 3, 251. — Luther und Lemnius: Strobel 3, 1, 1 ff. 1, 2, 111 f. (ungenügend und theilweise unrichtig Lessing, Werke, herausg. v. Lachmann, Bd. 3 S. 280 ff.). T. R. 3, 275 ff. 545. C. 1, 155 sq. Br. 6, 198 ff. E. A. 64, 322 ff. C. 2, 14 sq. Laut. 139 (Luthers Disticha vom 30. September sind nicht in Lemnius Distichen, welche nach C. R. 3, 593 eben damals verbreitet worden waren, beantwortet, sondern selbst eine Antwort auf diese). C. 1, 432. T. R. 3, 277.

[2]) Seck. 3, 142. C. 2, 281 Lib. Dec. 31. sqq.

425 [1]) Op. ex. 1 sqq. Mth. XI Br. 5, 171 Laut. 88. — Zu Luthers Exegese und Verhältniß zu den Rabbinen: Br. 5, 90 ff. Op. ex. 2, 36 sqq. 4, 34 sqq. E. A. 32, 357. Laut. 47 C. 1, 61. 263. Siegfried, in Merx Archiv für wissenschaftl. Erforschung des A. Test. B. 1, 428 ff. 2, 39 ff.

[2]) Jen. 4, 292[b] sqq. Br. 5, 143. Mth. XII. C. 3, 123. 1, 172. T. R. 2, 393. — Zu prandium und coena: C. R. 10, 775 sq.

426 [1]) Op. 7, 373 sqq.

[2]) E. A. 39, 61 ff. 1 ff.

[3]) E. A. 49. 50. — E. A. 18, 1 ff.

427 [1]) E. A. 44. 45. — E. A. 45, 290 ff. 47, 226.

[2]) E. A. 40, 38 ff. Bk. 311.

428 [1]) Br. 4, 654 Bk. 242. Weiteres oben S. 575.

429 [1]) E. A. 63, 327 ff. Br. 5, 70. Laut. 49. 137 sq. E. A. 1, 1 ff. 63, 401 ff. C. 2, 215. Jen. 4, 293.

431 [1]) E. A. 31, 416 ff. 32, 156. Br. 5, 104. Op. ex. 3, 227. 4, 46 sqq. 10, 31. C. 1, 453 sqq. 456 T. R. 4, 609 ff. 614. 628. Mth. XIV. Br. 5, 79. 180 (statt „contenti ut" ist nach einer Abschrift der Rhediger. Bibl. zu lesen: „contempti et").

432 [1]) C. 1, 412. T. R. 1, 274. E. A. 23, 282 ff. C. R. 3, 868. Vgl. weiter v. J. 1543: Br. 6, 346 ff.

433 [1]) E. A. 63, 353 ff. Laut. 179 sq.

[2]) Br. 4, 681 (v. J. 1535, vgl. Br. 6, 542). Mth. XII. T. R. 4, 153 f. Br. 4, 515. 6, 250. Oben S. 398 f. (Markolf). — E. A. 64, 177. Op. ex. 12, 171. 20, 137. E. A. 21, 204.

434 [1]) Eine von Luthers Hand geschriebene Sammlung von Sprichwörtern, 34 Seiten in klein Oktav mit 15—16 Zeilen auf jeder Seite, — vererbt in der Familie Lingke, — ist i. Jahre 1862 durch die Schletterische Buchhandlung in Breslau zum Verkauf ausgeboten und dann an die Buchhandlung Leighton, Bell & Comp. in Cambridge verkauft worden. Ich habe sie selbst eingesehen. Ueber ihr weiteres Schicksal bedaure ich Nichts zu wissen. — Eric. 213. C. 1, 423. Mth. XII. T. R. 4, 703 ff. Laut. 205 sq. Br. 6, 432. 331 f. E. A. 52, 397 f.

[2]) Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta per quendam antiquitatis studiosum Vitemb. 1537. W. W. 14, 1284 ff. Von gelehrten Bemerkungen vgl. z. B. die über ein „y pythagoricum" oder

Seite

„u Hollandicum"; von verkehrten Ableitungen: Marſchall aus Mehrer u. Stallherr. Einzelnes, womit Luther übereinſtimmte, was ihm aber nicht eigenthümlich war, kann die Abfaſſung durch ihn nicht beweiſen; ſo: Zuſammenſtellung von „Hort" mit hart (Hort-Fels), Ableitung von „Germani" aus Hermann, die Berufung auf Cäſar für „Lutherius" = Lotharius oder Ludher, ebenſo wie bei Luther Op. ex 10, 89, wo aber Luther eben jenes Namenbüchlein benützt haben wird (vgl. oben B. 1 S. 776, Anm. 2 zu S. 21).

435 [1]) Mth. XIII. — T. R. 4, 599. C. 2, 177. Op. ex. 20, 48. 11, 121. 125. 4, 55. T. R. 4, 539. — Br. 5, 75 f. — Martial. Epigr. L. X., 47. Op. ex. 17, 265 sq. (Val. Bav. 1, 553. Eric. 233b. Ftgſ. Smml. 1731 S. 168; v. J. 1545: Seidem., Ztſchr. f. h. Th. 1874 S. 120). Strobel 1, 113 f.

[2]) E. A. 64, 315. C. R. 2, 306 sq. T. R. 4, 254.

436 [1]) Laut. 182. 188. C. 1, 93 sq. T. R. 4, 250. — C. R. 3, 774. 802. 825. 840. Br. 5, 218 Bk. 333. — E. A. 64, 313 ff. 47, 78 ff. C. 1, 102.

437 [1]) E. A. 23, 1 ff.

[2]) Laut. 42, 168.

438 [1]) Ueber Metzſch: oben S. 161. Bk. 192. T. R. 4, 37 C. 2, 354. 3, 168 (mit Mummenſchanze iſt auch Bk. 325 ein Spiel gemeint, vgl. das Spiel oben S. 498). C. R. 10, 559 (Grabſchrift für ein Töchterlein von Metzſch, 1538, wornach dieſer alſo ſchon längere Zeit verheirathet war). Laut. 153. 167. Br. 6, 213. C. 1, 26 sq. T. R. 2, 350 ff. Laut. 175 Br. 5, 158. Weiteres über Metzſch: Rz. 157, Seidem., Ztſchr. f. h. Th. 1860 S. 429 Anm.

[2]) Laut. 153 C. 1, 28 sq. T. R. 2, 351.

439 [1]) C. 1, 291 sq. 30 sq. cfr. 3, 32. T. R. 2, 300. 352 ff.

[2]) Br. 2, 25 Laut. 121. C. 1, 421. 2, 368.

440 [1]) Br. 5, 173. 8 f. 25.

441 [1]) Richter, Geſch. d. evang. Kirchenverfaſſung S. 82 ff. Bk. 313. Seck. 3, 219. Br. 5, 329 (wohl v. J. 1539). C. 2, 374 sqq. T. R. 4, 84.

[2]) Bk. 494 f. 192 f. — C. 2, 163. T. R. 1, 264 Br. 5, 174 ff. C. 1, 414. 2, 181. C. R. 3, 802.

[3]) Br. 4, 408. 464 (C. R. 2, 616). 500. 447. 538. 5, 119.

443 [1]) Burkhardt, der hiſtor. Hans Kohlhaſe u. ſ. w. 1864. Br. 4, 567 ff. Bk. 225. Laut. 159. C. 1, 417. Br. 5, 158. 170 f. C. 1, 298. Bk. 328. Br. 5, 272.

447 [1]) Zum Handel mit Cordatus: Rz. 82. C. R. 3, 341. 159. 162. 179 sqq. 185. 193. 206 sq. 341 sqq. 350. 353 sqq. 375. 383. 385. 634. 13, 674. Br. 5, 65. 4, 654. 5, 50. 220. 14ter Jahresbericht des altmärk. Geſchichtsvereins S. 69 ff.

449 [1]) C. R. 3, 396. 405 sqq. 410. 420. 428. — Bk. 286 f. C. R. 3, 365 sqq. (das Datum v. 5. Mai iſt zu früh). 427 f. 416. 420. 429 (die Artikel Melanchthons p. 430 beziehen ſich nicht auf Cordatus, ſondern auf Verhandlungen mit den Katholiken). — Seidem., J. Schenk.

[2]) C. R. 3, 593 sqq. 602. 634. Op. ex. 19, 49.

450 [1]) C. R. 3, 488. 503. 514 sq.; oben S. 567; Cruciger an Dietrich v. Grünbonnerſtag 1538, Hummel, epist. hist. ecclesiast. etc. semicent. altera p. 49 sqq.

451 [1]) Br. 5, 105 C. R. 5, 406 (unmöglich kann hier der „quidam alius" Agricola ſein). — Ueber Sabinus: Muther, aus dem Univ.- u. Gelehrtenleben ꝛc. S. 334 ff. — Sadolet C. R. 3, 379 sqq. 488 C. 3, 201. — C. R. 3, 398 (ἡ διδάσκαλα kann hier nur die Frau Luthers ſein, der häufig ὁ διδάσκαλος genannt wird; nicht auf ſie aber kann dann die entgegenſtehende γυναικοτυραννίς

Seite

zielen, sondern nur auf Melanchthons Frau; meiner Auffassung hat Seidemann brieflich beigestimmt).

452 [1]) Laut. 7. T. R. 2, 439 Mth. XII. — C. R. 3, 37. 39. — C. 1, 273.
[2]) 220. 3, 201 sq.

453 [1]) C. R. 3, 827.

463 [1]) Zu Agricola: Urkunden bei Förstem. N. Urkundenb. 291 ff. Op. 4, 420 sqq. Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 619. Bk. 268. 366. 467. Br. 5, 64. 69 f. 147 ff. 158. 166. 277 f. 6, 246 ff. 5, 286. 306. 320. 383. 426. 629. 734 f. (dazu C. R. 5, 697). E. A. 14, 178 ff. 13, 153 ff. 32, 1 ff. 64 ff. 25, 323 f. Op. ex. 4, 227 sqq. 247 sqq. 251. Laut. 22. 70. 109. 114. 120. 138. 143. 182. C. 1, 269. 3, 318. 2, 72 sq. 76. 3, 321. 2, 63. T. R. 3, 382. 375. 396. 364. 377. 366 f. 399. C. R. 3, 386. 397. 411. 420. 427. 391. 452. 454. 461. 482 sq. 513. 1035 sqq. 1080. 1097. 1106. Rz. 96 ff. Mth. XI. Kordes, J. Agricolas Schriften S. 222 ff. — Ueber Ham: Br. 5, 170. C. 2, 71. T. R. 3, 377. Kordes 304. — Henner: C. 2, 73 Kordes 308. — Saalfeld: Br. 5, 165. 170. 173. 183. C. 2, 72, 77. — Schenk: Seidem., J. Schenk. C. R. 3, 448. 452. 454. 495. 867 sq. 4, 907. Bk. 282 ff. 301. 304. 327 f. (nicht v. J. 1534, sondern 1539, vgl. C. R. 3, 867 sq.) Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 619 f. Br. 5, 94 f. 205. 629. 725. 734. Laut. 5. 8. 44. 90. 109. 120. 129. 143. 145. 148 sq. 156. C. 2, 60 sqq. 65. 3, 318. 2, 71. 77. 3, 200 T. R. 3, 370. 376. 369. 359.
[2]) Laut. 91. C. 3, 320. T. R. 3, 398. Br. 5, 153. 155.

466 [1]) Op. 4, 366. sqq. Br. 3, 311. T. R. 4, 514 f. C. 2, 13. — C. R. 3, 366 C. 2, 360 sq. 2, 12 sq. 3, 34. 1, 291 sq. T. R. 2, 258. 302. 3, 320. 4, 528. 531 ff. E. A. 25, 367 f. Muther a. a. O. 205 ff.

467 [1]) Mth. XI.

468 [1]) T. R. 2, 391 C. 3, 122. E. A. 26, 47.

473 [1]) Br. 6, 79 — C. R. 3, 849 sqq. Bk. 337 f. Br. 6, 238 ff. (5, 236 ff.) Ztschr. f. h. Th. 1852 S. 263 ff. Rommel, Gesch. v. Hessen 3, 226 f. 4, 230 ff. Hassencamp, hess. Kirchengesch. 1, 459 ff. Seck. 3, 278. — T. R. 4, 153 ff.

474 [1]) Mth. XII. Plato: Br. 6, 328. Besold: Mscr. Thomas. Einleitung in T. R. Bd. 4, C. Vol. I. und in Laut. Ferner Reden bei Val. Bav., Eric., auch in verschiedenen Gothaer Codices. — Matheſius verläßt Wittenberg im April 1542: T. R. 4, 444. C. R. 4, 803.

475 [1]) C. 3, 163. Br. 4, 436. 574. 5, 129. 163.

477 [1]) T. R. 1, 178. 4, 64. 1, 198 ff. 211. 181. 194. 205 ff. 202. 4, 76. C. 2, 353. 357. 1. 249 sq. 258. 290. C. 2, 19. 368. 3, 64. 164. 1, 253. Laut. 137 sq. 114 E. A. 3, 65 f.

478 [1]) Schnell: Br. 6, 269. 694. Groß: Br. 5, 350. C. R. 3, 641. 1033. Rudtfeld: Seidem., Ztschr. f. h. Th. 1860. S. 546.
[2]) Alb. 149. Br. 5, 46. (Seidem. a. a. O. 559) Mth. VIII. — C. R. 10, 555. C. 1, 291. — Baccalaureus: Matrikel der Wittenb. Facultät (in Halle befindlich). — Br. 5, 492. Bei jenem Zorn Luthers that Hans nach C. 1, 253 schriftlich Abitte, war also nicht in Wittenberg. Ueber ihn und seine Geschwister ferner: Seidem. a. a. O.; Nobbe, Stammbaum der Familie Luthers.

479 [1]) oben S. 212. 390. Br. 6, 327. 5, 58. T. R. 3, 153. C. 3, 216. (not. 88). T. R. 4, 64. C. 2, 357.

Seite

480 [1]) Laut. 2. 141. 165 Anm. C. 2, 363. 3, 167. T. R. 3, 359. Br. 5, 303. Krumhaar, Grafsch. Mansfeld 198 f. Hans Schützmeister: Bk. 415. — Lene: C. 3, 167. T. R. 3, 147. Br. 6, 159. Laut. 164. 176. 179. 182. C. 2, 334 sqq. T. R. 4, 54 ff. Br. 6, 217. 5, 744. 763. T. R. 3, 147. Zwei Briefe v. Berndt an Heß in d. Rhediger Briefsammlung zu Breslau; über Berndt ferner: Meine Biogr. des Heß, Zeitschr. d. schles. Gesch.-Vereins, B. 6 S. 248 f. Zu Berndts Tod: W. W. 21, 339.

[2]) Laut. 141. C. 2, 301. Alb. 174. C. 1, 256. T. R. 1, 205. Br. 6, 123. 151. 4, 132. T. R. 2, 377. Seidem. a. a. O. 493 f. Br. 4, 667. — Neobolus (nicht Neobulus), eigtl. Neuheler, inscrib. 1532 Alb. 145 als Lautenburgensis (wohl Lauterburg im Elsaß); vgl. Baum, Capito ꝛc. S. 516 und Ztschr. f. h. Th. 1861 S. 610, wo jedoch der Sohn des Neobolus offenbar zu viel Aufhebens von seines Vaters Stellung bei Luther macht (Seidem., Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 129); Neobolus auch R. M. 2, 1, 85. 105. — Wolfgang Angst Schiefer: Seidem., sächs. K.- u. Schulbl. 1873 S. 86; Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 569; Jak. Schenk S. 44. C. R. 3, 1094 Mth. XI.

484 [1]) Luther u. seine Frau: C. 2, 338. 1, 253. Laut. 156. Br. 6, 185. 5, 452. — C. R. 3, 398. 5, 314. (fax domestica — beim Streit über die geheimen Verlöbnisse, mit Bezug auf Beier oben S. 559). 495. 410. 3, 37. 39. Mscr. Thomas. (Dietrich 3. Dez. 1534; Besold 2. Apr. 1542. 7. Mai 1543. Weihnachten 1543). Seck. 3, 121. Hofmann, Kath. v. Bora S. 92. R. M. 8, 1, 1 ff. C. R. 3, 518 sqq. 594. — Br. 6, 93. T. R. 4, 48. C. 2, 343 sq. T. R. 4, 78. 40. 73. 75. Br. 5, 423. E. A. 64, 113. C. 2, 354. T. R. 4, 37. 2, 191. — C. 2, 353. 299. 338. T. R. 4, 49. Op. 6, 282 sqq. Br. 4, 553. — Br. 4, 645. 649. Laut. 62. T. R. 1, 20. C. 3, 177.

486 [1]) Seidem., Luthers Grundbesitz. Ztschr. f. h. Th. 1860. Br. 5, 423. Laut. 164 f. C. 3, 157 sq. Br. 6, 150 f. E. A. 65, 218. — Bk. 246. Br. 6, 304. 5, 449. C. 3, 159. T. R. 4, 272. Br. 5, 228. 401. Bk. 499. 494 f. C. 2, 331. T. R. 4, 474 f. Jäger, Carlstadt, 486 f. Laut. 205 f. — Br. 2, 369. — Br. 5, 448 ff. T. R. 1, 123. 179. Br. 4, 575. 507. 299. — C. 1, 427. Br. 5, 423. 570.

487 [1]) Bk. 357. Br. 6, 153 f. E. E. 64, 346. Br. 5, 787. T. R. 4, 695. — Bk. 201. 494. Br. 6, 101. 4, 484. 596 f. 5. 228. 404 f. 422. Eber. Calend. Ed. 1573, p. 206.

[2]) Br. 4, 342. Bk. 204.

[3]) Laut. 50. T. R. 3, 127 f.

489 [1]) Luthers Oekonomie: Br. 4, 645. 667 f. 5, 299. 313. Bk. 319. Br. 3, 417. T. R. 1, 258. C. 2, 159. 3, 156. — Br. 5, 162. 637. 358 f. 6, 323 ff. — T. R. 4, 62. 1, 179 f. C. 2, 340. 3, 200. 157. Br. 6, 304. — Laut. 5. C. 3, 69 sq. 186. 2, 159. Mth. XII. C. 2, 340. 282. T. R. 1, 210. 212. Br. 5, 24. 6, 226. 5, 448 ff. Für die „armen Pfarrherrn u. Kirchendiener" wünschte Luther Freiheit von der Kirchensteuer Br. 5, 406. 6, 288.

[2]) C. 3, 167. Br. 5, 126.

[3]) Laut. 44 f. 82. 96. T. R. 4, 300 f. C. 1, 89 sq.

491 [1]) Lebensweise: Br. 5, 544. Mel. — Laut. 2. C. 2, 107 sq. 1, 348. Rz. 61 f. (vgl. oben Anm. 3 zu S. 169) Br. 4, 494. — Laut. 6. 24. 35. 51 f. C. 1, 95 sqq. 3, 185 sqq. T. R. 4, 271. Op. ex. 9, 295. — Br. 4, 553. C. 3, 68. 1, 414. 3, 199 sq. 325 Br. 4, 669. 5, 108 (C. R. 4, 1050). 4, 213. 621. 629. Mth. XII. Keil, L's. merkwürd. Lebensumstände 3, 155 ff. — Br. 4, 413 f. 644. 3, 217. — Das bekannte

Seite

Wort „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" findet sich nirgends weder in Luthers Schriften, noch in den alten Aufzeichnungen u. schriftlichen Ueberlieferungen über ihn (vgl. Hofmann a. a. O. S. 143). Es scheint sich erst durch J. H. Voß verbreitet zu haben, der es als Wort Luthers in seinen Musenalmanach aufnahm, während ihm der Senior Herrenschmidt vorwarf, er habe es Luthern aus Muthwillen unterschoben (Herbst, J. H. Voß B. 1 S. 192; vgl. Voß' Brief vom 10. oder vielmehr, wie Herbst nach dem Original berichtigt, vom 27. Januar 1777 in „Briefe von J. H. Voß" B. 1 S. 320). Woher es Voß hatte, konnte ich nicht ermitteln. — Wie Lang, Luther S. 298, dazu kommt, Luther in einem „Schwarzen Bären" zu Wittenberg Einbecker Bier trinken zu lassen, weiß ich nicht.

²) T. R. 4, 658. 664. E. A. 34, 64 ff. Laut. 111. C. 2, 216. T. R. 4, 594.

494 ¹) Oben S. 166. C. 2, 131. 3, 61. Bk. 357. Br. 5, 127. 105. Laut. 108. T. R. 3, 51. 4, 252 f. Laut. 54. 142. C. 3, 176. Br. 4, 272. — C. 2, 57. 3, 128. T. R. 1, 124. 114. Laut. 128; C. 3, 68 sq. T. R. 1, 185; Laut. 195. T. R. 1, 179. 309 f. 182 ff.; C. 3, 65. 67; T. R. 1, 187 f. C. 3, 77; Laut. 167 f. C. 3, 57. 67. T. R. 1, 183. 180. 123; Laut. 132 f. 167 f. C. 3, 56 sq.; C. 2, 130 sq.; Br. 5, 726. T. R. 4, 289 ff. C. 1, 213 Mth. a. a. O.

496 ¹) Br. 4, 180 ff. 362. 586. T. R. 4, 381. 564 ff. 2, 115. 191. Laut. 111. Mth. XII. XIII. XVII. VIII. Rz. 59. Kade, Ein feste Burg u. s. w., der neu aufgefundene Luthercodex v. J. 1530 (S. 14. 16. 27). E. A. 56, 295 f. (Wackernagel, deutsches Kirchenlied 3, 29). Senfel: Br. 6, 128 f. Ztschr. f. h. Th. 1874 S. 565 (Dietrich 27. April 1533: Senfelius promisit Luthero cantionem Missa). T. R. 4, 565. C. 2, 146.

497 ¹) Br. 5, 75. — T. R. 4, 592 f. 600. Laut. 89. 182. Br. 5. 553 f.

²) T. R. 1, 137. 311. C. 3, 46. — T. R. 4, 42. Br. 3, 307. 311 T. R. 4. 605. 594.

498 ¹) T. R. 4, 595. Rz. 60. Mth. XVII (zum Spiel der Maskirten vgl. oben S. 438 u. die Anm. dazu über „Mummenschanze", d. h. eben Spiel Maskirter). Laut. 44. — Tanzen: E. 11, 41 ff. 34, 36 f. Br. 6, 435 (= C. R. 20, 578 sq.: von Luther oder von Melanchthon?). Ueber das Kreisen beim Tanz: Hummel, epistolar. semicentur. altera p. 73 (Möller, Osiander S. 343 f.), wornach bei der Hochzeitsfeier von Osianders Tochter u. Andreas Aurifaber die Tanzbestimmung galt: „si quis se in gyrum vertit, pecunia multatur". Von Melanchthon erzählt Besold 10. Dez. 1541 (Mscr. Thomas.): „cum (bei Melchior Klings Hochzeit) ducturi essent choreas in curia, audieram adfuturum Philippum, ut compesceret turbam scholasticorum, et solere ipsum interdum saltare".

²) Laut. 81. 91. C. 2, 16. T. R. 4, 547 f. Mth. XVII. Darstellung einer Deposition: Daheim-Kalender 1875 S. 115 f.

501 ¹) Mth. XII. XIII. XVII. Rz. a. a. O. — T. R. 3, 369 ff. C. 3, 108 sqq. — T. R. 4, 662 ff. 670. C. 1, 380. — T. R. 2, 218. 4, 694 f. 703 ff. — Laut. 175 T. R. 1, 184 Laut. 184 Mth. XII. — C. R. 11, 726 sqq. — Zu den Tischreden auch: Br. 5, 396.

503 ¹) R. M. 3, 4, 164 f. Mth. XII. XVII. C. 1, 308. T. R. 4, 176 (vgl. C. 2, 346. Br. 5, 755, nach 6, 463 an Johann von Anhalt v. 9. August 1537. Br. 6, 187. 5, 102). — Br. 5, 627. 4, 34. C. 3, 179 sq. — Op. ex. 4, 46. C. 1. 191. — Laut. 67. 108. — Mth. VII. — C. 3, 203.

Seite

506 [1]) T. R. 2, 173. 178. 191. C. 1, 56. 59. 3, 52 sqq. — T. R. 2, 235. 242 ff. 251 f. 254; C. 2, 294. Br. 5, 276. E. A. 43, 178. Op. ex. 20, 28 sq. C. R. 11, 731. Mth. XII. Rz. 139 f. — Laut. 73. Seid., Br. 82 f. T. R. 1, 314 ff. E. A. 20, 166 f. Weiteres über Luthers Auffassung von Gott Christus u. s. w. in L. Th.

[2]) T. R. 3. 116. 125. 38 f. Laut. 26 f. Br. 5, 12. C. 3, 204 sq.

507 [1]) Oben S. 150. T. R. 4, 573 ff. C. 2, 149 sqq. — T. R. 4, 304. Br. 5, 725. 734 (über das Goldmachen vgl. auch E. A. 47, 153). — Op. ex. 22, 94. T. R. 1, 400.

508 [1]) Alber, wider die verruchte Lehre der Carlstadter, Bog. t (über Alber: Alb. 95 Herz. Enc. 19, 33 f.).

509 [1]) C. R. 3, 557. Laut. 96 f. C. 1, 248. T. R. 1, 192 f. — Laut. 102 ff. 108 Br. 4, 68. — Laut. 151. Br. 5, 22. 6, 302 Laut. 153. 158. C. R. 3, 607 (nach Laut. 158 vom 8. Nov. zu datiren). Br. 5, 136. 139. — C. 3. 181. 184 sq.

513 [1]) Bk. 338 C. R. 3, 869. Br. 5, 256 ff. (dazu Verhandlungen der Wittenberger mit den Nürnberger Theologen Mel. Suppl. 136 sqq. Br. 5, 260 ff. C. R. 3, 958 sqq. Bk. 348). Bk. 342. 347. Br. 5, 269 ff.

514 [1]) Bk. 352 f. Br. 6, 258. 262 ff. Laut. 196 ff. C. R. 3, 1041 sqq. 1046 sqq. Ztschr. f. h. Th. 1852 S. 274. Mel. Suppl. 141.

516 [1]) Seid. Br. 57 f. (Br. 5, 282). Br. 5, 293 f. C. R. 3. 1045 sq. Rz. 102 ff. T. R. 2, 230. Br. 5, 297. Bk. 356 ff. C. R. 3, 1045. 1060 sq. 1077. 1081.

518 [1]) C. R. 3, 1051 sq. Br. 5. 298 ff. 6, 267. 269 f. Bk. 498 f. Rommel, Hess. Geschichte, Anmerkungen S. 214. Br. 6, 272 ff. Seck. 3, 280 sq. Br. 5, 299.

520 [1]) Seck. a. a. O. Hassencamp, Hess. Kirchengesch. 1, 484 ff. Br. 5, 426. Bk. 407. Br. 6, 296. 313. C. R. 4, 709. 767. sqq. 797. 5. 74 sqq. E. A. 65, 206 ff. Laut. 198 C. 1, 310 sqq. T. R. 4, 180 ff. Ueber Leningus u. den Landgrafen vgl. auch Bullinger, Mel. Suppl. 194 sqq.

521 [1]) Luthers Correspondenz nach der Zeitfolge, in welcher er die Briefe schrieb u. empfing: Br. 5, 314 C. R. 3, 1129. 1131. 1136. Br. 6, 278 C. R. 1141. 1154. Br. 5, 315. C. R. 1183 sqq. („erhebliche Artikel" = quae obtineri possunt, Br. 6, 282). Br. 5, 321 ff. C. R. 1187. 1227. 1257 Br. 5, 327. — Edikt: Spal. Ann. 493 ff. Br. 5, 322. 6, 281. C. R. 3, 1187.

524 [1]) das sogenannte Regensburger Buch: C. R. 4, 190 sqq. Hergang, Religionsgespräch zu Regensburg (die historischen Bemerkungen sind hier theilweise unrichtig). — Gropper: Brieger, Art. Gropper in Ersch u. Grubers Encyklopädie. — C. R. 4, 92 sqq. Br. 6, 280 ff. — C. R. 4. 118. 89. 116. – Br. 5, 335. — C. R. 4, 128. 131. 148.

[2]) Br. 5, 323. 330. 336. 342. 348. 359. 374. T. R. 3, 170.

526 [1]) Luthers Correspondenz nach der Zeitfolge des Schreibens u. Empfangens: Br. 5, 336 ff. C. R. 4, 142. 148. Br. 5, 341. C. R. 167 (vgl. Bk. 376). Br. 5, 343. C. R. 169. Br. 5, 345. C. R. 182. Br. 5, 350 ff. (Bk. 379). C. R. 238. Br. 5, 332 ff. (hieher, u. zwar wohl auf den 6. Mai, ist dieser Brief zu setzen, — keinesfalls schon auf den 16. März; jenes Buch S. 333 übergab der Kaiser den Collocutoren am 27. April). — Richtige Bestimmung der Tage des Colloquiums: Brieger, de formulae concordiae Ratisbon. origine et indole (Halle 1870) p. 15.

528 [1]) Einigungsformel: C. R. 4, 198 sqq. (C. R. 10, 112 sq. fälschlich als Ausführung Melanchthons selbst noch einmal abgedruckt). Ueber Contarini u. sein

Seite

Verhältniß zu ihr: Brieger, Gasp. Contarini (Gotha 1870), u. in den Stud. u. Krit. 1872 S. 87 ff.

529 [1]) Bk. 380 ff. Br. 5, 353 ff. C. R. 4, 254. 257 sqq. 284 sq.

530 [1]) C. R. 4, 302. 304.

[2]) Br. 5. 362 ff. 6, 464. C. R. 4, 411.

533 [1]) C. R. 4, 342 sqq. Br. 5, 363 f.

535 [1]) C. R. 4, 379. 385. Br. 5, 364 f. C. R. 4, 395 sqq. W. W. 17, 846 ff. Bk. 385 ff. C. R. 400. Br. 5, 371. 366 ff.

536 [1]) Br. 5, 369. 373 ff. 388.

537 [1]) Br. 5, 371. C. R. 4, 381.

[2]) C. R. 4, 509 sqq. 526 sqq. Ueber den Papst u. Contarini: Ranke u. Brieger a. a. O.

538 [1]) Br. 5, 387.

539 [1]) Br. 5, 347. 6, 353 f. 5, 694. Bk. 423. — Br. 5, 395 f. 6, 304. 5, 518.

540 [1]) Br. 5, 490. Seck. 3, 372. Br. 6, 321 ff. 5, 504 ff. 725. 6, 388.

546 [1]) Janſen, J. Pflug, N. M. 10, 1, 108 ff. 2, 1 ff. Seck. 3, 387 sqq. Bk. 367 f. Ranke 4, 194. Br. 5, 330 f. C. R. 4. 684 sqq. 697 sqq. Br. 6, 289. 298 ff. N. M. 2, 2, 155 ff. E. A. 26, 76 ff. Br. 5, 434. 451: Beſold 11. April 1542 Mscr. Thomas.: Luthers Buch verſendet. — Jene Sätze Cyprians vgl. neuerdings beim altkatholiſchen Biſchof Reinkens, Lehre des h. Cyprian v. d. Einheit der Kirche 1873.

549 [1]) Hortleder, v. d. Urſachen des deutſchen Kriegs Th. 1 B. 4. Br. 5, 209. 271 ff. 309. 379. 415. 6, 570. C. R. 3, 1093. 4, 144. Hortleder a. a. O. Kap. 26. Bk. 363. — Hortleder a. a. O. Kap. 16 (§. 4). W. W. 17, 1548 ff. (1553). — E. A. 26, 1 ff. Br. 6, 281. 342 C. R. 4, 112. 1. — E. A. 63, 365 ff. — Br. 5, 484. 493 ff. 557 f. Bk. 433. — Ueber Herzog Heinrich: C. 1, 314 sqq.

550 [1]) Br. 5, 508 f. C. R. 3, 892 sqq. Zum Ueberfall der Evangeliſchen in Gorze durch den Herzog von Guiſe 25. März 1543: Br. 5, 558.

551 [1]) Br. 5, 441. 557. 585. 629. C. R. 5, 112. — Br. 5, 557. 580. C. R. 5, 92. 103. Seck. 3, 40. 513. Spiegel, Herm. Bonnus Lpz. 1864.

[2]) Br. 5, 629. 657 f. C. 2, 283. Val. Bav. 2, 570. Br. 6, 367.

[3]) Br. 5, 588. C. R. 5, 170 sqq. Bk. 461.

552 [1]) Seck. 3, 401 sq. Br. 5, 564 ff. 695 ff. C. R. 5, 66.

553 [1]) Br. 6, 287. Bk. 392 ff. E. A. 32, 74 ff. Wackernagel, L's. geiſtliche Lieder S. 70. 167 ff. (vgl. Br. 5, 546). Br. 5, 404. 433. 440. 471. (C. R. 4, 817. 821.) 470. 534. 544 ff.

[2]) Br. 5, 629 f. 643.

554 [1]) Br. 5, 638. 645. 634. W. W. 17, 1198 ff. 1253 ff.

558 [1]) Br. 5, 413. 454 ff. 465. 6, 304 ff. 311 ff. Hummel, epistol. semicent. altera p. 31 sqq. (Bericht Beſolds). Val. Bav. 2, 932 sq. Bk. 410. T. R. 4, 444 ff. C. 2, 199 sqq. — Br. 5, 479. 493. 668; — 468. 550 f. 596. 598. 602.

[2]) Br. 5, 425 f. 430 ff. 510. 532. 555. 675 (Seid. Br. 70 f.) 712. C. R. 5, 42.

[3]) Bk. 421. Br. 5, 534. — Br. 6, 623 f. 632. 666. C. R. 5, 320. 322.

560 [1]) T. R. 4, 491 ff. 500 ff. Val. Bav. 2, 752 sq. (Tzl. 1, 146 ff.). Br. 5, 615 ff. Bk. 453 Anm. (nach der Aeußerung Crucigers C. R. 5, 314, vgl. oben Anm. zu S. 484, war die Sache Beiers „nicht die beſte", u. mit Bezug auf ſie ſcheint Luthers Frau das Feuer bei Luther geſchürt zu haben). T. R. 4, 96. (Fabian Kaufmann hat ſich laut eines Briefs Beſolds, geſchrieben nach Weihnachten 1543, im Mscr. Thomas., mit einer Jungfrau, für welche Luthers

Seite

Frau sich besonders interessirte, vermählt: etwa mit Anna Schützmeister, vgl. oben S. 479?) C. R. 5, 286 sqq. 293. 313. Muther a. a. O. 221. 442. Br. 5, 618 ff. 669. 676. 701. Bk. 453 ff. Br. 5, 715 ff. Muther 446 ff. Br. 5, 721 (dazu Bk. 453 Anm.). 626. — Schon im Frühjahr 1543 hatte laut eines Briefs Besolds vom 2. Mai (Mscr. Thomas.) ein Streit über Thesen von Kling auszubrechen gedroht.

561 [1]) Br. 5, 398. — Br. 6, 302 f. C. R. 4, 780. — Br. 5, 560 ff. 570. — E. A. 20, 272. 21, 358 (oben B. 1 S. 356). Op. ex. 4, 270. Br. 5, 305 (Z. 12 f. des Briefs ist zu lesen: „sed polluentur, inquiunt ex verbis Augustini, omnia libidinibus: contra est remedium").

[2]) Br. 5, 551. 570 f. 703. 548. 407.

562 [1]) W. W. 21, 258* C. R. 5, 313.

563 [1]) E. A. 17, 239 ff.

[2]) Seck. 3, 468 (vgl. über Marbach Br. 5, 543); auch die Worte 1 Kor. 14, 30 wurden hier fürs Mitsprechen der Laien angeführt, vgl. oben S. 320.

[3]) Br. 5, 529. 539. 6, 379.

564 [1]) Richter, Kirchenordn. 1. 290 ff. Br. 5, 551. 596. 668. 701.

565 [1]) Br. 5, 600. 584. 612. 643 (vgl. auch Melanchthon C. R. 5, 440). 702 (683 f.). 571.

566 [1]) E. A. 25, 314. 32, 76. Pestalozzi, Bullinger S. 215 f.

[2]) Förster: Bk. 305 ff. Br. 6, 206 f. (5, 124 f.) 5, 132. C. 1, 359. Laut. 123. — Calvin: Br. 5, 211; Calvin an Farel 20. Nov. 1539 bei Henry, Calvin B. 1 S. 267

567 [1]) Br. 5, 349 (Vallis = Joachimsthal; über dieses vgl. Br. 4, 407, oben S. 321). Lasic. a. a. O. V. §. 99. Gindely a. a. O. 1, 256 f.

[2]) Br. 5, 236. C. R. 3, 488. 4, 735. — N. M. 2, 1, 192. Seid. Br. 77. Br. 5, 478. T. R. 2, 303 f. Br. 5, 504. C. R. 5, 20 sq. (unrichtig stellt Schmid, Melanchthon S. 425 die Sache dar: als ob Luther erst nach diesem Briefe vom 17. Januar in die Aufhebung der Elevation gewilligt hätte).

568 [1]) C. R. 5, 23. 62. — Calvin an Farel 26. Febr. 1540, bei Henry 2, 269 f. — Br. 5, 564 ff. Besold schrieb am 2. Mai 1543 (Mscr. Thomas.), er habe Luther an die Sache der Venetianer erinnert und hoffe von ihm, der sich mit seiner Kränklichkeit entschuldigt, nächster Tage einen Brief für sie zu bekommen. C. R. 5, 208. — Br. 5, 587.

569 [1]) C. R. 3, 983 sqq. 4, 797. Br. 5, 463. 613 f. T. R. 1, 324. Nach Besolds Brief v. 2. Nov. 1542 war Schwenkfeld auch in Nürnberg gewesen.

[2]) Br. 5, 644 f. (6, 493 T. R. 1, 57).

570 [1]) Br. 5, 572 ff. 577 (auch 608; T. R. 2, 311 f.). — C. R. 5, 313 sq. 5, 293. 304.

571 [1]) Br. 5, 670 (unter der „confessio" des Erzbischofs C. R. 5, 448 sq., vgl. L. Th. 2, 217 Anm., ist nicht der Reformationsentwurf zu verstehen, sondern wohl eine vor diesem veröffentlichte Aeußerung des Erzbischofs aus d. J. 1543). 708 f. (zum Datum: Br. 6, 483 Bk. 462; zum „Klappermaul" Butzer vgl. auch Besold vom 8. August 1544 in Hummel, epist. semicent. alt. p. 30 und in Mscr. Thomas.). C. R. 5, 459. 461 sqq.

572 [1]) Besold a. a. O. C. R. a. a. O. 473 sq. 476. 482. 501 sq. 497. Nach Besolds Brief waren damals von L's. Schrift 3 Bogen geschrieben.

[2]) E. A. 32, 396 ff. C. R. 5, 484. 488. Mel. Suppl. 207 (am 3. Dezemb. wußte man in Zürich von L's. Schrift, hatte sie aber noch nicht).

573 [1]) C. R. 5, 497. 522. Br. 5, 697.

[2]) Mel. Suppl. 207 sq. 192 sq.

Seite

574 [1]) Br. 5, 435. 439. 452. 455. 463. 466; vgl. auch Melanchthon C. R. 4, 784.

575 [1]) Mth. XIII. Br. 5, 323. 338. 360. C. R. 4, 112. E. A. 63, 5 f.

[2]) E. A. 7. Vorr. C. R. 4, 112. 305. 5, 349 Besold a. a. O.

576 [1]) Br. 6, 330 ff. E. A. 23, 338. Br. 4, 672 (aus diesem Brief stammt das Stück Br. 6, 339. E. A. 23, 341 f.) C. R. 5, 688.

[2]) Vgl. Wackernagel. Ein Druck v. J. 1547, Wackern., Deutsches Kirchenlied 3, 30, legt Luther auch das zuerst 1541 erschienene „Lied für Kinder" bei, „damit sie zu Mitterfasten den Pabst austreiben". Dieses stammt aber von Mathesius her und ist von L. nur in den Druck gegeben worden: Mth. XIV, Greifswalder Gesangbuch bei Wackern. a. a. O. (das Austreiben galt ursprünglich dem Winter; eine darauf bezügliche Kindersitte am „Sommersonntag", nämlich Sonntag Lätare, hat sich in einzelnen deutschen Gegenden bis heute erhalten).

577 [1]) Op. ex. 1 praefat. Br. 5, 318. 601 f. Seid. Br. 68 f. C. 3, 193 C. R. 4, 291. 304; zur Zeitbestimmung: Knaake, Ztschr. f. luth. Theol. 1873 S. 645.

[2]) Op. ex. 23, 297 sqq. Zur Zeitbestimmung: Brief Besolds im Mscr. Thomas. bei Knaake a. a. O.

[3]) Jen. 4, 538 sqq. — Die Vorrede Dietrichs zu Micha u. Hosea hat Melanchthon ihm gemacht: C. R. 4, 887 sqq. 908. 5, 760. 769. Besold, 13. Juni 1545 Mscr. Thomas. — Zu Hosea: Br. 5, 761. — Zur Abfassungszeit: Vorbemerkungen in W. W. 6, 16 ff. 19 f. 26. In der Vorrede zu Hosea sagt Dietrich (C. R. 5, 764): enarrationem — — a Crucigero, Rorario ac me collatam, wornach er also während der Vorlesung noch in Wittenberg gewesen sein muß. Zu Hosea 1, 2. 3 ist die Rede von Cochlaei, Eccii, Pighii, Wicelii als gegenwärtigen, wornach auch Eck († 10. Febr. 1543) damals noch lebte u. Wizel bereits sich an die römischen Bischöfe hing (seit 1531). Andererseits ist bei Hos. 2, 19 die Rede von Ecks Tod u. zu Hos. 14, 4 von der Gefangennahme Baumgärtners durch einen fränkischen Ritter (1544—45 vgl. Br. 5, 672. C. R. 5, 656 sq. 782. 827. Hummel, epist. semicent. alt. 144 sq. Mel. Suppl. 200. 208 sq. J. Vogt, Anzeiger f. d. Kunde d. deutschen Vorzeit, Neue Folge 1, 132 ff.). Aber recht wohl kann erst Dietrich diese beiden Bemerkungen eingefügt haben, der über Ecks Tod mit den gleichen Worten auch an Luther berichtet hat u. dem Baumgärtner besonders nahe stand. Uebrigens hat auch Luther selbst bei der Durchsicht des Manuscripts im April oder Mai 1545 noch Zusätze gemacht (C. R. 5, 773). — Der Joelcommentar verweist bei 1, 2 f. nicht bloß auf eine Heuschreckenverwüstung v. J. 1544 (oder vielmehr 1542 nach Br. 5, 502. C. R. 4, 868?), sondern auch schon auf eine v. J. 1546, was also jedenfalls nicht von Luther herrührt.

578 [1]) Jen. 4, 689. C. R. 4, 111. 654. Vgl. Chronicorum libellus — — a J. Carione mathematico conscriptus Halae Suev. 1539.

580 [1]) E. A. 32, 99 ff. 275 ff. 37, 1 ff. Br. 5, 517 f. 548. C. 1, 460. C. R. 5, 75 sq. 164 sq. R. M. 2, 1, 99. — Herz. Enc. 4, 684. — Op. 4, 458 sqq. 470 sqq.

[2]) E. A. 65, 189 ff. Br. 5, 452. Besold, 11. Apr. 1542 Mscr. Thomas. („excudetur propediem"). C. R. 4, 807. 5, 10 sqq.

581 [1]) Hagenbach, Luther und der Koran vor dem Rath zu Basel, Beiträge zur vaterländ. Geschichte herausg. v. d. hist. Gesellsch. in Basel B. 9 S. 291 ff.

[2]) Br. 5, 701.

582 [1]) C. 1, 97; oben S. 524. 543; Br. 5, 422 ff. 6, 323 ff. 5, 442. 452. 555. 571 (C. R. 5, 165). 575. Besold, 13. Sept. 1543 im Mscr. Thomas. Br. 5,

Seite.

600. 647. Rz. 63. 88. 137 f. 5, 706 (v. J. 1543: Seid. Br. 70). 624. — Reise nach Zeiz: Br. 5, 706 f. 624. 633. 659. 664 f. 677. 681. 6, 366. — Spalatin: Br. 5, 678 ff. Luther muß ihn damals, obgleich der Zeitraum dafür sehr kurz erscheint, besucht haben, wenn anders die Jahresangabe auf dem Glas richtig ist, von welchem Schlegel, Vita Spalat. p. 173 u. Lke 279 f. (vgl. Engelhardt, Spalatin S. 99 f.) erzählen.

583 [1]) Br. 5, 270 f. 273. 277. C. R. 3, 949. 952. 955. — Hans v. Bora: Br. 6, 647 Bk. 401 f. 423. — Rosine: Br. 6, 691.

584 [1]) Br. 5, 497. 499. 502. 519 f. T. R. 4. 258. 260 ff. C. 1, 102 sq. E. A. 65, 237 (2 latein. Distichen L's. auf Magdalenens Grab). Besold 2. Mai 1543 Mscr. Thomas. C. R. 4, 868. 859. 862. 865.

[2]) Br. 5, 326 f. vgl. 334 C. R. 3, 1125. 1216. 1235. 4, 755. — Br. 5, 714. — W. W. 21, Nachl. S. 339.

586 [1]) C. R. 5, 533. 461. 511. 578 sqq. Tzl 2, 408 ff. Bk. 451. 454. Br. 6, 638 ff. C. R. 5, 661.

588 [1]) C. R. 5, 655. 662 sq. 678. Br. 5, 713 f. 720. 727 f. 737. 743. 759. 6, 373. E. A. 26, 108 ff. Jonas 9. März 1546 an Dietrich im Mscr. Thomas.

589 [1]) E. A. 22, 358 ff.

[2]) E. A. 32, 425 ff.: „Eine welliſche Lügenſchrift u. ſ. w."

590 [1]) Br. 5, 701. C. R. 5, 728. Op. 1, 15. Ueber Calvin: Pezel, ausführliche Erzählung v. Sacramentſtreit S. 137 Henry 2, 499 f. In Betreff jener Schrift Calvins erfreute ſich dieſer auch günſtiger Aeußerungen Dietrichs (17. März 1546, Hummel, semicent. alt.); gegen Heß äußerte jedoch Dietrich: das heiße, den Pelz waſchen und nicht naß machen (Monum. piet. et liter. 2, 45).

592 [1]) C. R. 5, 734. Henry 2, 348 ff. — Br. 5, 728. — Calvin an Luther 21. Jan. 1545 (unrichtig 1546 Bk. 491) u. Antwort Melanchthons: Henry 2, Beil. 106 ff. C. R. 5, 735 sqq. Mel. Suppl. 215 sqq. C. R. 5, 743. 746 sq. Rz. 123. Br. 5, 740. 743.

[2]) C. R. 5, 719 sqq. 723. Br. 6. 374 (5, 770).

593 [1]) Br. 5, 741. 743 f. 746. 750. C. R. 5, 841. T. R. 4, 221.

595 [1]) Streit mit Mohr: C R. 5, 782 sqq. 786. 795. 798 sqq. Val. Bav. 1, 446 sqq. Br. 5, 760 f. — Luthers Reiſe: C. R. 801. 814. Br. 5, 752 f. (aus Zeiz, nicht Leipzig, vgl. auch Seidem., ſächſ. K.- u. Schulbl. 1873 S. 85 f.). W. W. 21, 257* ff. C. R. 816. Lke 285. Bk. 475 f. Rz. 285. C. R. 825 sq. 834. T. R. 4, 153 f. Br. 5, 757. E. A. 19, 25 ff. 20, 45 ff. 19, 38 ff. 17, 129 ff.

596 [1]) Br. 5, 736 C. R. 835. Op. 4, 480 sqq. E. A. 65, 169 ff. Br. 5, 759. 778. 780. — Br. 5, 759. — C. R. 848. 852. 874. 908 sq.

597 [1]) Krumhaar a. a. O. 232 ff. 258 ff. Seit 1540: Br. 5, 278. Bk. 371. Br. 5, 416. 437 f. 445. 452 ff. 6, 613. 5, 475. 512 ff. — Rz. 129 f. C. R. 859 sqq. 863 sq.

599 [1]) Br. 5, 761. 764 ff. 6, 385 ff. E. A. 26, 229 ff. Bk. 479 ff. Seck. 3, 590. Besold, d. Brumae 1545 Mscr. Thomas.: die durch die Drucker verzögerte Herausgabe von Luthers Sendschreiben soll nächſter Tage erfolgen. — C. R. 5, 879 sq. Br. 6, 410.

[2]) Bk. 482 f.

[3]) C. R. 5, 887. Rz. 131.

[4]) Op. ex. 11, 325. Beſold, d. Brum. 1545 Mscr. Thomas. Mth. XIV.

600 [1]) Br. 5, 770. 759 f. (6, 640) C. R. 5, 909—914. 6, 19. E. A. 16, 106 ff.

Seite

601 [1]) Br. 5, 772 ff. C. R. 6, 7 sqq. 16 Br. 5, 774 f. 777. 779 (nach C. R. 6, 26 hegte wohl auch Melanchthon falschen Argwohn).
[2]) Br. 5, 778.

602 [1]) C. R. 6, 13. W. W. 21, 279*.
[2]) Br. 5, 778. E. A. 65, 86 ff. E. A. 16, 139 ff. Für Hardenbergs Zeugniß: reform. Kirchenztg. 1853 N. 40 u. Spiegel in Hilgenfelds Ztschr. f. wissensch. Theol. 1869 S. 92 ff. u. in A. R. Hardenberg S. 170; dagegen genügend schon Galle, Melanchthon S. 433 f. Andererseits habe ich Ueberlieferungen eifernder Lutheraner, wie die bei Seck. 3, 695, wegen mangelnder Bezeugung nicht aufgenommen.

603 [1]) C. R. 6, 17. 19.
[2]) Tag der Abreise — bezeugt namentlich durch Besolds Brief v. 22. Febr. im Mscr. Thomas.; vgl. Br. 5 S. XXXIV. — Zur ganzen Darstellung von L's. Reise u. Ende: die Briefe in Br. 5 u. 6, in Bk. u. in C. R., die Berichte von Jonas, Cölius u. Aurifaber W. W. 21, 274 ff., ferner Rz. u. Krumhaar a. a. O. T. R. 4, 240 f. 539 ff. 272. 1, 14. Predigten: E. A. 16, 121 ff. 209 ff.
[3]) T. R. 4, 253 f. Mth. XIV. Förstemann, kleine Schriften 1, 23 f.

605 [1]) Zum Datum: Seck. 3, 692. Mth. XIV.

606 [1]) Val. Bav. 1, 535.
[2]) über ihn vgl. schon Br. 3, 395.
[3]) Ein von Jonas' Famulus aufgeschriebenes Gebet gibt Rz. 140, es (wohl mit Unrecht) auf L's. letzten Abend verlegend.

609 [1]) Paul Luther, in einem zu Rudolstadt befindlichen Autograph, erwähnt speziell der dreimal wiederholten Worte Joh. 3, 16, während er u. sein Bruder Martin an ihres Vaters Bett gestanden seien.
[2]) In S. Lieschings Verlag ist erschienen u. sodann in Mühlmanns Verlag übergegangen u. in diesem zu haben ein interessantes, eindrucksvolles Bild des todten Luthers, gestochen nach einem angeblich Cranachschen Gemälde; ich habe leider nicht erfahren können, wo dieses Gemälde, in welchem wir vielmehr eines der beiden oben genannten suchen müssen, sich gegenwärtig befindet.

610 [1]) C. R. 3, 59. Besold 22. Febr. im Mscr. Thomas.

611 [1]) W. W. a. a. O. C. R. 11, 726 sqq.

612 [1]) E. A. 22, 55 f.; oben B. 1, 514.

Perſonenverzeichniß.

belmann, Domherr in Augsburg, I, 282. 381. 401. 650.
dolf, Fürſt von Anhalt, I, 85; ſ. Merſeburg.
drian, Matthäus, I, 290. 476. 789.
epin, II, 284.
gricola, Johann Schneider, Dr. Eisleben, I, 120. 470. 560. 581. 585. 646. 738. 782. II, 11. 90 ff. 50 f. 86. 175. 178. 193. 195. 218. 226. 380. 434. 443. 453—463, 491. 509. 565. 614 f.
gricola, Stephanus aus Augsburg, II, 131. 138.
lber in Reutlingen, I, 719. II, 22. 74 f. 78. 337. 346.
lber, Erasmus, II, 508.
lbrecht, Erzbiſchof von Mainz u. Magdeburg, I, 155 f. 159. 160 f. 177 f. 205. 237. 286. 313. 316. 327. 332. 366. 406. 442. 455. 465. 473. 483 ff. 496. 541. 548. 593. 632. 648 f. 654. 738. 755 ff. 767. 773. 783. 790 f. 797. 810. II, 2. 113 f. 216. 220. 224. 227. 233. 263. 289. 309 f. 315. 327. 366. 411. 417 ff. 450 f. 469. 502. 509. 538 f. 559 f.
lbrecht, Graf von Mansfeld, I, 213. 229. 487. 585. 597. 631. 646. 738. 746 ff. 760. 771. II, 6 f. 9. 453 f. 596 ff. 605. 608.
lbrecht, Herzog von Mecklenburg, I, 651. II, 413.
lbrecht, Herzog von Preußen, I, 656 ff. 689. 757. II, 257. 422. 478. 567. 582.
lbrecht, Johann, in Eisleben, II, S. 606.
leander, Legat, I, 397 ff. 416 ff. 434 f. 442 ff. 456. 458. 462. 465. 535. 792 ff.
lemann, Ave, I, 765 f. 809.
leſius, Alexander Scotus (Alane), II, 367 f. 533 f.
lexius, angeblicher Freund Luthers, unhiſtoriſch: vgl. zu I, 56 f. Stud. u. Krit. 1871 a. a. O.
lterius, Balthaſar, II, 551.
lthammer, II, 103.
lveld, Auguſtin von, I, 317 ff. 364. 367. 429.
mandus, Prediger in Preußen, I, 658.
msdorf, Nicolaus von, I, 93. 253. 336. 341. 438. 443. 457 ff. 463 f. 470. 472. 475. 482. 511. 523. 525. 537. 540. 563. 648. 664. 738. 764 f. 771. 780. 804. II, 83, 117, 142. 166. 176. 191 ff. 249. 264. 268. 314. 337. 379 f. 393. 445. 449. 451. 460. 509. 517. 525. 543 ff. 558. 567. 570 f. 582, 591 ff. 600.
nna von Cleve, II, 400.
pel, Dr. Johann, I, 635. 769 f.
quila, II, 31. 461.
rcimbold, I, 156. 158.
rmsdorf, Paul, I, 442.

Arnoldi, Bartholomäus v. Usingen; siehe Usingen.
Auer, Johann, in Augsburg, I, 216. 226. 786.
Auerbach, Dr., in Leipzig, I, 255; vgl. 786.
Auguſt von Sachſen, II, 551.
Auguſta, Johann, II, 359 f. 362. 567.
Aurifaber, II, 474. 606. 608 f.
Aurogallus, Matthäus, I, 476. 607. 610. II, 574.
Axt, Baſilius, I, 764. 809.

Baiern, Herzoge von, I, 400. 638. 652. II, 112.
Baier, Leonhard, I, 187.
Balthaſar (Balzer) v. Coburg, II, 38.
Bamberg, Biſchof von, I, 635.
Barbaroſſa, Haireddin, II, 327.
Barnim, Herzog von Pommern, I, 253. II, 292.
Barnes, Robert, II, 258. 367 f. 371. 373 f. 400. 434.
Baumgärtner, I, 764. 809. II, 127. 239. 246. 345. 614. 619.
Beier, Caspar, II, 559. 560.
Beier, Dr. Chriſtian, I, 799. II, 179. 216.
Berlepſch, Hans von, I, 464. 468 f. 601.
Berlepſch, Frau von, I, 472.
Berndt, Ambroſius, II, 480.
Bernhardi, Bartholomäus, von Feldkirchen, I, 133. 496.
Bernhardi aus Frankfurt, II, 337.
Beſold, M. Hieronymus, II, 474. 482.
Bibliander (Buchmann), II, 580.
Bibra, Lorenz von, I, 186.
Billicanus, Theodor, I, 188.
Blaurer (Blarer), Ambroſ., II, 292. 329. 393.
Bock von Straßburg, I, 457.
Bodenſtein, ſ. Carlſtadt.
Bonnus, II, 550 f.
Bora, Catharina von, Luthers Gattin, I, 596. 748. 764 ff. 809. II, 164 ff. 172. 239. 278. 390 f. 411. 451. 481. 516 f. 539. 583. 593. 595. 604. 610. 618. 622.
Bora, Florian von, II, 478.
Bora, Hans von, II, 582.
Bora, Magdalene von, I, 764. 809; Muhme Lene, II, 168. 390. 479.
Börner in Leipzig, I, 689.
Böſchenſtein, Johann, I, 217. 290. 786.
Braun, Johann, I, 38 f. 82. 94 f.
Brenz, Johann, I, 187. 650. 805. II, 44. 47. 51. 84. 129. 131. 133. 136. 138. 154. 184. 213. 243. 280. 333. 619.
Briesmann, I, 658. 661. 680. 709. II, 155.
Brisger, Eberhard, I, 599. 763. 773. 810. II, 26. 486.
Brück, Simon (Heins), I, 119. 549.
Brück (Bruck), Gregor, Kanzler, I, 119. 428. 436. 441 f. 462. 711. 714. 794 f. II, 39. 179. 231. 238. 253 f. 267. 309. 365. 378 ff. 384. 420. 447—450. 454. 465. 482. 515. 524. 533 f. 541 f. 557. 560. 571. 573. 586 f. 591. 594. 598. 601.
Brune, Johann de, II, 321 f.

Buchholzer, I, 412.
Buchmann, ſ. Bibliander.
Bugenhagen, Johann, I, 476. 550 f. 582. 595. 613. 616. 618. 651. 661. 770. 797. 804 f. 810. II, 3. 14. 29. 30 ff. 39. 61. 84. 116. 154 ff. 170 ff. 183 f. 193. 247. 259. 269. 284. 287. 289. 292. 325. 335. 339. 341. 344. 367 ff. 372 ff. 380. 385. 390 ff. 409 f. 421. 427. 435. 447 f. 454. 460. 484. 513. 521. 549. 551. 553. 560 ff. 574 f. 584. 593 ff. 599. 602. 610. 618.
Bullinger, I, 742. 808. II, 328. 336. 338 ff. 354 ff. 565. 571. 573. 619.
Burchhard, Rektor der Univerſität Wittenberg, I, 399.
Burkhard, Kanzler, II, 533.
Buſch, Hermann von, I, 455.
Butzer, Martin, I, 188. 213. 441 f. 649. 719. 785. II, 84 f. 94. 97. 130. 136. 138. 244 f. 255 ff. 318. 328 ff. 385 ff. 410. 451. 470 f. 513 ff. 550. 566. 569 ff. 600. 616 ff.

Cahera, Gallus, I, 666 ff.
Cajetan, Thomas, I, 204 ff. 212 ff. 239. 242 f. 247. 329. 332. 378. 385. 403. 535. 787.
Calvin, I, 700. II, 358. 361 f. 566. 568. 590 f.
Camerarius, Joachim, I, 731. 745. 768. 773. 799 f. 805. II, 253. 268. 331. 366 448. 450. 516. 559. 623.
Campanus, Johann, II, 153, 315, 324. 624.
Campen, Joh. Wulf von, II. 321 f.
Campeggi, I, 636. II. 251.
Capella, II, 432.
Capito, Wolfgang Fabricius, I, 213. 327. 483 ff. 548. 649. 691. 719. 785. 797. 800. 805. 807. II, 84, 130. 328. 335 ff. 345 ff. 428. 616.
Caraccioli, I, 397. 399. 792.
Carlowitz, II, 414. 557.
Carlſtadt, Andreas Bodenſtein von, I, 93, 106 f. 113. 138. 142, 159. 175. 183 f. 199. 201 f. 211. 217. 244 ff. 265, 268. 271. 381. 497 f. 504. 506. 515 ff. 523. 537. 540 f. 546 f. 552. 568. 586. 649 f. 662. 702 ff. 755 f. 780. 783. 786. 788. 797 ff. 805. 807 ff. II, 32. 65. 71. 74 f. 83 f. 92. 104. 140. 452. 461. 567. 572 ff. 615.
Caſel, II, 84 f.
Caſimir, Markgraf von Brandenburg, II, 115.
Caſtellare, Coctus von, I, 663. 718.
Catharinus, Ambroſius, I, 422. 428 ff. 438. 482. 512. 794.
Cellarius, Martin, I, 522. 548. 756.
Cellarius, Johann, II, 317 f. 346.
Chieregati, I, 625, 628.
Chriſtian II., König von Dänemark, I, 661. 764. II, 4. 115. 142. 293; ſeine Frau, ſ. Iſabelle.
Chriſtian III., König von Dänemark, II, 153. 409. 484.
Chriſtine, Gemahlin Philipps von Heſſen, II, 469. 471.
Chriſtoph von Würtemberg, II, 291.
Clemens VII., I, 636. II, 146. 250. 258. 286 ff. 363. 411. 620.
Cochläus, I, 75. 99. 333. 440. 458 f. 606. 679 f. 748. 795. II, 121, 144 f. 196. 227. 308 f. 315. 600.

Cölius, Michael, I, 22. II, 209. 606 ff.
Collin, II, 619.
Contarini, II, 526. 528. 531. 537.
Corbatus, Conrad, II, 113. 217. 220. 274 f. 380. 388. 443. 447. 449 f. 452. 565. 618.
Corbus, Humaniſt, II, 132.
Corvin, II, 314.
Cotta, von, — Bonaventura, Friedrich, Heinrich, Kunz, Urſula, I, 37 f. Juſtus, I, 778.
Cranach, Lucas, I, 431. 463. 511. 602. 662. 764. 770. 772. II, 414, 497.
Crato, ſ. Adam Kraft.
Crobel, Marcus, II, 478. 583 f.
Croi, Wilhelm von, (Chievres), I, 414. 416.
Crotus, Rubianus, I, 45. 47. 50. 53. 56 f. 61. 98. 136. 283. 323. 325 ff. 332. 439. 635. 688. II, 315 f.
Cruciger, Caspar, I, 585. 648. II, 131. 156. 184. 189 f. 339. 367 ff. 380. 388. 391. 427 f. 443 ff. 451. 481, 513 ff. 520 ff. 530. 536. 562. 571 ff. 583. 593. 596. 599. 601 f.
Cuſpinianus, I, 446.
Czizek, II, 359.

Dantiscus, Johann, I, 535. 599.
Decius, Nicolaus, II, 21.
Dene, Tilo, II, 173.
Denk, Johann, I, 732. II, 153. 159.
Devay, Matthias, II, 569.
Didymus, ſ. Zwilling.
Dietrich, Veit, II, 155. 197. 204. 213 f. 221 ff. 267 f. 296 f. 314. 338. 347. 446. 449 f. 474. 479. 482. 498. 505. 567. 571. 576 f. 596. 623.
Dolzig, Johann von, I, 106. 381. 573.*) 771. II, 14.
Dorp, I, 317.
Drachſtedt, Doktor in Wittenberg, II, 606.
Drakonites, Johann, I, 495. 654.
Düngersheim, Hieronymus von Ochſenfart, I, 247 f. 276 f. 555.
Dürer, Albrecht, I, 648. II, 497.
Dürr, Kanzler, ſ. Thür.

Eber, Dr. Paul, II, 599.
Eberbach (Petrejus), I, 45. 48.
Eberlein, I, 606. 641. 649.
Ebner, Hieronymus, I, 141. 184. 201.
Eck, Johann, in Ingolſtadt, I, 141 f. 184. 202 f. 208. 217. 244 ff. 323. 333. 337. 366 f. 378 f. 381 f. 385. 396. 399 ff. 424. 653. 680. 688. 788. 790. 793 II, 111. 206. 227. 232. 236. 239. 521. 523. 525 ff. 532. 537. 587.
Eck, Johann, Trierſcher Official, I, 444 ff.
Edemberger, Lucas, I, 763. 779. 809.
Egmont, Nicolaus von, I, 642.
Egranus, Nicolaus von, I, 381. 520.
Einſiedel, Herr von, II, 117 f.

*) I, 573 Z. 10 v. u. iſt Dolzig für Dobzig zu leſen.

Eliſabeth, Gemahlin Joachim I. von Brandenburg, II, 115. 284. 410 f. 502. 509.
Eliſabeth, Herzogin von Braunſchweig-Calenberg, II, 412.
Emſer, Hieronymus, I, 46. 54. 138 f. 272 ff. 293. 295. 367. 406. 426 ff. 481 f. 607. 628. 680 f. 794. II, 111. 113. 144 f.
Ende, Herr von, II, 487.
Enndorf, Hieronymus von, I, 399.
Erasmus, I, 49. 137 f. 155. 188. 212 f. 234. 280. 284 ff. 297. 309. 327 f. 382. 398. 401. 414. 490. 531. 598. 642. 674. 678. 689 ff. 766. 773. 789. 792. 806. II, 4. 73. 88. 103. 111. 140 ff. 165. 294. 296. 313 f. 364. 375. 428. 452. 478. 526. 611.
Erich, Herzog von Braunſchweig, I, 453. II, 412.
Ernſt, Herzog von Lüneburg, II, 125. 544.
Ernſt, Graf von Mansfeld, I, 750.
Eſch, Johann (Neſſe), I, 643.

Faber, Johann, I, 680. II, 30. 145. 148. 227. 232. 239.
Fagus, II, 393.
Farel, Wilhelm, II, 549.
Feige, heſſiſcher Kanzler, II, 132.
Feilitzſch, Fabian von, I, 237. 405.
Feilitzſch, Philipp von, I, 216. 220. 223. 443. 460.
Feldkirchen, ſiehe Bernhardi.
Ferdinand von Oeſtreich, I, 332. 335. 412. 444. 636. 638. 653. 662. 683 f. II, 6. 11 f. 30. 113. 118. 120. 122. 125. 135. 140. 188. 192. 205. 250. 258. 260. 265. 285 f. 286. 291 f. 329. 360. 372. 394 f. 400 f. 415. 431. 481. 516. 518. 521. 549. 552. 592. 614.
Fiſcher, Friedrich, I, 635.
Flacius, II, 568.
Fleck, Dr., I, 90. 174.
Florentine, Nonne, I, 597 f.
Florus, Petrus, II, 84.
Förſter (Forſter, Forſtenius), II, 384. 565.
Fortenagel, Maler, II, 609.
Fox, II, 367 f. 399.
Franz, König von Frankreich, I, 234. 243. 412. 420. II, 8. 10. 126. 187. 258. 286. 327. 364 ff. 378. 394 f. 432. 512. 519. 522. 553.
Franz, Herzog v. Lüneburg, II, 284.
Frecht, II, 337.
Freiſingen, Biſchof von, I, 396. 400. 437.
Friedrich, Abt in Nürnberg, II, 167. 203.
Friedrich, Kurfürſt v. Sachſen, I, 89 f. 92. 139 f. 176 f. 184. 186. 205 f. 212 ff. 225 ff. 229 ff. 234 ff. 239. 242 ff. 249. 251 f. 268. 278 f. 286. 289 f. 294. 303. 311 f. 323 ff. 332. 337 f. 342. 365 f. 382 f. 396 f. 399. 401 f. 405. 410 f. 414. 416 ff. 423. 432. 434. 436. 443. 447. 454. 459. 462. 464 f. 467. 484. 494. 506 f. 509. 514 f. 518. 521. 523 ff. 532 ff. 555. 558 f. 564 f. 597. 599. 617 ff. 624. 627 f. 630. 633 ff. 639. 653. 662 f. 679. 711 ff. 732. 745 f. 760 ff. 784 f. 789 f. 795. 800. 802. 808. II. 1. 3. 13. 24 f. 118. 184. 255. 266. 300.
Friedrich, Georg v. Sachſens Sohn, II, 414 f.

Friedrich, König v. Dänemark, I, 662. II, 293. 409. 410.
Froben, Johann, I, 282.
Frosch, Johann, I, 215. 217. 650.
Froschauer, Christoph, II, 568.
Fröschel, Sebastian, I, 253. 519. 652. 788. 799 ff. 808. II, 438.
Frundsberg, Georg von, I, 444. 751.
Fuchs, Thomas, I, 283.
Fürstenberger, Frankfurter Gesandter, I, 423. 445. 794.
Fuß, Pfarrer von Kolditz, II, 39.

Gebhard, Graf von Mansfeld, I, 771. II, 605.
Georg (Johann), Buchhändler in Pesth, I, 653.
Georg, Fürst von Anhalt, II, 284. 288. 420. 530. 533. 543. 551. 563. 594.
Georg, Herzog von Sachsen, I, 128. 251 f. 255. 262. 265. 267. 278. 310 f. 316. 342. 401. 426. 435. 457. 463. 496. 524. 528. 533. 557. 607. 618. 630. 639. 652 f. 677. 679. 681. 710. 738. 746. 750. 756. 759. 772. 798. 801. 803. II, 1 ff. 117 ff. 142. 144 f. 165. 188. 254 f. 282. 289. 306. 308. 327. 412 ff. 447. 468. 555. 557. 600. 619.
Georg, Markgraf von Brandenburg, II, 39. 115. 125. 180. 182. 348. 372. 490. 533. 622.
Gerbel, Nic., I, 490. 649. 718.
Ghinucci, Hieronymus, I, 204.
Glapio, I, 414. 421 ff. 428. 436. 438. 442 f.
Glatz, Dr., I, 731. 764 f.
Göde, Hennig, I, 56.
Granvella, II, 520. 522.
Greifenklau, Richard von, s. Richard, Bischof von Trier.
Grefenstein, Johann, I, 52 ff. 87.
Gropper, II, 522. 526. 531. 550.
Groß, Franz, II, 477.
Grumbach, Argula von, I, 599. 653. 763. 766. II, 209.
Grünberger, I, 106. 119.
Günther, Graf von Mansfeld, I, 27. 36.
Günther, Franz, von Nordhausen, I, 134.
Gustav, König von Schweden, I, 661. II, 410.
Güttel, Caspar, I, 646. II, 458. 461. 463.

Hadrian VI., I, 281. 316. 414. 624 f. 635. 646. 656. 681. 691.
Ham, Heinrich, II, 458. 461.
Hardenberg, II, 601.
Hasenberg, II, 150.
Haubitz (Haugwitz), Asmus von, II, 35.
Hausmann, Nicolaus, I, 521. 561. 572. 579. 581. 809. II, 23. 25. 27. 38. 45. 50. 165 f. 169. 175. 274 ff. 287. 289 f. 413. 503. 508 f. 584. 613.
Hecker, Gerhard, I, 779.
Hedio, Caspar, II, 131. 136. 138. 619.
Heide, von der (Myricianus), II, 150.
Heiderich, Caspar, II, 131. 136. 138.
Heinrich, Graf von Schwarzburg, s. Schwarzburg, Graf von.
Heinrich, Graf von Nassau, I. 416. 422.

Heinrich, Herzog von Braunschweig, I, 651. 746. 238. 750. II, 238. 546 ff. 597 f.
Heinrich, Herzog von Mecklenburg, I, 651. II, 145. 413.
Heinrich, Herzog von Sachsen, I, 652. II, 118. 282. 413 ff. 436. 447. 508. 514 f. 518. 551. 555.
Heinrich VIII., König von England, I, 665. 674. 676. 680. 691. II, 4. 142. ff. 158. 328. 367. 370. 375. 378. 399. 401. 414. 470. 620.
Heinrich, Sohn Franz des I. von Frankreich, II, 286.
Heins, Simon, s. Brück.
Held, Prior, I, 501. 505. 507.
Held, Vicekanzler, II, 385. 395. 403. 406. 410. 415.
Helmann, Sebastian, I, 505. 798.
Henner, Joh., II, 458. 461.
Hermann, Erzbischof von Köln, II, 520. 522. 550. 570.
Heß oder Hesse, Eoban,*) I, 45 ff. 61. 98. 326. 331. 439 f. 688. II, 82. 102. 161. 173. 195. 201. 435. 496. 616.
Heß, Johann, in Breslau, I, 323. 325. 328. 335. 648. 649. 653. 790. 796. 804.
Hertzheimer, I, 781.
Hetzer, II, 131. 159.
Heyth, II, 367.
Hilten, Johann, I, 39.
Hipler, Wendel, I, 736. 800. 802 f.
Hirschfeld, Bernhard von, I, 443.
Hoffmann, Melchior, I, 660. 805. II, 152.
Holtzhausen, Gilbert's Wittwe, I, 440.
Holzschuhr, Hieronymus, I, 141.
Honius, I, 682. 703 f. II, 83.
Honterus, II, 551.
Hoogstraten, Jacob von, I, 135. 204. 267. 280. 283. 336.
Horn (Roh), I, 671. 674. II, 359 f. 362.
Hornung, Wolf, II, 116. 628.
Huberinus, Caspar, II, 334.
Hubmeier, I, 735.
Hulst, von der, I, 642.
Hund, Burkhard, Herr von Altenstein, I, 464.
Hutten, Ulrich von, I, 286. 322. 324 f. 327 ff. 357. 359. 366. 400 f. 409 ff. 425. 431. 441 f. 455. 531. 631 ff. 646. 690. 790 f. 806.

Jäger, Johann von Dornheim, s. Crotus.
Ibach, I, 646.
Ickelsamer, I, 763. 809. II, 485. 491. 497.
Joachim, Fürst von Anhalt, II, 288 ff.
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, I, 457 f. 465. II, 115. 284. 410.
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg, II, 411 f. 422. 443. 460. 463. 478. 507. 518. 520. 522 ff. 533. 536 f. 540. 543. 553.
Jörger von Tolleth, I, 647. II, 113.
Johann von Sachsen, II, 309. 414.
Johann, Fürst von Anhalt, II, 288. 321. 411. 533. 551.

*) II, 195 Z. 3 v. o. und 201 Z. 14 v. u. ist „Eoban" für „Erban" zu lesen.

Johann, Kurfürst von Sachsen, I, 304. 396 f. 419 f. 473. 559. 601. 619. 652. 679. 709. 712. 717. 743 ff. 750 f. 754 ff. 761. II, 1 ff. 7. 10 f. 25 ff. 35. 110. 112. 115. 118 ff. 124 ff. 140. 180. 183. 192. 205. 209. 238. 245. 250 f. 254. 260. 263. 265 ff. 274. 276. 413. 624.
Johann, Markgraf von Brandenburg, II, 359. 414.
Johann Ernst von Sachsen, II, 284. 544.
Johann Friedrich, Herzog und später Kurfürst von Sachsen, I, 397. 399. 431 f. 438. 476. 551. 560. 652. 709. 711. 717. 761. 768. II, 3. 25. 118. 123. 146. 160. 209. 218. 223. 238. 262 f. 267. 272 f. 277. 282 ff. 291 f. 308. 331. 365 f. 371 f. 376 f. 379. 384 f. 387. 390 f. 399. 401. 411. 413. 415 f. 420 ff. 427. 431. 436 ff. 445. 447 ff. 452 ff. 465. 467. 469 ff. 473. 484 f. 487. 502. 512 ff. 523 f. 528 f. 532 ff. 549. 551 f. 555 ff. 573. 582. 585. 587. 591. 594. 597 ff. 605. 609 f. 618.
Johann, Buchhändler, s. Georg.
Jonas, Justus, I, 49. 283. 439. 443. 457. 459. 464. 475. 497. 506 ff. 537. 562 f. 573. 581. 680. 695. 756. 768. 770 f. 801. 803. 806. 810. II, 14. 34. 38 f. 50 f. 131. 133. 136. 138. 141. 154. 165. 170. 172. 177. 179. 184. 191. 193 ff. 205. 214. 216 ff. 236. 240 f. 249. 253. 256. 274. 278. 283 f. 287. 331. 339. 365. 368 f. 374 f. 379 f. 391 f. 400 f. 415. 420. 422. 445 f. 460. 477 f. 484. 492. 513. 539 f. 561. 563. 574. 597. 603. 606 ff. 619. 624.
Isabelle, Gattin Christians II. von Dänemark, I, 636.
Judae, Leo, I, 579. 718.

Kabe, I, 661.
Kaiser (Käser), Leonhard, II, 112. 176. 227. 617.
Kanitz, Elisabeth von, II, 38. 167.
Karg, Johann, II, 462.
Karl V., I, 212. 242. 281. 313. 331. 335 f. 366. 382. 397. 401 ff. 410 ff. 428. 433 f. 444 f. 447. 450 ff. 462. 624. 638. 653. II, 7 ff. 136. 187 f. 202. 205. 209. 227. 238. 241. 285 f. 291. 293. 327. 378. 394 f. 403. 406. 410. 415. 432. 470. 512 f. 516 ff. 532 ff. 541 f. 546. 549. 552 ff. 585 ff. 592. 597. 600. 618. 624.
Karl von Savoyen, I, 663. 718.
Katharina von Sachsen, II, 118. 370. 413. 416.
Katharina, Gemahlin Heinrich des VIII. II, 258.
Katharina von Medici, II, 286.
Katzianer, II, 395.
Kaufmann, Luthers Schwager I, 27.
Kaufmann, Andreas, II, 480.
Kaufmann, Cyriacus, II, 197. 209. 241. 480.
Kaufmann, Else, II, 479.
Kaufmann, Fabian, II, 480. 559.
Kaufmann, Lene, II, 392. 479 f. 490.
Kaugsdorf, I, 648.
Keßler, Johannes, I, 27. 530 f. 535. 537.
Kettenbach, I, 641. 649.
Kindt, Prediger, II, 38.
Kling, Melchior, II, 465. 524.
Knipstroh, I, 178.
Knöpken, Andreas, I, 660.

Könneritz, Herr von, II, 248.
Kohlhase, Hans, II, 441 ff.
Konrad, Verwandter Luthers, I, 36. 82.
Koppe, Leonhard, I, 596 f. 771 f.
Kötteritz, Sebastian von, I, 587.
Kraft, Adam (Crato), II, 23.
Kram, Asia von, II, 9.
Krantz, Albert, I, 174.
Krause, Dr. in Halle, II, 114.
Krautwald, Valentin, I, 798. II, 82. 84 f.
Kreutziger, s. Cruciger.
Kronberg, Hartmuth von, I, 554. 630 ff. 641. 646. II, 5.
Kropp aus Herford, I, 646.
Kunheim, II, 479.

Lambert, Franz, I, 662 f. II, 23. 48. 549.
Lange, Johann, in Erfurt, I, 45. 47. 105. 107. 112 ff. 120. 126 ff. 130. 133 ff. 172. 174. 176. 184. 186. 189. 214. 252 f. 281. 326. 358 f. 365. 424. 439. 489 f. 496. 503. 552. 554. 590 f. 688. 778. 781 f. II, 166. 516.
Lange, Johann, in Leipzig, I, 265.
Langemantel, Christoph, I, 216. 228. 786.
Lasphe, Johann von, I, 83.
Latomus, Jacobus, I, 431. 480 f. 487. 790.
Lauterbach, Anton, II, 417. 473 f. 480. 484. 487. 498. 500. 555. 557. 561. 564. 590.
Lee, Eduard, I, 678. II, 143 f.
Leiden, Joh. von, II, 323.
Leimbach, I, 640.
Leitzkau, Propst zu, I, 128. 144. 149.
Lemnius, Simon (Lemchen), II, 417. 420 ff. 427. 435. 451. 509.
Lene, Muhme, s. Bora, Magdalene von, und Kaufmann, Lene.
Lenin, Abt des Klosters zu, I, 177.
Leningus, II, 519.
Leo X., I, 103. 155. 179. 181. 190 ff. 201. 204 ff. 213 f. 219. 223. 226. 228 f. 636. 233. 235 ff. 242 f. 249. 345. 379. 383 ff. 395 f. 403 f. 407. 466. 624. 677. 691. II, 373.
Lichtenberger, Johann, II, 150. 160. 620.
Liegnitz, Herzog von, I, 649. II, 102.
Lindemann, Caspar, II, 204.
Link, Wenzeslaus, I, 34. 94. 97 f. 106 f. 185. 203. 209. 215 ff. 224 ff. 233 f. 249. 358. 365. 424. 428. 431. 438. 474. 503. 558. 595. 647 f. 685. 714. 771. 773. 777. 780. 791. II, 2. 11. 26. 126. 151. 159. 166 f. 181. 212. 239. 247. 280. 283. 416. 433. 503. 568. 618. 620.
Lomoller (Lohmüller), Johann, I, 660.
Lonicerus, Johann, I, 318.
Löser, Hans, II, 171. 267. 388.
Lothringen, Herzog von, II, 550.
Lotter, Melchior, I, 290. 601 f. 609.
Luder, Peter, I, 45.
Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz, I, 751. II, 260. 263. 520.

Ludwig, König von Böhmen und Ungarn, I, 412. 653. 665. II, 10. 359.
Lufft, Hans, I, 609. II, 155. 296.
Lukas, von Prag, I, 353. 671. 674. II, 359.
Lund und Röskilde, Bischof von, II, 403. 512.
Lupinus, Peter (Radhem), I, 138 f.
Luther, Elisabeth, Luthers Tochter, II, 166.
Luther, Fabian, Luthers Vorfahr (?), I, 22. 776.
Luther, Hans, Luthers Vater, I, 19. 23 ff. 83 f. 502. II, 209.
Luther, Heine, Luthers Großvater (?), I, 776.
Luther, Heinz, Onkel Luthers, I, 20. 24. 464. 796.*)
Luther, Jacob, Luthers Bruder, I, 22. 25. 27. 29 f. 795 f. II, 477. 484. 606. 610.
Luther, Johannes, Luthers Sohn, II, 166. 176. 210 ff. 475. 477. 479 f. 583 f. 603. 608.
Luther, Johann Ernst, Zeitzer Domherr, I, 22. II, 478.
Luther, Johann Martin, Urenkel Luthers, II, 478.
Luther, Katharina, s. Bora.
Luther, Magdalena, Luthers Tochter, II, 166. 212. 475. 479. 583.
Luther, Margaretha, Luthers Mutter, I, 23. 28. II, 267.
Luther, Margaretha, Luthers Tochter, II, 475. 479.
Luther, Martin, Luthers Sohn, II, 267. 475. 476. 478. 608.
Luther, Martin, Luthers Neffe, II, 480.
Luther, Paul, Luthers Sohn, I, 102, 708. II, 475. 477 ff. 603. 608.
Luther, Veit, Onkel Luthers, I, 23.
Lykosthenes (Wolfhart), II, 337. 391, 393.

Mackenrod, Luthers Schwager, I, 27. II, 484, 597.
Magenbuch, II, 582.
Magnus, Herzog von Mecklenburg, II, 284. 413.
Major, Georg, II, 599. 601 f. 614.
Maltitz, Johann von, s. Meißen, Bischof von.
Malvenda, II, 600.
Marbach, Joh., II, 563.
Margaretha, Tante Karls V., I, 642, 792.
Margarethe, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, I, 298.
Margarethe, Fürstin von Anhalt, II, 502.
Margarethe (v. d. Saal), zweite Gemahlin Philipps von Hessen, II, 469. 513 ff.
Maria, Schwester Karls V., I, 412. 653. 662. II, 113. 158. 227.
Maria, Tochter Katharinas von England, II, 370.
Marschalk, Nicolaus, I, 45.
Marx, Thomä, s. Stübner.
Matheſius, Johann, I, 26. 31. 36 f. 55. 57. 664. 772. II, 40. 155. 246. 321. 433. 467. 474. 477. 480. 488. 495. 498. 500. 502. 574. 621. 650.
Maugis, Ferdinand von, II, 593.
Mäuslein, s. Musculus.
Maximilian, Kaiser, I, 205 f. 212. 239. 242. 329. 344. 412 f. 494.
Mazolini, Prierias.
Medler, II, 284. 541. 545. 593.

*) I, 776, Anm. 1 zu S. 23, sollte nicht von Heinz, sondern nur von „Hans dem Kleinen" als „angeblichem" Onkel L's. die Rede sein.

Meißen, Biſchöfe von, I, 272. 311. 316. 424. 496. 525. 555. II, 148. 413. 416. 555.
Melanchthon, Philipp, I, 22. 25 ff. 31. 40. 44. 46. 49 f. 55. 57. 64. 66. 76. 86. 99 f. 103. 111 ff. 211 f. 217. 230. 253. 267. 281 ff. 286 ff. 302 f. 323. 327 f. 332 ff. 358 f. 383. 395 ff. 426. 438. 459. 469 ff. 482. 484. 495 ff. 504 ff. 511. 517 ff. 530. 537. 540. 547 f. 560. 582. 585. 600 ff. 607. 610. 617. 619. 633. 642. 649. 652. 657 f. 661 f. 682. 688. 692. 700. 702. 711 f. 717. 731. 738. 744 f. 756. 761. 768. 770. 773 ff. 779 f. 784 f. 788. 791. 799 f. 804 f. 808 ff. II, 2 f. 28 ff. 38 ff. 51. 84. 104. 114. 119. 124 ff. 130. 133. 138. 140 f. 154. 159. 163. 168. 179. 184. 191. 193 ff. 202 ff. 208 ff. 213 ff. 227 ff. 232 ff. 237 ff. 244 ff. 252 f. 256. 259. 266. 268. 273 f. 277. 283. 285. 287. 289. 291. 316. 321. 324. 329 ff. 336 ff. 341. 343. 345 f. 367 ff. 372. 377 ff. 382. 384 f. 390 ff. 399. 401 f. 410 f. 414. 417 f. 420. 425. 443 ff. 458. 460 ff. 464 f. 469 f. 477 f. 482. 484. 489. 499. 501 ff. 505. 507. 509 f. 513 ff. 523 ff. 532 ff. 544. 547 ff. 558 ff. 566 ff. 577. 581 ff. 590 ff. 599 ff. 604 ff. 610.
Melander, II, 316. 318. 469. 513.
Melrichſtadt, ſ. Pollich.
Menius, Juſtus, II, 28. 152. 163. 277. 339. 345. 380. 461. 516. 519. 620.
Mengenbach, II, 388.
Merſeburg, Biſchöfe von, I, 160. 251 ff. 278. 313. 316. 401. 424. 525. 555. 607. 652. 663. II, 551. 563.
Metzſch, Hans, II, 39. 161. 305. 339. 438 f. 441 f.
Meyer, Bürgermeiſter in Baſel, II, 350 f. 353 f. 387.
Michel, polniſcher Jude, I, 664.
Micyllus, II, 317. 344.
Miltitz, Karl von, I, 213 f. 235 ff. 251. 278 f. 316. 365 f. 382 ff. 395. 402. 786. 792.
Minkwitz, von, I, 444, 461. 653. II, 14.
Miriſch, Melchior, I, 648, 804, 810.
Mochau, Margarethe von, II, 176.
Mohre, (More) in Wittenberg, I, 519.
Mohr in Naumburg, II, 593.
Mohr, Hans, II, 104.
Moiban, II, 82, 84.
Moller, Heinrich, aus Zütphen, ſ. Zütphen.
Montanus, Jacob, I, 646.
More, Thomas, Biſchof, II, S. 375.
Moritz, Herzog von Sachſen, II, 551. 555. 557 f. 597. 600.
Morone, II, 520.
Moſellanus, Peter, I, 255. 258. 266 f. 279. 282. 535. 560. 691. 789.
Moßhauer, Dr., I, 34.
Müller, Caspar, Mansfelder Kanzler, I, 752 f. 771.
Mühlpford, II, 276.
Münſter, Sebald, II, 436.
Münſter, Sebaſtian, I, 608. II, 424.
Münſterberg, Karl, Herzog von, I, 649.
Münzer, Thomas, I, 520 ff. 544 f. 616. 702 ff. 709 ff. 732. 735. 737 f. 744 ff. 750. 760. 763. 799 f. 807 f. II, 323. 454. 461. 491.
Murner, Thomas, I, 728.
Muſa, Anton, I, 784.
Musculus (Mäuslein), II, 337. 345.

Mutian, I, 45 ff. 64. 113. 126. 128. 137. 139. 475. 686. 760. 781.
Myconius, (Merum) Friedrich, I, 90. 96. 156 f. 160. 172. 439. 746. 786. 796. II, 28. 131. 339. 344. 347. 354. 380. 390 f. 399. 402. 516. 584.
Myconius, Oswald, II, 569. 573.

Natin, Johann, I, 65. 75. 85. 140.
Naumburg, Bischof von, (Philipp) I, 437. II, 540 f.
Neobolus, (Neuheler) II, 480.
Neobulus, (pseudonym) II, 519.
Nesen, Wilhelm, I, 440.
Nesse, Johann, s. Esch.
Normann, Georg, II, 410.

Oecolampadius, Johann, I, 281 f. 381. 689 f. 718 f. 807. II, 65. 80 ff. 92 ff. 103 f. 110. 128. 130 ff. 255 f. 268. 289. 329. 338 f. 572. 590.
Ochsenfahrt, s. Düngersheim.
Oelhafen, Sixtus, I, 796.
Oemler, Nicolaus, I, 28.
Olbekop, Johann, I, 108. 139. 780 f.
Oporinus, II, 580 f.
Ortwin in Köln, I, 136.
Osiander, Andreas, I, 626. 636. 648. 656. II, 102. 131. 136. 138. 184. 280 f. 336 f. 393. 619.
Ostermeier, Wolfgang, I, 778.
Oswald, Johann, I, 530.
Otther, II, 337.

Pack, Otto von, II, 38. 118. 120. 126. 618.
Pagninus, Santes, II, 424.
Palladius, Petrus, II, 409.
Pappenheim, Ulrich von, I, 443 f.
Passau, Bischof von, I, 400. II, 112.
Paul III., Papst, II, 327. 364. 371. 395. 512 f. 521 f. 537. 541. 553 f. 580. 585 ff.
Pauli, Benedikt, II, 39. 308.
Pellican in Basel, I, 718.
Perneder, II, 618.
Perusco, Mario, I, 204.
Peter, Barbier, II, 300. 635.
Petersen, I, 661.
Peutinger, Konrad, I, 216. 220. 447. 457. 460. 786. 796.
Pezensteiner (Petzensteiner, Petzenstein), Johann, I, 438. 464. 795.
Pfefferkorn, I, 135.
Pfeffinger, Degenhard, I, 106. 186. 206. 231. 236 f.
Pfeiffer, Heinrich, I, 710. 714. 732. 737. 744. 751.
Pfennig in Erfurt, I, 52.
Pfister, Johann, I, 772. 810.
Pflug, Cäsar, I, 257.
Pflug, Julius, II, 526. 531. 541 ff.
Philipp, Herzog von Pommern, II, 292.

Philipp, Landgraf von Heſſen, I, 454. 632. 651 f. 663. 743. 746. 750 f. 754, 757. 759. 805. II, 2 f. 10 f. 23. 48. 98. 102. 110. 118 ff. 125 ff. 130. 139. 182 ff. 187. 192. 209. 213. 216. 232. 236. 259. 262. 291. 322. 329 f. 348. 401 f. 443. 468 ff. 510. 512 ff. 522 ff. 532 ff. 557. 567. 571. 589. 597 f. 600. 618. 624.
Pirkheimer, I, 282. 381. 401. 792 f. 799.
Piſtorius, Maternus, I, 45. II, 526.
Piſtoris, Simon, I, 255.
Planitz, Johann von der, I, 623. 631. 798. 804. II, 35.
Plato, Luthers Tiſchgenoſſe, II, 474.
Plettenberg, Walter von, I, 660.
Poach, Andreas, II, 296.
Pobuſchka (auch: Paduſchka), Johann, I, 287.
Polenz, Georg von, I, 657 ff.
Poliander, Johann, I, 658.
Pollich von Melrichſtadt, I, 89 ff. 96. 107. 178.
Polner, I, 27. II, 480.
Près, Josquin de, II, 495.
Prieriaš, Sylveſter, (Mazolini) I, 179 ff. 198. 204. 206 ff. 226. 244. 261. 321. 335. 343. 367. 378. 431. 482.
Probſt, Jacob, I, 560. 599. 642 f. 651. 802. 804 f. II, 475. 601 f. 621.
Proles, Andreas, I, 35. 60. 62. 87.

Queiß, Erhard von, Biſchof von Pomeſanien, I, 658 f.

Rab, I, 237.
Rabe, Ludwig, II, 419 f.
Rabhem, ſ. Lupinus.
Raida, II, 315.
Raimund, Legat, I, 54.
Ramaſſy, II, 551.
Rango, Hugo, Biſchof von Rhegium, II, 286.
Raphael, Cardinal, ſ. Rovera.
Ratzeberger, I, 23. 26. 35. 37 ff. 60. 763. 779. II, 115. 494. 508. 515. 582. 594.
Regensburg, Biſchof von, I, 400.
Regius, Urbanus, I, 650. 714. 742. 805. II, 82. 237. 323. 334.
Reichenbach, Stadtſchreiber, I, 764. 768. 810.
Reinecke (Reincke), Hans, I, 34. II, 209 f.
Reinhard, Martin, I, 661. 709. 717 f. 732.
Reißenbuſch, Wolfgang, I, 595.
Renner, I, 213.
Reuchlin, I, 46 f. 89. 112. 120. 135 f. 179. 193. 212. 277. 280. 283 f. 317. 330. 332. 336. 607 f. II, 424.
Reuchlin, Mediciner, II, 480.
Rhau, I. 763. 779. 809.
Rhenanus, Beatus, I, 309.
Richard, Erzbiſchof von Trier, I, 237 f. 242 f. 251. 278 f. 398. 402. 437. 444. 454. 456 f. 461 ff. 599. 632. 751. II, 520.
Riſchmann, Johann, II, 487. 489.
Rochlitz, Fürſtin von, II, 514.

Robius, I, 703, 719. 807.
Rörer, Georg, I, 811. II, 23. 176. 268. 296 f. 339. 426. 428. 474. 500. 574. 576. 621.
Rosina, angeblich von Truchseß, II, 583.
Roßdalovicky, Wenzel, I, 287.
Roth, Stephan, II, 157.
Rothmann, Bernhard, II, 322 ff.
Rovere, Raphael de, I, 205 f. 337.
Rubeus, Johann, I, 259. 266.
Rubtfeld, Ambrosius II, 477. 603. 606. 608.
Rühel, Johann, I, 216. 223. 747 f. 751. 757 f. 766 f. 771. 773. 787. 808 f. II, 9. 114. 168. 220. 418.
Rupf, Konrad, II, 14.

Saal, Marg. v. d., II, 469; s. Margarethe.
Sabinus, II, 421. 450.
Sachs, Hans, I, 648.
Sadolet, II, 451.
Salzburg, Erzbischof von, I, 402. 437. 638. 685.
Sam, Konrad, I, 649.
Savoyen, Herzog von, s. Karl von Savoyen.
Schade, Peter, s. Mosellanus.
Schalbe, (Schalb), Caspar, Heinrich, Johann, Ursula, I, 38 f. 48. 777 f.
Schatzgeier, I, 680.
Schaumburg (Schauemburg), Sylvester von, I, 332. 337. 339. 791.
Schenk, Jacob, II, 413. 443. 447 ff. 453. 461 ff. 509. 618. 620.
Schenk, Michael, II, 461.
Scheurl, Christoph, I, 93, 141 f. 172. 184. 202. 215. 225. 687. 780. 783. 786 f. 806. II, 316. 618.
Schiefer (Severus), II, S. 481. 500.
Schirlentz, II, 427.
Schlaginhauf, II, 640.
Schleinitz, Johann, s. Meißen, Bischof von.
Schleupner, I, 328. 332. 647.
Schlick, Sebastian, Graf von, I, 665. 677. II, 321. 430. 578.
Schmidberg, I, 396.
Schmidt in Königsberg, I, 657.
Schneider, Johann, s. Agricola.
Schnell, Georg, II, 477.
Schnepf, Erhard, I, 188. 650. 785. II, 23. 213. 292. 329.
Schönfeld, Ave und Margarethe von, I, 764. 766. 809.
Schönitz, Anton von, II, 419 ff.
Schönitz, Hans von, II, 418 ff.
Schott, Hans, I, 443.
Schradin, II, 337.
Schulenburg, Matthias von der, II, 533.
Schuler, II, 337.
Schurf, Augustin, I, 530. II, 171. 176. 266.
Schurf, Hieronymus, I, 139. 174. 176. 324. 336. 348 f. 396. 438. 444. 457 ff. 462. 464. 530. 532. 536 f. 547. 599. 767. 770. 773. 795. 809. II, 35. 163. 463. 466. 614.

Schützmeister, II, 479.
Schwarzenberg, Johann von, I, 624. II, 115.
Schwarzburg, Graf von, I, 559. 646. 804. II, 604, 608.
Schwenkfeld, Caspar, I, 649. II, 82 f. 85. 568 f. 572. 616.
Scultetus, Bischof von Brandenburg, I, 160. 190. 239. 268 f. 457.
Seehofer, Arsarius, I, 653, 680.
Seidler, I, 496.
Seiler, Gereon, II, 334. 336.
Senfel, Ludwig, II, 245 f.
Servet, II, 325.
Severus, Wolfgang, s. Schiefer.
Sibylle, Gemahlin Johann Friedrichs, II, 3.
Sickingen, Franz von, I, 322. 328. 330 ff. 337. 339. 401. 410 f. 414. 441 f. 455. 478. 618. 631 ff. 646. 760.
Sieberger, Wolfgang II, 167. 486 f.
Sigismund, König von Polen, I, 659.
Soliman, Sultan, II, 10. 122. 286.
Solms, Graf, I, 332.
Soranus, Laurentius, II, 274 f.
Spalatin, Georg, I, 28. 45. 47. 49. 61. 64. 107. 114 ff. 131. 135 ff. 176 ff. 182. 184 ff. 206. 209 ff. 225. 228 ff. 240. 242. 249. 265. 267. 271. 277. 279. 281. 291 ff. 303 f. 311. 313 ff. 324. 327. 333. 335. 337 ff. 364 ff. 382. 397 f. 405 ff. 416 ff. 425. 431 f. 437. 441. 443. 453 f. 457. 459. 461. 469 ff. 484. 495. 497. 500. 503 f. 507. 509. 511. 537. 549. 563 f. 577. 595 f. 597. 599 ff. 610. 617. 627. 632 ff. 639 f. 662 ff. 677. 679. 711. 714. 731 f. 745. 752. 760 f. 763. 765. 768. 771. 781 ff. 790 ff. 798 ff. 807 ff. II, 2. 6. 11. 13 f. 26. 29 f. 38. 41. 142. 166. 193. 195. 218. 236. 246. 380. 384 f. 390. 392. 423. 435. 503. 545. 560. 582. 584. 613 f. 617 f.
Spengler, Lazarus, I, 282. 381. 401. 647. 656. 732. 793. II, 127. 149. 184. 223. 236 f. 239. 241. 246. 280. 316.
Speratus, Paul, I, 561. 573 f. 578. 658 f. 668. 670. 801. 805. II, 149.
Spreng, Jacob Probst.
Staremberg, Barthimäus von, I, 647, 804.
Staufen, Argula von, s. Grumbach.
Staupitz, Johann, I, 35, 60. 62 ff. 72. 76 ff. 87 ff. 99. 104 ff. 115. 127 f. 139 ff. 158. 160. 175. 186. 190 ff. 210 ff. 217. 220. 224 ff. 234. 297. 358 f. 365. 402. 406. 424. 437. 642. 685 f. II, 39. 485.
Staupitz, Magdalena, I, 80. 596. 802. II, 39.
Stein, Wolfgang, I, 559. 598. 711. 715. II, 545.
Sternberg, Prior von, I, 651.
Stiefel, Michael, I, 647. 650. II, 47. 115. 164. 167. 176. 325 f. 492.
Storch, Nicolaus, I, 520 f. 549. 715. 756. 799 f.
Storm, s. Sturm.
Strassen, Michael von der, I, 532.
Stratner, II, 460.
Strauß, Jacob, I, 711 f. 717. 723. 757. II, 84.
Stromer, s. Auerbach.
Stübner, Marcus, I, 520 f. 548 f. 756. 799 f.
Sturm, Caspar, Kaiserl. Herold, I, 438. 441 ff. 463.

Sturm (Storm), Magdeburger Bürgermeiſter, I, 34. 648.
Sturm, Straßburger Bürgermeiſter, II, 131. 136. 336.
Sturm, Straßburger Rektor, II, 451.
Sturz, Arzt, II, 388. 390 ff. 515.
Swaven (Suaven), Peter von, I, 438. 443. 464. 476. 795.
Sulzer, II, 354.

Tann (Tannen), Eberhard von der, II, 319. 516.
Taubenheim, Hans von, II, 39. 487.
Tauber, Caspar, I, 653.
Tauſen, I, 662.
Tetzel, Johann, I, 61. 127. 147. 149. 156 ff. 172. 178 f. 183. 203. 236 ff. 257.
Teutleben, Valentin, I, 323. 326. 337. 790. II, 212.
Thomas, Marcus, ſ. Stübner.
Thorn, Lambert, I, 643. 804.
Thun, Friedrich von, I, 443. 450. 460.
Thür, Johann, Mansfeld. Kanzler, I, 738. 771.
Thurzo, Johann, Biſchof von Breslau, I, 328. 648. 791.
Tolleth, ſ. Jörger.
Tommitzſch, Wolf, I, 596.
Trebonius, Johann, I, 39.
Trier, Erzbiſchof, ſ. Richard.
Trutvetter, M. Jodocus, I, 42. 44. 46. 51 f. 93. 107. 133. 141 f. 188 f. 211 267. 280. 788.
Tulich, I, 367.
Türk, II, 451. 600

Ulrich, Herzog von Würtemberg, I, 329. II. 132. 291.
Urban, Humaniſt, I, 64.
Urbanus von Serralonga, I, 216. 224.
Urſel, I, 104.
Urſula, Herzogin von Münſterberg, II, 118.
Uſingen, Bartholomäus Arnoldi von, I, 42. 44. 46. 51 f. 60. 65. 76. 141. 188 326. 552.

Vadian, II, 353.
Vay, Matthias de, ſ. Devay.
Behus (Beuß), I, 457 ff. 796. II, 238.
Venatorius, Thomas, II, 161.
Venetus, Gabriel, I, 181 f. 185.
Veltwick, von, II, 522.
Vergerius, Paul, II, 371 ff.
Viccius, I, 336, ſ. Wick.
Viribimontanus, ſ. Grünberger.
Viscamp, II, 167. 278.
Voes, Heinrich, I, 643. 804.
Vorſt, Biſchof, II, 385.

Waldburg, Truchſeß von der, I, 751. II, 238.
Walter, Johann, II, 14. 39. 494 f. 613. 619.

Waſa, Guſtav, ſ. Guſtav.
Watzdorf, von, I, 598.
Weinmann, Sebaſtian, I, 41. 53.
Weiß, Michael, I, 671.
Weller, Hieronymus, II, 210 f. 284. 339. 425. 474. 477. 502. 509. 541. 618.
Weller, Peter, II, 210.
Wertheim, Graf Georg, I, 457. 646. 804.
Weſterburg, Gerhard, I, 549. 709. 715. 800.
Wick, von der, I, 336. 791. II, 322 f.
Wiedemann, II, 307.
Wigand, Lehrer, I, 39.
Wilhelm, Herzog von Baiern, ſ. Baiern.
Wilhelm, Herzog von Braunſchweig, I, 454.
Wimpheling, II, 172. 206.
Wimpina, I, 91. 178, 180 f. 183.
Winkler, Georg, II, 113 f. 175. 418. 420.
Witzel, Georg, I, 24. 757. II, 314 ff. 324. 462.
Wolferinus, II, 569 f.
Wolfgang, Fürſt von Anhalt, II, 125. 286. 604.
Wolfgang, Pfalzgraf, I, 186 ff.
Wolfhart, ſ. Lykoſthenes.
Würzburg, Biſchof von, I, 751.

Zack, Johann, I, 272. 274.
Zapolya, II, 12.
Zaſius, Ulrich, I, 687. 806.
Zaſchwitz, II. 441 f.
Zell in Straßburg, I, 649.
Zell, Katharina, I, 718.
Ziegler, Bernhard, II, 574.
Zütphen, Heinrich von, I, 642 f. 651. 654 f. 664. 792. 804. II, 112.
Zwilling, Gabriel (Didymus), I, 501. 504 f. 516 ff. 547. 558. 802.
Zwingli, I, 309. 525. 578. 700. 718 f. 769. II, 65—112. 127—139. 159. 172. 180 ff. 192. 244. 256 f. 268. 289. 291. 316. 323. 328. 330 f. 336. 338 ff. 348. 355. 358. 505. 565 f. 572. 590. 592.

Die Schriften Luthers,

welche in Band 1 und 2 besprochen sind.

(Die mit † bezeichneten sind erst nach Luthers Tod gedruckt worden.)

1512 oder 1513.

Beginn der ersten Psalmenauslegung Luthers. † B. 1 S. 108.

1513.

Praeceptorium (nicht erhalten). S. 108.

1515.

Predigten seit 1515. S. 119.

1516.

Vorrede zu „Was der alte und neue Mensch sei" (Deutsche Theologie). S. 114.
Thesen zu Barthol. Feldkirchens Disputation. S. 133.
Vorlesungen über den Galater-Brief seit 1516 (vgl. zum Jahr 1519). S. 111.
Predigten über die zehn Gebote seit 1516 (vgl. z. J. 1518). S. 120.

1517.

Die sieben Bußpsalmen. S. 120.
Auslegung des Vater Unser (1517. 1518). S. 120 vgl. 234. 309.
Thesen bei Franz Günthers Disputation S. 134.
Die 95 Thesen. S. 161.
Sermon von Ablaß und Gnade (1518). S. 177. 182.
Sermo de poenitentia. S. 182.

1518.

Herausgabe von Decem Praecepta (vgl. z. J. 1516). S. 120.
Vorrede zu Ein deutsch Theologia. S. 115.
Psalm 110. S. 184.
Heidelberger Thesen. S. 187.
Sermon vom Sakrament der Buße. S. 195. 298.
Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade. S. 203.
Asterisci adv. obeliscos Eccii. S. 203. 208.
Contra Hochstratenum. S. 204.
Responsio ad dial. Silv. Prieriatis. S. 206.
Resolutiones disputat. de indulgentiarum virtute. S. 190. 209.
Sermo de virtute excommunicationis. S. 209.
Appellatio ad concilium. S. 232.
Acta Augustana. S. 231.
Sermo de triplici Iustitia. S. 292.
Instructio pro confessione peccatorum. S. 293.

1519.

Unterricht auf etliche Artikel. S. 240.
Disputatio et excusatio adv. criminationes Eccii. S. 247.
Resolutiones super propositione XIII. S. 250.
Resolutiones super propositiones Lipsiae disput. S. 269.

Defensio contra malignum Eccii judicium. S. 272.
Ad aegocerotem Emseranum. S. 274.
Ad J. Eccium super expurgatione Ecciana. S. 277.
Predigt vom ehelichen Stande. S. 291.
Sermo de duplici justitia. S. 292.
Sermon von Betrachtungen des heiligen Leidens Christi. S. 292.
Sermon von Bereitung zum Sterben. S. 297.
Unterweisung zum Beichten. S. 298.
Von Prozessionen in der Kreuzwoche und vom Gebet. S. 292.
Sermon vom Sakrament der Taufe. S. 298.
Sermon vom hochwürd. Sakrament des Leichnams Christi. S. 298.
Sermon vom Bann. S. 298.
Ausgabe des Commentar. in Epist. ad Galatas (vgl. z. J. 1516). S. 288.
Operationes in Psalmos (1519—1521.) S. 289. vgl. 432. 477.

1520.

Tessaradecas consolatoria. S. 294.
Confitendi ratio. S. 292.
Kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens ꝛc. S. 309. vgl. 612.
Auslegung des Vater Unser vor sich und hinter sich. S. 309.
Erklärung etlicher Artikel im Sermon v. Sakrament. S. 312.
Protestation und Erbieten. Oblatio sive protestatio. S. 313.
Antwort auf die Zettel so unter des Offizials zu Stolpen Siegel ꝛc. S. 314.
Responsio Lutheriana ad condemnationem per Lovanienses. S. 316.
Vom Papstthum zu Rom. S. 318.
Epitoma responsionis Silv. Prieriatis. S. 321.
An den christlichen Adel deutscher Nation. S. 336.
Sermon von guten Werken. S. 344.
Sermon vom N. Testament, d. i. von der heil. Messe. S. 359.
De captivitate Babylonica. S. 364.
De libertate Christiana. Von der Freiheit eines Christenmenschen. S. 382.
Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen. S. 402.
Wider die Bulle des Endchrists. Adversus exsecrabilem Antichristi Bullam. S. 403.
Appellatio ad Concilium repetita. Appellation oder Berufung an ein christlich frei Concilium. S. 404.
Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind. Quare pontificis Romani etc. S. 406.
Grund und Ursach aller Artikel ꝛc. Assertio omnium articulorum etc. S. 407. 425.

1521.

Unterricht der Beichtkinder. S. 425.
An den Bock zu Leipzig. S. 426.
Auf des Bocks zu Leipzig Antwort. S. 426.
Auf das überchristliche Buch Bock Emsers. S. 426.
Widerspruch seines Irrthums erzwungen durch — — Emser. S. 427.
Lobgesang d. h. Jungfrau Maria, gen. das Magnifikat. S. 432. 476.
Ad librum — — Ambrosii Catharini responsio. S. 428.
Passional Christi und Antichristi. S. 431.
Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe ꝛc. S. 478.
Der 118. (119.) Psalm, nützlich zu beten. S. 479.

Auslegung des Evangelii von den zehn Aussätzigen. S. 479.
Rationis Latomianae — — confutatio. S. 480.
Urtheil der Theologen zu Paris. S. 482.
Enarratio epistolarum et evangeliorum. S. 303. 432.
Auslegung des 36. (37.) Psalms. S. 480.
Auslegung des 67. (68.) Psalms. S. 469. 476.

1522.

Bulle Coenae Domini. S. 483.
Kirchenpostille, erster Theil des Winterhalbjahrs. S. 486 (vgl. z. J. 1525. 1527. 1540. 1543).
Evangelium am Tag der heil. drei Könige (daraus: „Bedenken und Unterricht ꝛc." E. A. 28, 1 ff.) S. 498.
Thesen De Voto Religionum. S. 498.
De votis monasticis. S. 501.
De abgroganda missa privata. Vom Mißbrauch der Messe. S. 508.
Treue Vermahnung, sich zu verhüten vor Aufruhr. S. 415.
Acht Sermone, geprediget zu Wittenberg in der Fasten. S. 537.
Von beider Gestalt des Sakraments. S. 551.
Von den Heiligen. Epistel an die Kirche in Erfurt. S. 553.
Missive allen denen so — — Verfolgung leiden, an H. v. Cronberg. S. 550. 630.
Von Menschenlehre zu meiden. S. 555.
Wider den falsch genannten geistlichen Stand. S. 555.
Breve quoddam Papae Adriani. S. 628.
Contra Henricum regem Angliae. S. 676.
Praefatio in J. Wessel. etc. S. 682.
Predigt vom ehelichen Leben. S. 590.
Betbüchlein. S. 581. 613.
Das Neue Testament deutsch. S. 600 (vgl. z. J. 1530).

1523.

Daß eine christliche Versammlung Macht habe ꝛc. S. 557.
De instituendis ministris. S. 666.
Von Ordnung des Gottesdienstes. S. 561.
Formula Missae. S. 561. 568.
Von weltlicher Obrigkeit. S. 620.
Wider die Verkehrer Kaiserl. Mandats. S. 628.
Adversus armatum virum Cocleum. S. 680.
An die Herrn Deutsches Ordens. S. 656.
Ursach und Antwort daß Jungfrauen ꝛc. (an Koppe). S. 596.
Deutung des Papstesels und Mönchskalbs. S. 681.
Daß Jesus ein geborner Jude sei. S. 684.
Vom Anbeten des Sakraments. S. 671.
Taufbüchlein. S. 579 (vgl. z. J. 1526).
Wie man recht — — taufen soll. S. 580.
Ordnung und Bericht, wie es mit Jenen, so das Sakrament ꝛc. (Predigt). S. 581.
Ordnung eines gemeinen Kastens. S. 588.
Praefatio in Apologiam Apelli. S. 635.
Praefatio in Franc. Lamberti comm. in reg. Minorit. S. 663.
Praefatio in medit. Ps. 51. Hier. Savonarolae. S. 683.
Sendbrief an die Christen in Holland und Brabant. S. 644.

Troſtbrief an die Chriſten zu Augsburg. S. 650.
Lied von den Brüſſeler Märtyrern. S. 574. 644.
Lied „Nun freut euch, lieben Chriſten gmein." S. 574.
Auslegung von 1 Korinth. 7. S. 590.
Erſter Petri-Brief, gepredigt. S. 615.
Erſter Theil der Ueberſetzung des A. Teſtaments. S. 609.
1523 (1522?)—1524: Predigten über das 1. Buch Moſe (herausgeg. 1527). S. 615.

1524.

Vom Gräuel der Stillmeſſe. S. 563.
Zwei uneinige und widerwärtige Gebote. S. 637.
Duae episcopales bullae. S. 658.
Geſchichte, wie Gott einer ehrbaren Jungfrau ꝛc. S. 597.
Wider das blinde und tolle Verdammniß — — v. d. Univerſität zu Ingolſtadt. S. 681.
Wider den neuen Abgott — — der zu Meißen ꝛc. S. 681.
An die Rathsherrn —, daß ſie chriſtliche Schulen ꝛc. S. 582.
Von Kaufshandlung und Wucher. S. 729.
Ein Brief an die Fürſten von Sachſen vom aufrührer. Geiſt. S. 712.
Ein Brief an die Chriſten zu Straßburg (herausgeg. 1525). S. 719.
Troſtbrief an die Miltenberger mit Pſalm 119 (120). S. 654.
Sendbrief an die Chriſten zu Riga ꝛc. mit Pſalm 127. S. 660.
Erſtes Wittenberger Geſangbuch. S. 574.
Der 2. Petri-Brief und Judas-Brief, gepredigt. S. 615.
Zweiter Theil des A. Teſtaments. S. 610.
Deutſcher Pſalter. S. 611.
Dritter Theil des A. Teſtaments. S. 611.
Winter 1524—1525 Pedigten über 1. Timoth. (einzelnes gedruckt).
1524 und in den folgenden Jahren Vorleſungen über Hoſea (herausgeg. 1526), über Joel, Amos, Obadja (herausgeg. wohl 1536), — über Nahum, Zephanja, Malachia (†) S. 617. B. 2 S. 154.
1524 bis 1529 Predigten über das 2. bis 5. Buch Moſe (theilweiſe gedruckt). S. 615. (vgl. z. J. 1529. 1532.)

1525.

Papſt Clemens VII. zwo Bullen, damit er das Jubeljahr ꝛc. B. 2 S. 146.
Chriſtliche Schrift an p. p. Reißenbuſch, ſich in ehlichen Stand zu begeben. B. 1 S. 596.
Wider die himmliſchen Propheten. S. 720.
Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel ꝛc. S. 738.
Wider die mörderiſchen Rotten der Bauern. S. 748.
Sendbrief v. d. harten Büchlein wider die Bauern. S. 752.
Schrift, Carlſtadts Büchlein anlangend. S. 756.
Beiwort zu Carlſtadts Erklärung. S. 756.
Deuteronomion Mose. S. 616.
Von Br. Henrico (Heinrich v. Zütphen) ꝛc. mit Pſalm 9. S. 655.
De servo arbitrio. S. 695. B. 2 S. 140.
Zweiter Theil der Kirchenpoſtille fürs Winterhalbjahr. S. 615.

1526.

Schrift gegen den Mainzer Rathſchlag. B. 2 S. 8.
Von den Kloſtergelübden, an Joh. Friedrich. S. 146.
Sermone über Ap.-Geſch. 15. 16. S. 147.

Vorrede zum Syngramma suevicum. S. 86.
Sermon vom Sakrament des Leibes ꝛc. S. 87.
Deutsche Messe. S. 15.
Neue Bearbeitung des Taufbüchleins. S. 22. (vgl. z. J. 1523.)
Ob Kriegsleute auch in seligem Stande ꝛc. S. 8.
Auslegung des Propheten Habakuk. S. 157.
„ „ „ Jona. S. 157.
Vier Trostpsalmen, an die Königin Maria. S. 113. 158.
Auslegung von Psalm 112. S. 158.
Eine Epistel aus dem Propheten Jeremia (herausgeg. 1527). S. 150.
Vorlesungen über den Prediger Salom. (herausgeg. 1532). S. 155.
Wohl 1526—1527 Vorlesungen über das hohe Lied (herausgeg. 1538). S. 155.

1527.

Auf des Königs in England Lästerschrift Titel. S. 145.
Trostschrift an die Christen zu Halle. S. 114.
Zur Geschichte Leonhard Kaisers. S. 113.
Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib, noch fest stehen. S. 88.
Ob man vor dem Sterben fliehen möge. S. 161. 173.
Kirchenpostille, Sommerhälfte und Festpostille, durch Roth. (1527 u. 1528.) S. 157.
Vorwort und Nachwort zum „Papstthum mit seinen Gliedern". S. 149.
Vorrede zu Lichtenbergers Weissagung. S. 150.
Herausgabe der Predigten über 1. Mose (vgl. z. J. 1523). B. 1 S. 615.
Vorlesungen über den 1. Johann.-Brief † B. 2 S. 155.
„ „ „ Titus- und Timoth.-Brief † S. 155.
1527—1530 Vorlesungen über Jesaia (herausgeg. 1532. 1534). S. 155.

1528.

Vorrede zum Visitatorenunterricht. S. 34.
Bekenntniß vom Abendmahl Christi. S. 104.
Bericht — — auf des Bischofs zu Meißen Mandat. S. 148.
Von der Wiedertaufe, an zwei Pfarrherrn. S. 151.
Thesen De Digamis Episcoporum. S. 464.
Auslegung des Propheten Sacharia. S. 157.
Vorrede zu Bruder Clausens Gesicht ꝛc. S. 149.
Aesops Fabel vom Löwen und Esel (von Luther?) S. 150.
Predigten über 2. Mose 19. 20. S. 156.
1528—1529 Predigten über Johann. Kap. 17 (herausgeg. 1530) u. Kap. 18—20. † S. 156.

1529.

Großer Katechismus (nebst: Vermahnung zur Beichte). S. 53.
Kleiner Katechismus. S. 55.
Traubüchlein. S. 62.
Von heimlichen und gestohlenen Briefen ꝛc. S. 120.
Vom Krieg wider die Türken. S. 122.
Heerpredigt wider die Türken. S. 188.
Marburger Artikel. S. 137.
Schwabacher Artikel. S. 180. 201 (herausgeg. 1530).
Neue Lieder im Wittenberger Gesangbuch. S. 23. Ein feste Burg ꝛc. S. 127. Vorrede. S. 576.
Vorrede zu Venatorius Unterricht für Sterbende. S. 161.

Vorrede zu J. Menius, von christlicher Haushaltung. S. 161.
Uebersetzung des Buchs der Weisheit. S. 159.
Trostschrift mit Psalm 142. S. 158.
Predigten über 5. Mose 1—9 (vgl. oben z. J. 1524—1529). S. 156.
Zwischen 1529 und 1531: neue Vorlesungen über den 1. Johann.-Br. † S. 155. 269.

1530.

Von Ehesachen. S. 162.
Vorrede zum „Kurzen Auszug aus den päpstl. Rechten". S. 149.
Praefatio in librum de rit. et moribus Turcanum. S. 191.
Neue Ausgabe des Neuen Testaments. S. 159.
Prophet Daniel. S. 160.
Vorrede zu J. Menius, der Wiedertäufer Lehre. S. 152.
Vermahnung an die Geistlichen — — in Augsburg. S. 198.
Auf das Schreien — über die 17 Artikel. S. 201.
Hesekiel Kap. 38. 39. S. 202.
Aesops Fabeln. † S. 203.
Psalm 118 Confitemini. S. 202.
Brief an den Cardinal Erzbischof zu Mainz (mit Psalm 2). S. 220.
Etlich Artikelstück, so M. Luther erhalten will ꝛc. Propositiones de Ecclesia. S. 224.
Widerruf vom Fegfeuer. S. 224.
Von den Schlüsseln. S. 224.
Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll. S. 225.
Vermahnung zum Sakrament. S. 242.
Auslegung von Psalm 117. S. 242.
Sendschreiben vom Dolmetschen ꝛc. S. 242.
Psalmi I—XXV. † S. 222. Entwürfe zu andern Psalmerklärungen. † S. 629 f.
Auserlesene Sprüche, damit sich Luther getröstet. † S. 222.
Feine christliche Gedanken der alten Väter, daß ein Christ das Kreuz ꝛc. † S. 222.
Auslegung von Psalm 82. S. 247.
„ „ „ 111. S. 247.
Herausgabe der Predigten über Johann. 17. S. 156 (vgl. z. J. 1528).
1530 bis 1532 Predigten über Matth. 5—7 (herausgeg. 1532). S. 247.
„ „ „ „ „ Johann. 6—8. † S. 247.

1531.

Neue Ausgabe der Psalterübersetzung. S. 248.
Glosse auf das vermeinte Kaiserliche Edikt. S. 250.
Warnung an seine lieben Deutschen. S. 253.
Wider den Meuchler zu Dresden. S. 265.
Enarr. Psalmi 42. † S. 267.
Seit 1531 Vorlesungen über den Galater-Brief (herausgeg. 1535). S. 269.
1531—1533 Vorlesungen über die Stufenpsalmen (herausgeg. 1540). S. 268.
Zwischen 1530 u. 1535 Vorlesungen über Hosea (herausgeg. 1545), Micha (herausgeg. 1542) und Joel. (†) S. 268.

1532.

Von den Schleichern und Winkelpredigern. S. 319.
Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg. S. 307.
Sendschreiben an Herzog Albrecht von Preußen. S. 257.

Praefatio in Athanasii libros contra idololatriam. S. 325.
Ueberſetzung des Alten Teſtaments, letzter Theil der kanon. Bücher. S. 248.
Predigt über 1 Tim. 1, 5 ff. S. 289.
Predigt über 1. Joh. 4, 16—21. S. 269.
Predigten über Jeſai. 9, 1—7. S. 296.
Auslegung von Pſalm 147. S. 267.
Herausgabe der Predigten über Matth. 5—7 (vgl. z. J. 1530 —1532). S. 247.
Herausgabe der Predigt über den Segen 4. Moſe 6, 22 ff. (vgl z. J. 1524—1529). S. 156.
Herausgabe der Annot. ad Ecclesiasten. (vgl. z. J. 1526). S. 155.
Herausgabe der Scholia in Esaiam Prophetam (vgl. z. J. 1527—1530), kürzere Ausgabe. S. 155.
1532—1533 Vorleſungen über Pſalm 2 (†). 51 (herausgeg. 1538). 45 (herausgeg. 1534). S. 268.
1532—1534 Hauspredigten (vgl. Hauspoſtille 1544). S. 269.

1533.

Kleine Antwort auf H. Georgs nächſtes Buch. S. 309.
Von der Winkelmeſſe und Pfaffenweihe. S. 310.
Brief von ſeinem Buch der Winkelmeſſe. S. 313.
Warnungsſchrift an die zu Frankfurt. S. 317.
Vorrede zur „Werbung ſo Papſt Clemens ꝛc." S. 288. 634.
Vorrede zu Raidas Antwort gegen Witzel. S. 315.
Vorrede zum Bekenntniß der böhmiſchen Brüder. S. 359.
Summarien über den Pſalter und Urſach des Dolmetſchens. S. 248.
Predigten über 1 Korinth. 15 (herausgeg. 1534). S. 287.
Vorleſungen über Pſalm 90 (herausgeg. 1541). S. 302.

1534.

Convocatio Concilii liberi (Ausſchreiben eines — — Concilii 1535). S. 263.
Epistolae Amsdorfi et Lutheri de Erasmo. S. 142. 314.
Praefatio in A. Corvini librum: Quatenus expediat etc. S. 314.
Vorrede zu Regius' Widerlegung der Münſterſchen ꝛc. S. 323.
Vorrede zu der Neuen Zeitung von Münſter. S. 323.
Einfältige Weiſe zu beten. S. 300.
Auslegung von Pſalm 101. S. 298.
Schluß der Ueberſetzung der altteſtamentl. Apokryphen. S. 293.
Erſte Geſammtausgabe der deutſchen Bibel. S. 296.
Predigt über Pſalm 65. S. 290.
Herausgabe der Scholia in Esaiam Prophetam (vgl. z. J. 1527—1530), größere Ausgabe. S. 155.
Herausgabe der Enarratio Psalmi 45 (vgl. z. J. 1532—1533). S. 268.
Herausgabe der Predigten über 1 Korinth. 15 (vgl. z. J. 1533). S. 287.

1535.

Sprüche wider das Concilium Obstantiense. S. 346.
Theſen zu Disputationen. S. 304.
Predigt an Epiphan. über die Kindertaufe. S. 321.
Neue Lieder im Wittenberger Geſangbuch („Vom Himmel hoch ꝛc."; „Sie iſt mir lieb ꝛc."). S. 301.
Herausgabe des Commentar. in Epist. ad Galatas (vgl. z. J. 1531 ff.). S. 302.

1536.

Auslegung des 23. Pſalms über Tiſch. S. 426.
Praefatio in tres epistolas Hussii. S. 386.
Praefatio zu Barnes' Vitae pontificum. S. 371.
Herausgabe der Enarrat. in Proph. Joel., Amos., Abdiam (vgl. z. J. 1524 ff.) S. 154.
1536– 1545 Vorleſungen über das 1. Buch Moſe (herausgeg. ſeit 1544). S. 302. 423.

1537.

Schmalkalder Artikel (herausgeg. 1538). S. 380.
Praefatio in epistolas quasdam Hussii. S. 396.
Vorrede zu: Ein alt chriſtlich Concilium zu Gangra. S. 396.
Der Artikel von der Donatio Constantini. S. 395.
Lügende vom heil. Chryſoſtomus. S. 396.
Cur et quomodo Christ. concilium etc. S. 396.
Auslegung des chriſtlichen Glaubens zu Schmalkalden. S. 386.
Doktorrede für P. Palladius. S. 409.
Auslegung von Pſalm 8. S. 426.
Predigten über Johann. 14—16. S. 426.
21 Predigten über verſchiedene Texte. S. 426.
Herausgabe von Conciunculae quaedam (über evangeliſche Perikopen). S. 425.
(Namensbüchlein, lateiniſch; nicht von Luther. S. 434.)
1537 und 1538 Theſen gegen Antinomismus. S. 455.
1537—1539 Predigten über Matth. 18—24. † S. 427.
„ „ „ Johann. 1—4. † S. 427.

1538.

Rathſchlag von der Kirche eines Ausſchuſſes etlicher Cardinäle. S. 397.
Die drei Symbola. S. 398.
Praefatio in Epist. S. Hieronymi ad Evagr. S. 398.
(Schmalkalder) Artikel, ſo da hätten ſollen aufs Concilium ꝛc. (vgl. z. J. 1537). S. 397.
Anſchlag gegen Lemnius' Epigramme. S. 421.
Praefatio in confessionem fidei Bohemor. S. 361.
Brief wider die Sabbather. S. 430.
„Frau Muſica" (zu Walther, Lob und Preis der löblichen Kunſt Muſica.) S. 495.
Auslegung von Pſalm 110 (erſchienen 1539). S. 427.
Herausgabe der Annotationes in aliquot capita Matthaei. S. 425.
Herausgabe der Enarratio in Cantica Cant. (vgl. z. J. 1526). S. 155.
Herausgabe der Enarratio Psalmi 51 (vgl. z. J. 1532 f.). S. 268.

1539.

Neue Ausgabe des Viſitatorenunterrichts. S. 436.
Wider den Biſchof zu Magdeburg Albrecht Cardinal. S. 422.
Von den Conciliis und Kirchen. S. 403.
Sendſchreiben an die Prediger in Soeſt. S. 400.
Wider die Antinomer. S. 478.
Umlaufſchreiben an alle Pfarrherrn ꝛc. S. 402.
Lied: „Vater Unſer im Himmelreich". S. 576.
Vorrede zu Gal. Capellä Hiſtorie ꝛc. S. 432.
Erſter Band der Wittenberger Geſammtausgabe von Luthers Schriften. S. 428.

1540.

Neue veränderte Ausgabe des Winterhalbjahrs der Kirchenpoſtille. S. 575.
An die Pfarrherrn wider den Wucher. S. 431.

Vorrede zum Bekenntniß des Dr. Barns. S. 400.
Herausgabe der Praelectiones in Psalmos graduum (vgl. z. J. 1531—1533). S. 268.

1541.

Revidirte Ausgabe der Bibelüberſetzung. S. 428. 574 f.
Wider Hans Worſt. S. 547.
Vorrede zu Urb. Regius, wider die gottloſen blutdürſtigen Sauliten. S. 549.
Vermahnung zum Gebet wider die Türken. S. 552.
Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort". S. 553; andere Lieder. S. 576.
Supputatio annorum mundi. S. 577.
Herausgabe der Enarratio in Psalm. 90 (vgl. z. J. 1533—34). S. 302.

1542.

Neue Zeitung vom Rhein. S. 539.
Exempel, einen rechten chriſtlichen Biſchof zu weihen. S. 546.
Von den Juden und ihren Lügen. S. 578.
Vom Schem Hamphoras. S. 578.
Verlegung des Alkoran Bruder Ricardi. S. 580.
Gegen Neobolus über Bigamie. † S. 519.
Troſtſchrift für Frauen, denen es unrichtig in Kindesnöthen gegangen. S. 575.
Geſangbuchsvorrede. S. 576.
Herausgabe des Comment. in Proph. Mich. (vgl. z. J. 1531—35). S. 268. 577.

1543.

Von den letzten Worten Davids. S. 578.
Letzte Lieder Luthers. S. 576.
Kirchenpoſtille, Sommerhalbjahr, herausgeg. von Cruciger. S. 575.
Vorleſungen über Jeſai. 9. † S. 577.
1543 und 1544 Theſen über Perſon Chriſti und Trinität. S. 580.

1544.

Kurzes Bekenntniß vom h. Sakrament. S. 572.
Vorleſungen über Jeſai. 53. † S. 577.
Beginn der Herausgabe der Enarrat. in I Libr. Mose (vgl. z. J. 1536). S. 576.
Herausgabe der Hauspoſtille Dietrichs (vgl. z. J. 1532—34). S. 269. 296.

1545.

Wider das Papſtthum zu Rom, v. Teufel geſtiftet. S. 587.
Papſttreu Hadriani ꝛc. S. 589.
Welſche Lügenſchrift von D. M. Luthers Tod. S. 589.
Theſen gegen die Löwener Theologiſten. S. 595.
Von dem gefangenen Herzog zu Braunſchweig. S. 598.
Neue Vorrede zum Viſitatorenunterricht. S. 558.
Herausgabe der Enarrat. in Proph. Hoseam (vgl. z. J. 1531—35). S. 268. 577.
Erſter Band der Opera Latina Luthers. S. 428. 590.

Berichtigung.

Band I, S. 423, Zeile 4 von oben lies ſtatt Glazio: Glapio
und ſtatt doppelgängig: doppelzüngig.